Digitized by Google

BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Christian. Wink. del.
I. Mich. Stöckler. fc. 1779.

Digitized by Google

Digitized by Google

H. L. 499.

<36629667710016

<36629667710016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Anzeigen

4° Fol. 3.
-1801

Digitized by Google

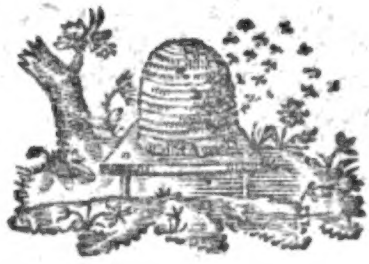
Neues Hannöverisches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

welche

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahret sind.



IIter Jahrgang.

vom Jahre 1801.

Hannover,
gedruckt bei G. C. Schlüter, landschaftl. Buchdrucker.
1802.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Erstes Register.

Rubriken vom Jahre 1801.

Stück.

1. I. Fragment einer kurzen Geschichte und Beschreibung der Stadt Göttingen, welches den Zeitraum von der Stiftung der Universität bis zum Ende des siebenjährigen Krieges enthält. Vom Hrn. Hofr. Meiners in Göttingen.
II. Zusatz zu der im 102ten St. dieses Magazins vom vor. Jahre befindlichen Beantwortung der Anfrage im 91ten Stück dieses Mag. vom vor. Jahre, ein Hopfensurrogat betreffend. Vom Hrn. Hofrath G. F. Wehrs.
2. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
3. Fortsetzung.
4. Fortsetzung.
5. I. Schluß.
II. Von Benutzung der Steinkohlen in den gewöhnlichen Windöfen. Von Hrn. G. zu H.
III. Anfrage. Von Herrn G. L. von Dassel.
6. I. Ueber den Glauben an fortschreitende Vervollkommnung des Menschen-Geschlechts. Von Hrn. F.
II. Hausmittel gegen Brandverletzungen.
III. Kapaunen, Enten und Gänse geschwind und wohlfeil fett zu machen.
7. I. Etwas über ästhetische Schwärmerei. Von G. F. K. in H.
II. Vorschlag zur bessern Fütterung der Kühe in diesem Winter, um mehr Milch und Butter zu erhalten.
III. Leibnitzens Urtheil über die deutsche Sprache. Von G. F. K. zu H.
8. I. Von dem geringen Nutzen gemeiner Hut und Weiden, und den grossen überwiegenden Vortheilen, wenn

Stück.

solche aufgehoben würden, besonders in Hinsicht auf die Königl. Churfl. Amtsvogtei Ilten. Von Hrn. A. B. zu J.
II. Mittel gegen die Lähmung der Hunde.
9. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.
II. Eingemachter Klee.
III. Wie man Skelette von Blättern machen kann.
10. I. Ueber das Kriechen der Kinder. Eine pädagogische Erfahrung. Von Hrn. Christian Dassel zu Schloß Ricklingen.
II. Zwei sehr einfache und bewährte Mittel gegen Zahnschmerzen. Vom Hrn. Hofzahnarzt Friedrich Hirsch zu Hannover.
11. I. Schluß der im vorigen Stück abgebrochenen ersten Abhandlung.
II. Ein Paar Gleichnisse zu beliebiger Deutung und Anwendung.
12. I. Versuch einer Beschreibung der in den hiesigen Landen angeordneten Leggeanstalten. Vom Herrn Leggeinspector Mummenthey zu Göttingen.
II. Mittel gegen die Flöhe der Hunde.
13. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Vorsicht im Gebrauch der aus Menschenhaaren verfertigten Putzwaaren.
14. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Beantwortung der im 5ten Stück des diesj. hannöv. Mag. befindlichen Anfrage: Wie sind die Regenwürmer aus den Blumenfeldern zu vertreiben? Von Hrn. Heinr. Hoefft zu Uelzen.

Digitized by Google

Erstes Register.

Stück.

III. Der Kantische Vater, die Wolfische Mutter und der lästerne Knabe. Von Hrn. H.

15. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Mittel, das Einschlafen zu befördern. Von R.
III. Einfaches und bewährtes Mittel, Flecken von rothem Wein, auch Kirschen u. s. w. aus der Tischwäsche zu bringen.
IV. Mittel, die Tragknospen und Blüten der Obstbäume gegen das Erfrieren zu sichern.

16. I. Etwas über einige giftige Pflanzen und Stauden, die gewöhnlich in den gedruckten Blumensaamen- und Pflanzen-Verzeichnissen der Handelsgärtner mit aufgeführt stehen. Zur nöthigen Warnung und Belehrung für in der Kräuterkunde unerfahrne Garten- und Blumenliebhaber.
II. Stratagem des Kambyses. Von K.

17. I. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorigen Stück.
II. Anekdote.

18. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.
II. Anfrage.

19. I. Nachricht von einigen Gegenständen, welche seit der letzten Bekanntmachung bei Königl. Churfl. Landwirthschafts-Gesellschaft verhandelt worden sind.
II. Petersilien im Winter zu erhalten.
III. Der Autor und der Buchhändler. von Hrn. H.

20. Versuch über die Ursachen der jetzigen Theurung aller Lebens- und Haushaltsbedürfnisse in den hiesigen Gegenden und einigen angränzenden Ländern. Von Hrn. G. L. Wömpner zu Hannover.

Stück.

21. I. Ueber die Bereitung des Juftenleders und über Gerbestoffe. Von Hrn Joh. Fischerström. Aus dem Kongl. Svenska Vet. Nya Handl. T. XIII. p. 45 — 61 übersetzt von Hrn. J. G. L. Blumhof.
II. Erklärung des Sprichworts: Ein X für ein U machen. Vom Hrn. Dr. Nöldeke.

22. I Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Neue Art, mit der Milch einer einzigen Kuh zu gleicher Zeit vier bis fünf Kälber aufzuziehen.
III. Beispiel großer Menschenliebe.
IV. Bemerkung zu den Nachrichten über die durch ein Gewitter im Frühjahre vor. Jahrs in der Gegend von Göttingen angerichteten Verheerungen. Von Herrn K. A. M. Schlegel zu Göttingen.

23. I Vom Verpflanzen junger Bäume. Von Hrn. K. A. zu J.
II. Ueber die Anzahl der verschiedenen Ordnungen, in denen 52 Blätter eines Kartenspiels liegen können. Von Hrn. K. zu H.
III. Die wahre pommersche Art und Weise Spickgänse zu machen.

24. Sollte man nicht der Studiersucht des gemeinen Mannes, besonders in der Theologie, Gränzen setzen?

25. I. Fortsetzung.
II. Englische Bierbrauerei.

26. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.
II. Nutzen vom Kürbis.
III. Freundschaftliche Erinnerungen und Bemerkungen über den Vorschlag zur bessern Viehfütterung mit Haberschrot. Von Hrn. B. zu — ln.

27. I. Einige Bemerkungen über den gewöhnlichen Cameralrechnungsstyl, in Vergleichung mit der doppelten Buchhaltung. Vom Hrn. Dr. Meißner in Göttingen.

Digitized by Google

Stück.

II. Etwas zur Beantwortung der Anfrage im 99ten Stück dieſes Magaz. vom vor. Jahre: Was bedeutet der Zuſatz in einer Urkunde von 1486: Am Abende Sante Johannis Evangeliſten ghenomed vor der gülden Porten. Von Hrn. H. M. zu H.

28. I. Schluß des erſten Aufſatzes im vorigen Stück.

II. Ein bewährtes Mittel gegen Brandverletzungen. Ein Zuſatz zu dem im 6ten Stück des diesjährigen hannöverſchen Magaz. bekannt gemachten Mittel. Von Hrn. M. zu W.

III. Beitrag zur Beantwortung der Anfrage im 41ten St. dieſes Mag. vom Jahre 1797. die Vertilgung des Hufſattigs betreffend. Von Herrn J. G. L. B.

IV. Armeniſches Confect.

29. Dem Andenken des Commerzraths Höpfner gewidmet vom Geh. Canzl. Secretair Brandes.

30. I. Einige Bemerkungen über die Sitten und Charakter der Mauren in Afrika. — Bemerkungen über die große Wüſte Zahara, über die wilden und zahmen Thiere in derſelben.

II. Preisaufgaben aus Mähren. Vom Herrn Ritter des Königl. Schwed. Waſaordens und Herzogl. Mecklenb. Strelitziſchen Hofrath G. F. Wehrs zu Hannover.

III. Beſonderes Pfandrecht.

IV. Anfrage.

31. I. Schluß des erſten Aufſatzes im vorigen Stück.

II. Etwas aus drei malabariſchen Sittenbüchern.

III. Der Rumfordſche Digeſſor.

IV. Beantwortung der Anfrage im 59. Stück dieſes Mag. vom vor. Jahre die blauen Flecke auf der Milch betreffend.

32. I. Herrn Mag. Liljeblads Auszug aus ſeinem Tagebuche einer Reiſe durch das nördliche Schweden, über den Nutzen des Isländiſchen Mooſes zu Speiſen, beſonders in theuren Jahren. Aus dem Haushaltungsjournal überſetzt von Hrn. J. G. L. Blumhof.

II. Ueber die Erziehung der Zwetſchenbäume aus ihren Steinen. Von Hrn. W.

33. I. Schluß des erſten Aufſatzes im vorigen Stück.

II. Herrn Prof. Osbecks Erfahrungen von der Fortpflanzung des gemeinen Haarmooſes (Polytrichum commune) durch Pferde. Aus dem Kongl. Svenſka Vet. Acad. Nya Handl. Von Hrn. J. G. L. Bl.

III. Etwas über den Anbau des Honiggraſes.

34. I. Bemerkung über die Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten in der Amtsvogtei Ilten, in beſonderer Beziehung auf den im 8ten u. 9ten Stück des neuen hannöv. Mag. von dieſem Jahre befindl. Aufſatz. Von A C — e zu H.

II. Von rothen Rüben zur Rindviehfütterung. Von Hrn. A. K. zu J.

III. Nachtrag zur Abhandlung im 83 und 84ten Stück des Magaz. von 1797. den Seekohl (Crambe maritima Linn.) betreffend. Von Herrn C. F. Müller in Göttingen.

35. I. Verzeichniß der Lectionen, die auf dem Köu. Pädagogio zu Ilfeld von Oſtern bis Michaelis 1801 gehalten werden ſollen.

II. Nachricht, wie die Indianer am Miſſiſippi das Maismehl zubereiten. Von Hrn. J. G. L. Bl. zu H.

36. I. Verſuche und Erfahrungen, betreffend die zweckmäßigſten Mittel, Eichen in Baumſchulen zum Anpflanzen zu erziehen, wie auch beim Pflanzen der Heiſter anzuwendenden Handgriffe, welche das Gedeihen einer Eichen-

Stück.

Eichenpflanzung vorzüglich befördern. Von Hrn. E. v. Kerßenbruch zu Weſterhof.

II. Vom vielfachen Nutzen der Vogelbeeren. Von Hrn. J. Köhne zu Kneſebeck.

37. I. Schluß des erſten Aufſatzes im vorigen Stück.

II. Ueber den gegenwärtig ſo ſehr hoch geſtiegenen Lohn der Dienſtboten und einige üble Folgen deſſelben. Von Hrn. B. zu B.

III. Etwas, die Holzerſparung betreffend.

38. Ueber den Zuſatz des Hopfens bei dem Bierbrauen und über Erſatzmittel des Hopfens. Von Hrn. F. Ch. Drechsler zu Cellerfeld.

39. I. Schluß des erſten Aufſatzes im vorigen Stück.

II. Etwas über die Bindheimſche Erfindung, kupfernes und eiſernes Küchen- Speiſe- und anderes Hausgeräth mit einem Firniß zu glaſiren.

40. I. Mittheilungen aus der Geſchichte in Beziehung auf den deutſchen Ackerbau der letztern zehn Jahrhunderte. Vom Hrn. Hofr. Jacobi zu Celle.

II. Anfrage.

41. I. Fortſetzung der Abhandlung im vorigen Stück.

II. Schluß des 2ten Aufſatzes im 39. Stück.

42. Fortſetzung der erſten Abhandlung im vorigen Stück.

43. Fortſetzung.

44. Fortſetzung.

45. I. Fortſetzung.

II. Das Neueſte vom Dalai-Lama.

46. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorigen Stück.

II. Der Waſſerfall Trollhätta in Schweden. (Aus dem Bref till en van under en Reſa i Landſorterna. Stockholm 1800. 8. p. 117 f.)

Stück.

47. Ueber die Armenanſtalten beim Rehburger Geſundbrunnen.

48. I. Benennungen der Feldländereien, deren Flächeninhalts, u. die Grundſätze, nach welchen im Amte Calenberg bei entſtandenen Gränzzwiſtigkeiten und deshalb erforderl. Vermeſſungen von den beeidigten Achtsmännern gemeinigl. verfahren wird. Von Hrn. A. R. zu J.

II. Hyacinthen ſo groß, wie die holländiſchen, zu erziehen.

III. Ueber das Unkraut: Duwock.

49. Etwas über den Geſundbrunnen zu Rehburg. Vom Hrn. Dr. Albers zu Stolzenau.

50. I. Wiedenſahl, ein kleiner Beitrag zur Geographie des Vaterlandes. Von Hrn. Nöldeke zu W.

II. Zubereitung des Korns zur Speiſe bei den Negern am Gambia in Afrika.

51. I. Schluß des erſten Aufſatzes im vorigen Stück.

II. Etwas über den Nachtheil des Backens oder Anhäufens der Kartoffelbüſche im Sand- und andern leichten Lande. Von Hn. B. zu H.

III. Einige Witterungsregeln, von einem erfahrnen und aufmerkſamen Landmann geſammelt. Von Hn. W. zu Br.

IV. Die Inſel Helgoland. Vom Hrn. Procurator Steern zu Ritzebüttel.

52. I. Ueber Waiſenhäuſer und den Lentinſchen Ventilator. Von Herrn Götz, erſten Prediger der luther. Gemeinde und erſten Director des von Frankenbergiſchen Armen- und Waiſenhauſes zu Caſſel.

II. Ueber die Kinderpocken. Vom Hrn. Superintend. Lindemann zu Dannenberg.

53. Ueber das türkiſche Reich. Auszug a. d. Briefe eines Reiſenden aus Conſt. v. 1. Nov. 1798. a. e. Freund in Lond.

Stück.

54 I. Schluß.
II. Ein Beitrag zur Beantwortung des im 30ten Stück des hannöverischen Magaz. vom vorigen Jahre geäußerten Wunsches. Von Hrn. S. zu Hoya.
III. Verzeichniß der Kinder, welche den 5ten Junius 1801. auf hiesigem Arbeitshause confirmirt worden.
IV. Sind rothe Rüben oder Runkelrüben zur Rindviehfütterung vortheilhafter? Von Hrn. B.
V. Nachricht von der Zerstückelung großer Kirchenglocken. Von Hrn. J. A. Dinglinger zu Lüneburg.

55. I. Ueber die Seefahrten der Einwohner des Fleckens Wiedensahl, im Stift Loccum. Von Hrn. Nöldeke zu W.
II. Beispiel von guter Gesinnung einer Landgemeine gegen ihre Prediger.
III. Einige Nachrichten über die Kuhpockeninpfung in Bremen. Vom Hrn. D. M. Bicker in Bremen.

56. I. Ein Wort für Studierende aus niedern Ständen.
II. Anfrage, eine gewisse Krankheit betreffend, die auf dem platten Lande so häufig gefunden wird, und von der sich doch kein deutlicher Grund einsehen läßt. Von Hrn. B. – P. zu B.
III. Meine Methode sehr reichlichen und guten weißen Kopfkohlsaamen zu ziehen. Von Hrn. W. zu E.

57. Kunst zu schweigen. Von Hrn. S.

58. I. Schluß.
II. Kurze Nachricht vom allmähligen Steigen der Titulaturen. Vom Hrn. Pastor Rotermund zu Horneburg.
III. Mittel zur Heilung hartnäckiger Flechten.

59. I. Ueber den Wiedensahler Handwerksbetrieb. Von Hrn. Nöldeke zu W.

Stück.

II. Anweisung zur Verfertigung eines sehr guten Potpourri.
III. Mittel, den Milchrahm (Sahne) lange aufzubewahren.
IV. Mittel gegen die Ratzen.

60. Uebersicht der sämmtlichen Intelligenz- und Nachrichtsbl. in Deutschland. Vom Hrn. Residenten von Schwarzkopf zu Frankfurt.

61. I. Schluß.
II. Witterung zu Cuxhaven am Ausflusse der Elbe 1798. Von Hrn. W. zu C.
III. Einige Bemerk. über den Rehburger Gesundbrunnen. Vom Herrn Hof- und Brunnenmedicus Biedermann.

62. I. Durch welche Mittel kann der Gartenbau oder die Gewinnung der Gartenfrüchte auf den Dörfern am kräftigsten bewirkt werden?
II. Etwas über das Kaffeetrinken der Türken.

63. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Warnung gegen die sogenannte Trockenmühle des Conduct. Lapge. Von Hrn. J. A. Dinglinger zu Lüneburg.

64. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Anfrage.

65. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Vorschlag zur Sicherung gegen die Hundswuth.

66. I. Nachricht von einem Blitzableiter zu Rodewald. Von Herrn H. A. Schumacher.
II. Ein Paar Worte über die Einimpfung der Kuhpocken. Vom Hrn. Dr. Schwarz zu Verden.
III. Einige Bemerkungen über den im 13ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre befindlichen Aufsatz: Vor-

Stück.

Vorsicht im Gebrauch der aus Menschenhaaren verfertigten Putzwaaren.

67. I. Naturhistorische und ökonomische Abhandlung über die Erdflöhe Vom Herrn Fürstl. Nassau-Usingenschen Hofrath und Leibmedicus, Brunnenarzt zu Wisbaden G. H. Ritter.

II. Anfrage an Kenner der Bienenzucht. Von Hrn. N.

68. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.

II. Beispiel einer außerordentlich geringen Sterblichkeit in einem Orte des Amts Elötze. Vom Hrn. Superint. C. F. G. Hempel in Elötze.

III. Ein Paar Worte über eine Krankheit des Federviehes. Von Hrn. N. N. zu B.

69. I. Abentheuerliche Wette zweier Niederländer. (Ein Beitrag zu einer Geschichte der menschlichen Tollkühnheit.) Von Hrn. Carl Busse zu Celle.

II. Ueber die Brennöle u. die Lampen.

70. I. Warum stiftet man jetzt keine Kapellen mehr? Von Hrn. M — r. zu H — l.

II. Ueber die Berbisbeeren, als ein Surrogat der Citronen.

71. I. Bemerkungen für Badende.

II. Anfrage.

72. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Eine unsichtbare Befestigung neu gepflanzter Bäume.

III. Anekdote.

73. Ueber die Tscherkessen am Caucasus. (Ein Auszug aus P. S. Pallas Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des Russischen Reichs in den Jahren 1793 und 1794.)

74. I. Schluß.

II. Thatsachen die Impfung gewöhnlicher Blattern und der Kuhpocken betreffend. Vom Hrn. Dr. Gebhardi zu Witzenhausen.

III. Mittel, von Pferden und Rindvieh Bremsen u. Fliegen abzuhalten.

75. Ueber den engl. Nationalcharakter.

76. Fortsetzung.

77. I. Schluß.

II. Zündet das Tabacksfeuer, wenn beim Dreschen ꝛc. Funken ins Stroh u. s. w. fallen, oder ist die Furcht, in welche manche Hauswirthe darüber gerathen können, ungegründet, und können die Zugklöcher auf dem Heerde ꝛc. ohne Gefahr unverschlossen bleiben?

III. Anekdote von R.

78. Betrachtungen eines Hausvaters über die theuren Zeiten.

79. I. Schluß.

II. Nachricht von einem merkwürdigen Hagelwetter in und um Hannover, den 6ten Sept. d. J. Von Herrn J. G. L. Blumhof.

III. Martin Luthers Rath in Ansehung des Bücherlesens.

80. I. Beschreibung von Weymouth, dem dortigen Seebade und einigen in der Nachbarschaft befindlichen Merkwürdigkeiten.

II. Bemerkung über die Erziehung junger Bäume aus Zwetschenkernen, zu dem 32ten St. des Mag. v. d. J. Von Hrn. N.

81. I. Etwas über Kakerlaken, insbesondere über die beiden, welche sich in Lehrbach am Harze befinden. Von Hrn. W.

II. Zur Beantwortung der im 56ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre geschehenen Anfrage, eine gewisse Krankheit betreffend, die auf dem platten Lande so häufig gefunden wird, und von der sich doch kein deutlicher Grund einsehen läßt. Vom Hrn. Dr. S..dt zu N. a. R.

Stück.

82. I. Schluß des erſten Aufſatzes im vorigen Stück.
II. Beantwortung der Anfrage im 71. Stück v. d. J.

83. I. Verzeichniß der Lectionen, die auf dem Kön. Pädagogio zu Ilfeld von Michaelis 1801 bis Oſtern 1802 gehalten werden ſollen.
II. Nachtrag zum 60ten St. des hannöveriſchen Magazins v. d. J.

84. I. Bemerkungen über einige magnetiſche Granitfelſen des Harzes. Von Hrn. Fr. Hausmann.
II. Mittel, den Wachsthum der Bäume zu befördern.

85. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorigen Stück.
II. Ein Verſuch über die beſſere und vortheilhaftere Benutzung der Weiden. Von Hrn. Emil Kellner zu Stade.
III. Raimund le Fage. Von Hrn. K.
IV. Mittel, zur Vertreibung der Hausgrillen.

86. I. Freimüthige Gedanken über den unmäßigen Genuß des Branntweins, und der daher entſtehenden Sittenloſigkeit, Faulheit, häuslichen Unordnung und Unſauberkeit. Von Hrn. Polizeicommiſſair G. L. Woempner in Hannover.
II. Anfrage.

87. I. Schluß des erſten Aufſatzes im vorigen Stück.
II. Antwort auf die im 67ten St. d. Mag. befindlichen Fragen, wegen der Bienenwartung im Calenbergiſchen. Von Hrn. K.
III. Nachricht von einem verſuchten Mittel, die Feldmäuſe zu vertreiben. Vom Hrn. Schaafmeiſter v. Daake zu Pöhlde.

88. I. Schreiben an D. zu E., die Inoculation der Kuhpocken, vorzüglich die dagegen gemachten Einwendungen betreffend. Vom Herrn Dr. Med. A. Schwarz in Verden.
II. Eichen- und Birnbaumholz dem Mahagoniholze ähnlich zu beitzen und mit dauerhaftem Firniß zu überſetzen. Von Herrn Dannemann jun. zu Fallersleben.

89. Fortſetzung des erſten Aufſatzes im vorigen Stück.

90. Schluß.

91. Einige Bemerkungen über die Verfaſſung, Sitten ꝛc. der Birmanen.

92. I. Schluß.
II. Methode, frühzeitige Gurken zu ziehen.

93. I. Ein Schärflein zur patriotiſchen Wohlthätigkeit für das abermals abgebrannte Bremerlehe. Von Herrn K — r. zu W — de.
II. Ueber die Vertilgung der Feldmäuſe. Von Hrn. G. H. S. zu B.
III. Ein Wink für Prediger, die Taufhandlung betreffend. Vom Hrn. Dr. Med. Erythropel zu Neuhaus im Bremiſchen.
IV. Anfrage.

94. I. Ueber den Gebrauch der Brillen. Vom Hrn. Dr. Richter d. J.
II. Ueber Rubriken der gerichtl. Schriften. Von Hrn. L. P. H. zu W.
III. Ueber Haſelnußblüte und Kätzchen. Von Hrn. — d — zu — h —

95. Ideen zur Beantwortung der Frage: Ob es möglich und rathſam ſey, das in Penſylvanien eingeführte Criminal-Strafſyſtem auch in Deutſchland zu adoptiren. Vom Hrn. Artill. Secr. Koppe.

96. I. Fortſetzung.
II. Vorſchlag in Anſehung eines öffentlichen Datumzeigers. Von Hrn. G.
III. Erfindung einer neuen Hornart.

97. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorigen Stück.

Stück.

II. Kunst, sich in Achtung zu setzen und zu erhalten. Von Hrn. G. L. H. zu S.

III Kartoffelwasser, ein Surrog. d. Seife.

98. I. Reise durch Hampshire.

II. Den siebenpunktirten Sonnenkäfer (Coccinella septempunctata) aufzubewahren. Von Hrn. v. P.

99. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Nützlichkeit gewisser Feldmäuse in einigen östlichen Gegenden Sibiriens.

100. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Nachricht von der Verfertigung des sogenannten Parmesaner Käses. Von G. Monge. Uebersetzt von Hrn. J. G. L. Blumhof.

III. Aufforderung an Unterrichtete über die Schaafpocken.

IV. Einige Bemerk. über den Essig.

V. Wie man untersucht und erfährt, ob Leinwand mit schädl. Kalkwasser weiß gebleicht sey.

Stück.

101. I. Auszug aus dem Tagebuche einer Reise nach dem Brocken von zwei Freunden, im August 1801. Von Hrn. J. G. L. Bl.

II. Merkwürdige Naturerscheinung bei einem Pferde.

102. I. Ueber die Wanderungen der Heringe. Von Hrn. S. M. in Göttingen.

II. Mittel, leicht Brunnenwasser zu finden.

103. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.

II. Ueber Steinkohlen und deren Untersuchung.

III. Mittel gegen die Feldmäuse.

IV. Surrogate der Bierhefen.

104. Uebersicht der allgemeinen Armenpflege des K. Ch. Armencollegiums zu Hannover von Michaelis 1800 bis 1801.

Zweites Register.

Nach alphabetiſcher Ordnung.

Seite.

A.

Achtung, Kunſt ſich darin zu ſetzen und zu erhalten. 1555 f.

Ackerbau, deutſcher, der letzten zehn Jahrhunderte, Mittheilungen aus der Geſchichte in Beziehung auf denſelben. 641 f. 657 f. 673 f. 689 f. 705 f. 721 f. 737 f.

Albinos, ſiehe Kakerlaken.

Anekdoten. 271. 1167. 1247.

Anfragen und Aufgaben.

I. Beantwortete.

Wie die Regenwürmer aus den Blumenfeldern zu vertreiben ſind. 80. 221 f. Was der Zuſatz in einer Urkunde von 1486: am Avende Sante Johannis Evangeliſten ghenomed vor der gülden Porten bedeute. 432. Die Vertilgung des Hufſlattigs betr. 446 f. Welches die älteſten gedruckten Intelligenzblätter in Deutſchland ſind. 496 f. 961 f. 977 f. Die blauen Flecke auf der Kuhmilch betr. 512. Wegen eines Mittels zur Ausrottung des Duwocks oder Schachtelhalms. 656 und 783 f. Wegen der auf dem platten Lande ſich häufig findenden Engbrüſtigkeit oder Aſthma. 903 f. 1309 f. Die Bienenwartung im Calenbergiſchen und Göttingiſchen betreffend. 1085 f. 1403 f. Wegen eines Mittels zur Heilung einer tödlichen Krankheit der Katzen. 1152 1327 f.

II. Unbeantwortete.

Wegen Erklärung einer von Senf im Reichsanzeiger 1800 Nr. 260. mitgetheilten Erfahrung. 188 Ob von dem im Bremiſchen und Oldenburgiſchen durch vieles Mohr- und Torfbrennen veranlaßten Rauch die Luft ſehr verunreinigt, und ſolcher der Geſundheit nachtheilig ſey. 1040. Welchen Nutzen die rothen Beeren am Weißdorn gewähren? 1392. Wodurch die Ohrwürmer aus den Häuſern zu vertreiben? 1504 An Unterrichtete über die Schaafpocken. 1614.

Anzahl, der verſchiedenen Ordnungen, in denen 52 Blätter eines Kartenſpiels liegen können. 361 f.

Arbeitshaus, Verzeichniß der Kinder, die auf ſelbigem den 5ten Jun. 1801 confirmirt worden. 871.

Armenanſtalten beim Rehburger Geſundbrunnen. 763 f.

Armenpflege, Ueberſicht der allgemeinen, des K. Ch. Armencollegiums zu Hannover, von Michaelis 1800 bis 1801. 1665 f.

Armenväter der Alt- und Neuſtadt Hannover, Verzeichniß derſ. 1673 f.

Aſthma, findet ſich häufig auf dem platten Lande. 903 f. Bemerk. darüb. 1309 f.

Autor, der, und der Buchhändl. 303 f.

B.

Badende, Bemerkungen für dieſelben. 1137 f. 1153 f.

Seite.

Bäume, vom Verpflanzen junger, 353 f. unsichtbare Befestigung neugepflanzter, 1165 f. Mittel, ihren Wachsthum zu befördern. 1359

Beispiel großer Menschenliebe, 349 f. von guter Gesinnung einer Landgemeine gegen ihre Prediger, 889 f. einer außerordentlich geringen Sterblichkeit 1097

Berbisbeeren, ein Surrogat der Citronen 1135

Bienenzucht, 1085 f. 1403 f.

Bier, mit Saft von Weidenbast, statt des Hopfens, gekocht, 13

Bierbrauerei, englische, 379 f.

Bierhefen, Surrogate derselben, 1663

Birmanen, deren Verfassung, Sitten u. s. w. 1457 f. 1473 f.

Birnbaumholz, dem Mahagonyholze ähnlich zu beitzen 1423

Blattern, Impfung gewöhnl. 1191 f.

Blätter, wie man Skelette davon macht. 143

Blitzableiter, zu Rodewald, Nachricht davon. 1057 f.

Brandverletzungen, Hausmittel dagegen. 95 f. 441 f.

Branntwein, über den unmäßigen Genuß desselben, und dessen Folgen. 1377 f. 1393 f.

Bremerlehe, das abermals abgebrannte, wie es wieder aufgebauet worden 1489 f.

Bremsen von Pferden und Rindvieh abzuhalten. 1199

Brennöle, sparsames Brennen derselben zu befördern. 1117 f.

Brillen, über deren Gebrauch. 1505 f.

Brocken, Reise nach demselben. 1617 f.

Brunnenwasser, solches leicht zu finden. 1647

Bücherlesen, Martin Luthers Rath in Ansehung desselben. 1279

Seite.

C.

Calenberg, nach welchen Grundsätzen die beeidigten Achtsmänner in diesem Amte bei Vermessungen verf. 769 f.

Cameral-Rechnungsstyl, über den gewöhnlichen, in Vergl. mit der doppelten Buchhaltung. 417 f. 433 f.

Camp, was darunter verstanden werde. 769

Caucasus, über die Tscherkessen an demselben. 1169 f. 1185 f.

Character, nationaler, der Engländer. 1201 f. 1217 f. 1231 f.

Citronen, Surrogat derselben. 1135 f.

Confect, armenisches. 447

Criminal-Strafsystem in Pensylvanien, ob es in Deutschland zu adoptiren. 1521 f. 1537 f.

Cundel, dessen erfundenes Mittel zur Vertreibung der Ratzen. 959

Cuxhaven, Witterung daselbst in den ersten Monaten im J. 1798. 981 f.

D.

Dalai-Lama, das Neueste von diesem Gott der Thibetaner. 738 f.

Datumzeiger, öffentlicher, Vorschlag zu einem. 1551

Dichtkunst. Werth derselben, 98. die Ausübung derselben ist schwer, 99. und für manche Jünglinge nachtheilig. 100 f.

Dienstboten, sehr hoch gestiegener Lohn derselben und Folgen davon. 597 f.

Digestor, Rumfordscher. 509 f.

Dreiacker. Größe desselben im Amte Calenberg 769

Driert oder Dreier, wie ihn die Achtsleute im Amte Calenberg gelten lassen. 770

Drohn, wie viel Land dazu gehört. 772

Dütwock, Mittel zur Ausrottung dieses Unkrauts. 783

Seite

E.

Eichen, in Baumschulen zum Auspflanzen zu erziehen. 577 f. 593 f.
Eichenholz, dem Mahagoniholze ähnl. zu beitzen. 1423
Einschlafen, Mittel es zu befördern. 239 f.
Engbrüstigkeit, findet sich häufig auf dem platten Lande. 903 f.
Engländer, deren National-Charakter. 1201 f. 1217 f. 1231 f.
Enten geschwind und wohlfeil fett zu machen. 95 f.
Erdflöhe, naturhistorische und ökon. Abhandl. darüber. 1073 f. 1089 f.
Erfahrung, eine pädagogische über das Kriechen der Kinder. 145 f. 161 f.
Erfindung, Bindheimsche, kupfernes und eisernes Hausgeräth zu glasiren. 635 f. 671. einer neuen Hornart. 1551
Ersatzmittel des Hopfens. 609 f. 625 f.
Essig, Bemerkungen darüber. 1615

F.

Fa Sage, Raimund. 1373
Fiebervieh, über eine Krankheit desselben. 1101 f.
Feldländereien, Benennungen, Flächengehalt derselben und Vermessungsgrundsätze in Absicht derselben im Amte Calenberg. 769 f.
Feldmäuse, Mittel dagegen. 1407, 1661 Instrument zur Vertilgung derselben. 1497. Nützlichkeit gewisser in Sibirien. 1597 f.
Ferber, von, Legationsrath, dessen Bemerk. über d. Unkraut Dütwock. 783
Firniß, erfundener von J. J. Bindheim in Moskau. 635 f.
Fischerström, Joh., über Bereitung des Juftenleders und Gerbestoffe. 321 f.

Seite

Flechten, hartnäckige, zu heilen. 243
Flecken, von rothem Wein, auch Kirschen u. s. w. aus der Tischwäsche zu bringen. 239
Fliegen, von Pferden und Rindvieh abzuhalten. 1199 f.
Flöhe der Hunde, Mittel dagegen. 191
Freiheit, ist kleinen Kindern zu gewähren. 145 f.
Fütterung, bessere, der Kühe im Winter. 107 f. von eingem. Klee. 143

G.

Gänse geschwind und wohlfeil fett zu machen. 95 f.
Gahrt, wie viel sie im Amte Calenberg beträgt. 772
Gartenbau, durch welche Mittel derselbe auf den Dörfern am kräftigsten zu bewirken ist. 993 f. 1009 f. 1025 f. 1041 f.
Gemeinheiten, über Aufhebung und Theilung derselben in der Amtsvogtei Ilten. 545 f. Vergl. 113 f. 129 f.
Gerbestoffe, über dieselben. 321 337 f.
Geschichte des deutschen Ackerbaues in den letztern zehn Jahrh. 641 657 f. 673 f. 689 f. 705 f. 721 f 737 f.
Gesundbrunnen zu Rehburg, Armenanstalten dabei. 753. Bemerkungen über denselben. 785 f. 989 f.
Giftpflanzen, die in Blumensaamen und Pflanzenverzeichnissen vorkommen. 241 f. 273 f.
Glaube, über den an fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechts. 81 f.
Gleichnisse, ein Paar, zu beliebiger Deutung und Anwendung. 173 f.
Göttingen, Fragment einer kurzen Geschichte u. Beschreibung dieser Stadt, von der Stiftung der Universität bis zum

Seite.

zum Ende des siebenjährigen Krieges. 1 f. 17 f. Verheerungen eines Gewitters in der Gegend dieser Stadt. 351 f.

Granitfelsen, einige magn. des Harzes, Bemerk. darüber. 1346 f. 1361 f.

Gurken, frühzeitige zu ziehen. 1487

H.

Haarmoos, gemeines, Fortpflanzung desselben durch Pferde. 537 f.

Haberschrot, Viehfütterung mit demselben. 471 f.

Hagelwetter, merkwürdiges in und um Hannover. 1271

Handwerksbetrieb der Wiedens. 945 f.

Hampshire, Reise durch selbiges. 1569 f. 1585 f. 1601 f.

Harz, über einige magnet. Granitfelsen desselben. 1345 f. 1361 f.

Haselnußblüte. 1517

Hausgrillen zu vertreiben. 1375

Helgoland, Insel, Beschr. ders. 829 f.

Heringe, über die Wanderungen derselben. 1633 f. 1649 f.

Höpfner, Commerzrath, Biograf. die desselben. 440 f.

Holte, wie viel Land es enthält im Amte Calenberg. 773

Hollmann, dessen Ankunft in Göttingen. 11 f.

Holzersparung, etwas darüber. 607

Honiggras, über den Anbau deff. 543

Hopfen, über den Zusatz desselben beim Bierbrauen, und Ersatzmittel. 15 906 f. 625 f.

Hornart, Erfindung einer neuen. 1551

Hufe, Größe derselben im Amte Calenberg. 769

Huflattig, zu vertilgen. 445 f.

Hunde, Mittel gegen die Lähmung derselben, 127. gegen die Flöhe ders. 191

Hundswuth, Vorschlag zur Sicherung dagegen. 1053 f.

Hyacinthen, so groß, wie die holländischen, zu erziehen. 779 f.

J.

Ihme, Ursprung ders. 1145. ist gefährlich für Badende. 1146 f.

Ilfeld, Verzeichniß der Lectionen auf dem Königl. Pädagogio daselbst von Ostern bis Michaelis 1801. 561 f. von Michaelis 1801 bis Ostern 1802. 1329 f.

Ilten, Amtsvogtei, vom geringen Nutzen gemeiner Hut und Weiden in derselben. 113 f. 129 f. über Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten daselbst. 545

Intelligenzblätter in Deutschl., Uebersicht derselben. 961 f. 977 f. 1215 Nachtrag dazu. 1343

Juftenleder, über die Bereitung desselben. 321 f. 337 f.

K.

Käse, parmes., wie er verf. wird. 1605

Kämchen, über die an den Haselnußstauden. 1517 f.

Kälber, 4 bis 5 mit der Milch einer einzigen Kuh zu gleicher Zeit aufzuziehen. 347 f.

Kaffeetrinken, über das, bei den Türken. 1007

Kakerlaken, etwas darüb. 1297 1313 f.

Kambyses, Stratagem desselben. 255

Kapaunen, geschwind und wohlfeil fett zu machen. 95 f.

Kapellen, warum man jetzt keine mehr stiftet. 1121 f.

Kartoffelnwasser, ein Surrogat der Seife. 1567

Katzen,

Seite.

Augen, Mittel gegen eine Krankheit derſelben. 1327
Kinder, über das Kriechen derſelben 145 f. 161 f. welche den 5ten Jan. 1801 auf hieſigem Arbeitshauſe examinirt worden. 871 f.
Kinderpocken, Inoculation derſelben in der Inſp. Dannenberg. 847
Kirchenglocken, große, von deren Zerſtückelung. 877 f.
Klee, eingemachter, ein gutes Winterfutter für das Vieh. 143
Knabe, der läſterne. 223
Köhne, Hauptmann zu Kaſebeck, deſſen Nachricht von einem mit dem Safte von Weidenbaſte beim Bierbrauen gemachten Verſuche. 15
Kopfkohlſaamen, weißer, Methode guten und reichl. zu erziehen. 907 f.
Korn, Zubereitung deſſelben zur Speiſe bei den Negern am Gambia. 815
Kriechen, üb. das d. Kinder. 145 161 f.
Rübe, Vorſchlag zur beſſern Fütterung derſelben im Winter. 107 f.
Rüblſtück, Größe deſſelben im Amte Calenberg. 773
Kürbis, Nutzen deſſelbin. 405 f.
Kuhpocken, deren Impfung in Bremen. 893 f. Ein Paar Worte darüber. 1093 f. Impfung derſelben in Vergleichung mit der Impfung gewöhnlicher Blattern. 1191 f. über Einwend. dagegen. 1409 f. 1425 f.
Kunſt zu ſchweigen. 913 f. ſich in Achtung zu ſetzen u. zu erhalten. 1555 f.
Kuskus, eine Art Pudding, wie ſolchen die Neger am Gambia zuber. 815 f.

L.

Lampen, wie ſie müſſen beſchaffen ſeyn. 1117 f.
Landgemeine, Beiſpiel von guter Geſinnung einer gegen ihre Pred. 889 f.
Landwirthſchaftsgeſellſchaft, K. Ch., Nachricht von einigen Gegenſtänden, welche ſeit der letzten Bekanntmachung bei derſelben verhandelt ſind. 289 f.
Lange, Conducteur, deſſen Trockenmühle. 1023
Lectionen, auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld. 561 f. 1329 f.
Lauremberg, etwas aus deſſen Scherzgedichten zur Erklär. eines Sprichworts. 335
Leggeanſtalten, in hieſigen Landen, Verſuch einer Beſchreibung derſelben. 177 f. 193 f. 209 f. 225 f.
Lehrbach, über 2 Kakerlaken daſ. 1304
Leibnitz, deſſen Urtheil über die deutſche Sprache. 111 f.
Leinewand, zu erfahren, ob es mit Kalkwaſſer gebleicht ſey. 1615
Lentin, Leibarzt, über deſſen Ventilator. 841 f.
Liljeblad, Mag., deſſen Auszug aus ſeinem Tagebuche einer Reiſe durch das nördl. Schweden. 513 f.
Luther, Martin, deſſen Rath zu Anſtellung des Bücherleſens. 1279

M.

Maismehl, Zubereitung deſſ. von den Indianern am Miſſiſippi. 573 f.
Mauren, in Afrika, über Sitten und Charakter derſ. 481 f. 497 f.
Menſchengeſchlecht, über fortſchreitende Vervollkommnung deſſelben. 81 f.
Menſchenhaare, über den Gebrauch der Putzwaaren von denſ. 207 1067
Menſchenliebe, Beiſp. großer. 349 f.
Milchrahm, lange aufzubewahren. 959
Modeer, deſſen Bemerkung über das isländiſche Moos. 535 f.
Monge, G, deſſen Nachricht von Verfertigung des Parmeſaner Käſes 1605

Seite

Moos, isländisches, über den Nutzen desselben zu Speisen, besonders in theuren Jahren. 513 f.
Morgen, oder Ackerstück, wie groß solcher im Amte Calenberg. 771
Münchhausen, Herr von, erster Curator der Universität zu Göttingen, dessen Verdienste um selbige. 2 f. 27 f.
Mutter, die Wolfische. 223

N.

Nachrichtsblätter, in Deutschl., Uebersicht der sämmtl. 961 f. 977 f.
Nachtmenschen. S. Kakerlaken.
Naturerscheinung, merkwürdige, bei einem Pferde. 1629 f.
New-Forest, Beschreibung dieser Gegend. 1569 f.
Noel, S. B., dessen Meinung über die Wander. der Heringe. 1633 1649 f.

O.

Obstbäume, Mittel, die Tragknospen und Blüten derselben gegen das Erfrieren zu sichern. 239
Ordnungen, Anzahl der verschiedenen, worin 52 Blätter eines Kartenspiels liegen können. 361 f.
Osbecks (Hen. Pehr) Erfahrungen von der Fortpflanzung des gem. Haarmooses durch Pferde. 537 f.

P.

Parmesaner Käse, wie er verfertigt wird. 1605 f.
Paulus, P., dessen Vorschlag zu Vorkehrungen gegen die Hundswuth. 1056
Pensylvanien, Criminalsystem daselbst. 1521 f. 1537 f. 1553 f.
Petersilien, im Winter zu erhalten. 301
Pfandrecht, besonderes. 495
Pferd, von einem, das Steine kanal hatte.
Pflanzen, etwas über einige 241 f 257 f.
Potpourri, Anweisung zur Be eines sehr guten.
Prediger, ein Wink für dies Taufhandlung betreffend.
Preisaufgaben aus Mähren.
Preise verschiedener Lebens im Jahre 1750 und 1800
Puter, Krankheit eines, u. Heil
Putzwaaren, aus Menschenh fertigte, sind mit Vorsi brauchen. 207. Einwend gegen.

R.

Ratzen, Mittel dagegen.
Regenwürmer, wie sie aus menfeldern zu vertreiben.
Rehburg, Armenanstalten be brunnen daselbst. 753 f. Gesundbrunnen das. 78
Reich, türkische, die jetzige Be desselben. 849
Reise durch Hampshire. 1569 1601 f. nach dem Brock
Rettmarshausen, Ursprung fes
Rindviehfütterung, von ro 555
Rodewald, von einem daselbst.
Röwitz, Amts Clötze, auf geringe Sterblichkeit dasel
Rubriken, über die gerichtli ten.
Rüben, rothe, zur Rindv 555 f. ob sie, oder Ru Rindviehfütterung vorthei
Runkelrüben, zur Rindv vortheilhaft.

Seite.

S.

Schaafpocken, in den südlichen Gegenden der hiesigen Lande. 1613
Schachtelhalm, wie er auszurotten. 783
Scheffelstück, wie groß es im Amte Calenberg. 772
Schwärmerei, ästhetische, etwas darüber. 97 f.
Schweigen, das, eine Kunst. 913 f.
Seebad bei Weymouth. 1283
Seefahrten, der Einwohner des Fleckens Wiedensahl. 881 f.
Seekohl, Nachtrag zu einer Abhandlung darüber. 559 f.
Seife, ein Surrogat derselben. 1567 f.
Sittenbücher, etwas aus den malabarischen. 303 f.
Skelette, von Blättern zu machen. 143
Sonnenkäfer, siebenpunctirter, dient gegen Zahnschmerzen. 155 f. ihn aufzubewahren. 1583
Southampton, Beschreibung dieser Stadt. 1574 f.
Spickgänse, die wahre pommersche Art und Weise solche zu machen. 365
Sprache, deutsche, Leibnitzens Urtheil darüber. 111 f.
Sprichwort, Erklärung des Sprichw.: Ein X für ein U machen. 336
Stauden, über einige giftige, die gewöhnlich in den gedruckten Blumensaamen- und Pflanzenverzeichnissen der Handelsgärtner mit aufgeführt stehen, 241 f. 257 f. 273 f.
Steinkohlen, Benutzung derselben in den gewöhnlichen Windöfen. 77 f. über deren Untersuchung. 1657 f.
Sterblichkeit, außerordentlich geringe in einem Orte des Amts Elötze. 1097 f.
Stratagem des Kambyses. 255
Studierende, ein Wort für die aus niedern Ständen. 897 f.
Studiersucht, des gemeinen Mannes, besonders in der Theologie. 369 f. 385 f. 401 f.

Seite.

T.

Tabacksfeuer, ob es zündet 1243 f.
Taufhandlung, über den Nachth. des zu kalten Wassers für Kinder dabei. 1497
Theologie, Studiersucht des gemeinen Mannes in derselben, ob dieser Gränzen zu setzen? 369 f. 385 f. 401 f.
Theurung, jetzige, aller Lebens- und Haushaltsbedürfnisse in den hiesigen Gegenden und einigen angränzenden Ländern, Versuch über die Ursachen derselben. 305 f.
Titulaturen, vom allmähligen Steigen derselben. 933.
Tollkühnheit, menschliche, ein Beitrag dazu. 1105 f.
Trockenmühle des Conducteurs Lange, Warnung dagegen. 1023
Trollhätta, Wasserfall in Schweden. 747 f.
Tscherkessen, am Caucasus. 1169 1185 f.
Türken, Kaffeetrinken derselben. 1007

U.

Uebersicht der sämmtlichen Intelligenz- und Nachrichtsblätter in Deutschland 961 f. 977 f. Nachtrag dazu. 1343
Universität, zu Göttingen, Einfluß derselben auf die Verbesserung dieser Stadt. 22 f. auf deren Polizei. 35 f.

V.

Vater, der Kantische. 223
Ventilator über den Lentinschen. 841 f.
Vervollkommnung, fortschreitende, des Menschengeschlechts. 81 f.
Viehfütterung, mit Haberschrot 411 f.
Vogelbeeren, vom vielfachen Nutzen derselben. 591
Vorling, dessen Größe im Amte Calenberg. 772
Vorwande, was im Amte Calenberg so genannt wird. 775

Seite.

W.

Waisenhäuser, etwas über dieselb. 833
das Frankenbergische in Cassel 835
Warnung gegen die Trockenmühle des Conducteurs Lange. 1023
Wasserfall, Trollhätta in Schwed. 747 f.
Weber, Resident, Nachricht, dessen Geburt und Leben betreffend. 869
Weiden, gemeine, vom geringen Nutzen derselben. 113 f. 129 f.
Weidenbast, Saft davon zum Bierbrauen gebraucht. 15 f. wie er dazu in hinlängl. Menge zu erhalten. 16
Wette, abentheuerliche, zweier Niederländer. 1105 f.
Weymouth, Beschreibung davon. 1281
Wiedensahl, geographisch beschrieben. 801 f. 817 f. Seefahrten der Einwohner dieses Fleckens. 881 f. Handwerksbetrieb derselben. 945 f.
Wight, Beschreib. dieser Insel 1587 f.
Windöfen, gewöhnliche, wie man darin Steinkohlen brennen kann. 79 f.
Witterung, zu Cuxhaven, in den ersten Monaten des Jahrs 1798. 981 f.
Witterungsregeln, einige, von einem erfahrnen Landmann. 825 f.

X.

X für ein U machen. Erklärung dieses Sprichworts. 336

Z.

Zahara, Wüste. 499 f. wilde und zahme Thiere in derselben. 501 f.
Zahnschmerzen, zwei Mittel dagegen. 155 f.
Zeiten, theure, Betrachtungen eines Hausvaters darüber. 1249 f. 1265 f.
Zweiackerbreite, im Amte Calenberg. 769
Zwetschenbäume, über Erziehung derselben aus ihren Steinen. 527 f. Bemerkung darüber. 1293 f.

Hannöverische

Anzeigen

von allerhand Sachen,

deren Bekanntmachung dem gemeinen Wesen nöthig und nützlich.

Vom Jahre 1801.

Hannover, 1802.

Digitized by Google

Neues
Hannöveriſches Magazin.
1ſtes Stück.
Freitag, den 2ten Januar 1801.

Fragment
einer kurzen Geſchichte und Beſchreibung der Stadt Göttingen,
welches den Zeitraum von der Stiftung der Univerſität bis zum Ende des ſiebenjährigen Krieges enthält. *)

Von dem Herrn Hofrath Meiners in Göttingen.

Göttingens Einwohner und alle diejenigen, welche Göttingen, wie es jetzt iſt, kennen, werden es um deſto mehr fühlen, was unſere Stadt der vor ungefähr zwei Menſchenaltern gegründeten Univerſität zu danken hat, wenn ich vorher, ſo weit es die vorhandenen Denkmähler und Nachrichten erlauben, den Zuſtand Göttingens vor und bei Errichtung der Univerſität werde geſchildert haben. Alle werden mit der höchſten Bewunderung erkennen, daß nur ein Mann von ſolchem Geiſte, ſolcher Entſchloſſenheit, ſolcher Beharrlichkeit, einer ſolchen Unerſchöpflichkeit an Geduld und Hülfsmitteln, ſelbſt von einer ſo dauerhaften Geſundheit und ununterbrochenem Einfluſſe, wie ſie der unſterbliche erſte

*) Ich laſſe dieſes Fragment einer ſchon vollendeten kurzen Geſchichte und Beſchreibung der Stadt und umliegenden Gegend von Göttingen deswegen abdrucken, um vor der Bekanntmachung dieſes Werkchens über die merkwürdige Periode von der Stiftung der Univerſität an bis zum Ende des ſiebenjährigen Krieges von unterrichteten Perſonen Zuſätze oder Berichtigungen zu erhalten. Wer mir dergleichen mittheilt, wird mich dadurch ſehr verpflichten.

C. Meiners.

Curator unserer Universität besaß, so viele und so große Schwierigkeiten überwinden konnte, als bei der ersten Stiftung, der allmähligen Fortbildung und der endlichen Vollendung der neuen hohen Schule überwunden werden mußten.

Man mochte sich dem alten Göttingen nähern, von welcher Seite man wollte, so mußte man nothwendig glauben, daß man in eine wichtige Festung kommen werde. Die Stadt war in der Entfernung von einer halben oder ganzen Stunde mit einer Kette von neun Wartthürmen umzogen, die jetzt größtentheils niedergerissen oder verfallen sind. a) Die Festungswerke der Stadt selbst bestanden vorzüglich in einer Contrescarpe, einem tiefen Graben und einem hohen Walle, dessen äußerer Fuß durch eine dicke Mauer gestützt und verstärkt war. b) Der Wall hatte nicht nur eine sichere Brustwehr, sondern auch dreißig Thürme, von welchen jetzt bloß zwei übrig sind. c) — Man hatte schon vor der Errichtung der Universität Gartenländer, und hatte auch Gärten vor den Thoren angelegt. Allein dieser Gärten waren [illegible] daß der Verfasser der Gö[illegible] Chronik, der gewiß alles was nicht lächerlich klein war, nur zwölf namentli[illegible] ben wagte. d) Die Vor[illegible] h. die Räume zwischen de[illegible] und inneren Thoren waren theils ungepflastert und [illegible] Die bebauten Plätze zeigten andere, als kleine, zum Stroh gedeckte Hütten, un[illegible] dienten daher durch ihr do[illegible] Ansehn den Namen der alte[illegible] welche sie noch immer fortfü[illegible] Die Weender alten-Dorfe[illegible] schen dem innern und äuß[illegible] derthore wurde, wie die K[illegible] mar- und die Grondersti[illegible] Jahr vor der Errichtung d[illegible] stät an beiden Seiten mit [illegible] setzt. f) Die beiden Ne[illegible] hingegen, wovon die eine stall weg nach der Leine, [illegible] vor der reformirten Kirch[illegible] dem Walle hinläuft, waren [illegible] siert, so wie die westliche [illegible] Weender-alten-Dorfs zu[illegible] Hauptstraße und der Leine g[illegible]

a) Das Verzeichniß und die Namen der Wartthürme findet m[illegible] Göttingischen Chron. I. S. 26. 27. Die meisten wurden er[illegible] Jahrhundert erbaut.

b) Ibid. S. 37 - 39.

c) Ibid. S. 40.

d) Ibid. S. 35.

e) Des alten Weender- Gronder- und Geismar-Dorfes.

f) Ibid. S. 41. 43. 59.

Digitized by Google

baut war. g) Wenn man aus dem innern Thore heraus kam, so hatte man links zuerst den zwischen den alten Stadtmauern liegenden Sothischen Garten, wo nach dem siebenjährigen Kriege von dem Leibmedikus Schröder, und dem Bürgermeister Meyenberg die jetzt dort stehenden Häuser errichtet wurden. Den an den ehemaligen Sothischen Garten stoßenden Freudenberg wählte man bei Errichtung der Universität zur Reitbahn, und eben deswegen umbaute man diesen Platz theils mit dem bedeckten Reithause, theils mit den Ställen und der Wohnung des Stallmeisters. Von dem Freudenberge bis an den Wall sah man nichts als Gärten. An der rechten Seite der Weender alten-Dorfsstraße standen Häuser; nicht aber, wie es scheint, an der Queergasse, die jetzt gegen Norden eine Reihe von Häusern bis an die Wohnung des Professors der Botanik und das anatomische Theater, gegen Süden die Wohnung des reformirten Pfarrers und die reformirte Kirche hat. h) Vor dem Albanerthore sah man keine andere Gebäude, als die Albanerkirche, das dazu gehörige Pfarrhaus, die Rathsfischerei und die Badstube. Die Häuser in der Caspühle hingegen, und die, welche oberhalb des Brauhauses und des Atzenheimischen Grabens stehen, waren noch nicht vorhanden. Vor dem Geismarthore war die kleine Geismarstraße ganz, die große nur zum Theil bebaut; i) und die letztere hatte mehr ein dorfartiges, als städtisches Ansehn. k) Wenn man durch das äußere Geismarthor in die kurze Geismarstraße kam, so bemerkte man links gleich am Walle die Kirche zum heiligen Kreutze, neben welcher einige elende Hütten standen; und gegenüber die Ziegelbrennerei des Raths, die mit Stroh gedeckt war. Zwischen der Kreutzkirche und der Ziegelbrennerei, an deren Stelle das neue Accouchirhaus und die Wohnung des verstorbenen Hofraths Girtanner erbaut sind, lief eine ungepflasterte Straße her, hinter den Rähmen genannt, welche jetzt zu den schönsten mit Basalt gepflasterten Straßen gehört, und den Namen der Hospitalstraße erhalten hat. Die Plätze, die an dieser, so wie an beiden Seiten der neuen Straße mit neuen Häusern bebaut sind, waren wüste und leer; und die jetzige neue Straße war von der kurzen Straße durch die noch unversehrte Stadtmauer abgesondert. Der Name hinter den Rähmen ist jetzt der größtentheils noch ungepflaster-

g) Ibid. S. 42.
h) Ibid.
i) Ibid. S. 43.
k) Hollmanns Beschr. der Georg-Aug. Univers. S. 8.

sterten Straße geblieben, die von dem obern Ende der neuen Straße bis an den Ausgang der düstern Straße geht. l) Jenseits der Leine und des innern Grondorthors hatte die südliche Hälfte des Angers nur einige wenige Häuser. Die nördliche Hälfte des Angers hingegen war, wie der Plan, zwar nicht so gut, aber doch ungefähr so dicht, als jetzt bebaut. m) Eben dieses kann man von der Neustädter- und Petersilienstraße sagen. Ganz anders verhielt es sich mit dem kleinen Masche und den verschiedenen Theilen desselben; mit der vormals sogenannten güldenen Straße; der obern und untern Teichstraße und der Eulengasse, die sich von der Allee zwischen dem Pütterschen und Krämerschen Hause nach dem Walle hinzieht. Die güldene Straße, deren Name sich in den der Allee verwandelt hat, war weder gepflastert, noch mit Bäumen bepflanzt, sondern den größten Theil des Jahrs durch ein scheußlicher Sumpf, dessen Wasser mit grünem Unrath überzogen war. An den höhern oder trocknern Stellen lagen große Steine, von deren einen man auf den andern sprang. An der linken Seite der güldenen Straße, wo jetzt die Grätzelschen Fabrikgebäude und das Backhausische, Gattererſche, Rundische, Weisbergische und Remehische Haus stehen, waren gar keine Häuser, sondern bloß Gärten. n) An der rechten Seite, so wie an der untern Teich- und der Eulengasse lagen einzelne elende Hütten zerstreut, die nirgends eine zusammenhängende Reihe ausmachten. o)

Den Vorstädten entsprach die innere Stadt selbst. So wie mehrere Straßen noch nicht gepflastert p) und die gepflasterten Straßen entweder mit Koth oder mit Gras bedeckt waren; q) so waren auch beträchtliche Plätze der innern Stadt entweder ganz unbebaut, oder durch traurige Ruinen verunstal-

tet

l) Ibid.

m) L. c. S. 45.

n) Das Grätzelsche Haus wurde 1741. vollendet; das Pütterſche, Gattererſche, Rundische und Weisbergische Haus, so wie mehrere Häuser an der rechten Seite der Teich- und Eulenstraße ungefähr zehn Jahre später erbaut, wie ich aus rathhäuslichen Akten weiß. Die übrigen Häuser an der Allee, in der Eulen- und an der Teichstraße von dem ehemaligen Federschen und dem Waisenhause angerechnet, sind insgesammt in den letzten 10, 20, 30 Jahren aufgeführt worden.

o) Aus mündlichen Nachrichten.

p) Z. B die Mühlenstraße, oder der Mühlenweg von dem östlichen Ende der Petersilienstraße bis an die große Mühle.

q) Heyner in einem Herbstprogramm von 1754. Plateae rectae eteroquin et latae, ubi non luto, gramine erant propter paucitatem commeantium obsitae. p. 2.

zeit. r) Unbebaut waren mehrere Stellen an dem obern Ende der Barfüßerstraße, wo jetzt das Stockische und die benachbarten Häuser stehen; s) und eben so die Plätze, wo in der Folge das jetzige Arnemannische, und das von dem Hrr. Hofrath Mayer erkaufte Haus aufgeführt worden sind. An den beiden letztern Plätzen fanden sich Baumgärten. t) Die wirklich bebauten Straßen und Plätze des alten Göttingens zeigten fast nichts, als ungeheure Scheuern, oder rauchige und niedrige Hütten, oder hohe und finstere Giebelhäuser, in welchen die Dielen, Böden und Rauchkammern den meisten Platz wegnahmen, und für den Aufenthalt von Menschen nur wenige dumpfige, meistens mit Gyps ausgegossene Gemächer übrig ließen. Die ersten pflichtmäßigen Verkündiger und Vertheidiger oder Lobredner der neuen Universität priesen daher auch die Gesundheit der Luft, die Fruchtbarkeit des Bodens, den Ueberfluß von Nahrungsmitteln, und die Fülle des reinsten Wassers in und um Göttingen; allein keiner hatte das Herz, die Schönheit und Bequemlichkeit der Stadt, oder der darin befindlichen Häuser zu rühmen. Auch bestand eine der größten Schwierigkeiten, welche man bei der Errichtung der Universität zu besiegen hatte, darin, daß man den ankommenden Professoren und Studierenden nur einiger-

maas-

r) *Gesner* de statu Acad. Georg. Aug. a. 1736. p. 218. Itaque spes est, post aliquot annos pauca *ruinarum turpium*, et *fumosorum tuguriorum vestigia*, quae *directas*, *latasque urbis plateas*, et descriptionem reliquam deturpabant, superfutura; et Progr. cit. p. 2. ut – rudera domuum et velut cadavera magis, quam domus, fumosa et coeca tuguria ubique fere oculis se ingererent. Ich kann nicht umhin, folgende Stelle aus dem Sammler abzuschreiben: S. 12 13. „Kaum der dritte Theil dieser guten Stadt war bewohnt, weil zwei Theile derselben aus wüsten Stellen und leeren Häusern bestanden, deren die eine in den verschiedenen Belagerungen heruntergerissen, die andere von den Eigenthümern wegen Armuth und Schulden verlassen worden; der übrige Rest aber den Einfall drohete. – – – Handel und Wandel lag gänzlich darnieder, weil wir weder bemittelte Kaufleute, noch tüchtige Handwerker, noch durchgehende Posten hatten. Es waren kaum so viele Familien, als Häuser in der Stadt vorhanden, und wir führten unsern Haushalt ungefähr wie die Patriarchen im alten Testamente. Ein jeder Hausvater hatte seinen eigenen Acker, seinen eigenen Garten, sein eigenes Vieh, und davon lebte er, damit begnügte er sich, ohne daß er seinen Mangel zu ersetzen, eine Zufuhr von außen zu haben, oder von seinem Ueberflusse andern zu überlassen, die geringste Begierde empfunden hätte."

s) Hollmann S. 80.

t) Aus mündlichen Nachrichten.

maaßen erträgliche Wohnungen verschaffte. Höchst interessant sind die Nachrichten, welche man über die damalige Beschaffenheit der Stadt und der Häuser in dem leider! unvollendeten Hollmannschen Fragment einer Geschichte der Georg-Augustus-Universität antrifft. Als der sel. Hollmann im Herbste 1734. nach Göttingen kam, kehrte er in dem besten Gasthofe ein, der an eben der Stelle lag, wo nachher die Krone erbaut worden ist. u) In diesem Gasthofe war eine Treppe hoch nur ein einziges bequemes Zimmer, in welchem Fremde wohnen konnten. Der Reisende war kaum abgetreten, als der Wirth ihn höflich bat, sich so bald als möglich nach einer andern Wohnung umzusehen, weil der vorausgeschickte Frachtwagen einen grossen Theil seiner Diele einnehme, und er eben deswegen alle übrige Durchreisende abweisen müsse. Der sel. Hollmann glaubte diese Bitte um desto eher erfüllen zu können, da man ihm von Hannover aus geschrieben hatte, daß man für ihn zwei bequeme Wohnungen in Beschlag nehmen lassen wolle, unter welchen er bei seiner Ankunft eine wählen könne. Wie groß war daher nicht sein Erstaunen, als er am Tage nach seiner Ankunft von dem Gerichts-Sulzen Neubur, einem der vornehmsten Mitglieder der Polizeicommission, hörte, daß eins der beiden Häuser, welche höhern Befehl für ihn au hätte, von dem Universitä Kypke in Besitz genommen und daß das andere weder noch Fenster habe, und also zu bewohnen sey. v) Der commissair Neubur gab dem erhaltenen Auftrage alle che Mühe, ein anderes bew Haus für den gelehrten Ank ausfindig zu machen, aber v Das einzige, was man in beingen konnte, war ein senden Staabsofficier des benschen Regiments vermiet sollte erst um Weihnachten werden. Der Oberste des nannten Regiments und Commandant der Stadt half richtsschulzen sowohl, als empfohlenen Clienten aus al indem er befahl, daß die S abwesenden Staabsofficiers Wohnung sollten gebracht und sich zugleich anheischig dem Officier, wenn er vor W ten wieder käme, einige Z seinem eigenen Hause an Die Freude, eine Wohnung zu haben, dauerte nicht lan Bedienten des sel. Hollma che das für ihren Herrn b Haus in Augenschein genom ten, kehrten mit Heulen und zurück, und erklärten das

u) L. c. S. 8. 13.
v) S. 10. 11.

eine Mördergrube, in welche man sie nie hineinbringen werde. Das Vorderhaus enthielt wirklich nicht mehr, als zwei bis drei unsaubere Stuben und Kammern; und in dem Hinterhause war ein großer, mit einem Gypsboden belegter Saal, der allenfalls zu einem Auditorio eingerichtet werden konnte. w) Da alle Klagen keine andere Wohnung verschafften, so bezog H. das genannte Haus, und entschloß sich, eine Reise nach Cassel zu machen, damit die nöthigen Verbesserungen während seiner Abwesenheit gemacht werden könnten. Man fand man aber in der ganzen Stadt eben so wenig einen bedeckten Wagen, als eine bequeme Wohnung, und man mußte also den ersten von Cassel kommen lassen. — In ähnliche Verlegenheit geriethen bald nachher mehrere andere neu angekommene Lehrer, unter welchen besonders der Professor Crusius vier Wochen im Gasthofe zubringen mußte, bevor man für ihn eine leidliche Wohnung ausmachen konnte. x) Zimmer für Studierende waren beinahe eben so selten, als Wohnungen, die für ganze Familien paßten. Zwei junge Leute, welche dem sel. Hollmann besonders empfohlen worden waren, rüsteten sich, aus Mangel an Logis, zu ihrer Rückreise, als dieser Philosoph sich entschloß, den beiden Jünglingen in seiner eigenen sehr engen Wohnung ein Zimmer einzuräumen. y)

So unglaublich dieses scheint, so hört man doch auf, sich darüber zu wundern, wenn man von alten Leuten vernimmt, wie die jetzt am meisten in die Augen fallenden Theile der Stadt beschaffen waren. Alle schöne oder bequeme Häuser an der Allee, in der Eulen- und Teichstraße, an der neuen und Hospitalstraße, an den beiden Geismarstraßen, der Buchstraße u. s. w. waren noch gar nicht vorhanden. Wo jetzt das sogenannte Prinzenhaus steht, befand sich eine alte, zum Walkenrieder Hofe gehörige Scheune. Längs der Paulinerstraße von dem jetzigen Eingange in die Bibliothek an bis zum Eckhause an der Gothmarstraße lief die Mauer des Walkenrieder Hofes und in dieser Mauer hatte man kleine Buden angebracht, die an Handwerker vermiethet waren. Der größte Theil der Groner[illegible]straße war von gemeinen Professionisten, vorzüglich von Schustern, bewohnt, deren Arbeiten ein lautes und eigenthümliches Geräusch machten. An einen Buchladen war gar nicht zu denken, und die einzige Buch-

Druk-

w) L. c. S. 14 – 19.

x) Ibid. S. 45. Man lese auch, was Saldern gleich nach seiner Ankunft geschah. S. 55.

y) S. 43. 44.

druckerei, welche die ersten Lehrer antrafen, war so dürftig, daß ihr Vorrath von Lettern kaum hinreichte, wöchentlich einen halben Bogen tingischen Nachrichten un Kleinigkeiten zu liefern. z)

z) L. c. S. 81.

Die Fortsetzung folgt künftig

Zusatz zur Beantwortung der Anfrage im 91sten dieses Magazins vom vor. Jahre.

Vorstehende Beantwortung war bereits abgedruckt, als ich vom Herrn Hauptmann Köhne zu Kneseck unterm 6ten December ein anderweitiges Schreiben erhielt, woraus ich hier noch Folgendes im Auszuge mittheile:

„Ew. habe ich die Ehre zu benachrichtigen, daß nunmehro hier mit dem Safte vom Weidenbaste beim Bierbrauen ein Versuch gemacht worden, der als erste Probe sehr gut ausgefallen ist. Der Weidenbast wurde scharf gekocht; das Dekokt nach Gutdünken zu drittehalb Stübchen frischen Biers gegossen, und mit selbigem wieder gekocht. Das Bier hat gut gegohren und auch seine gehörige Bitterkeit erhalten. Alle, die es kosteten, bezeugten, daß es sehr gut und angenehm schmecke, und der hiesige Braumeister behauptet, daß, wenn es erst recht in Gang käme, man solches dem Hopfenbier würde."

„Der Saft vom Weidenba sogar eine gewiss Kraft an sich zu h ben, sehr klebrig ist. Jetzt nur noch, wie ist der in hi länglicher Menge brauen zu erhalten?"

„Die Kop weiden werden gehaue . Die abgehauen und R ifer müßten mit ei fen Eisen oder Messer a und dieser abgeschabte Brauern verkauft werde schaben die Korbmacher a im Mai und Junius, der Weidenbast am kräf die zu ihrer Korbmache thigen Weidenreiser in gr ge ab, und werfen, w anders weiß, den ab Bast als unnütz weg, aber gleichfalls den Br kaufen könnten ꝛc.

G. F. W

Hannöveriſches Magazin.

2tes Stück.

Montag, den 5ten Januar 1801.

Fragment
einer kurzen Geſchichte und Beſchreibung der Stadt Göttingen.

(Fortſetzung.)

Göttingens Einwohner hatten theils nicht Fonds und Muth genug, um die wohlthätigen Abſichten der Regierung zu befördern, theils nicht Gewandtheit und Kenntniſſe genug, um die Vortheile der neu errichteten hohen Schule zu nuzzen, und um ſich in die Manieren der fremden Gelehrten und der zahlreichen Jugend, die wie durch einen Zauberſchlag unter ſie verſetzt worden waren, gehörig zu ſchicken. Der groſſe Hauſe wußte ſo wenig, was eine Univerſität ſey, daß man bei der Ankunft von einem oder einigen Frachtwagen neugierig zuſammen lief, um die Univerſität zu ſehen, von welcher man glaubte, daß ſie auf dieſe Weiſe werde gebracht werden. a)

Die Beſchwerden und Schäden, welche der Muthwille oder die Schlauheit und Verſchwendung der jungen Leute verurſachten, überwogen viele Jahre lang, nach dem Urtheile der Göttinger, den groſſen und unläugbaren Nutzen, den die Stadt ſowohl, als die meiſten Einwohner von der neuerrichteten hohen Schule hatten. b) Man beklagte es bitterlich, daß man nicht mehr nach der alten Weiſe leben könne. c) Dieſe alte

a) Hollmann S. 88.

b) Ibid. und wöchentliche Nachrichten, XI. und XVII. Stück, wo der ſel. Hollmann den Göttingern ſehr heilſame Lehren gab.

c) Ibid.

Weise bestand vorzüglich darin, daß man den größten Theil des Tages vor den Häusern müßig zubrachte, oder auf den Bänken seine Arbeiten gemächlich verrichtete; daß man eben so bequem und nachläßig gekleidet, als man es zu Hause war, über die Straßen ging, um Freunde und Bekannte zu besuchen; daß man sich früh zu Bette legte und spät aufstand, weswegen an den Winterabenden eine fürchterliche Stille und Finsterniß durch die ganze Stadt herrschte; d) daß man nur einige Male in der Woche kochte, und meistens von Brei, Hülsenfrüchten und gemeinen Kohlarten lebte; daß diejenigen, welche sich gütlich thun wollten, nicht frisches Fleisch vom Metzger kauften, sondern sich an dem eingeschlachteten, entweder gepökelten oder geräucherten Fleische labten, und solche Herrenmaß ner Schale Branntwein b in welche man Honigkuche hatte. e) Wenn jemand frisches Fleisch zu essen, so sich mit seinen Nachbarn zu eines Stückes Vieh vereint die Metzger es nicht wagten Glück zu schlachten. f) und Obst waren fast so s frisches Fleisch. Ein jeder Nothwendige selbst, und das Ueberflüßige feil, weil da war, der von Andern etw hatte. g) Göttingen war th die schlechten Wege, die führten, theils durch den oder die schlechte Einrichtu sten von der übrigen gebild wie abgeschnitten. Als Errichtung einer neuen Uni

d) *Gesner* in progr. cit. p. 2. Vesperae hibernae, cum pauci tarent incubrare, omnes quidem clausas valvis fenestras hab minus erant, quam in densa quadam silva horridae. L. c.

e) Aus mündlichen Nachrichten. Das Geld, und besonders war so selten, daß ein angesehener Kaufmann, wenn er auf d Messe zog, seinen ganzen Vorrath von Geld in einer kleinen p mit sich führte, denjenigen Dosen ähnlich, in welchen man schen Taback zu tragen pflegt.

f) *Gesner* Progr. l c. Qui recenti carne vesci vellent, illi eius rei coire cum victis cogebantur, cum non anderent la certae macelli fortunae se committere.

g) L. c. Eadem fere rerum venalium ceterarum, quibus alio cultu utimur, ratio, cum plerique ad veterem pene ma strorum simplicitatem relapsi, sibi et suae quisque familiae pararent omnia: parva admodum mercaturae et opificiorum ratio. Man sehe auch Epist. de statu Acad. im 3ten Tomo l ting. p. 220.

Digitized by Google

dieſem unbekannten Orte angekündigt wurde, ſo fanden ſich ſelbſt unter den Gelehrten nicht wenige, die fragten: wo Göttingen liege, und welchem Herrn es zugehöre. h) Der Name und die Schriften von Heumann, damaligem Director des Gymnaſii, waren es allein, wodurch Göttingen einem Theile des gelehrten Publikums bekannt geworden war. Göttingens Einwohner lebten wie erdgeborne Menſchen. Sie blieben bei ihrer alten Weiſe, weil ſie keine Gelegenheit hatten, fremde und beſſere Sitten kennen zu lernen. i) Wiſſenſchaftliche Kultur fehlte ſo ſehr, daß man einen Zergliederer von dem Abdecker nicht unterſchied; daß man dem erſten Profeſſor der Anatomie, Albrecht, das Schimpfwort, Menſchenſchinder, nachrief, und kaum jemand ſich durch Geld bewegen ließ, dieſem Lehrer Waſſer und Holz zuzutragen und Feuer anzumachen. k) Die Göttinger waren eben ſo unduldſam als roh. Es gehörte unter andern zu der alten Göttinger Weiſe, daß man die ſogenannten jüdiſchen Pferdehändler, welche von den Märkten zu Hildesheim, Elze u. ſ. w. zurückkamen, und durch die hieſige Stadt zogen, auf allen Straſſen mit faulen Eyern begrüßte. l)

Bei der Errichtung der Georgia Auguſta m) mußten nicht nur berühmte Gelehrte aus allen Gegenden Deutſchlands herbei gerufen, und alle zu einer guten Univerſität erforderliche Anſtalten, akademiſche Gebäude nemlich, Bibliothek, anatomiſches Theater, botaniſcher Garten, Sternwarte u. ſ. w. gegründet; ſondern die Stadt Göttingen ſelbſt mußte in kurzer Zeit umgeſchaffen; ihre Häuſer und Straßen verbeſſert; die Polizei neu organiſirt; die unentbehrlichen Gewerbe und Nahrungszweige erweckt, oder anders woher verpflanzt,

h) Hollmanns Fragm. S. 2.

i) *Gesner* Progr. l. c. Itaque ipſi cives et incolae, ac velut arborum quidam, illi ſimplicitati adſueti, facile eam vitae rationem ferebant: peregrini huc forte delati, evitare poſtea Gottingam, ad quam aditus viarum eſſent difficillimi, in qua nihil fere earum rerum inveniſſe ſibi viderentur, quibus urbes majores ſolent commendari. Ipſum nomen obſoleverat urbis olim beatae, et celebris, ut qui Hermannum non noſſent eruditi, ii nec nomen eſſe urbis ſat magnae Gottingam ſcirent.

k) Hollmanns Fragm. S. 51, 52.

l) Aus mündlichen Nachrichten.

m) Georg der Zweite ſelbſt ertheilte der neuen Univerſität den Namen Georgia Auguſta. Das Reſcript, in welchem dieſes der Akademie bekannt gemacht wurde, war den 8ten Jenner 1736. datirt. S. Sammler, S. 45.

und dadurch dem dringenden Mangel der Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens abgeholfen werden. Münchhausens großer Geist umfaßte alle Theile der neuen Universität und der alten Stadt mit gleicher Sorgfalt und Kraft; und es ist beinahe unglaublich, wie viel er in wenigen Jahren zu Stande brachte.

Die Errichtung der akademischen Gebäude wurde im Jahre 1735 mit einem solchen Eifer betrieben, daß man im Frühlinge des folgenden Jahrs die Bülowsche Büchersammlung, diese erste Grundlage unserer Bibliothek, aufstellen, und bald nachher die Auditorien, das Reithaus ꝛc. zu brauchen anfangen konnte. n) Einige Jahre nachher wurden das anatomische Theater und die Universitätsapotheke vollendet, auch der botanische Garten angelegt. o) Um Einheimische und Fremde zum Wetteifer in der Verschönerung der Stadt zu ermuntern, bewilligte man denen, welche in Göttingen neue Häuser bauen würden, ansehnliche Bauprämien und Privilegien.

Die Königl. Regierung
13ten December 1735 eine
ordnung für die Stadt G
und versprach allen denen, w
Ostern 1736 bis Ostern 1
Häuser bauen, oder alte
würden, von jedem Hunder
gewandten Baukosten funfze
zu ersetzen. p) Dieser Ba
folgte bald eine zweite gnä
ordnung, in welcher allen
Kaufleuten, Fabrikanten,
und Handwerkern, die sich i
gen niederzulassen Lust hät
große Freiheiten und B.
zugesagt wurden: besonde
ihre Gewerbe und Arbeiten
tungen noch nicht vorhande
oder wenn sie Fonds genug h
neue Häuser zu bauen, oder
der herzustellen. q)

Diese Begnadigungen fe
durch die Aussicht auf ein
Gewinn erweckte Bauluſt
daß nur allein im Jahre 1
in der ersten Hälfte des Ja
dreißig neue Häuser von G
gebaut, eine viel größere

n) Wöchentliche Nachrichten St. XXIII. S. 4. *Gesneri* Biogr. G
p. 247.

o) Das anatomische Theater wurde 1738., die Apotheke 1739. fe
neri opusc. min. T. VI. p. 164. 169. Der botanische Gar
1738. angelegt. Ibid 164. Die calenbergischen Stände bauten
sorgten die Universitätsapotheke, und schenkten sie dann dem
Professoren-Witwencasse. Diese Apotheke giebt jetzt 800 Rthlr.
Pacht.

p) M. s. Sammler S. 32.

q) Man sehe die Hauptpunkte dieser Verordnung im Sammler

rirt, und gegen achthundert neue Stuben und Kammern in Stand geſetzt wurden r).

Im Herbſte 1734 hatte es unſägliche Mühe gekoſtet, hundert und funfzig Studierende unterzubringen. Im Herbſte des folgenden Jahrs fanden ſchon weit über vierhundert junge Leute, unter dieſen vier Grafen, und viel mehr Freiherrn und andere von Adel, ohne Schwierigkeit nicht bloß nothdürftige, ſondern zum Theil ſchöne, oder bequeme Wohnungen s). Im September 1737, wo die neue Univerſität eingeweiht wurde, hatte ſich die Zahl der bewohnbaren Häuſer und Zimmer ſchon ſo ſehr vermehrt t), daß von beiden genug übrig blieben, um die große Anzahl der ankommenden Fremden aufzunehmen. Der Magiſtrat ließ kurz vor der Inauguration Verzeichniſſe drucken, in welchen die ankommenden Fremden alle Häuſer angegeben fanden, wo ſie mehrere, oder wenigere, größere oder kleinere Zimmer, nebſt den nöthigen Ställen und Remiſen für Pferde und Wagen finden könnten u).

Mit

r) Sammler S. 12 — 16. beſ. 165. 166. und Gesn. Biogr. Goett. T. III. p. 218. Ich führe obige Data aus einem gleichzeitigen Schriftſteller an, der ſie vor ſeinen Mitbürgern und Zeitgenoſſen als ganz notoriſch vorbrachte. Und doch ſtimmt beſonders die Zahl der neu erbaueten Häuſer gar nicht mit den Regiſtern des Rathhauſes überein. Gegen die Vermehrung der Stuben und Kammern läßt ſich aus rathhäuslichen Documenten weniger einwenden, als in welchen nichts von ſolchen Reparationen von Häuſern vorkömmt, wodurch nicht ihre ganze innere Einrichtung verändert, und alte Häuſer in neue verwandelt worden.

s) Wöchentl. Nachr. XL. St. S. 4.

t) *Gesn.* in Grat. act. p. 10. Qui ante hos quatuor annos urbem noſtram videre, et nunc in eam redeunt, vix ſuis credunt oculis, eandem eſſe, aut potuiſſe tantam in illa mutationem tam brevi tempore peragi: ita veteri abſterſo ſqualore nitent pleraque omnia; ita ruinas e calamitate ſuperiorum temporum reliquas refectas pleraſque; ita commodiorem, elegantioremque aedificandi rationem paſſim adhibitam vident, etc. Dieſe Rede iſt unter den Inaugurationsſchriften abgedruckt.

u) Man ſehe die vorläufige Relation über die am 17ten Sept. vollzogene Einweihung der Georg-Auguſt-Univerſität S. 3. und *Gesneri* Narratio l. c. p. 255. T. III. Biog. Gotting. Advenientibus hoſpitibus in ipſa porta urbis datum eſt edictum typis expreſſum, in quo monerentur, quo eundum eſſet, ſi quis nondum haberet hoſpitium; et erant conſtituti homines, qui deſcriptas haberent domus et conclavia, eaque in claſſes diſtributas ſuas, proin quis vel luxius, illuſtrius, commodius, diverſari, vel arctiore hoſpitio contentus eſſe vellet. Ad eundem modum deſcriptum erat, ubi ſtabulari equi poſſent; vehiculis et molioribus illis, et vulgaribus, loca aſſignata, indicatum, pabulorum, aliorumque potuum, ubi, et quo pretio copia eſſent.

Mir ist weder in gedruckten, noch in handschriftlichen Urkunden, aus jenen Zeiten irgend etwas vorgekommen, woraus ich schließen könnte, daß die Königl. Regierung die Baulust der göttingischen Einwohner in den ersten zehn Jahren nach der Einweihung der Universität durch besondere Prämien oder Vorschüsse zu erwecken gesucht hätte. Als man aber gegen das Ende des Jahrs 1747, und im Anfange des Jahrs 1748 wahrnahm, daß die Zahl der Studierenden sich schnell und ungewöhnlich vermehre; so fing der Herr v. Münchhausen an, zu fürchten, daß es an guten Zimmern, besonders für vornehme junge Leute, in Göttingen fehlen mögte x). Er schickte daher im Februar 1748 dreitausend Thaler aus der Klostercasse an den Magistrat in Göttingen, damit dieser kleinere oder größere Portionen der genannten Summe auf sechs Jahre zinsfrei an solche Bürger vertheilen mögte, welche die gehörige Sicherheit leisten und neue Häuser an gelegenen Straßen nach den Vorschriften der Bauordnung und nach gebilligten Rissen aufführen würden.

Die eingesandten dreitausend Thaler waren in wenigen Wochen vertheilt, und mehr als dreitausend Thaler wurden von Andern gefordert, welche sich zum Anbau neuer Häuser unter den festgesetzten Bedingungen erboten. Dies bewegte den Minister, daß er im October 1748 abermals dreitausend Thaler zu zinsfreien Vorschüssen an Neubauer aus der Klostercasse hergab. Auch vermochte er den Magistrat, daß dieser aus der Cämmerei dreitausend Thaler zu derselben Absicht aussetzte.

Da noch immer Vorschußgelder verlangt wurden, so warfen im März 1749 die Regierung sowohl, als die Cämmerei eine Jede noch einmal dreitausend Thaler zu sechsjährigen zinsfreien Vorschüssen aus. Im December desselben Jahrs bewilligte die Calenbergische Landschaft auf die Vorstellungen des Herrn v. Münchhausen, fünftausend Thaler zu Bauprä-

x) Hr. von M. forderte schon im August 1747. von dem Magistrat in Göttingen einen Bericht über die Zahl der vermietheten und ledig stehenden Stuben und Kammern. Man fand, daß damals 364 Stuben und 334 Kammern besetzt, und 237 Stuben und 212 Kammern unbesetzt waren; daß auch noch 45 Stuben in kurzer Zeit ausgebauet werden sollten. Am 20ten Februar 1748. waren schon 463 Stuben und 425 Kammern vermiethet. 236 der erstern und 227 der andern standen leer. Ich habe diese, wie die folgenden Nachrichten, aus zwei Convoluten von Acten geschöpft, die das hiesige Bauwesen betreffen, und welche der hiesige Magistrat mir gütig mitgetheilt hat.

prämien für die Stadt Göttingen. Von dieser Summe erhielten alle diejenigen, welche neue Häuser baueten, nach dem Verhältnisse der Kostbarkeit der Unternehmung Geschenke, von 50 100 200 300 bis 400 Thl. Man werthschätzte mit diesen fünftausend Thalern so genau, daß erst gegen den Ausgang des Jahrs 1756 die letzten hundert Thaler verschenkt wurden. Neubauer mochten Geschenke oder Vorschüsse erhalten, so genossen sie zugleich eine fünfjährige, und wenn sie auf wüsten Stellen baueten, eine zehnjährige Befreiung von allen gewöhnlichen öffentlichen Lasten.

Zinsfreie Vorschüsse selbst von mäßigen Summen auf sechs Jahre waren für Neubauer sehr wichtig, da Privatpersonen zwischen 1747 und 1752 oder 1756 mit großer Schwierigkeit Capitalien fanden, und nicht anders, als zu fünf von hundert erhielten. Erst im Jahr 1752 hatte sich das baare Geld so sehr vermehrt, daß man der Cämmerei, aber auch nur der Cämmerei allein, Gelder zu vier Procent anbot.

Die Vertheilung der Vorschüsse sowohl als der Bauprämien verursachte der Regierung, und noch mehr dem göttingischen Magistrate, unsägliche Mühe. Alle diejenigen, welche Vorschüsse oder Prämien verlangten, wandten sich unmittelbar an die Regierung, oder an den Herrn von Münchhausen. Die Eine oder der Andere sandte die Bittschrift sammt den beigelegten Rissen an den Magistrat, und forderte Bericht. Der Magistrat mußte die Vermögensumstände der Bittenden sorgfältig prüfen, und die Risse sowohl als die Bauplätze durch den Bauherrn untersuchen lassen. Er mußte die Supplicanten zu Protocoll vernehmen, und an die Regierung berichten; mußte endlich die Vorschüsse auf das Risico der Cämmerei an die Schuldner hergeben, und die auszustellenden oder zu empfangenden Schuldverschreibungen ausfertigen. Fast alle, welche Vorschüsse erhalten hatten, verlangten nach dem Ablaufe der sechs Jahre noch Verlängerung des Termins. Dies veranlaßte neue Untersuchungen und Schreibereien; bisweilen auch gerichtliche Executionen, wenn die Schuldner nicht zahlen konnten, oder nicht zahlen wollten.

Die Mitglieder des Magistrats bewiesen unter allen diesen Bemühungen, und selbst alsdann, wenn der Minister ihnen nach den einseitigen Berichten von Angebern unverdiente Vorwürfe machte, oder nicht thunliche Dinge zumuthete, eine bewundernswürdige Geduld, und den lebhaftesten Eifer, die wohlthätigen Absichten des Herrn v. Münchhausen zu befördern. Der größte Theil dieser Verdienste um die Stadt, und die Universität muß dem Assessor Jnsinger, der damals an der Spitze des Magistrats war, dem damaligen Secre-

cretair und nachherigen Bürgermeister Willich und dem Bauherrn Campe zugerechnet werden. Die Verdienste dieser Männer wurden am meisten durch den guten Erfolg ihrer Arbeiten belohnt. Sie konnten nemlich durch die Aufsicht, welche ihnen die ertheilten Prämien oder Vorschüsse über die neuen Bauten verschafften, die Mängel verhüten oder mindern, welche anfangs durch die Ungeschicklichkeit der Zimmerleute, Maurer und Weißbinder, oder durch die Sparsamkeit der Bauenden selbst begangen wurden. Man warf manchen neuen Häusern, die ohne obrigkeitliche Aufsicht aufgeführt worden waren, mit Recht vor, entweder daß Balken, Ständer und Säulen zu schwach, oder die Zimmer zu klein, und niedrig, oder die Schornsteine zu enge, oder die Treppen und Stuffen zu unbequem, oder die Anstriche zu bunt seyen.

Zwischen den Jahren 1747 und 1753 wurden der Markt, die Pauliner- und rothe Straße, und die Kirchen und Kirchhöfe von St. Johannis und St. Jacobi am meisten verschönert oder enthäßliche. Noch im Jahre 1749 standen am Markte herum lauter alte und meistens kleine Häuser; und eben deswegen empfahl es der Herr von Münchhau Magistrate in Göttingen an gelegentlichste, daß man baso Anwohner des Markts durch und Vorschüsse bewegen mög Häuser zu bauen, und mehr Häuser in eins zusammen zu

Im Jahr 1748 überließ gistrat den Walkenrieder Ho nen Unternehmer, welcher Stelle der alten Klostergebä neue Häuser, das ehemalige sche, das jetzige Meisterso Schlözersche Haus hinbauete. leicht ist jetzt in unserm gan stenthum kein Dorf, in wel Kirche und der Kirchhof e schenßlichen Anblick gewähre die Jacobi- und Johannisk deren Kirchhöfe noch im Jah gewährten. Nach einem des Commissarius Borchma ren die Mauern der Kirche Thürme an vielen Stellen au chen, und über und über mit Gräsern, oder Stauden ben Die Fenster der Kirchen wäre dunkel und größtentheils zerb Die Lücken der zerbrochenen S hatte man mit Steinen oder tern ausgefüllt. Die Maue Kirchhöfe lagen in Ruinen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Hannöverisches Magazin.

3tes Stück.

Freitag, den 9ten Januar 1801.

Fragment
einer kurzen Geschichte und Beschreibung der Stadt Göttingen.
(Fortsetzung.)

Manche Gräber und Grabsteine waren eingesunken; u. wenn es also jemand auch wagen wollte, durch den tiefen Schlamm, der die Kirchhöfe bei schlechtem Wetter bedeckte, durchzuwaten, so war er doch in Gefahr, in die versunkenen Gräber zu fallen, und Hals und Bein zu brechen. An der westlichen Ecke des Johanniskirchhofes stand eine schlechte Hütte, deren Aberitz der dorfartige Zaun, womit sie umgeben war, nicht erreichte. —

Erst im Mai 1753. wurden die jetzigen Schulgebäude fertig. Sie wurden an der Stelle von sieben alten Häusern aufgeführt, und kosteten dem Caland über zwölf tausend Thaler a).

Im Jahre 1754 hatte sich unsere Stadt so sehr zu ihrem Vortheile verändert, daß diejenigen, welche sie vor der Einweihung der Universität gesehen hatten, dieselbe kaum wieder erkennen konnten; so viele wüste Plätze waren bebauet, so viele neue Häuser errichtet, so viele alte ausgebessert und durch ein gefälliges Aeusseres verschönert worden b). In den ersten zwanzig Jahren nach der Errich-

a) Im Jahr 1750 kostete Eichenholz von 10 — 12 Fuß, 8 und 9 Zoll, der Fuß 1 mgr. 4 pf, von Ringelholz der Fuß 6 pf. — In dem Convolut rathhäuslicher Acten, welche das Bauwesen zwischen 1747 — 1755 betreffen, kommen mehrere Bauanschläge vor, aus welchen diejenigen, denen daran gelegen ist, die damaligen Preise der Materialien und des Arbeitslohns ersehen können.

b) *Gesneri* Progr. de a. 1754. p. 3. Haec vero per hosce viginti annos ita mutata sunt in melius, lautius, copiosius omnia, ut si quis civis

richtung der Universität machten sich besonders drei Männer durch die Aufführung neuer Häuser verdient, weswegen ihr Andenken werth ist, bis auf die spätesten Nachkommen erhalten, und geehrt zu werden. Diese drei Männer waren der Königl. Baumeister Schädler c), der Commissair Grätzel und der ehemalige Gärtner des Oberſten von Druchtleben, Gebert. Der letztere erbauete fast auf allen Straßen neue Häuser. Von diesen drei Männern rühren die meisten Häuser her, die wir noch jetzt zu den größten und schönsten unserer Stadt zählen.

Die Polizei in Göttingen mußte nicht weniger, als die Stadt selbst umgeschaffen werden. Der unsterbliche erste Curator der Universität setzte eine besondere Polizeicommission nieder, von welcher vom Anfange der Universität an ein Mitglied der letztere Beisitzer war. Durch diese Polizeicommission sorgte der verewigte Münchhausen vor allen andern Dingen dahin, daß die ankommenden oder neu angekommenen Lehrer und Lernenden Wohnung und Nahrungsmittel zu den möglichst billigen Preisen erhalten möchten. Man bestellte Einen der Universitätspedellen zum Logiscommissair, bei welchem diejenigen, welche Zimmer suchten, sich melden könnten d).

Im ersten Jahre der Universität, wo es außerordentlich schwer war, sogenannte Studentenstuben ausfindig zu machen, hielt es der erste Minister in Hannover nicht unter seiner Würde, wegen dieses großen Bedürfnisses bisweilen unmittelbare Verfügungen zu treffen. Man hatte vor Ostern 1735 die beiden an die Universitätskirche stoßenden, und für die Lehrer des Gymnasiums nicht lange vorher erbaueten Häuser den aus Jena berufenen Professoren, Hamberger und Wedel, bestimmt. Diese beiden Gelehrten kamen nicht; und nun erhielt der Commissair Grätzel den Befehl, in den für sie in Beschlag genommenen Häusern schleunigst zwölf Zimmer, und eben so viele Kammern für

etiam urbis, post viginti illorum annorum absentiam huc redeat; is in aliam plane urbem sibi delatus debeat videri, cum . . . domus, atque vici detersa senectutis squalore renovati, instauratique, velut restituta quadam juventute nitescant. Sunt loca urbis, ubi pro oleribus, et asparagis stant domus, satis pro mediocritate rerum nostrarum et capaces, et commodae.

c) Er erbauete unter andern die Londner-Schenke, welche nachher der verstorbene Geh. Justizrath Michaelis, und jetzt Herr Professor Arnemann bewohnt. Dieser Gasthof wurde vor der Inauguration fertig. Der Zerstreuer, S. 224

d) Wöchentl. Nachr. X. St. S. 4.

für Studierende einzurichten, und mit den nöthigen Meublen zu verſehen e).

Der Miniſter machte ferner mittelbar oder unmittelbar die Veranſtaltung, daß alles, was zur Kleidung und Nahrung erfordert wurde, nicht nur in gehöriger Menge, ſondern auch ſelbſt im Ueberfluſſe vorhanden war. Die Fleiſchbänke waren ſchon im erſten und zweiten Jahre der Univerſität mit allen Arten von friſchem Fleiſche hinlänglich verſorgt, deren Preiſe von der Polizeicommiſſion feſtgeſetzt wurden f).

Nicht ſo geſchwind konnte man für die Erzielung und Herbeiſchaffung eines nöthigen Vorraths von guten, und abwechſelnden Gemüſen ſorgen: wiewohl der Gartenbau gleich den übrigen Gewerben ſchon im Jahre 1737 und 1738 ſo zugenommen hatte, daß nur wenige billige Wünſche mehr unbefriedigt blieben g). Die Seltenheit der Gemüſe war gewiß eine Miturſache, daß, der Wohlfeilheit des Fleiſches und aller Krämerwaaren ungeachtet, der Mittagstiſch von Studenten höher bezahlt wurde, als jetzt, wo das Fleiſch und die Gewürzwaaren wenigſtens um das Doppelte geſtiegen ſind h).

Feine Weine und ausländiſche Leckereien waren ſchon im Jahr 1735

e) ibid.

f) Im März 1735 koſtete das Rindfleiſch 16 pf.; das Kalbfleiſch 12, 10, auch 8 pf.; das Schweinefleiſch 16 pf. und das Hammelfleiſch 18 pf. Der Rocken 18 mgr. Der Weitzen 29, die Gerſte 11½, und der Hafer 8 mgr. Wöchentl. Nachr. VI. St. S. 4. Acht Tage ſpäter beſtimmte man den Preis des Rindfleiſches zu 17, 18 pf., des Hammelfleiſches zu 20, des Kalbfleiſches zu 9, 10 und 12, und des Schweinefleiſches zu 16 pf. ibid VII. St. S. 4.

g) *Gesn.* Grat act. tertio ſacri inaug. die habita p. 9 Quin ipſi iam rerum documentis certi eſtis, agriculturam, almam illam rei publicae nutriculam, circa urbem agrumque Goettingenſem efflorescere laetius; iumenta melius habita, quod plura merendi eſt occaſio, et pabulum ea ipſa cauſſa largius; cultiores hortos, quod macellum illud in aucta hominum multitudine magis frequentatur; pecudes opimiores; pleniores cohortes, ruſticos ipſos nitidiores; et ejusd. Progr a 1738 in Opuſc. T. VI. p 165 Crevit et creſcit in dies, ſucceſſu invitante ipſo, hortorum colendorum, mercaturae, etiam librariae, et omnium earum rerum ſtudium, quibus magnae hominum multitudini, ſuo ſumtu, alienis opera vivendum, commode excipiendae, urbs noſtra, ſemper redditur aptior.

h) Wöchentl. Nachr. XVII. St. S. 2. Der geringſte Preis des Tiſches war 50 Thl., denn ſo viel bezahlte man ſelbſt für Freitiſche. Für die

nur viel wohlfeiler als jetzt, sondern auch in einer viel größern Mannichfaltigkeit vorhanden i). Der hohe Preis des Tisches veranlaßte wahrscheinlich noch mehr, als die Ermunterungen des Ministers, daß in den ersten Jahren der Akademie nicht wenige Professoren sich entschlossen, eine gewisse Anzahl von jungen Leuten an ihren Tisch aufzunehmen k).

Damit die Familien der Professoren und die zahlreiche und angesehene hier studierende Jugend alles finden möchten, was sie an Kleidung und Putz brauchten; so vermochte der erste Curator der Universität den Kaufmann Schmahl in Hannover, von welchem das Dietrichsche Haus bis auf den heutigen Tag noch oft Schmahls-Laden genannt wird, sich in Göttingen nieder zu lassen und anzubauen. Nach den Zeugnissen von Kennern ist selbst jetzt kein einzelner Laden in unserer Stadt mit so vielen und so kostbaren Waaren versehen, als es vormals der Schmahlische war.

Die Göttingischen Studierenden zeichneten sich von Anbeginn an von den Studenten anderer Universitäten durch die Sauberkeit und Zierlichkeit, und

Wäsche gab man jährlich wenigstens 4 Thl., für ein Paar Schuhe 1 Thl.; und man rechnete, daß ein Student jährlich wenigstens 6 Paar brauche; ibid. Die Preise der Krämerwaaren findet man im XXXII. St. S. 4. am vollständigsten angegeben. Von gelblichem Puderzucker erhielt man 8 Pfund, von feinem Melisszucker 6 Pfund, von dem feinsten Canarienzucker 4 Pfund für 1 Thl. Von dem feinsten Sevilischen, Genuesischen oder Marseillischen Baumöl kostete das Pfund 8½ – 10 mgr. Ein Pfund Pfeffer 14 mgr., Ingber 10 Pfund für 1 Thl. Von dem besten Reis 15 Pfund für 1 Thl.

i) Der Rathsweinschenk Scharf bot im März 1735 dreierlei Spanische, fünferlei Französische, dreierlei Rheinweine an, und machte bekannt, daß er Moselez, Ungarische und italiänische Weine verschrieben habe. Wöchentliche Nachr. XI. 4. Der beste Spanische Wein kostete 13½, alter Franzwein 10½, alter Rheinwein 10½ und Französischer Branntwein 12 mgr. Bald nachher bot ein Kaufmann Kuhmann alle Sorten von Rheinweinen, XVI. 4. und der Italiäner Respetino die kostbarsten Italiänischen Weine und andere ital. Leckereien an. VII. 4. XXXVII. 4. Die Weine waren: Vino di Siracusa, Vino bianco di Napoli, lacrima rossa, Mercincino und Tyroler Wein; die Leckereien: Salvolatwurst das Pfund 8 ggr. Parmesenkäse 10 ggr. 8 pf. Trüffeln 2 Thl. 8 ggr. Englische Chocolade 1 Thl. 8 ggr. Frische Capern 6 Pfund für 1 Thl.

k) Einer der Ersten, die dieses thaten, war der D. Heumann, dessen Tischgesellschaft ein Trauergedicht auf den Tod von Brunquell verfertigte. Wöchentl. Nachr. XX. 1.

und bei feierlichen Gelegenheiten selbst durch die Pracht von Kleidung, Wäsche und Putz aus l). Der bessere Geschmack in Kleidern und Putz theilte sich sehr schnell den meisten Classen der hiesigen Einwohner, und vorzüglich den Göttingischen Frauenzimmern mit, die schon im Jahre 1736 alle neue Moden in Kleidern und Putzwerk angenommen hatten m). Damit aber die Jugend durch die feinen und kostbaren Waaren, welche die hiesigen Kaufleute feil boten, nicht zur Verschwendung und zum Schulden machen verführt werden möchte; so machte man schon im Jahr 1735 ein Creditedict bekannt, das, wie das Duelledict, und die meisten übrigen akademischen Gesetze der ältern Zeit zu strenge war, und deswegen entweder gar nicht, oder nicht gleichförmig vollzogen wurde n).

Nicht weniger nothwendig, oder noch nothwendiger, als Gewürzkrämer, Tuch- und Galanteriehändler, waren Buchführer, Verleger und Drucker. Der Stifter der Universität half auch diesem Mangel bald ab. Man berief den sel. Vandenhoek hieher, welcher die erste ordentliche Druckerei in Göttingen anlegte, nachher aber die Druckerei gegen den Buchhandel vertauschte o). In der Folge ladete man Herrn Dieterich nach Göttingen ein, der mit dem Buch- und Verlagshandel eine Druckerei, jetzt die ansehnlichste in unserer Stadt, zu verbinden anfing. Die Witwe Vandenhoek wandte einen grossen Theil des in Göttingen erworbenen Vermögens zur Vergrößerung des Fonds der Witwencasse an.

Die

l) M. s. den Sammler, 5. St. S. 33 f.

m) In dem eben angef. Stück steht ein vollständiges und höchst interessantes Verzeichniß aller Stücke der Kleidung und des Putzes, welche artige Frauen und Töchter von ihren Männern und Vätern erwarteten. Dies Verzeichniß füllt drei Seiten aus. Zu den nothwendigen Stücken gehörten Schnürbrüste von geraden und langen Taillen; Reifröcke, die selbst von Mägden getragen wurden; Favoritchen und Touren, in Ermangelung eigener Haare; Schönpflästerchen; mehrere Postillons d'amour; sechserlei Arten von Kopfzeugen ꝛc. Sowohl Damen als Herren trugen goldene Tressen auf ihren Röcken. Eine vollständige Besetzung für eine Mannsperson kostete, wenn man sie billig kaufte, 70 Thl. Wöchentl. Nachr. XXXII. S. 4.

n) Man sehe das 26. 27. St. der Wöchentl. Nachr. von 1735.

o) Hollmanns Fragen, S. 80, 83.

Die ersten Studierenden in Göttingen bestanden zum Theil aus Gymnasiasten, welche man aus dem aufgehobenen Gymnasio als der Akademie zugereifte Jünglinge entlassen: theils aus alten Studenten, die von auswärtigen Akademien in der Hoffnung hieher gekommen waren, in Göttingen mehr Wohlthaten, oder Freiheiten, und Credit zu finden, als sie anderswo gefunden hatten. Die letztern brachten die übeln Sitten der Universitäten, wo sie bisher gelebt hatten, nach Göttingen mit, und zogen bald die unerfahrnen Gymnasiasten in dieselbigen Unordnungen hinein p). Das Schreien und Weben, das Vivat- und Pereat-Rufen, das Schlagen an Thüren und Fenster hörte weder Tag noch Nacht auf q).

Die Meisten meiner Leser werden darüber erstaunen, daß der für Alles sorgende Minister diesem unerträglichen Unfug ein ganzes Jahr zugesehen habe, bevor er nur einen Versuch machte, demselbigen nachdrücklich zu steuern, indem die sogenannte Schaar- und Nachtwache nicht eher, als im September 1735 errichtet wurde r). Diese scheinbare Verzögerung entstand nicht aus dem Mangel von Eifer in dem Minister, sondern aus den Berathschlagungen und Unterhandlungen: woher man die zur Unterhaltung der neuen Schaar- und Nachtwache, so wie zu anderen kostspieligen Anstalten erforderlichen Fonds hernehmen solle?

Der Minister kannte und wollte diese auf die Ruhe und Sicherheit der Stadt abzielende Ausgabe nicht der eigenthümlichen Universitätscasse aufbürden; und der Magistrat und die Bürgerschaft waren außer Stand, die Kosten einer neuen Wache aus den bisherigen Einkünften aufzubringen. Man errichtete daher bald nach der Stiftung der Universität neben der bisherigen Accise- und Servis-casse, aus welcher man den Servis der Garnison, und einige andere Bedürfnisse der Gemeinde bestritten hatte, eine neue Bürgercasse, die so genannte neue Anlage, zu welcher Häuslinge sowohl als Bürger, contribuiren mußten, und deren Ertrag allein zur Sicherheit, Verschönerung und Reinigung der Stadt angewendet werden sollte.

Der Königl. Commissair (so nannte man das Haupt der Universität vor der Einweihung derselben) und der akademische Senat kündigten der studierenden Jugend die Errichtung der Schaar- und Nachtwache durch einen be-

p) ibid. S. 24.
q) ibid.
r) Wöchentl. Nachr. 30tes St.

beſondern Anſchlag an s). Man bemühete ſich in dieſem Anſchlage den Studierenden zu beweiſen, daß die Nachtwache nicht gegen ſie, ſondern vielmehr zu ihrer eigenen Sicherheit angeordnet ſey. Doch ſetzte man hinzu: daß, wenn ſich Leute finden ſollten, welche dieſe neue ihnen erzeigte Wohlthat nicht erkennen, und die öffentliche Ruhe ſtören, oder gar die Erhalter derſelben beleidigen würden, man ſolche frevelhafte Feinde der öffentlichen Sicherheit, nachdrücklich ſtrafen werde.

Die Schaar- und Nachtwache hatte ihren Dienſt noch kein halbes Jahr angetreten, als fünf betrunkene Studenten in Geſellſchaft eines Unterofficiers von der Garniſon dieſelbe anfielen, und einen Schaarwächter ſo ſchwer verwundeten, daß er in kurzer Zeit ſeinen Geiſt aufgab. Gleich nach dieſem Attentat erließ die Königl. Regierung ein nachdrückliches Reſcript, welches die Univerſität ſammt einer hinzugefügten Warnung drucken und unter die Studierenden austheilen ließ t).

Der ſel. Geßner beklagte zwar in dem Briefe, worin er bald nachher den Zuſtand der Göttingiſchen Univerſität ſchilderte, den unglücklichen Vorfall; allein er glaubte doch auch, daß man darüber nicht ein ſolches Geräuſch erheben dürfe, als man auswärts darüber erhoben habe, da es bekannt ſey, daß auf allen andern, alten und neuen, großen und kleinen Univerſitäten ähnliche Frevelthaten häufig verübt würden, und daß ſogar um dieſelbige Zeit auf mehreren deutſchen Akademien viel ſchlimmere Dinge geſchehen ſeyen u).

Um den üblen Eindruck, welchen dieſer Unfall hervorgebracht hatte, allmählig auszulöſchen, dankte der Redner der Akademie mehrere Jahre nach einander faſt in jedem Programm, das er im Namen des Prorectors und des Senats ſchrieb, der göttlichen Vorſehung für die Gnade, daß noch kein

s) Wöchentl. Nachr. l. c. wo dieſer Anſchlag abgedruckt iſt.

t) Das Reſcript war vom 23ten Febr. 1736, und ſteht im Samml. S. 107, 108.

u) Biogr. Goett. T. III. p. 214. Magna ſane calamitas, et quam magno redemtam velint, qui amant Academiam; ſed non talis, puto, quam ambitioſe narrando aliquis invidiam conciliare novae academiae apud prudentes poſſit, niſi forte norit academiam magnam, parvam, novam, veterem, in qua non ſubinde talia vel facinora erumpant, vel accidant infortunia, quibus ſi acta publica implere placeat, largam vel eo pro tempore materiem plures aliae Academiae praebebunt, in quibus triſtiora longe accidiſſe nobis conſtabat, et quanta pars ad nos delata eſt?

kein Studierender durch die Hand eines Andern gefallen ſey x).

Um eben die Zeit, wo man die Schaar- und Nachtwache einführte, kam auch die Erleuchtung der Stadt durch neu errichtete Laternen zu Stande y). Die Koſten dieſer Erleuchtung floſſen aus eben der Bürgercaſſe, welche die Löhnung der Schaar- und Nachtwache hergab z).

Weil man nicht ohne Grund fürchtete, daß der Muthwille der Studierenden und die Wildheit anderer Einwohner der Stadt ſich an den Laternen, welche ihren Unfug beleuchteten, vergreifen möchten; ſo ſuchte man ſie durch ein am 15ten Mai von dem Könige unterzeichnetes Mandat zu ſchützen. In dieſem Mandat heißt es unter andern: „So ordnen und befehlen Wir hiemit, daß Niemand, er ſey, wer er wolle, ſolche Laternen ſowohl, als die Pfähle, worauf ſie ſtehen, zu beſchädigen, die Leuchten einzuwerfen, oder zu zerſtoßen, die Pfähle zu behauen, auszuheben, oder ſonſt einigen Unfug an denſelben auszuüben, oder auch die Leute, ſo deren zu warten haben, darin zu behindern, oder zu inſultiren, ſich unterfangen, oder aber, dafern er dieſes Verbots ungeachtet ſich dergleichen gelüſten ließe, dafern der Thäter ein ſchlechter Menſch iſt, mit monatlichem Karrenſchieben, und Erſetzung des verübten Schadens, die Studioſi mit vierwöchigem Carcere, oder nachdrücklicher Geldſtrafe, und Andere mit einer Geldſtrafe von 20, 30, 40 und mehr Thalern, nach Proportion ihres Vermögens dergeſtalt beſtraft werden ſollen, daß in caſu reiterationis der Strafe verdoppelt, und bei den Studioſis die Relegatio cum infamia hinzugefüget, daneb ſt aber durchgehends die Erſetzung des Schadens nebenher von dem Thäter präſtirt werde." Welche Zeiten! werden meine Leſer ausrufen; welche Sitten! welche Geſetze!

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

x) Z. B. auch in dem Programm von 1738 in Opuſc. min. T. VI. p. 164. Sanguinis fuſum nihil, et ſerva nobis, Deus, hanc gloriam! nondum intra quatuor hosce annos, quibus eſſe coepit haec Academia, vidit Goettinga ſtudioſum invenem, manu aliena pereuntem.

y) Die Laternen wurden zuerſt am 16ten Oct. 1735 angezündet. Wöchentl. Nachr. XXXVI. S. 4. Dieſe Erleuchtung machte den Einwohnern von Göttingen viel Vergnügen. *Gesn.* Biogr. Goett. III. p. 218. Spectaculum novum civibus, ſed idem jucundiſſimum, praebuerunt lucernae, quae primum per hanc hyemem tenebras noctibus, horrorem, et pericula detraxerunt.

z) Die Laternenpacht, und die Reparation der Laternen und Laternenpfähle koſten jetzt gegen 800 Thl. unſers Caſſengeldes.

Hannöverisches Magazin.

4tes Stück.

Montag, den 12ten Januar 1801.

Fragment einer kurzen Geschichte und Beschreibung der Stadt Göttingen.

(Fortsetzung.)

Von gleichem Alter mit der Errichtung der Nachtwache und der Laternen war das Anlegen eines neuen Pflasters, so wie neuer Zug- und Rothbrunnen und der damit verbundenen Röhren, welche durch alle Theile der Stadt fortgeführt werden mußten. Die Kosten der Bepflasterung wurden von der Bürgerschaft, oder vielmehr von den Besitzern der Häuser mittelbar oder unmittelbar hergegeben.

Die breiten Straßen, welche man hier Fahrwege nennt, bauete und besserte die neue Anlage; die breiten Steine hingegen vor den Häusern mußten die Hausbesitzer selbst anlegen lassen; und diese Einrichtung dauert noch jetzt fort. Der Aufwand des neuen Pflasters war für die Einwohner von Göttingen um desto schwerer, da das Pflaster in wenigen Jahren beinahe vollendet wurde a). Unter andern bepflasterte man auch die güldene Straße jenseits der Leine an beiden Seiten, und die Mitte derselben bepflanzte man mit jungen Linden b).

Es

a) Der Sammler, S. 226, 227, 290, 291.

b) Dies geschah aber erst im Jahre 1738. *Gesn.* Opusc. min. T. VI. p. 165. Crescit decus urbis, cum novis operibus coeptis, tum his, quae sunt, poliendis, ac patefacto nuper spatio, comparatisque omnibus, ad xystum pulcherrimam in regione proxima Academicis aedibus instituendam. Im Jahre 1754 gehörte die Allee schon zu den Zierden der Stadt. Progr. h. a. p. 3. Ornat translelnanam partem xystus, tiliis jam ita adultis consitus, ut umbram a sole, tutamen a pluvia mediocri ambulantibus praestet.

Es waren noch nicht zwei Jahre seit der Stiftung der Universität verflossen, als man schon das Pflaster der Göttingischen Straßen, und besonders die Fußbänke zu den schönsten in Deutschland rechnete c). Die Anlegung der Fußbänke beförderte nicht nur die Sauberkeit und Bequemlichkeit der Stadt und ihrer Einwohner, sondern hatte auch auf die Entwickelung und das Betragen der Göttingischen Kinder einen sehr merklichen Einfluß. Weil man sicher ist, daß die Kinder vor den Thüren und auf den Fußbänken durch Pferde und Wagen nicht beschädigt werden können, so erlaubt man ihnen früher als anderswo, daß sie vor und außer dem Hause spielen.

Dies frühe Spielen in freier Luft ist im Ganzen der Gesundheit und Bildung der kindlichen Körper sehr zuträglich. Allein eben dieses frühe Spielen außer Hause bringt die Kinder in so frühe Bekanntschaften mit andern Kindern, und macht ihnen das Außer-Hause-seyn, und das Umhertreiben mit Andern zu einem solchen Bedürfniß, daß daraus der den Göttingischen Kindern eigenthümliche Hang zum Zusammenlaufen mit Anderen ihres Alters, zu lärmenden gemeinschaftlichen Spielen, und zu allerlei kühnen, nicht selten gefährlichen Streichen entsteht.

Das Geschrei lärmender Kinderhaufen ist für die Anwohner solcher Plätze, wo die Kinder sich zu versammeln pflegen, eine fast unerträgliche Beschwerde. Die Polizeicommission that alles, was sie konnte, um diese Beschwerde zu entfernen; allein sie war bis jetzt noch nicht im Stande, den gerechten Klagen über das störende Lärmen der Kinder ganz abzuhelfen.

Mit eben dem Eifer, womit man das neue Pflaster durch alle Straßen der Stadt führte, sorgte man auch dafür, daß die neuen und schönen Straßen rein gehalten, oder gesäubert würden. Man errichtete Kothfuhren d), und gab, oder erneuerte Gesetze, welche sich auf die Reinlichkeit und Säuberung der Straßen bezogen. Diese neuen, oder erneuerten Polizeiverfügungen waren den Freunden der alten

c) *Gesn.* Biogr. Goett. III. 218. Initium porro factum est, viarum extra urbem, (*tam intus omnia, ut in puleberrimis Germaniae, strata sunt*) muniendarum, quae sola res potentissime adhuc morari affluentiam urbis huius, et commeatus varii generis visa est. Ich führe die ganze Stelle mit Fleiß an, weil sie zeigt, daß man damals die fast unfahrbaren Wege außer der Stadt gleichfalls zu bauen angefangen habe.

d) Die Kothfuhrenpacht kostet der neuen Anlage beinahe 300 Thlr, unsers Cassengeldes.

alten Weise, des alten Schmutzes und der alten Trägheit am meisten verhaßt e).

Man nannte solche Verfügungen verderbliche Neuerungen; und verfluchte die wachsame Polizei, deren Namen man seit Menschendenken kaum gehört hatte, nicht weniger, als die Universität, wodurch die Politzei und Polizeianstalten veranlaßt worden waren. Die vernünftigen Einwohner hingegen bemerkten bald, daß die neuen und reinlichen Straßen auch die Reinlichkeit innerhalb der Häuser vermehrt habe, und daß diese vermehrte Reinlichkeit die wahrscheinliche Ursache sey, warum epidemische Krankheiten, die in der Nachbarschaft heftig gewüthet hatten, vor Göttingen vorübergegangen, oder viel weniger gefährlich, als anderswo geworden seyen f).

Mit dem neuen Pflaster hielt das Anlegen neuer Zug- oder Rothbrunnen und neuer Röhren unter der Erde gleichen Schritt g). Die Kosten der neuen Brunnen und Röhren, so wie der neuen oder ergänzten Sprützen und anderer Geräthschaften gab die Cämmerei her, welche um dieselbige Zeit das Brauhaus, das Schlachthaus, die Fleischbänke, die Wage, den neuen Markt und die neue Hauptwache erbauete h).

So sehr die neue Polizei auch von sich reden und fürchten machte; so begieng sie doch bei der Ziehung der unterirdischen Röhren einen kaum verzeihlichen Fehler, daß sie nemlich die aufgerissenen Straßen bei einbrechender Nacht nicht hemmen, oder gehörig verwahren ließ. Diese Nachläßigkeit allein war Schuld, daß der Postillon, der Hallern und seine Familie herbrachte, mit Pferden und Wagen in eine an der Paulinerstraße gemachte Oeffnung hineinstürzte. Die hineingeworfenen Personen nahmen zwar keinen gefährlichen Schaden. Allein Hallers Gattin fiel vor Schrecken in eine gefährliche Krankheit, woran sie bald nachher starb i).

In den ersten Jahren nach Errichtung der Universität gaben die Mängel und Unordnungen des hiesigen Postwesens, das damals noch in den Händen einer einzelnen vornehmen Familie war, zu vielen und lauten

e) M. s. den Sammler S. 14, 138, 139.

f) Ibid. S. 290 f.

g) *Gesn.* Biogr. Goett. III. 218. Sammler S. 227.

h) Der Sammler l. c.

i) Hollmanns Fragen. S. 54. 55.

Klagen Anlaß k). Die Postbedienten taxirten Briefe und Packete willkührlich, und fahrende Posten mangelten gänzlich, oder gingen wenigstens nicht zu bestimmten Zeiten ab.

Der Schöpfer der Universität erwies auch dadurch unserer Stadt eine große und gleich anerkannte Wohlthat l), daß er in einer neuen Posttaxe das Porto von Briefen und Packeten genau bestimmte m), und zugleich die Veranstaltung traf, daß wöchentlich einmal eine fahrende Post nach Hannover, und eine andere nach Sachsen abging, und daher zurückkehrte. Zu Anlegung der letztern, welche man den fahrenden Universitätsbothen, oder die Universitätskutsche nannte, privilegirte man den Universitätsweinschenk Scharf n).

Der Scharfische Postwagen blieb etwa ein Jahr im Gange. Im September 1736 machte die Königliche Regierung bekannt, daß von nun an wöchentlich zweimal ein ordentlicher Postwagen nach Mühlhausen und Langensalze abgehen, und Personen sowohl als Packete mitnehmen solle o).

Unter allen den wichtigen Einrichtungen, welche Herr von Münchhausen auf der neuen Universität und in der zu erneuernden Stadt zu machen hatte, vergaß er selbst die öffentlichen Vergnügungen nicht. Man stiftete zuerst eine Art von Club, in welchem an jedem Sonnabend nicht bloß Professoren, sondern auch andere Einwohner der Stadt von 4 bis 7 Uhr zu erheiternden oder belehrenden Gesprächen auf dem Kaufhause zusammen kamen. Alle gesittete Studierende erhielten zu diesem Club einen freien Zutritt p). Der sel. Hollmann fand an dieser gemischten Gesellschaft ein so großes Vergnügen, daß er es nicht wenig bedauerte, als der von Leipzig berufene, nachherige Musikdirektor Schweinitz an jedem Sonnabend auf dem Kaufhause ein Concert, oder sogenanntes collegium musicum hielt, und dadurch die Stunden des Clubs abkürzte q).

Ein

k) Hollmanns Fragm. S. 95. 96. *Gesneri* Biogr. Goett. III. p. 219.

l) *Gesner* l. c.

m) Ibid und Samml. S. 32.

n) Wöchentliche Nachrichten XXXIII 4. Diese fahrende Post ging zuerst am 23ten Oct. 1735 nach Sachsen ab. M. vgl. Samml. S. 216.

o) Sammler. S. 296.

p) Wöchentl. Nachr. XLV. St. S. 4.

q) Ibid und XXXVII. 4. XXXIX. 4.

Ein großer Theil von Profeſſoren endlich errichtete ein Pickenick, das an jedem Sonntage abwechſelnd in den Häuſern der verſchiedenen Mitglieder gehalten wurde. Der jedesmalige Wirth hatte für weiter nichts, als ein geheiztes und erleuchtetes Zimmer und für Tiſchgeräth zu ſorgen. Die übrigen Familien, denn auch Frauen und Töchter nahmen Theil, ſchickten in das Haus des Collegen, wo man zuſammen kam, ſo viel Speiſen und Wein hin, als ſie für ſich zu brauchen glaubten. Dieſe angenehmen Abendgeſellſchaften dauerten mehrere Jahre fort. r)

Die mancherlei Ungemächlichkeiten, womit die erſten Lehrer zu kämpfen hatten, der ſchleunige Tod des berühmten Brunquell, der wenige Wochen nach ſeiner Ankunft ſtarb; die rohen Sitten der erſten akademiſchen Jugend und die Abgeneigtheit mancher Bürger gegen die mit der Stiftung der Univerſität verbundenen Neuerungen brachten manche heimliche und laute Klagen hervor, und dieſe Klagen wurden, wie die Apologeten von Göttingen damals glaubten, durch den Neid boshafter Feinde zu den fürchterlichſten Gerüchten vergröſſert. s) Bald hieß es, daß die meiſten Profeſſoren geſtorben, oder weggezogen, oder wegzuziehen geſonnen; bald, daß einige in Ungnade gefallen, oder gar in Ketten und Banden geſchlagen ſeyen. Einige erzählten, daß die Studierenden insgeſammt wieder fortgehen, und daß diejenigen, welche bleiben wollten, das wildeſte Leben führten. Noch andere wollten wiſſen, daß in Göttingen weder Wohnungen noch Tiſch zu haben, oder daß die ſchlechten Zimmer und Speiſen, welche man erhalte, ungeheuer theuer ſeyen. Es wurde den Schutzrednern von Göttingen nicht ſchwer, die falſchen Gerüchte über die Sterblichkeit, oder das Wegziehen von Lehrern und Lernenden zu widerlegen. Hingegen wagten ſie es nicht, die Vorwürfe der Seltenheit und Theurung guter Zimmer, und eines guten Tiſches für durchaus grundlos zu erklären. Man gab zu, daß noch nicht alles ſo gut, und ſo wohlfeil, als auf mehrern ſächſiſchen Univerſitäten ſey; verſicherte aber zugleich, daß bald auch in Rückſicht auf Wohnung und Tiſch wenig zu wünſchen übrig bleiben werde.

Von der Zeit der Inauguration an nahmen die Mängel der Stadt und Univerſität mit jedem Jahre ab, und die

r) Hollmanns Fragm. S. 54.

s) Hollmann urtheilte ganz anders als Apologet, ganz anders als Geſchichtſchreiber. M. vergl. Fragment S. 87. und Wöchentl. Nachrichten 40tes Stück. S. 4.

die Vorzüge von beiden je länger, je mehr zu. Mit der Verbesserung und Vermehrung der nützlichen Anstalten der Akademie stieg der Ruhm der Lehrer und die Zahl der Studierenden; und mit dem einen und der andern wuchs die äußere Schönheit der Stadt und der innere Wohlstand der Einwohner in gleichem Verhältnisse. — Man kann die allmähligen Einflüsse des Aufblühens der Universität auf das Glück der Stadt und der Bürgerschaft nicht so bestimmt angeben, als man den jährlichen Zuwachs von Studierenden oder von neuen Häusern angeben kann. t) Wenn man aber bloß auf die steigende oder fallende Zahl der Studierenden Rücksicht nimmt; so verschafften die Feierlichkeiten der Einweihung unserer neuen Universität einen größern Zufluß von jungen Leuten, als sie in den folgenden zehn Jahren erhielt. u)

Das Jahr 1747 kann man als den Zeitpunkt angeben, wo die Universität aus ihrer viel versprechenden Kindheit in das stärkere jugendliche Alter überging. v) Von 1738 bis 1747 stieg die Zahl der in jedem Jahre neu Angekommenen nicht einmal bis zu 200 hinan, selten darüber hinaus. Von 1747 bis 1756 waren der Eingeschriebenen jährlich mehr als 300, oder doch nahe an 300.

Die Stadt und Universität Göttingen waren in ihrer vollen Jugendblüte, als das Ungewitter des siebenjährigen Kriegs herein brach und diese Blüte zum Theil zerknickte oder abriß. Die traurigsten Zeiten für die Akademie waren das akademische Jahr vom Jul. 1757 bis zum Jul. 1758, und dann die Jahre 1760, 61 und 62. w) Die Stadt und Bürgerschaft litten durch den siebenjährigen Krieg verhältnißmäßig viel mehr, als die Universität. Die Stadt gerieth durch die Brandschatzungen, welche sie bezahlen mußte, und durch andere unvermeidliche Kriegskosten in eine solche Schuldenlast, daß sie nie im Stande gewesen wäre, dieselbe abzutragen, wenn nicht die Landesstände den größern Theil derselben übernommen hätten. x) Weit entfernt, das glücklich angefangene Gute fortzusetzen und zu vollenden, vermochte sie nicht einmal, die schon bestehenden nützlichen Anstalten zu erhalten. Der größte Theil der Bürgerschaft mußte nothwendig ver-

ar-

t) Ueber den allmähligen Anwachs der Studierenden sehe man Pütter II. S. 371 — 374.

u) L. c. v) L. c.

w) L. c. Vom Jul. 1757 bis dahin 1758 wurden nur 128, vom Jul. 60 bis zum Januar 62, in anderthalb Jahren nicht mehr als 89, und vom Januar 62 bis zum Jul. desselbigen Jahrs 47 neu Angekommene eingeschrieben L. c.

x) Nach einem Bericht des hiesigen Magistrats an die Königl. Regierung vom

ärmen, da sie nicht bloß durch die Abnahme der Akademie einen großen Theil ihrer Einkünfte und Erwerbsmittel verlor, sondern auch höhere Abgaben entrichten, über 5 Jahre die Beschwerden und Kosten einer zahlreichen feindlichen Garnison tragen, und mehrere Nothwendigkeiten des Lebens viel

vom 8ten October 1770, wodurch ein früherer vom 31sten Oct. 1764 ergänzt wurde, bestand die Summe aller Kriegsschulden der Stadt in

	160,911 Rthlr.	26 gr.	
Hievon hatten im Jahre 1770 abbezahlt			
die Calenbergische Landschaft — —	106,042 —	16 —	
die Stadtcämmerei — — —	20,326 —	24 —	
die Bürgercasse — — —	4,118 —	23 —	
die Bürgerschaft durch die Entrichtung			
der alten Kriegssteuer — —	3,995 —	3 —	
durch den neuen Beitrag —	14,554 —	29 —	
Extraordinair — — —	418 —	18 —	
Summa aller in die Stadtkriegscasse bezahlten Gelder —	149,446 Rthlr.	7 gr.	

(Die Pfennige sind der Kürze wegen weggelassen)

Der Rest der Kriegsschulden betrug im October 1770 — —	11,893 —	30 —	

Zur Abtragung dieses Restes geschahen fünf Vorschläge. Die Bürgerschaft verlangte, daß die Cämmerei diese ganze Summe übernehmen solle. Der Magistrat fand diese Forderung eben so wenig thunlich, als rathsam. Zugleich aber erklärte der Magistrat, daß man den ganzen Rückstand nicht nach Maaßgabe der Collectentabelle auf die Bürgerschaft vertheilen könne, weil alsdann die Grundstücke, und besonders die Ländereien, die ohne das einen so geringen Werth hätten, noch mehr im Preise fallen würden. Unter den drei übrigen Vorschlägen erwähne ich nur den letzten, welchen der Magistrat für den billigsten hielt: daß die Cämmerei etwa noch 4000 Thlr. übernähme, und der Rest gleich über die Bürgerschaft repartirt, aber erst in 12 Jahren abgetragen würde. Dieser Vorschlag erhielt in der Ausführung die Modificationen, daß der Cämmerei von dem Reste der Kriegsschulden 5000 Thlr. zu zahlen angewiesen, und das Uebrige theils durch einen Zuschuß aus den Bürgercassen, theils durch eine zwölfjährige Kriegssteuer, welche die Stadt und die Stadtdörfer nach dem Collectenfuß, den Collectenpfennig zu 24 gr. gerechnet, entrichten mußten, abgetragen wurde. — Die Bürgercassen trugen zu den Kriegsschulden überhaupt gegen 9000 Thlr. bei. — Die Cämmerei zahlte noch im J. 1770 vier von hundert. Der Magistrat bat daher um die Gnade, daß der Cämmerei aus Königl. Cammer 10000 Thlr. zu 3 pro Cent vorgeschossen werden möchten, da die Königl. Cammer Gelder zu 3 p. C. erhalten könne. — Wenige Jahre nachher nahm der Credit der hiesigen Cämmerei so sehr zu, daß sie die Zinsen aller Capitalien, welche sie schuldig war, auf 3 von 100 herabsetzen, und allen denen, die nicht damit zufrieden waren, die Capitalien zurückzahlen konnte.

viel theurer, als sonst, bezahlen mußte. Manche Häuser verfielen, oder wurden durch Lazarethe und feindliche Einquartierungen zu Grunde gerichtet. Fast an allen Gärten innerhalb und außerhalb der Stadt wurden die Hekken und Planken, in sehr vielen selbst die Obstbäume umgehauen. y) Der Werth der Grundstücke fiel in eben dem Grade, in welchem die Abgaben von demselben, die Seltenheit des Geldes und der Zinsfuß stiegen. —

Als ich im Jahre 1767 Studierens halber nach Göttingen kam, fand ich in der Stadt manche wüste Plätze, wo man vor dem Kriege alte Häuser niedergerissen hatte und neue Häuser hin zu bauen durch den Krieg verhindert worden war. Vor dem Weenderthore waren an beiden Seiten der Heerstraße nicht mehr als zwei oder drei Gärten mit neuen Befriedigungen wieder eingefaßt worden. Alle übrigen waren offen und wurden entweder gar nicht, oder bloß als Gartenland bearbeitet. Auf eine ähnliche Art verhielt es sich mit den Gärten vor den übrigen Thoren.

So wie die Universität durch den siebenjährigen Krieg weniger gelitten hatte, als die Stadt; so erholte sie sich auch viel schneller wieder, und ging dann einen raschen Gang zu ihrem starken männlichen Alter fort. Sie erhielt gleich in dem ersten Friedensjahre einen größern Zufluß von jungen Leuten, als sie seit ihrer Stiftung in demselbigen Zeitraum erhalten hatte; ein einziges Jahr ausgenommen. z) In dem 6ten Decennio des vergangenen Jahrhunderts stieg die Zahl der hier Studierenden langsam von ungefähr 600 bis 700; in dem folgenden Decennio von 700 auf 800; und zwischen den siebenziger und achtziger Jahren über 900 hinaus. aa) Auch die Lehrer nahmen nicht bloß an Ruhm, sondern auch an Zahl zu; und diese Lehrer fingen an, in Göttingen zuerst und mehrere Jahre allein viele Wissenschaften vorzutragen, die bis dahin nie auf hohen Schulen waren vorgetragen worden.

y) Nach einem Bericht des Magistrats vom 12ten April 1766 an die Königl. Regierung wurden während des Kriegs 5 Häuser ganz niedergerissen und 14 durchaus ruinirt oder unbewohnbar gemacht.

z) Auch die Linden an der Allee wurden so sehr beschädigt, daß diejenigen, welche nicht einmal durch scharfe Instrumente verletzt worden waren, abstarben. Die an ihrer Stelle gepflanzten Ulmen haben nie so gedeihen wollen, wie vormals die Linden.

aa) Pütter l. c. S. 372. 373. Vom Jul. 1762 bis zum Jul. 63 wurden 307 eingeschrieben. In dem einzigen Jahre 1751 waren 322 eingeschrieben worden.

(Der Schluß folgt.)

Hannöveriſches Magazin.

5tes Stück.

Freitag, den 16ten Januar 1801.

Fragment einer kurzen Geſchichte und Beſchreibung der Stadt Göttingen.

(Schluß.)

Die meiſten ſchon beſtehenden nützlichen Anſtalten, die Bibliothek, der botaniſche Garten, der Vorrath von aſtronomiſchen Inſtrumenten bereicherten u. d erweiterten ſich; und zu dieſen ſchon vorhandenen Anſtalten kamen viele neue, nicht weniger nützliche hinzu. Der ökonomiſche Garten, das Naturalien- und Münzkabinet, die Gemälde- und Inſtrumentenſammlung, das chemiſche Laboratorium, das Hoſpital und Accouchirhaus wurden alle erſt nach dem ſiebenjährigen Kriege angeſchafft, oder aufgeſtellt und errichtet. a)

Dieſe Anſtalten ſind der feſte Grund, auf welchem das Gebäude unſerer hohen Schule ruht. So lange dieſe dauern, ſo lange kann der Flor unſerer Univerſität nie ſo ſchnell wechſeln, als der Glanz anderer Akademien, deren Ruhm vorzüglich von dem Leben und Ruhm einzelner Männer abhing.

Die Segnungen des Friedens, und die glücklichen Wirkungen des ſchnellen und hohen Flors der Akademie äußerten ſich bald in der Wiederaufrichtung der Stadt- und Bürgercaſſen, in der ſteigenden Menge und Wohlhabenheit der Einwohner, und in den Unternehmungen, welche der Magiſtrat ſowohl, als die Bürgerſchaft anfingen, und ausführten.

Das

a) Eine kurze, aber vollſtändige Geſchichte unſerer akademiſchen Anſtalten findet man in der Rede, welche Herr Hofrath Heyne an der Jubelfeier unſerer Univerſität gehalten hat.

Damit Göttingen nie wieder in Gefahr kommen möchte, als eine Festung von feindlichen Truppen Jahre lang besetzt zu werden; so erging gleich nach dem Frieden der Befehl, daß die Festungswerke der Stadt gestört, und also auch die Brustwehr des Walls niedergeworfen werden solle. Man bepflanzte den Wall mit zwei Reihen von Linden, und umzog ihn mit eben so vielen Hainbüchen-Hecken. Erst vor einigen Jahren überlegte man den Wall mit einem solchen Lager von Grand daß man ihn zu allen Zeiten als Spatziergang brauchen kann.

Bald nach der Bepflanzung des Walls wurde nicht nur das innere Weender- sondern auch die äußern Thore abgebrochen, und an ihrer Stelle bloße Gitterthore errichtet. Der Magistrat ließ freie Plätze vor dem Wee der- und Gronder-Thore mit Bäumen bepflanzen, die Wege um die ganze Stadt ausbessern, und zwischen dem Weender- und Grondertore eine Allee anlegen, die nun bald bis an das Geismarthor fortgeführt werden wird.

Das Armenwesen wurde vorzüglich durch die Bemühungen des Herrn Superintendenten Wagemann verbesseret; und diesem Verbesserer unsers Armenwesens und Schöpfer der Industrieschule haben wir es auch zu danken, daß im Jahre 1792 der Anfang mit der Austrocknung der Stadtgräben gemacht wurde. So weit diese Austrocknung Statt finden konnte, und sollte, ist sie durch die gnädige Unterstützung der Königl. Regierung, durch die Mitwirkung des hiesigen Magistrats, und durch die unternehmende Thätigkeit des Hrn. Senators Campen glücklich zu Stande gebracht worden.

Man riß die alte Stadtmauer nieder, welche die kurze Straße gegen Südost schloß, und gab dadurch Anlaß zur Entstehung der neuen- und Hospitalstraße, die jetzt viel stärker, als die lange und kurze Geismarstraße befahren werden. Einige Zeit nachher kaufte man mehrere alte Häuser an der rothen Straße, brach diese Häuser ab, und verlängerte dadurch die kurze Geismarstraße bis an die rothe Straße.

Da die Erfahrung lehrte, daß die aus weichen Kalksteinen, wie unser Hainberg sie liefert, gebauten Fahrstraßen in wenigen Jahren wieder zu Grunde gerichtet würden, und eine beständige kostbare Ausbesserung nothwendig machten; so faßte man von Seiten des Magistrats den Entschluß, die Straßen der Stadt allmählig mit Basaltsteinen zu pflastern, welche man wenigstens drei Stunden weit herholen muß. Man hat dieses in der ersten Anlage kostbare, aber wegen seiner Dauerhaftigkeit vortheilhafte Basaltpflaster durch die beiden Hauptstraßen der Stadt, so wie

durch

durch die neue Hospitalstraße durchgeführt, und wird mit dem Bau so lange fortgefahren, bis alle Straßen damit belegt seyn werden. Der fortgesetzte Bau dieses neuen Pflasters kostet der Bürgercasse jährlich 2000 Thl. und darüber. Die Königliche Regierung hat zu diesem neuen Pflaster beträchtliche Zuschüsse aus der Lotteriecasse gegeben, und auch die Stadtcämmerei liefert einen jährlichen Beitrag dazu.

Der Göttingische Magistrat verdient den Dank aller Einwohner Göttingens wegen des Eifers, womit er die Verschönerung der Stadt befördert hat, und noch befördert. Unter den noch nicht lange verstorbenen Mitgliedern des Raths zeichnete sich besonders der sel. Obercommissair Meyenberg als Beförderer der Wohlfahrt der Stadt überhaupt, und insbesondere ihrer Verschönerung aus. Auch wir alle, die wir nicht Mitglieder oder Untergebene des Magistrats sind, müssen uns innig darüber freuen, daß sowohl die Cämmerei als die Bürgercassen ihre Schulden größtentheils bezahlt haben; daß durch die wachsende Volksmenge und den steigenden Wohlstand der Einwohner die Einnahme dieser öffentlichen Cassen immer größer, die nothwendigen Ausgaben immer kleiner werden, und also jährlich ein größerer Ueberschuß für gemeinnützige Unternehmungen bleibt b).

Die Bürgerschaft arbeitete seitdem siebenjährigen Kriege nicht weniger, als der Magistrat dahin, daß die Stadt Göttingen immer mehr und mehr ein gesunder, bequemer und gefälliger Aufenthalt für gebildete Menschen werden möchte. Von der Errichtung der Universität an bis auf die gegenwärtige Zeit erhielt unsere Stadt in keinem andern Jahre einen solchen Zuwachs an neuen Häusern, als im Jahre 1763, indem in diesem Jahre siebenzehn neue Häuser, und unter diesen fünf auf wüsten Stellen erbaut wurden.

Als der Herr von Münchhausen im December 1764 durch den hiesigen Magistrat bekannt machen ließ, daß alle diejenigen, welche ihre noch nicht ausgebauten Häuser bis Michaelis 1765 ausbauen und möbliren würden, von den zum Anbau erforderlichen

b) Die beiden Bürgercassen, besonders die neue Anlage, waren vor mehreren Jahren in große Unordnung gerathen, aus welchen sie durch die lobenswürdige Thätigkeit und weise Strenge des Herrn Senators Brünewald wieder herausgerissen worden sind. Die neue Anlage ist der Servis- und Collectencasse noch eine beträchtliche Summe schuldig. Da aber beide Cassen gleichsam Zwillinge sind, so darf man das Deficit der Einen durch den Ueberschuß der Andern als gedeckt ansehen.

chen Kosten dreißig Procent wieder erhalten sollten; so war die Concurrenz der Ausbauenden so groß, daß man nach Michaelis 1765 zwei tausend vierhundert und zwei und achtzig Thaler und achtzehn Groschen als Baudouceurgelder herschicken mußte.

Seit 1764 gab die Königl. Regierung von Zeit zu Zeit an einzelne Personen kleinere oder größere Summen zum Anbau oder Ankauf von Häusern und andern nützlichen Unternehmungen ohne Zinsen, oder gegen geringe Zinsen her. Allein die ehemaligen Prämien und Vorschüsse hörten auf. Dies Aufhören von Prämien und Vorschüssen schwächte die Baulust der Einwohner von Göttingen im geringsten nicht. Im Jahr 1765 wurden fünf, und im folgenden vierzehn neue Häuser, von diesen vierzehn Häusern fünf auf wüsten Stellen aufgeführt. —

Der großen Menge neuer Häuser ungeachtet, stiegen die Preise der Häuser und Bauplätze immer fort. Weder diese steigenden Preise von alten Häusern und leeren Bauplätzen, noch die sich verdoppelten Preise der Baumaterialien, weder die immer wachsende Menge vermiethbarer, und nicht besetzter, noch die fallenden Preise der vermietheten Zimmer hemmten das beständige Bauen von neuen Häusern. Bloß in den Jahren, wo man den Einfall französischer Heere fürchtete, bemerkte man kurze Stillstände im Bauen.

Seit der Stiftung der Universität richtete man die neuen Häuser fast ohne Ausnahme zu Wohnungen für Studierende, und zu wenig für Familien, besonders von Professoren ein, die außer den unentbehrlichen Wohn- und Gesellschafts-Zimmern einen mehr oder weniger großen Hörsaal brauchen. Hierin liegt der Grund, warum die Miethen der Häuser für Familien unverhältnißmäßig theuer, und die von Studentenstuben unverhältnißmäßig wohlfeil sind; warum die erstern noch immer steigen, und die letztern seit mehreren Jahren um $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{4}$ oder gar $\frac{1}{2}$ gefallen sind. Es findet sich in Deutschland nicht allein keine andere Universität, sondern auch keine andere Stadt, wo einzelne Personen, und selbst Familien, die keinen eigenen Haushalt haben, bei einem so hohen Preise der Häuser, bequeme und zierlich möblirte Wohn- und Schlafzimmer zu so billigen Preisen erhalten könnten, als man sie in Göttingen erhält. Da beständig gegen oder über dreihundert Logis leer stehen, so wetteifern die Häuserbesitzer in der Verzierung und Möblirung der Stuben und Kammern, um sich dadurch den Rang abzulaufen.

Unter den neuen Häusern, die in den letztern Jahren gebaut worden sind, muß das neue Böhmersche Ballhaus an der Weenderstraße besonders

sonders erwähnt werden, weil dadurch einem dringenden Bedürfnisse unserer Stadt und Universität abgeholfen worden ist, welchem die Königliche Regierung schon lange durch gnädige Unterstützung, aber immer vergeblich, abzuhelfen suchte. Es fehlte uns nemlich bisher an einem anständigen, und geräumigen Saale, und den übrigen nöthigen Gesellschaftszimmern, wo zahlreiche Clubs, Picknicke, Bälle und Concerte ohne lästiges Gedränge und Gefahr der Gesundheit gehalten werden konnten. Alles dieses, was uns bisher abging, findet sich jetzt in dem neuen Bödeckerischen Hause beisammen. Der große Saal, der nach einem Risse des Hrn. Oberstlieutenants Müller erbaut worden ist, wird bei seiner gänzlichen Vollendung ein Treppengebäude, und durch dieses den Haupteingang vom Hofe erhalten. Auf diesen Hof wird die Einfahrt von der Buchstraße, so wie die Ausfahrt auf den Jacobi-Kirchhof angelegt werden.

Der vordere Theil des Bödeckerischen Hauses war schon vollendet, bevor der Besitzer auf den Gedanken kam, einen neuen Saal für unsere öffentlichen Vergnügungen zu bauen. Daher rührt es, daß das Vorder- und Hinterhaus nicht ganz zusammen zu stimmen scheinen. Wenn aber auch das ganze Gebäude nach Einem Plan aufgeführt worden wäre, so würde man doch wegen Beschränktheit des Platzes die Treppe im Vorderhause nie breiter und besser in die Augen fallend haben machen können, als sie jetzt ist.

Fremde, die in steinernen Häusern zu leben gewohnt waren, werfen unsern hölzernen Häusern vor, daß sie zu leicht seyen, und daß sie Kälte und Wind nicht genug abhalten. Dieser Vorwurf ist hier, wie in dem übrigen Niedersachsen, in Holland und England sehr oft nicht ohne Grund. Dagegen sind die gebornen Göttinger, und die meisten Uebrigen, welche ihre Kindheit und Jugend in hölzernen Häusern zubrachten, und im reifern Alter in steinerne Häuser versetzt werden, überzeugt, daß steinerne Häuser weder so angenehm, noch der Gesundheit so zuträglich sind, als die hölzernen. Ein nicht ungünstiges Vorurtheil für unsere Art zu bauen und zu wohnen könnte man daher nehmen, daß ein berühmter Künstler, der viele Jahre in Italien gelebt hatte, unsere mäßigen, reinlichen und hellen Zimmer mit nicht geringem Wohlgefallen sah.

Seit dem siebenjährigen Kriege baute man fast eben so lebhaft außer der Stadt als in der Stadt. Ich habe daher auch die meisten Gartenhäuser, wie die meisten Gärten vor allen Thoren entstehen sehen. Eine merkwürdige Epoche in der Geschichte unserer Gärten war die Anlegung der neuen Chausseen, an welchen man vor zwanzig und einigen Jahren zuerst

zu

zu bauen anfing. Vor dieſem Zeitpunkte gingen die Gärten vor dem Weenderthore nicht weiter, als bis an das Wirthshaus, der Schwan genannt. Vor dem Geismarthore waren an der linken Seite der Chauſſee gar keine Gärten, und an der Stelle der erſten Gärten, die rechts von der Chauſſee liegen, war ein freier, wenig oder gar nicht bebauter Platz. Auch vor dem Grondeerthore iſt die Hälfte der Gärten, die bis an die alte Leine liegen, nicht ſo alt, als die Chauſſee, die vor ihnen vorübergeht.

Die Gärten und Häuſer ſind ſeit der großen Theurung der letzten Jahre eher im Sinken, als im Steigen. Die Preiſe von Wieſen, Gartenland und Aeckern hingegen haben ſich ſeit den letzten funfzehn Jahren verdoppelt, oder gar verdreifacht und vervierfacht. Man verkaufte vor einiger Zeit die Hälfte der Ländereien, welche ein hieſiger Bürger vor etwa funfzehn Jahren erſtanden hatte, um nach niedergelegter Profeſſion Ackerbau zu treiben. Für dieſe Hälfte erhielt man zweimal ſo viel, als der letzte Beſitzer für das Ganze gegeben hatte.

In eben dem Verhältniſſe, in welchem geſchloſſene Gärten die Stelle der bisherigen Gartenländer einnahmen, verwandelten ſich die Aecker in Gartenland, und die Aecker ſtiegen immer höher und höher an die bisher unbebauten Berge hinan, wo die Pflugſchaar nicht ſelten die Bäume der Wälder berührte. Als ich zuerſt nach Göttingen kam, lag der ganze Hainberg noch wüſte: ausgenommen ein mäßiges Fleckchen an der Schrumde, welche man in einiger Entfernung zur Rechten liegen läßt, wenn man aus dem Albanerthore auf dem jetzt mit Bäumen und Baumgruppen bepflanzten Wege nach Kerſtlingerode geht. Hier hatte ein alter, ſchwärmeriſch-frommer Mann einen Garten angelegt, und Bäume gepflanzt, die in der Folge wieder ausgegangen ſind. Jetzt ſind außer den Steinbrüchen, und einzelnen ſchmalen, ſteilen und ſteinigen Abhängen, alle Seiten ſowohl, als die Oberfläche des Hainbergs angebaut.

Von dem See, das lichte Meer genannt, der ſich noch zu den Zeiten der Abfaſſung der Göttingiſchen Chronik oben auf dem Hainberge fand, einen guten Büchſenſchuß lang, und über ſechzig Schritt breit war c), iſt eben ſo wenig eine Spur mehr, als von den Wäldern, womit der Hainberg vormals an der Stadtſeite bedeckt war.

Wenn auch der Werth von Wieſen und Aeckern in den benachbarten Dör-

c) Gött. Chron. II. S. 23.

Dörfern nicht so sehr gestiegen ist, als um Göttingen; so kann man doch annehmen, daß er sich im Ganzen verdoppelt habe; und in diesem Verhältnisse hat sich auch die Cultur verbessert oder vermehrt.

Zwischen den Jahren 1767 und 1770, und zum Theil noch später war weder die Oberfläche des kleinen Hagens, noch die Bergfläche von und um Doppelhausen, weder die Abhänge der Berge über der Papiermühle und um Nicolausberg, noch das schöne Thal, welches von der aus dem Herberhäuser Thal hervorströmenden Lutter durchschnitten wird, angebaut; so sehr hatte der siebenjährige Krieg die Arme oder Hülfsmittel weggenommen, die zum Anbau dieser wüst liegenden Strecken erfordert wurden.

Von Benutzung der Steinkohlen in den gewöhnlichen Windöfen.

Der Gebrauch der Steinkohlen ist schon mehrere Mahle in diesem Magazin empfohlen worden. Holz und Torf sind sehr im Preise gestiegen und das erstere Brennmaterial läßt in mehreren Jahren noch höhere Preise befürchten. Die Steinkohlen sind bis jetzt nach Verhältniß im niedern Preise. Der verstorbene Agent Alberti machte in dem harten Winter 1788 bekannt, daß ihm die Erwärmung einer geräumigen Stube täglich nur 1 mgr. 4 pf. koste. Er bediente sich der runden eisernen Oefen, die in Westphalen fast durchgängig gewöhnlich sind. Daselbst gebraucht man aber längere eiserne Röhren, die von dem Ofen in die Höhe des Zimmers reichen, und dann durchs Zimmer durch eine Fensterscheibe auf die Straße geleitet sind, statt dessen hier die eisernen Röhren sofort in den Schornstein treten. Ich bediente mich eines solchen runden eisernen Ofens vor einigen Jahren ebenfalls und verbrauchte in dem Winter etwa zweydrittel Fuder Steinkohlen in einem sehr großen Zimmer.

Nach der Zeit machte ich Versuche die Steinkohlen in der Küche zu brennen, und es gelang zwar, aber der Dampf war Ursache, daß dieser Gebrauch der Steinkohlen nicht fortgesetzt werden konnte, weil der Feuerheerd keine dazu dienende Einrichtung, daß der Dampf gehörig in den Schornstein abgeleitet wurde, verstattete.

Auch ließ ich eiserne Rosten schmieden, um die Steinkohlen in den gewöhn-

wöhnlichen Windöfen zu brennen, welches aber nicht glückte. Einer meiner Freunde versicherte mir darauf, man könnte die Steinkohlen ohne alle weitere Vorkehrung in den gewöhnlichen Windöfen brennen, und ich machte sofort in seiner Gegenwart den Versuch, welcher gelang.

Man verfährt damit auf folgende Weise: Man legt drei bis vier Stück Torf in den Ofen, und einige Stücke quer überher, läßt selbige größtentheils zu Kohlen brennen, und schüttet alsdann einige Schaufeln naß gemachter Steinkohlen darauf, die in einer halben Minute wie ein Licht brennen und starke Hitze geben. Es versteht sich dabei von selbst, daß das Feuer jederzeit dicht vor der Ofenthür seyn muß, weil daselbst vermöge der kleinen Klappe in der Ofenthür der Zug am stärksten ist. Lassen die Steinkohlen im Brennen nach, so legt man ein Paar Torfe darauf, die den Rest verzehren helfen, die Verschlackung der Steinkohlen hindern, und selbige gänzlich in Asche verwandeln. Dadurch hat man den Vortheil, daß man die Steinkohlenasche, welche sonst sehr leicht, wegen ihrer Feinheit, das Zimmer schmutzig macht, in Verbindung mit der Torfasche ohne diesen Nachtheil bequem herausnehmen kann.

Man kann auch die Steinkohlen mit Brennkohlen zur Hälfte vermengen und damit obigen Gebrauch machen. Dadurch erspart man wieder etwas Geld, weil die Brennkohlen nicht so theuer sind, als die Steinkohlen.

Es wird mir übrigens sehr angenehm seyn, wenn ich durch diese Bekanntmachung einigen Personen nützlich werden kann, die gerne sparen wollen.

H. O.

Anfrage.

Auf welche Art sind die Regenwürmer aus den Blumenfeldern zu vertreiben?

G. L. v. Dassel.

Neues
Hannöverisches Magazin.
6tes Stück.
Montag, den 19ten Januar 1801.

Ueber den Glauben an fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechts.

Unter den Lehrmeinungen, die in den neuesten Zeiten durch Uebertreibung und anstößige Anwendung so verhaßt geworden sind, daß das Wahre und Gute, wodurch sie sich empfehlen können, kaum mehr bemerkt wird, zeichnet sich die von fortschreitender Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts auf eine merkwürdige Weise aus. Wenn einige diese Fortschreitung für einen zur Beförderung der Sittlichkeit unumgänglich nothwendigen Glaubensartikel halten; so scheint es fast, daß andere ihre Behauptung zu den revolutionären Ideen, oder zu den Kennzeichen einer, wo nicht gefährlichen, so doch träumerischen Afterphilosophie zählen. Gewiß ist es, daß man dieselbe auf mehr als eine Art anstößig gemacht hat. Nicht nur hat man sie den Historikern, als eine bei der Bearbeitung der Geschichte zu befolgende Voraussetzung (principium a priori) aufdringen wollen; sondern hat auch Verdacht erregt, daß man mit derselben revolutionäre Ansprüche begründen; oder die bisherigen Begriffe vom Leben nach dem Tode untergraben und verdrängen wolle. Unterdessen ist sie von jeher eine Lieblingsmeinung vieler Männer gewesen, deren gute Absichten eben so wenig als ihre vielumfassenden Kenntnisse sich bezweifeln lassen; und Mißbrauch hebt den Gebrauch, hebt die Wahrheit nicht auf. Unter solchen Umständen kann es Nutzen stiften, wenn von jemanden, der mit dem Gange des Streites bekannt, und, wenn gleich für sich selbst nicht ganz unentschieden, doch weit davon entfernt ist, seinen Glauben zur gemeingültigen Lehre machen zu wollen, Gründe und Gegengründe mit möglichster Unpartheilichkeit einander gegenüber ins Licht gesetzt werden. Aus solch einer Absicht ist gegenwärtiger Aufsatz entstanden.

Auf die Erfahrung, die Geschichte — berufen sich beide Theile; und eben deswegen läßt sich schon vermuthen, daß auf diesem Wege keine Vereinigung zu Stande kommen werde. Wie offenbar es auch dem einen Theile zu seyn scheint, daß man wenigstens bei den großen Geschichtsperioden den Zuwachs geistiger Vollkommenheiten jeder Art wahrnehmen; die Menschheit auf höhern Stufen seit der Ausbreitung der christlichen Religion, als zur Zeit der Cananiter und Israeliten in der Wüste, in einem bessern sittlichen Zustande nach als vor der Reformation erblicken müsse; so ist doch ein evidenter, alle scheinbaren Einwendungen vernichtender Beweis hier eben so wenig möglich, als bei der Vergleichung des Guten und Bösen in der Welt überhaupt. Des Einen und des Andern ist zu viel, als daß der beschränkte Blick des Menschen alles genau auffassen, beides ist zu sehr in einander verflochten, theils verborgen, als daß er es auch nur in einem Falle genau schätzen und würdigen könnte. Wie unbegreiflich es auch bei gewissen Ansichten und Gefühlen scheinen mag, wenn jemand die Götterlehre der Griechen zurückwünscht, weil sie der Dichtkunst einen ergiebigern Stoff anbietet, als unsre Religionsbegriffe, der moralischen Philosophie freien Lauf verstattet, und mitunter der Orakel und Auspicien poetisch gute Dienste leisten kann; so befremdend es auch dem einen Theile [illegible] mag, wenn gegen das Faustrecht, die Ordalien und Vehmgerichte in der einen Wagschale, der endlose Prozeß an den höchsten Gerichten, die Meineide und Lettres de cachet, oder was dem gleich ist, in die andre Schale gelegt werden; wenn bei der Erinnerung an die entthronende, einkerkernde und verbrennende Hierarchie des Mittelalters dennoch gezweifelt wird, ob bei der toleranten Gleichgültigkeit unserer Zeiten mehr heilbringende Frömmigkeit unter den Christen herrsche, als damals; wenn wohl gar einer zu verstehen geben sollte, daß die Philosophie der reinen Vernunft, oder eine noch neuere, um nichts besser sey, als die Scholastik der seraphischen Doctoren: so ist doch schwerlich etwas auszurichten, wenn jemand diese dem andern Theile höchst paradoxen Vorstellungen zu vertheidigen Lust hat.

Gründe anderer Art müssen es also seyn, die den Streit in eine schulgerechte Form bringen, wenn er deren irgend fähig ist. Diese Gründe finden die Vertheidiger der Meinung

1) in der geistigen Natur des Menschen. Vermöge der Vernunft und Sprache können die durch glückliche Zufälle, Beobachtung u. Nachdenken erworbenen Einsichten einzelner Menschen und Zeiten mitgetheilt, fortgepflanzt und mit neuen Erfahrungen und Entdeckungen verbunden, zu immer größerer Vollkommenheit gebracht werden. So verstehn jetzt viele

Tau-

Tausende von Menschen mehr vom Laufe der Natur, von Mathematik und Physik, als die größten Gelehrten der Egypter und Griechen. Sollte denn aber die Vernunft in dem, was doch ohne Zweifel ihre vornehmste Bestimmung ist, in gründlicher Kenntniß und geschickter Behandlung der sittlichen Natur, nicht auf eben diese Weise fortschreiten können und müssen? Können; denn auch sittliche Wahrheiten kommen stufenweise zur vollkommnern Einsicht; und diese Einsicht läßt sich mittheilen. Müssen; denn mit der lebendigen Erkenntniß sittlicher Wahrheiten ist auch der Trieb, sich und andere darinnen immer weiter zu bringen, verknüpft. Wenn Unterricht und Erziehung überhaupt einen Werth haben — und wie könnte dies geleugnet werden — so muß die bessere Erziehung, wie sie unter gesitteten Menschen Statt findet, auch mehr ausrichten, die in der Natur liegenden Keime der Sittlichkeit zu wecken und zu stärken, als die Lebensweise roher Cannibalen oder leichtsinniger Otaheiten.

2) In den würdigen Begriffen von Gott, wie Vernunft und Bibel sie uns vorhalten. Gott, der allgütige und allweise, sollte das menschliche Geschlecht, welches einer fortschreitenden Vervollkommnung, vermöge seiner Natur, auch schon in diesem Leben fähig ist, nicht dazu bestimmt; der allmächtige Schöpfer und Beherrscher der Welten sollte nicht die äußern Mittel und Bedingungen dazu vorbereitet haben, oder herbeiführen können? Er, der will, daß allen Menschen geholfen werde, und alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, sollte nur Irrthümer mit Irrthümern, Greuel mit Greuln wechseln, nur die Formen sittlicher Uebel, wie die Moden, sich ändern, das Quantum derselben immer sich gleich bleiben lassen; er, dem kein Beweis der Liebe gegen seine vernünftigen Erdengeschöpfe zu groß, zu theuer war!

3) In der Verpflichtung, für das Wachsthum des sittlich Guten unabläßig wirksam zu seyn. Eigentlich liegt in jedem Pflichtgebote die Verpflichtung zum Fortschreiten. Stillstand im Guten, sagt die Moral, ist Rückgang.

Die Schrift fordert Heiligkeit, Vollkommenheit, wie Gott vollkommen ist; das heißt beim Menschen, anhaltendes Streben darnach. Niemand wird leugnen, daß, wenn alle Menschen sich ernstlich bemühten, sich und andere immer besser zu machen, sie es gewiß werden würden. Alle aber sollen es. Also darf doch die Idee einer fortschreitenden Besserung im Ganzen kein Aergerniß seyn; sie kann keine Chimäre, der Glaube daran nicht unvernünftig seyn. Wenn nur Uebel mit Uebeln wechseln, des Uebels im Ganzen nie weniger wird; was soll den Eifer für gemeines Wohl beleben? Wenn es im Ganzen nie

besser werden kann, was wir auch thun mögen; so kann es vielleicht, unter eben dieser Voraussetzung, auch nie schlimmer werden. Schöne Fordersätze für die Philosophie des Leichtsinns und des Egoismus!

Der Verfasser dieses Aufsatzes verschweigt es nicht, daß die bisher ausgeführten oder angedeuteten Gründe des Glaubens an fortschreitendes Wachsthum des Guten unter den Menschen für seine Denkart entscheidend sind. Aber dieß wird ihn nicht hindern, die Einwürfe und Gegengründe so stark vorzutragen und in ein so vortheilhaftes Licht zu setzen, als er sie bei ihren Anhängern gefunden hat.

Es ist allemal eine schlimme Sache, wenn man mit Gründen der Speculation über Thatsachen oder Geschichtsfragen entscheiden will. Wer die Erfahrung für sich zu haben glaubt, spottet dieser Gründe, wie wissenschaftlich sie auch eingekleidet, auch wenn sie als Forderungen (Postulate) der reinen Vernunft als unbedingte Befehle derselben (kategorische Imperative) aufgestellt werden. Auf die Geschichte berufen sich aber hauptsächlich diejenigen, die an keine fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechts glauben. Es fehlt ihnen aber auch nicht an andern Einwürfen gegen die speculativen Gründe. Denn

1) was die im Wesen der Menschheit liegende Vervollkommlichkeit anbelangt: so läugnen sie diese gar nicht; geben auch gern zu, daß durch Mittheilung der erworbenen Kenntnisse und durch Erziehung viele einzelne Menschen Fortschritte machen können, wie bei keinem Geschlechte der Vernunft und Sprache entbehrenden Thiere möglich ist. Aber den allumfassenden Schlüssen und Erwartungen, die man hierauf gründen will, setzen sie die, auf gleichem Grunde beruhende, Verderblichkeit des Menschen entgegen, und seine Abhängigkeit von äußern Umständen; den Luxus, der für Sittlichkeit und ächte Cultur so gefährlich und doch vom Fortgange der Kenntnisse eine unvermeidliche Folge ist; die Verwüstungen, die ein einziger Mensch, ein einziger die Macht der Beredsamkeit, den Zauber der Dichtkunst dem Dienste der Sinnlichkeit u. dem Unglauben weihender Schriftsteller, in der sittlichen Welt; die Zerrüttungen, welche Hab- und Herrschsucht in der politischen Welt, so schnell, in so weitem Umfange, bewirken können. Wenn der Mensch, sagen sie, reine Vernunft wäre: so müßte er in jeder Art gütiger Vollkommenheit immer fortschreiten. Aber seine Vernunft liegt mit der Sinnlichkeit im Streite; und dieser Streit entsteht in jedem einzelnen Menschen immer aufs neue, wie weit auch andere vor ihm in der Beherrschung ihrer Sinnlichkeit es schon ge-

gebracht haben. — Oder läßt sich annehmen, daß der errungene Grad sittlicher Vollkommenheit sich physisch fortpflanze *)? — Können Künste und Wissenschaften, die sich doch viel leichter mittheilen und ausbreiten lassen, als moralische Vollkommenheiten, durch äußere Hindernisse und Gegenwirkungen dermaaßen aufgehalten werden, daß Nationen, die in Ansehung derselben unter allen ihren Zeitgenossen am höchsten stunden, zur gröbsten Unwissenheit und Barbarei herabsinken: wie läßt sich, bei dem ungleich größeren und allgemeineren Widerstande gegen das Sittlichgute, bei dem Widerstande, der mit jedem einzelnen Menschen aufs neue gebohren wird, einem Widerstande, der auch darum desto fürchterlicher ist, je mehr an Kühnheit und Unternehmungsgeiste die guten Menschen gewöhnlich von den Bösen übertroffen werden; bei der Kunst und Geneigtheit der Bösen, selbst von der Arglosigkeit der Guten Vortheil zu ziehen, ja ihrer Bosheit selbst den Schein der Tugend und Wahrheitsliebe zu geben; wie in solch einer Welt, unter solchen Menschen, erwarten, daß das sittlich Guten stets mehr werden, daß es endlich das Uebergewicht über das Böse allgemein erstreben werde!

2) Gottes Güte und Weisheit, wird nun weiter geantwortet, sind unendlich; aber seine Rathschlüsse für uns unerforschlich. Unendlich können sie auch in Absicht auf das menschliche Geschlecht wirksam seyn; wenn gleich ihr Ziel nicht in dem engen Bezirke dieses Lebens sich zeigt. In diesem kann es nicht seyn. Der Mensch ist für die Ewigkeit bestimmt. Nur diese Bestimmung entspricht seinen Fähigkeiten und genügt seinen Wünschen. Er ist das Verbindungsglied der sichtbaren mit der unsichtbaren Welt. Zum Glauben an diese schon hienieden ihn zu erwecken, ist seine Vernunft hinreichend; aber nicht stark genug, um ihn über die Sphäre der Sinnlichkeit zu erheben, innerhalb welcher die Tugend Kampf ist. Um in diesem Kampfe den Menschen zu stärken, um zu verhindern, daß er nicht darin unterliege und immer tiefer sinke, um die Tiefgefallenen wieder aufzurichten, darf kein Mittel, welches die Vorsehung angewandt hat, zu groß scheinen.

Hiedurch ist denn auch

3) auf das dritte Argument des Glaubens an fortschreitende Vermehrung des Guten die Antwort schon vorbereitet. Mag dieses Fortschreiten Statt haben oder nicht: so hat jeder Freund der Sittlichkeit schon Berufsgenug, um mit unablässigem Eifer die menschliche Tugend, unter den uns

*) Wenn man die physische Fortpflanzung des sittlich Bösen, oder seiner Gründe, annimt: so scheint es nicht consequent, die andern zu leugnen. Aber die Erfahrung?

immer fortdauernden innern und äussern Hindernissen, in sich und andern zu fördern, so weit es möglich ist. Wird es im Ganzen besser; gut. Sollte dies aber auch nicht zu erwarten seyn; so können wir doch hoffen, in einzelnen Menschen, und überhaupt jeder in seinem Wirkungskreise, viel Gutes zu Stande zu bringen, und dem Bösen Einhalt zu thun. Ohne Erfolg wird redliches Bemühen nie seyn; wenn es auch das Ziel idealischer Wünsche nicht erreicht. Aber auch nur einen Menschen dem Laster entrissen, für die Ewigkeit gewonnen, zu haben; welch ein hoher spornender Gedanke ist nicht schon dies! Gott, der auf den Willen sieht, wird dem, der hier im Kampfe treu und standhaft war, einst in höheren Sphären die seiner ausgebildeten Tugendkräfte würdige Stelle gewiß anweisen.

Wie wir in wissenschaftlicher Cultur für die Unsrigen und für unser Zeitalter, was wir vermögen, zu leisten uns beeifern, ungewiß, wie es nach Jahrhunderten in unserem Vaterlande aussehen werde; so müssen wir auch das sittlich Gute, wenn wir es ernstlich wollen, unter unsern Nebenmenschen zu befördern suchen, mag auch die Hoffnung einer allgemeinen höhern Sittlichkeit noch so schwach gegründet seyn. Daß der gute Saame, den wir ausstreuen, noch späterhin gute Früchte bringen, das Gute, das wir durch Lehre und Beispiel stiften, nach unserm Tode noch lange in vielen Menschen fortwirken, und das Böse, wenn gleich nicht ganz aus der Welt verdrängen, doch in engern Grenzen erhalten helfen werde; dieses zu hoffen, bleibt uns unverwehrt.

So ungefähr erscheinen die Gründe des Glaubens an fortschreitende sittliche Cultur des Menschengeschlechts dem andern Theile; so glaubt er sie entkräftet. Der Verfasser hat sein Glaubensbekenntniß vorhin abgelegt; und nimmt es nicht zurück. Aber durch Erwiederung auf diese Gegengründe den Streit noch weiter fortzusetzen, erlaubt er sich nicht; theils um nicht die der Bestimmung dieses Aufsatzes angemessenen Grenzen zu überschreiten, theils aus Furcht in Discussionen zu gerathen, die der beabsichtigten Wirkung eher hinderlich als zuträglich seyn könnten. So weit glaubt er die Sache ins Licht gesetzt zu haben, daß folgende Resultate nicht mehr grundlos scheinen werden.

1) Gründe und Gegengründe stehen bei dieser Streitfrage in einem solchen Verhältnisse zu einander, und es ist, bei dem unermeßlich viel umfassenden Gegenstande derselben, so leicht, durch die Fülle der Gedanken und Rührungen bei einem Theile der dahin gehörigen Erscheinungen, minder achtsam und empfindlich gegen die übrigen zu werden, daß sich wohl

bei

begreifen läßt, wie einsichtsvolle und gut denkende Menschen entgegengesetzter Meinung seyn können. Auf Evidenz aber und gemeingültige Gewißheit darf keine derselben Anspruch machen; wie unerschütterlich fest auch die eigene Ueberzeugung scheinen mag.

2) Zu einem gemeinen Glaubensartikel, wohl gar zu einem Fundamentalartikel der Religion und Sittenlehre, darf sie um so weniger erhoben werden; je zufälliger auch die guten Folgen sind, die man bei der einen oder andern Behauptung sich vorstellt und beabsichtigt. Lust und Muth zur unermüdeten Thätigkeit, zum Schaffen des Guten um sich her, können allerdings in einigen Gemüthern geschwächt werden; wenn man ihren idealischen Zwecken alle Realität abspricht. Aber dieß ist nicht bei allen der Fall. Vielmehr fürchten manche, und auch nicht ohne Grund, nichts so sehr, als überspannte Erwartungen und Ansprüche, wo es aufs Wirken in dieser Welt, wie sie ist, ankömmt. Sie glauben, daß immer am wenigsten geleistet werde von denen, die allzuvieles ausrichten wollen; weil ihnen entweder dasjenige, was nach ihren Kräften und Umständen möglich wäre, zu wenig ist; oder weil sie, den Kopf voll von Bücher- und Speculationsideen, nicht auf die dringendsten Bedürfnisse und Hindernisse achten, unter denen sie sich befinden; und so oft, was ihnen zunächst liegt, in Unordnung bringen oder gerathen lassen, indem sie die Menschheit beglücken und veredeln wollen.

3) Wäre aber auch diese Beschuldigung minder treffend, und die gute Wirkung des Glaubens an fortschreitende Vervollkommnung vom Ganzen der Denkart und zufälliger Nebenbestimmungen weniger abhängig; so würde es doch nicht rathsam seyn, diesen Glauben aufdringen oder zur Tagesordnung machen zu wollen; wenn man sieht, daß diejenigen zu sehr dagegen sind, von deren Zustimmung der gute Erfolg hauptsächlich abhängt. An sittlicher Wahrheit muß man fest halten, und dabei auch seinen Glauben nicht verleugnen. Aber was nur Glaube, nur Hoffnung ist, muß um so mehr mit Bescheidenheit und Vorsicht geäußert werden; je mehr gute Vermuthung auch die anders Denkenden für sich haben.

Hausmittel gegen Brandverletzungen.

Einsender dieses fand vor kurzem in einem englischen Blatte (St. James Chronicle 1800. Nr. 6659.) ein ihm bisher noch unbekannt gewesenes Hausmittel gegen alle Verletzungen von Feuer oder heißen flüssigen Materien, welches weit schneller und sicherer wirken soll, als die bisher gewöhnlichen Oele und Salben. Linnenzeug in Weinessig getunkt, und immerfort damit frisch angefeuchtet, soll sehr schnell heilen, wenn es unmittelbar nach dem Unfalle um den leidenden Theil geschlagen wird, und der Verzehrung vorbeugen.

In einem sehr schlimmen und vernachläßigten Falle, wenn die Blasen schon wund geworden sind, braucht man den Weinessig einige Stunden, und dann legt man ein Pflaster von Milch und Brod auf. Wenn dies abgenommen ist, bestreut man die wunden Stellen mit so viel gepülverter Kreide, als es bedarf, um die Materie der Wunde zu absorbiren; dann legt man ein frisches Pflaster auf und wiederholt dieses Verfahren so lange, bis die Wunden heil sind. Sind die Brandblasen noch nicht wund, so öffnet man sie an verschiedenen Orten mit einer Nadel, drückt das Wasser mit einem weichen linnenen Lappen aus, und gebraucht den Weinessig wie oben.

Kapaunen, Enten und Gänse geschwind und wohlfeil fett zu machen.

Man nehme Erbsen, und zwar solche, die ohnehin zum Kochen nicht tauglich sind, quelle davon so viel, als in 2 Tagen verfüttert wird, in etwas salzigem Wasser ein, und stopfe Kapaunen, Enten und Gänsen die Kröpfe damit voll; doch sehe man jedesmal, wenn man wieder stopfen will, zu, ob die Erbsen im Kropfe verdauet sind. Von diesen Erbsen werden sie schleunig fett, jedoch müssen sie vollauf zu saufen im Troge haben. Auch werden die Gänse große Lebern davon bekommen.

Hannöverisches Magazin.

7tes Stück.

Freitag, den 23ten Januar 1801.

Etwas über ästhetische Schwärmerei.

Unser Zeitalter, das häufig mit dem prangenden Titel des aufgeklärten beehrt wird, den es auch in mancher Hinsicht zu verdienen scheint, ist bei alle dem auch fruchtbar und reich an Schwärmerei von vielfacher Art. Der denkende Beobachter hat nicht weit und lange zu suchen, um politische, philosophische, kritische, moralische, pädagogische und ästhetische Schwärmer in nicht geringer Anzahl anzutreffen. Unter allen diesen scheint die ästhetische Schwärmerei, und besonders der sogenannte holde Wahnsinn (amabilis insania, Hor.) der Dichter am unschädlichsten, und dem gemeinen Wesen am wenigsten gefährlich zu seyn. Wenn man aber das Wohl und Wehe mancher Jünglinge, die sich ohne Bedenklichkeit dem dichterischen Wahnsinn oder der Versemacherei überlassen, in Betrachtung zieht, so erhält die Sache ein anderes Ansehn, und verdient die Beherzigung jedes Menschenfreundes.

Man würde mich sehr mißverstehn, wenn man etwa glaubte, daß ich einen geheimen Widerwillen gegen die Dichtkunst hegte, und die Dichter mit Plato aus einem gut eingerichteten Staat verbannt wissen wollte. Nein; ich bin vielmehr der Meinung, daß unter allen Künsten, die wir mit dem Namen der schönen und liberalen bezeichnen, keine sey, die wegen ihres wichtigen Einflusses auf die Cultur des Geistes und Herzens, und wegen ihres großen Nutzens, den sie in so mancher andern Rücksicht haben kann und haben sollte, einen höhern Rang und größere Achtung verdient, als die Dichtkunst. Indem sie in uns die Gefühle des Schönen und Erhabenen aufregt und bildet, macht sie uns — wenn auch nicht gerad zu zu guten, gesitteten Menschen — doch für das Edle und Gute empfänglicher und zur Befolgung sittlicher Gesetze bereitwilliger; — und was kann die Poesie nicht leisten, wenn sie zur Verherrlichung der Religion und Moralität

lität angewendet wird? — Aber die eigentliche Musenkunst, die nur Unverständige mit Reimerei und Versemacherei verwechseln können, ist bekanntlich sehr schwer, und derjenige, der darin Meister werden will, bedarf dazu nicht nur vorzüglicher Talente und besonderer Naturanlagen, sondern es sind auch dazu so viele und mannichfaltige Kenntnisse, und eine so günstige Lage erforderlich, daß ein guter Dichter nur eine seltene Erscheinung seyn und bleiben kann. — Gleichwohl ist in unserm lieben deutschen Vaterlande die Zahl derjenigen, die sich in die poetische Laufbahn wagen, und auf der goldenen Leier ihr Heil versuchen, jetzt größer als jemals. Aber wann sah man auch mehrere mißlungene Versuche in einer Kunst, worin es freilich sehr schwer ist, den Besten gleich zu kommen, als am Ende des verschwundenen Jahrhunderts? Ist es ein Wunder, wenn die herrliche Musenkunst, wodurch die Homere, Horaze, Virgile ꝛc. unsterblich wurden, durch den häufigen Mißbrauch, der damit von unberufenen Müßiggängern und kenntnißleeren Lehrlingen getrieben wird, in Verachtung hinabsinkt, und der Unterstützung und des Schutzes, deren sie sonst von weisen Staatsvorstehern sich zu erfreuen hatte, unwürdig wird? — Doch ich will den Nachtheil nicht weiter erörtern, den das Versefieber, woran jetzt so mancher krankt, der Kunst selbst verursacht; meine Absicht ist vielmehr, etwas von dem Schaden zu sagen, den sich viele junge seyn wollende Dichter in Ansehung ihres künftigen Glücks zubereiten. Von dem Jüngling von seltenem und wahrem Genie a) ist hier die Rede nicht; denn dieser wird mit seiner vorragenden Geisteskraft schon seinen Weg zu finden wissen, wird Schwierigkeiten und Hindernisse besiegen, die den Schwächern, der jedoch auch gern an Genie Anspruch machen möchte, unfehlbar zu Boden drücken würden.

Der Staat unterhält Schulen und Universitäten größtentheils in der Absicht, daß außer eigentlichen Gelehrten, in und auf denselben tüchtige Geschäftsmänner, dem Zweck desselben gemäß, gehörig erzogen und gebildet werden sollen. Derjenige Studierende also, der ohne Rücksicht auf diesen Zweck, und mit Versäumung solcher Wissenschaften, deren Erlernung ihn sicher zu Brod und einer Bedienung führt, seine Kräfte und Zeit, ohne Beruf und Talent dazu zu haben, mit

a) Ich nehme hier das Wort Genie in der eingeschränkteren Bedeutung, und verstehe darunter das angebohrne Talent, das zur Hervorbringung schöner und musterhafter Kunstwerke erforderlich ist. Es kann jemand ein großer Kopf seyn, ist aber deshalb noch kein Genie zu nennen.

mit Versemachen vertändelt, der darf nachher auch nicht klagen, wenn ihn der Staat unversorgt läßt. In den ältern Zeiten wurden zwar in Deutschland manche Dichter von den Kaisern gekrönt oder belorbeert; aber dies ist aus der Mode gekommen, weil der Scheitel manches elenden Reimers den vom Glück ihm zugeworfenen Lorbeer schändete, und weil man bei zunehmender Verstandeserleuchtung anfing, den Dichter nicht nach dem Kranze, sondern nach dem Kopf darunter und nach seinen Werken zu beurtheilen und zu schätzen.

Auch möchten wohl wenige Aeltern ihre Söhne in der Absicht zur Schule oder auf Universitäten schicken, daß sie lernen sollen, Verse zu machen. Freilich mag es manche Mutter nicht wenig freuen, wenn der studierende Sohn in Reimen zum Geburtstage gratulirt, weil sie meint, ein solcher Sohn werde dereinst auch ein tüchtiger Theologe, Rechtsgelehrter oder Arzt seyn können. Aber diese Hoffnung wird oft gerade durch den unglücklichen Hang zur Poesie, dem der eitle Sohn, zumal wenn seine ersten Versuche gelobt werden, nun um so mehr sich überläßt, ganz vereitelt. Wäre es unter allen unsern jungen Versemännern Sitte, daß sie, ehe sie sich in ihren Versuchen gefallen, oder damit vor die Augen des Publikums eilen, zuvor die Kunst, von der sie vielleicht noch nicht einmal die Elemente begriffen haben, aus den musterhaften Werken der Griechen und Römer zu erlernen suchten, so wäre Zeit und Mühe in jedem Betracht noch gut angewandt. Denn wenn auch der Lehrling, durch das gründliche Studium der Alten von den grossen Schwierigkeiten der Musenkunst überzeugt, endlich sein Vorhaben, als Dichter glänzen zu wollen, aufgeben müßte, so würde er doch noch immer viel in Ansehung seines Geschmacks gewonnen, und sich Sprachkenntnisse erworben haben, die ihm die Erlernung einer Wissenschaft sehr erleichtern können. In der That war die ehedem auf Schulen herrschende Mode, lateinische und griechische Gedichte zu machen, so ganz übel nicht, wenigstens nicht so nachtheilig in Absicht der künftigen Bestimmung manches Jünglings, als die jetzige leichtfertige deutsche Dichterei. Der junge Dichter wurde dadurch mehr und stärker zu dem Studium der alten classischen Kunstwerke hingezogen, und da seine Versuche nur von Gelehrten beurtheilt werden konnten, so war er weniger in Gefahr, durch den leichterrungenen Beifall nachsichtiger Freunde und unkundiger Leser zu einem vorzeitigen Dünkel, und zu dem Vorsatz, mit Hintansetzung solider Wissenschaften auf der poetischen Kampfbahn Lorbeern zu erringen, verleitet zu werden. Haller, Lessing und mehrere berühmte Männer, waren gute Dichter, aber sie waren zugleich gründliche Gelehrte und tiefdenkende Philosophen; ihre dichtende und durch Begeisterung gehobene Einbildungs-

kraft wurde immer beherrscht von einer durch Wissenschaften cultivirten Vernunft. Dieses bedenken viele unserer poetisirenden Jünglinge nicht, sondern, statt zuvor nach gründlicher und deutlicher Erkenntniß zu streben, erhitzen sie ihre Phantasie durch das Lesen deutscher Gedichte, und da sie die besten, die unsere Literatur schmücken, nicht verstehen können, so sind es gewöhnlich die mittelmäßigen, die ihren Nachahmungstrieb erwecken. Bei dem Mangel an deutlichen Begriffen und einer durch Logik geregelten und Erfahrung geübten Urtheilskraft, gerathen sie leicht durch solche Leserei in einen gewissen poetischen Schwindel, b) der sie, wenn nicht ein weiserer Lehrer oder Freund sie zeitig heilt, für das anstrengende Studium nützlicher Wissenschaften und die Geschäfte des Lebens oder des Staats untüchtig macht. Das Schlimmste ist, daß häufig solche faselnde Köpfe, die weder Gelehrsamkeit noch Weltkenntniß besitzen, in ihren luftigen Träumen sich sehr glückselig und wichtig fühlen, und, falls sie nicht der Hunger sittsam und bescheiden macht, mit oft unerträglichem Dünkel und Stolz auf diejenigen herabblicken, welche still, und ohne Ansprüche an einem ausserordentlichen Genius, nützlichen Wissenschaften obliegen, und sich zu tüchtigen Gelehrten oder Geschäftsmännern ausbilden.

Es ist freilich für jeden, und besonders für diejenigen, die dereinst in öffentlichen Angelegenheiten Mund und Feder brauchen müssen, nothwendig und sogar Pflicht, auf sorgfältige Ausbildung und Verfeinerung des Geschmacks bedacht zu seyn.

Es ist nicht genug, daß wir mit anstrengendem Fleiß Wissenschaften uns aneignen, Kenntnisse und Erfahrungen einsammeln; wir sollten allerdings auch lernen, diese erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen oder unsere Gedanken und Gefühle in einer schönen Form und auf gefällige Art mitzutheilen, und durch geschmackvolle Darstellung anziehend zu machen. Hiedurch, durch diese Verbindung der Gründlichkeit und des Geschmacks zeichneten sich Griechen und Römer in den blühendsten Perioden ihrer Cultur aus, und viele ihrer Werke werden in dieser Rücksicht ewig Muster bleiben. Wenn aber das erstere versäumt wird, wenn der Jüngling, statt sich zuvor mit Kenntnissen und deutlichen Begriffen auszurüsten, nur nach schönlichen Formen hascht, blendende, hie und daher aufgegriffene Ausdrücke und Bilder zusammen steppelt, und alsdann mit solchem Machwerk den Beifall seiner Aeltern Lehrer, Freunde oder des nachsichtigen Publikums zu erringen trachtet: so schlagen seine Bemühungen gewöhnlich in Phantasterei aus, und führen ihn irre.

Da

b) Dieser Schwindel ist jedoch sehr verschieden von der μανία Μουσική, die Sokrates in dem Phädrus des Plato rühmt.

Da nun das Verſchwenden, wie manche andere Krankheit, ſehr anſteckend iſt, und die Kräfte manches jungen Geiſtes, die beſſer verwendet werden konnten, ohne glücklichen Erfolg ſchwächt und verzehrt, ſo würde es ſehr wohl gethan ſeyn, wenn die Jugend, ſtatt durch vorzeitiges und unweiſes Lob ſie, wie es oft geſchieht, zu beſtören, in dieſer Rückſicht, zu ihrem wahren Wohl, unter ſtrengere Diſciplin genommen würde. Die künftige Beſtimmung derſelben müßte dabei die zweckmäßigen Maaßregeln an die Hand geben. Ich würde ſelbſt dem talentvollen Jüngling rathen, wenn ich mit Gewißheit vorherſehen könnte, daß ſein künftiger Wirkungskreis, wie z. B. der eines Rechtsgelehrten, mehr Verſtand und Urtheilskraft, als Witz und eine dichtende Einbildungskraft erforderte, ſeinen Hang zu genialiſchen Geiſtesbeſchäftigungen einzuſchränken, und ſeine glühende Phantaſie durch das Studium der Logik und Mathematik abzukühlen. Man kann mit ziemlicher Gewißheit vorausſetzen, und die Erfahrung bewährt es, daß diejenigen, die längere Zeit und mit warmem Enthuſiasmus in poetiſchen Regionen gewandelt haben, ſich unglücklich fühlen werden, wenn ſie die Pandekten ergreifen, oder ſich mit Proceßakten befaſſen ſollen. Nachläßigkeit in Pflichtgeſchäften, Mißmuth, Unzufriedenheit, oder auch wohl Hypochondrie ſind alsdann oft die nachtheiligen Folgen einer nicht gehörigen Vorbereitung und zweckwidrigen Geiſtesrichtung.

Schon bei der frühern Erziehung und dem Schulunterricht ſollte billig mehr Hinſicht auf die künftige Beſtimmung der Zöglinge genommen werden, als es gewöhnlich geſchieht. Iſt dieſe Beſtimmung einmal, durch die Aeltern oder durch die freie Wahl der Zöglinge ſelbſt, entſchieden, ſo ſollten letztere nun (zu ihrem künftigen Wohl) mit Zwang angehalten werden, den Weg zu gehen, der ſicher dahin führt; und Fleiß und Thätigkeit auf dieſem Wege ſollten vorzüglich gelobt und belohnt werden. Ich kann überhaupt in die Meinung mancher neuen Pädagogen nicht einſtimmen, daß man von der Erziehung allen Zwang verbannen, und ſich ganz nach den Neigungen und Gemüthskräften der Zöglinge bequemen müſſe. Wenigſtens weiß ich nicht, ob die zeitliche Wohlfahrt der Jugend nicht ehedem, da gelehrte Lehrer ſie mit Strenge zu ſich hinauf zogen, geſicherter war, als in unſern Zeiten, wo nicht ſelten Erzieher zu ihr hinab ſinken, und ſie für den Stand der Natur, aber nicht für den Staat bilden.

Vorschlag zur bessern Fütterung der Kühe in diesem Winter, um mehr Milch und Butter zu erhalten.

Die hohen Preise vieler Lebensbedürfnisse, namentlich der Butter, lassen es wünschen, daß diejenigen, in deren Händen sich die Produktion dieser Waare befindet, alle Mittel anwenden, sie häufiger zu gewinnen, um dadurch einen mäßigern Preis zu bewirken, wenigstens das weitere Steigen desselben zu verhindern.

Dieses ist der natürliche Lauf, wie hohe Preise eines Produkts, erst die Entstehung eines wirklichen Mangels verhindern, und hernach die alten Preisverhältnisse wieder herstellen. Alle übrige Mittel Wohlfeilheit zu erzwingen, haben keinen dauerhaften Erfolg.

Die Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Gegenstand jeder häuslichen Verzehrung, ist jetzt um so nothwendiger, da fast durchgehends der Heugewinn im letzten Sommer schlecht gewesen ist, und man bei den hohen Preisen nicht mit Unrecht fürchtet, die Fütterung des milchenden Viehes werde in diesem Winter schlechter, wie jemals, besorgt, folglich nicht nur während des Winters weniger Butter gewonnen, sondern auch das Vieh im Frühling so schlecht zur Weide gebracht werden, daß in dieser, für den Buttergewinn entscheidenden Periode, aufs neue weniger Butter, folglich ein immer höherer Preis erfolgen werde.

Diese Gefahr scheint mir wirklich, folglich auch hinlänglicher Grund vorhanden zu seyn, die große Anzahl kleiner Landwirthe aufmerksam darauf zu machen, und die in manchen Gegenden schon als nützlich angewandte Viehfütterung mit Schrot zum Ersatz des Heues, aufs neue in Erinnerung zu bringen. — Dieses allein, und nicht etwa Belehrung für größere Landwirthe, ist der Zweck dieses Aufsatzes in diesem allgemein gelesenen Wochenblatte.

Meine eigene Viehwirthschaft leidet, ungeachtet vieler angewandten Gegenvorkehrungen, in gewöhnlichen Jahren einigen Heumangel, der in diesem Jahre, wie allenthalben, besonders merklich ist.

Unter diesen Umständen muß ich die Heufütterung bis zum letzten Theil des Winters, da das Stroh dem Viehe weniger angenehm und hülfreich ist, schonen; dagegen ich im Herbst und ersten Theil des Winters, Heckerling von Rocken- und Gerstenstroh vermischt mit gestoßenen Rüben, Runkelrüben, Kohlrüben, Kartoffeln und Oelkuchentrank

trank füttern lasse. Dieses in andern Wintern dem Viehe täglich dreimal gegebene Futter erhielt es, ohne alles Heu, in gutem Stande, aber der Ertrag der Milch war nicht reichlich.

Bei dem zunehmenden allgemeinen Buttermangel war sehr daran gelegen, den Milchertrag zu verbessern, und daher ließ ich dem Wasser, worin die Oelkuchen aufgelöset wurden, diesen Herbst Haberschrot zusetzen.

Auf sieben, als fünf alte und zwei frischmilchende Kühe lasse ich zum Versuch täglich 10 Pf. Haberschrot und 4 Pfund gute Oelkuchen (die hier gewöhnlich nicht sehr rein ausgepreßt werden) in Wasser auflösen; diesen Trank täglich dreimal auf Heckerling mit Rüben ꝛc. aufgießen, übrigens aber bloßes gutes Haber- und Gerstenstroh im Anfange des Winters füttern.

Die Wirkung des Haberschrotzusatzes, der doch für jede Kuh täglich nur etwa 1½ Pfund beträgt, war nach 14tägigem Gebrauch so augenscheinlich, daß der Butterertrag dieser sieben Kühe gegen den beim vorigen Futter aufs doppelte stieg. Es werden schon jetzt von diesen sieben Kühen wöchentlich acht Pfund Butter mehr, wie vorhin, gewonnen, und es ist zu erwarten, daß der Ertrag sich noch mehr verbessern werde.

Diese mehr gewinnenden 8 Pfund Butter kosten nach jetzigem Preise zu 8 ggr. — 2 Thlr. 16 ggr.

Dagegen mehr Ausgabe wie sonst wöchentlich 3 Himten Haber zu 14 ggr. — 1 Thlr. 18 ggr.

Folglich ist wöchentlich auf sieben Kühe gegen sonst reiner Gewinn — 22 ggr.

Dabei der verbesserte Zustand des Viehes an sich selbst noch sehr in Anschlag zu bringen ist.

Ich habe absichtlich das Futter so sparsam verbessern lassen, um diese Einrichtung der Nachfolge desto gefälliger zu machen; zweifle aber gar nicht, daß jede Erweiterung noch besser zum Zweck führen werde. — Daß das Haberschrot besser, wie eine gleiche Pfundzahl Rockenschrot, auf den Milchertrag wirke, ist eine ältere Erfahrung eines guten Landwirths hiesiger Gegend, die mehr Beobachtung verdient.

Im letzten Sommer war die Haberernte allgemein sehr reich, und ich denke, sie wird gerade in diesem Winter für die Viehzucht durch diese Anwendung des mehr erhaltenen Habers doppelt wohlthätig wirken können. Aus diesem Grunde mache ich das Publikum schon jetzt auf diese Fütterungsart aufmerksam, ohne dem

den Erfolg mehrerer Versuche abzuwarten, weil Verbesserungen dieser Art keinen langen Aufschub leiden, und doch der Landwirth hier nichts weiter lernt, als was er schon längst wußte, jene alte Regel: die Kuh milcht durch den Hals.

Leibnitzens Urtheil über die deutsche Sprache.

Leibnitz äußerte vor etwa hundert Jahren, daß die deutsche Sprache, bei anderweitigen großen Vorzügen, Mangel an Ausdrücken für Dinge, die nicht in die Sinne fallen, und an philosophischen Kunstwörtern habe. Doch, meint er, sey der Mangel der letztern in etwas zu verschmerzen; ja er habe es, fährt er fort, an unserer Sprache gelobt, daß sie nichts als rechtschaffene Dinge *) sage, und ungegründete Grillen nicht einmal nenne (ignorat inepta). Daher er bei Italienern u. Franzosen oft zu rühmen gepflegt: Wir Deutschen hätten einen ganz besondern Probierstein der Gedanken, der andern Nationen unbekannt sey; und wenn sie denn begierig gewesen, etwas davon zu wissen, habe er ihnen gesagt, daß dieser Probierstein unsere Sprache selbst sey; denn was sich darin ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich sagen lasse, das sey wirklich etwas Rechtschaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter stecke, und die gleichsam nur ein Schaum müßiger Gedanken wären, nehme die reine deutsche Sprache nicht an.

Großer, guter Leibnitz! lebtest du jetzt, du würdest nicht mehr Mangel, sondern Ueberfluß an philosophischen Kunstwörtern in unserer Sprache wahrnehmen, und auch den Schaum müßiger Gedanken nicht vermisser.

*) Unter rechtschaffenen Dingen versteht er Dinge, die Realität haben, nicht bloße Spinngewebe des Gehirns sind.

G. S. K.

Hannöverisches Magazin.

8tes Stück.

Montag, den 26ten Januar 1801.

Von dem geringen Nutzen gemeiner Hut und Weiden, und den groß-n überwiegenden Vortheilen, wenn solche aufgehoben würden, besonders in Hinsicht auf die Königl. Churfürstl. Amtsvogtei Ilten.

Die Amtsvogtei Ilten ist von der gütigen Natur mit einem so vortrefflichen Boden versehen, der zu Producirung aller Getreidearten geschickt ist. Würde solcher allenthalben gehörig cultivirt, so stände sie keinem der besten Aemter im Churfürstenthum Hannover sehr nach, und möchte selbst den fruchtbarsten Gegenden in selbigem an die Seite zu setzen seyn.

Ihr Kornbau und Wiesenwachs ist jetzt schon beträchtlich, aber beides könnte, wie mit völliger Gewißheit anzunehmen ist, beinahe noch einmal so hoch gebracht werden.

Es wird im Ganzen mehr Weitzen wie Rocken darin gebauet. Gerste, Weitzhaber, Erbsen, Linsen, Bohnen, weißer Kohl u. s. w. gerathen ohne Tadel. Buchweitzen und Rauhhaber trift man niegends an.

Hieraus läßt sich die Güte des Bodens schon beurtheilen. Dieser besteht abwechselnd aus vermischtem Lehm, weißem u. rothem Klei, auch bei etlichen Dörfern aus Sande, der aber mit guten Erdtheilen vermengt ist, so, daß er im Durchschnitt das 6te und 7te Korn, und bei guter Düngung noch mehr liefert, welches man von dem puren Sande im Cellischen, der selten das 4te Korn giebt, nie erhält.

Die Felder werden mit Stallmist und Schaafpferch gedüngt. Heidestreuung und sogenannte Plaggen miethen, die in den lüneburgischen Heidegegenden üblich, und aus Mangel am Geströhe eine Nothhülfe sind, kennt man hier kaum.

Die Lage dieser Amtsvoztei ist in Ansehung des Absatzes ebenfalls sehr bequem. Sie hat die Städte Hannover, Burzdorf, Celle, Hildesheim und Peine in der Nähe, auch Braunschweig ist nicht entlegen.

Bei diesen günstigen, vortheilhaften Umständen muß man billig bedauern, daß noch so große Strecken in diesem gesegneten Amtsbezirke, wozu unter andern der Köthen- und Steinwedeler-Wald, das Steckbruch und mehrere, doch von minderm Belange seyende Reviere zu rechnen sind, unbebauet liegen.

Jeder der beiden gedachten Wälder, welche vom Holze entblößt sind, und nur noch den Namen von dem führen, was sie ehemals gewesen, hat einen Flächenraum von vielen tausend Morgen, und dienet bloß zur Hut und Weide, obgleich der Augenschein bewährt, daß ein großer Theil zu Weitzen und andern Getreidearten, auch zum besten Wiesenwachs tauge, und ohne erhebliche Arbeit und Mühe dazu brauchbar gemacht werden könnte.

So wie fast alle Gemeinheitsreviere bieten auch diese weitläuftigen, großen Distrikte einen traurigen Anblick dar. Mit Leidwesen siehet man, daß

1) der Maulwurf in selbigen ungestört sein Geschäfte treibt, Hügel aufwirft, die oft in dichten Reihen bei einander liegen, sich täglich vermehren und mit jedem Jahre vergrößern, wodurch unglaublich viel Gras verschüttet und untergraben wird;

2) daß unzählige Pfützen, Sinken oder Kuhlen darin vorhanden, in denen wegen des sich in selbigen sammelnden Wassers entweder gar nichts, oder doch nur schlechtes, ungesundes Gras wächst;

3) daß alle Arten von Disteln, nebst Binsen, Schilf, Knopfrisch, Ginste und dergleichen Gewächse häufig darin befindlich, welche, weil das Vieh selbige unberührt läßt, theils durch ihre Wurzelausläufer, theils durch ihren alle Jahre reichlich ausstreuenden Saamen sich vervielfältigen, überhand nehmen, den Boden überziehen, und die guten, nahrhaften Gräser und Kräuter nach und nach ganz verdrängen, statt deren aber Moos und Heide den Platz einnehmen, indem die Sommerkräuter sich nicht fortpflanzen können, weil sie von dem Weidevieh, noch ehe sie zur Blüte gelangen, mithin sich nicht einsaamen können, begierig aufgesucht und abgenagt werden.

Wie dann auch

4)

4) viel Gras dadurch verdorben wird und nicht zu Gute kommt, daß das Vieh seinen Koth oder Mist darauf fallen läßt, und, was hiedurch nicht verunreinigt wird, mit seinen Füßen zertritt.

Dazu kommt

5) daß da, wo noch etwas Anger ist, die Schweine solchen umbrechen, und aus Hunger den Queken und sonstigem Wurzelwerke nachspüren;

6) die Gänse der Weide eben so schädlich sind, weil sie das Gras mit der Wurzel aus der Erde rupfen, und von ihrem heißen, ätzenden Miste die Gräser wenigstens für den Sommer verlohren gehen, auch

7) die Schaafe das, was noch an guten Grasarten hervorgekommen, vollends verzehren, dicht an der Erde abfressen und dem größern Viehe, als Pferden und Kühen, nichts übrig laßen. Ja diese setzen da, wo Schaafe vor ihnen gewesen sind, kein Maul an, weil selbigen der Gestank sowohl von den Schaafen selbst, als deren Miste eckelhaft und zuwider ist.

Diese Verheerung und jährlich zunehmende Verwilderuug der Hütungsreviere wird ganz gleichgültig und kaltblütig angesehen, weil sich das Auge von Jugend auf daran gewöhnt hat. —

Was schaffen aber solche Weiden, die Jahr aus Jahr ein mit so mancherlei Viehe in großen Heerden dennoch betrieben werden, für einen wesentlichen Nutzen? Ich glaube der Wahrheit nicht zu nahe zu treten, wenn ich offenherzig sage, daß der Nutzen von gemeiner Weide hieselbst sehr geringe und äußerst schlecht sey.

Gute Hauswirthe geben ihrem Viehe, das sie auf die Weide schicken, sowohl Morgens vor dem Austreiben als Abends bei der Zurückkunft reichliches Futter. Dadurch erhalten sie es vornemlich in erträglichem Stande. Das Vieh derjenigen aber, die solches unterlassen, oder es nicht möglich machen können, und deren Vieh sich allein von der Weide nähren soll, zeichnet sich sichtbar aus, ist kleiner, mazerer und kann oft kaum in der Haut hängen.

Was wird nun bei ordentlichen Landwirthen durch das Weiden erspart? Nichts, als ein Mittagsfutter. Wenn sie also ihr Vieh ganz im Stalle behielten, und das Futter für den Mittag nicht schonten, so würden sie ungleich besser fahren.

Da das Vieh seine Nahrung auf vorbeschriebenen elenden Weiden nur sparsam und kümmerlich finden kann,

so sucht es solche von einer Stelle zur andern, wandert beständig weiter, der Hunger läßt ihm keine Ruhe und das Futter, was es im Stalle genossen, läuft es am Tage wieder ab, ohne Fleisch, geschweige Fett zu setzen, bleibt mager, nimmt an Größe nicht gehörig zu, und verschleppt den so unentbehrlichen Dünger.

Bei milchenden Kühen ist der Schade noch merklicher. Sie werden auf der Weide von einem Orte zum andern, bald von dem Hirten, bald von dem Hunger getrieben, von Fliegen und Bremsen gequält, sie jagen sich unter einander, rennen bei großer Hitze, als toll, umher, welches der Bauer Bißen nennt, und genießen der zur Verdauung des Futters und Erzeugung der Milch erforderlichen Ruhe nicht, kommen also ermattet, milchleer und hungrig wieder zu Hause.

Außer diesen Nachtheilen, die gemeinschaftliche Hütungen haben, giebt es noch mehrere, wovon ich folgende erwähne. Die Landleute versehen es damit, daß sie

1) ihr Vieh im Sommer schon um 2 und 3 Uhr früh Morgens, sogar bei schädlichen oft stinkenden Nebeln, und ehe die Sonne den Thau von den Gräsern abgetrocknet hat, hinaustreiben, und weil es spät, gegen 10 Uhr, erst wieder in den Stall gekommen, ihm kaum 5 Stunden zu seiner Erholung verstatten.

2) Daß sie es bei dürren Zeiten, wenn der Anger erstorben und gleichsam versenget ist, doch austreiben, wo es dann den ganzen Tag schmachten muß.

3) Daß sie es bei anhaltendem Regenwetter und starken Gewitterschauern, bei gemeiniglich darauf erfolgender kalten Witterung und wieder bei eintretendem heißesten Sonnenschein tagtäglich draußen gehen lassen, wo es denn bald vor Kälte, bald vor Hitze sich nicht bergen kann, und dies Krankheiten, wenn nicht augenblicklich, doch nachher erzeugt.

Wie soll dem Viehe, das unter Obdach kommt und nicht beständig in freier Luft ist, eine oft schnelle Abwechselung von Kälte und Hitze unschädlich seyn, da selbige bei den Menschen Husten, Schnupfen und andere kränkliche Zufälle hervorbringt?

Beim Kuhviehe ist es die erste Folge eines kränklichen Zustandes, daß es, wo nicht ganz von der Milch abläßt, doch sich solche gleich vermindert, wäßrig und schlecht wird. Jeder sorgfältige Hauswirth pflegt doch zu überlegen: wie er dieses oder jenes zum Vortheil seines Haushalts verbessern und Schaden abwenden könne,

ab

llein bei einer gemeinschaftlichen Sa-
he denken wenige daran, und diejes
igen, welchen wohl ein vernünftiger
Gedanke hierüber aufsteigt, können
ür sich nichts ausrichten und ihre
Theilhaber nicht bewegen, das Ver-
esserungswerk mit gesammter Hand
uzugreifen.

Das Sprichwort: Viel Köpfe, viel Sinne, zeigt sich auch hier in einer Stärke, und der Satz: daß es schwer halte, viele unter einen Hut zu bringen, als vollkommen richtig.

Es bleibt daher in Ansehung der lenden Viehweiden immer beim Al-
n, um deren Pflege sich Niemand ekümmert, und je länger dies so ortdauert, desto mehr müssen sie sich us vorberührten Ursachen nothwendig it jedem Jahre verschlimmern. Der Dünger von dem Weideviehe kann em Boden wenig helfen und ihm icht die nöthigen Kräfte zu neuen rieben und Keimen geben, weil sol-
er auf der Oberfläche liegen bleibt nd Sonne und Luft ihn verzehren.

Es giebt in dieser Amtsvogtei, on der die Rede ist, Gemeinheits- nd sogenannte Umschlagswiesen, die ewisse Interessenten zwar jährlich ernten, jedoch entweder vorher nter sich in gleiche bestimmte Theile ertheilen, oder nach der Reihe wech-
lsweise nutzen. Selbst diese Wiesen geben einen klaren untrüglichen Beweis von der Schädlichkeit der Communion, indem keiner, wie der Augenschein darlegt, ihre Verbesserung sich angelegen sein läßt, wovon lediglich die Ursache ist, daß Niemand einen gewissen Distrikt darin hat, sondern den Genossen bald dieser, bald jener Platz zufällt.

Ich selbst hatte eine Wiese mit drei Einwohnern in Gemeinschaft. Zwei mäheten jährlich die eine und zwei die andere Hälfte derselben. Die beiden, welche das eine Jahr letztere gemähet hatten, erhielten in dem darauf folgenden die erste Halbschied. So alternirte solches fortdauernd. Die Wiese ward durch diesen steten Wechsel, ob sie gleich nur vier Eigenthümer hatte, die sich leicht hätten vereinbaren können, wenigstens den darin aufgeschlagenen, unnützen Busch auszuroden, die Aufwürfe des Maulwurfs im Spätherbste und im Anfange des Frühlings aus einander zu streuen u. s. w., dennoch vernachlässigt, und Moos begann selbige zu überziehen.

Dieser Societät überdrüssig, drang ich gerichtlich auf eine Theilung, und wie solche erkannt, die Wiese vermessen, in vier gleiche Theile abgesteckt, bemerkmahlt und das Loos darüber gezogen war, traf ich schon den andern Tag einen der vorigen Miteigenthümer, welcher noch dazu

der

der Theilung am stärksten widersprochen hatte, auf dem ihm zugefallenen Theile an, daß er sämtl. Maulwurfshügel, von der Größe eines Himten und darüber, bereits abgestochen, die Erde um ausgestreuet und sogar eine Tragkiepe voll Hünermist bei sich hatte, den er zu Vertilgung des Mooses auswarf.

Ich bezeugte ihm mein Wohlgefallen über seinen Fleiß, und er sah nunmehr den Nutzen ein, welchen das alleinige Eigenthum gewährt. Andere düngten darauf ihre Theile mit Stallmist, und nun ist diese Wiese im vortrefflichen Stande. Man hat auch noch den Vortheil, daß man das Gras nach seiner Bequemlichkeit mähet, und nicht auf seinen Mitgenossen zu warten braucht. Trüge ich jetzt auf Herstellung der vorigen Communion an, so würde sie zuverlässig abgelehnt werden.

Wie heilsam und ersprießlich wäre es also nicht in jedem Betrachte, wenn Gemeinheiten überall aufgehoben würden? Das privative Eigenthum hat sehr viel Anziehendes und reizt, es zu verbessern, um höhern Ertrag zu gewinnen.

Wie würde der Wohlstand der Landleute sichtlich zunehmen, wenn sie ihre gemeinen Weideplätze unter sich theilten, und was würden sie von ihrem Kuhviehe für ausserordentlichen Nutzen spüren, wenn sie solches im Stalle behielten, mit Gras, Klee und andern Kräutern, mit gelben Wurzeln, Rangelrüben, weißen Rüben, Kartoffeln und dergl. fütterten? Luzerne, Klee und Rangelrüben sind im Sommer vornehmlich zu empfehlen. Letztere so früh, wie möglich, gesäet, sind doppelt nützlich. Sie haben große, saftreiche Blätter, welche ihnen bis an den Herzpoll wenigstens vier Mahl, bis der Frost eintritt, den sie nicht vertragen können, genommen oder abgepflückt werden, den Kühen eine angenehme Speise sind, und selbige milchreich machen. Im Winter leisten ihre dicken, süßen Wurzeln, zerstoßen, ebenmäßig dieselbigen Dienste.

Halten Schnee und Kälte im Frühlinge den Wuchs der grünen Futterkräuter zurück, und man hat nur gutes Heu im Vorrath, so milchen die Kühe doch ungleich besser darnach, als von dem Weidegehen. So lange das Grüne nicht im Ueberfluß da ist, nimmt man auch Heu, womit man es durchschüttet oder vermengt, zu Hülfe, und läßt sie auf jedes verzehrte Futter saufen.

Ein Mann in einem hier benachbarten Amte füttert seine Kühe den ganzen Sommer hindurch bloß mit Heu im Stalle, und, weil sie nach diesem trocknen Futter mehr als gewöhnlich saufen, so spürt er keinen Abgang an Milch, und befindet sich besser

beſſer dabei, als wenn er ſelbige weiden ließe.

Zwei im Stalle gut verſorgte Kühe geben, nach aller Erfahrung, mehr Milch und Butter, als fünfe von gemeiner Weide. Man litte auch keinen Verluſt am Miſte, ſondern hätte ungleich mehrern und beſſern Dünger, weil das Vieh, das auf gemeiner Weide Hunger leidet, oder ſich kärglich nähren muß, natürlich nur magern, hingegen das, was ſich von nahrhaftem Futter ſatt freſſen kann, fettern Miſt giebt.

Man könnte alſo das Feldland ſtärker düngen und einträglichere Ernten an Korn und Stroh gewärtigen. Der Miſt würde nicht größtentheils draußen verzettelt, vom Urin käme weniger um und die Viehmägde ſparten daneben die weiten Wege nach der Milchſtätte, wo ſie ſich gemeiniglich zwei Stunden und länger aufhalten, auch, wenn etwa die Kühe nicht friſchmilchend ſind, oft nicht viel mehr, als eine oder etliche Sätten Milch zu Hauſe bringen, die den darnach gethanen Weg kaum werth ſind. In der Zeit könnten ſelbige das den Tag über für das Stallvieh nöthige Futter füglich herbeiſchaffen.

Zudem ſind Milchſtäte nicht ſelten der Ort, wo Klatſchereien und ungeſittete Reden im Schwange gehen, zu Verſündigungen Anlaß geben, und auf manches junge, unſchuldige, zur Tugend geneigte Gemüth einen ſchädlichen Eindruck machen.

Gar oft hört man in Sommerzeiten klagen: die Butter wollte nicht fertig werden! Wahrſcheinlich rührt ſolches daher, daß am Mittage, da gerade die Sonnenhitze am ſtärkſten iſt, die Kühe gemolken werden, ſelbige alsdann der übergroßen Hitze und unzähliger Inſekten halber, wovon ſie geängſtigt werden, nicht ſtill ſtehen und ſich melken laſſen wollen, vielmehr in vollen Sprüngen umherrennen, biſſen, ſich und ihre Milch erhitzen, und dieſe dann gleichfalls in der größten Hitze fortgetragen wird.

Von Kühen, im Stalle gefüttert, wird, weil ſelbige da ruhig ſtehen, von Fliegen weniger Anfall haben und von den heißeſten Sonnenſtrahlen unmittelbar nichts erfahren, die Butterwerbung leicht. Dies und den überwiegenden Nutzen von der Stallfutterung überhaupt, kann ich ſelbſt mit Wahrheit verſichern, da ich meine Kühe nicht auf die gemeine Weide kommen laſſe. Um keinen Preis ſchaffte ich dieſe Futterungsart wieder ab.

Es iſt eine allgemeine Landwirthſchaftsregel: das Vieh in gutem Wohlſtande in den Winter zu bringen. Das heißt, es muß in den Herbſtmonaten vorzüglich gut gefuttert

tert und verpflegt werden, damit es den Winter besser überstehen könne. Wird dies versäumt, so fehlt es dem Vieh an Kräften, den Frost zu ertragen; es wird zusehends magerer, und ist im Frühjahre oft so matt, daß man es heben muß. Diese Entkräftung rührt mit daher, daß das Vieh bis in den späten Herbst, so lange noch die Erde offen und der Boden nicht zugefroren, oder mit Schnee bedeckt ist, seine Nahrung draußen suchen muß.

Bei güstem Viehe könnte man das allenfalls noch gelten lassen, aber dem milchenden muß es nothwendig äusserst nachtheilig seyn. Vergeblich sucht man nachher die einmal verschwundenen Kräfte durch gutes Futtern im Winter zu ersetzen. Nichts als geschrotenes Korn leistet alsdann Hülfe, und so wird der Unterhalt kostbar.

Was die Pferde betrift, so ist es immer gerathener, sie auch im Stalle zu futtern. Der Gewinn vom Grasen ist, wenn man dabei auf die Einbuße des Mistes siehet, nicht von erheblichem Belange, und um so weniger, wenn sie in der Weide nicht vollauf zu fressen finden.

Viele Wirthe sind Freunde von grünem Futter im Anfange des Sommers. Es ist wahr, daß sie darnach purgiren, aber eben so wahr, daß sie dabei von Kräften kommen. Bei ganz gesunden Pferden mag es eine Reinigung seyn, jedoch bei denen, die es nicht sind, kann es verborgene Krankheiten zum geschwinden Ausbruche reitzen. Zuträglicher halte ich es, sie stets bei einerlei Futter zu lassen.

(Der Schluß folgt.)

Mittel gegen die Lähmung der Hunde.

Man nimme eine gute Quantität Camillen oder Helmergen, kocht sie im Wasser, läßt es etwas verschlagen, badet den kranken Hund darin, und wiederholt dies einige Tage hinter einander.

Hannöverisches Magazin.

9tes Stück.

Freitag, den 30ten Januar 1801.

Von dem geringen Nutzen gemeiner Hut und Weiden, und den großen überwiegenden Vortheilen, wenn solche aufgehoben würden, besonders in Hinsicht auf die Königl. Churfürstl. Amtsvogtei Ilten.

(Schluß.)

Zwei Stallpferde verrichten auch, wo nicht mehr, doch eben so viel Arbeit, als vier Weide- oder Graspferde; und wie viel Zeit geht nicht verloren, sie hinaus zu bringen und wieder herein zu holen? Wie werden selbige nicht in den Sommertagen von den Fliegen und Bremsen gemartert, vor welchen sie kaum Ruhe zum Grasen haben? Wie unbarmherzig werden sie von muthwilligen Jungen, die solche gemeiniglich fort bringen und wiederholen, bei der Gelegenheit, und auch selbst noch auf der Weide in vollem Galoppe gejagt, und dadurch leicht verhitzt, zumal, wenn Wasser in der Nähe ist, und sie gleich darauf saufen? Wie oft drusen sie nicht, weil sie abwechselnd bald Kälte, bald Hitze in der Weide ausstehen müssen? Nicht selten schlägt ein Pferd das andere zu Schanden. Zuweilen verlaufen sie sich wohl gar, und müssen ganze und halbe Tage gesucht werden. Es fehlt auch nicht an Exempeln, daß sie aus der Weide gestohlen werden.

Das mancher Bauer mit einem Bruchschaden behaftet ist, gebe ich mit darauf, daß er in seiner Jugend die gewöhnlich magern Weidepferde, denen der Rückgrad hervorsteht, ohne Decke oder Sattelkissen geritten und gejagt hat.

Pferde und Kühe, so wie überhaupt alles Vieh, welches auf dem Stalle gehörig gefüttert wird, hat mehr Ruhe, folglich mehr Zeit zum Verdauen, nimt im Wachsthum und am Fleische zu, ist gesünder und dauerhafter, als hiesiges Weidevieh.

Daß Schweine, die stets auf dem Koven liegen, und da ihr Futter erhalten, wohl sind, besseres Gedeihen haben, als wenn sie Tag bei Tag umher laufen, sagt uns die Erfahrung ebenmäßig. Wir sperren sie ja ein, wenn sie gemästet werden sollen. Auf der Weide taugen sie nicht, weil sie, wie schon gedacht, den Anger umwühlen.

Gänse geben nach Abzug der Kosten keinen sonderlichen Gewinn, und sind, ehe sie Spulen schießen, dem Sterben sehr ausgesetzt. In großer Anzahl kann der Bauer, der nicht an Flüssen wohnet, sie ohnehin nicht halten, und, will er sie dennoch haben, so behalte er sie auf dem Hofe, und werfe ihnen dann und wann etwas Grünes, den Abfall vom Sallat, Kohl und dergleichen vor; dann sterben sie auch seltener.

Schafe sind dem größern Viehe am allerschädlichsten, wie oben bereits bei Nr. 7. erwähnt ist, und heilsamer wäre es, wenn ihre Zahl mehr beschränkt, und das beste Futter, was selbigen gereicht wird, milchenden Kühen gegeben würde.

In vorigen Zeiten, da das Pfund Butter 4, 5, höchstens 6 mgr. galt, schätzte man die Nutzung einer Kuh auf 8 bis 9 Rthlr., und das Kalb, wenn es 3 Tage alt war, auf 1 Rthlr. und war es um Michaelis, Martini oder noch vor Weihnachten gefallen, weit höher. Bei jetzigen Butterpreisen kann man die Nutzung fast noch höher, wie noch einmal so hoch anschlagen. Hatte man das Kalb selbst aufgezogen, so kostete es, wenn es einjährig war, 5 Rthlr., als ein zweijähriges Rind 1½ bis 2 Pistolen u. s. w. Eine mittelmäßige Kuh kaufte man ehedem für 12 bis 15 Rthlr. Gegenwärtig muß man auf 20, 25 und mehrere Thaler rechnen. So sind die Preise gestiegen, und so hat sich mithin der Werth der Kühe gehoben.

Zehn Schafe werfen das nicht ab, was eine Kuh aufbringt, und jene krepiren leichter, wie diese, welche wenigstens 12 Jahre nutzbar sind, und denn doch noch für 10 bis 12 Rthlr. mager verkauft werden können.

Wäre es daher nicht anzurathen, mehr auf die Anzucht des Hornviehes bedacht zu seyn, wie bisher geschehen ist?

Und damit man im Stande wäre, eine größere Anzahl Kühe zu unterhalten, müssen die gemeinen Hutungen aufgehoben und unter die Interessenten vertheilt werden, weil sie doch, wie ich kürzlich gezeigt zu haben vermeine, von keinem wahren Nutzen sind. Alsdann könnte der Anbau von Futterkräutern, Wurzeln und Rüben mehr im Großen getrieben werden, man erhielte an dazu schicklichen Oertern auch mehrere Wiesen, und was zu Kornfeldern bestimmt würde, reichte Stroh zu Heckerling und Streuung dar.

Feld-

Feldschäden vom Viehe wären nicht so häufig; der Lohn für die Hirten und vielen Mithüter, die selbigen beigegeben werden müssen, auch die Unterhaltung der Hirtenhäuser, welche verkauft und Brinkkothen werden könnten, fielen weg.

Wie würde das Auge sich ergötzen, und welche Wonne würde es für das Herz seyn, bisherige Wildnisse und Wüsteneien in fruchtbare Gefilde umgeschaffen zu sehen! Die Nachkommen würden und müßten alle diejenigen segnen, welche hiezu behülflich gewesen und willige Hände dargeboten hätten.

Leisteten die Saatfelder nicht mehr, als die Viehweiden, so hätte der Bauer unlängst den Bettelstab ergreifen und der Staat in die bitterste Armuth sinken müssen.

Die Sache an sich bedarf keiner weitern Anpreisung, sie empfiehlt sich durch den einleuchtenden und in der Erfahrung bestätigten Nutzen von selbst, weshalb es überflüssig seyn würde, den kaum zu berechnenden Gewinn noch weitläuftiger auseinander zu setzen, zumal da darüber schon so vieles gesagt und von einsichtsvollen Landhaushältern geschrieben worden.

Eigentlich sollte man sich verwundern, daß ein so heilsames Werk so langsame Fortschritte macht, und bis jetzo noch so wenige Gemeinheiten aufgehoben und getheilt worden. Selbst die huldreiche Zusicherung des besten Landesvaters, unsers allergnädigsten Königs, in der Verordnung wegen Aufhebung der Gemeinheiten vom 31sten August 1800. daß die dadurch arbar gemachten Reviere weder dem Rottzinse, noch dem Rottzehnten unterworfen seyn sollen, scheint unter dem Landvolke noch nicht die Sensation gemacht zu haben, die sie hervorbringen sollte und müßte.

Erwägt man aber, daß ökonomische Schriften nicht in die Hände der Bauern kommen; daß sie auf Bücher kein Geld verwenden, und selbst die wohlfeilsten Preise nicht bewirken, einige Groschen für ein nützliches Buch auszugeben; daß, wenn sie auch von einem vortheilhaftern Betriebe der Landwirthschaft einmal etwas hören, sie dennoch keinen hinlänglichen überzeugenden Begriff davon erlangen, und überhaupt mißtrauisch gegen Neuerungen sind; indem sie mit der Viehhaltung und dem Ackerbaue an der Väter Weise kleben, und zu Versuchen nicht angeleitet und nicht aufgelegt sind; so fällt viel von der Verwunderung weg, warum sie es lieber beim Alten lassen.

Die Milde der vorberührten Königl. Verordnung, die es bisher noch der Willkühr der Communen frei stellt, und will, daß die Stimmenzahl in dieser Sache nach den Grundbesitzungen abgemessen werden, und selbige darunter entscheiden soll, ist

ein Rückhalt für die Widersacher, welche sich dann schon auf mancherlei Art und Weise Anhänger zu verschaffen wissen.

Es ist daher so befremdend nicht, wie es anfänglich zu seyn scheint daß man noch nicht viel weiter damit gekommen ist.

Höchstens ahmet der Landmann nur dann endlich nach, wenn er lange genug von der Ergiebigkeit oder Einträglichkeit dieses oder jenes Gewächses sprechen hören und selbst wahrgenommen hat, daß es in denen nahe um Städte her, oder bei Aemtern und adelichen Gütern belegenen Feldern häufig angezogen wird, wie solches der Fall mit den Kartoffeln, weissem Kohle, Taback, Klee und dergl. gewesen, und es jetzt auch mit dem Mohn wird.

Möchte mein Scherflein dazu beitragen, daß ein so gemeinnütziges Werk, als die Gemeinheitstheilung ist, auch nur hie und da erst Eingang fände und befördert würde.

Ich habe hier nichts für Sachverständige geschrieben. Diese noch belehren zu wollen, versagen mir meine Fähigkeiten und Kenntnisse. Ich habe sehr bekannte Sätze vorgetragen, die praktische Oekonomen, wie ich mir schmeichle, nicht bezweifeln werden. Dies fand ich zu meiner Absicht nöthig. Ich habe nemlich mit Vergnügen bemerkt, daß die hannöverischen Anzeigen mit dem neuen Magazin auch auf dem platten Lande, und vornemlich in hiesiger Gegend mehr und mehr in Umlauf kommen. Ich habe sie in einigen Dörfern angetroffen, wodurch ich bewogen worden, die Einrückung meines gegenwärtigen Aufsatzes in diese Blätter zu wünschen, um dem Landmanne den geringen unbedeutenden Nutzen, welchen er aus der gemeinschaftlichen Weide hat, nach meinem Vermögen deutlich vor Augen zu legen, und ihm von den großen Vorzügen der Gemeinheitstheilung durch diesen Weg einen helleren Begriff zu machen.

Das in der Amtsvogtei Ilten fast durchgehends befindliche schöne Erdreich, welches mit weniger Arbeit cultivirt und zum hohen Ertrage gebracht werden kann, spornte mich aus reiner Vaterlandsliebe ebenmäßig zu gegenwärtiger Schrift an, zumal die meisten Aemter im Cellischen sich eines solchen Vorzugs nicht rühmen können.

Die Frage aber: wie soll getheilt werden? setzt der guten Sache noch manche Hindernisse entgegen, erregt Schwierigkeiten und ist an sich so gar leicht nicht aufzulösen, wie etwa dafür gehalten werden möchte.

Der eine Schriftsteller und Oekonom schlägt diese, der andere jene, der dritte wieder eine andre u. s. w. Maaßregel vor, aber selten ist solche dem Local angemessen.

Die Berichtigungen auf einem und ebendemselben Districte sind oft ganz ver-

verschieden, und durchkreuzen sich so sehr, daß es zu Zeiten unglaubliche Mühe kostet, die aufstoßenden Knoten ohne Schaden des einen oder andern Theils zu trennen.

Der Vorschlag in dem 88sten und 89sten Stücke des neuen hannöverischen Magazins vom vorigen Jahre Seite 1439. war so übel nicht; man solle nemlich, um die Mitglieder einer Dorfschaft zur Theilung der Viehweiden zu vermögen, die Hälfte oder zwei Drittheil, je nachdem die Umstände es anriethen, von der ganzen Masse der zu theilenden Weide den Höfen oder Feuerstellen gleich, das übrige aber nach liegenden Gründen vertheilen.

Könnte man solches durch eine gütliche Vereinbarung erreichen, so wäre wohl nichts dabei zu erinnern, aber den Wege Rechtens dürfte er nicht zur Entscheidung angenommen werden können.

Da, wo Contribution von Höfen, Aeckern, Wiesen und Viehe entrichtet wird, und selbige das Verhältniß der Mitglieder einer Gemeine unter sich bestimmt, indem derjenige, welcher viele Grundbesitzungen hat, mehr Vieh halten kann, und folglich höher in Contributionsansatze steht, wie der, welcher nur $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{4}$ an Ländereien, Wiesen und Viehe hat, scheint es dem ersten Anblicke nach die richtigste Norm zu seyn, wornach die Theilung zu regulliren wodurch also demjenigen, der größere Onera wegen mehr besitzender Grundstücke trägt, zu deren Bewirthschaftung nothwendig auch mehr Zug- und Weidevieh unterhält, und die Gemeinheit dadurch stärker benutzt, ein größerer Theil von sothaner Gemeinheit zufallen, und so die Proportion bei den übrigen Mitgliedern beobachtet werden müßte.

Dieß Principium ist jedoch, meines Bedünkens, nur alsdann anwendbar, wenn der Grund und Boden den Eingesessenen einer Dorfschaft nicht gehört, sondern ein Eigenthum entweder Königl. Cammer, eines Adelichen, oder einer andern Privatperson ist, jene also bloß aus einem hergebrachten oder erworbenen Dienstbarkeitsrechte die Nutzung davon allein, oder mit andern gemeinschaftlich haben.

In diesem Falle würde ausgemittelt: wie viel Vieh jeder Theilhaber von seinen ihm eigenthümlich gehörenden Aeckern und Wiesen durch den Winter futtern kann; denn mehr ist er, selbst nach juristischen Grundsätzen, auf die gemeine Weide zu bringen nicht befugt, wesfalls zugepachtete Ländereien und Zehnten dabei überall nicht mit in Anschlag kommen. Ist der Viehstamm einer Commune hiernach festgesetzt, so wird dafür der erforderliche Raum ausgeworfen, und findet sich dann ein Ueberschuß an

Ter-

Terrain, so fällt solcher dem Grundherrn zu.

In der Amtsvogtei Ilten verhält es sich aber ganz anders. In den dazu gehörigen Dörfern wohnen überhaupt 565 sogenannte Freie, welche Rithehöfe haben, oder solche Stellen besitzen, welche in jedem Dorfe durch vorzügliche Freiheiten, z. B. daß selbige die obere und niedere Jagd ausüben, Bier zum feilen Kauf brauen, der alten landschaftlichen Accise nicht unterworfen sind, Herrendienste weder mit dem Spanne, noch mit der Hand leisten u. s. w. sich auszeichnen. Diese Reihelente, oder Freie sind Eigenthümer des Grundes und Bodens, den jede Dorfschaft gemeinschaftlich unter sich nutzt.

Daher sind die Brinksitzer und Anbauer gänzlich von diesen Gerechtsamen ausgeschlossen, und die Weide, welche diese für 1 oder 2 Kühe, allenfalls auch für ein Schwein genießen, haben selbige ursprünglich einzig und allein der Gutheit und Connivenz der Freien zu verdanken.

Sind nun gedachte Reihelente, ohne Rücksicht auf die Qualität ihrer Höfe, das heißt: sie mögen Voll- Halb- oder Kothhöfe besitzen, die Grundherren, so fließt daraus von selbst, daß sie sammt und sonders Miteigenthümer sind, und keiner ein mehreres Recht, wie der andere habe.

Aus dem Begriffe des Miteigenthums ergiebt sich ferner, daß, wenn et was von der Gemeinheit unter die Interessenten vertheilt werden soll, jeder gleichen Antheil davon bekommen müsse.

So oft man für gut gefunden, gemeinschaftliche Reviere zu theilen, und solche zum Garten- Feld- od r Wiesenbau zu widmen, ist dieser Fuß aus den ältesten Zeiten her bis auf den heutigen Tag beobachtet und beibehalten, auch in eben der Maaße sind, noch in ganz neuern Zeiten die Holzungen getheilt worden. Dagegen tragen da n auch die Kothhöfe, jeder zu den gemeinen Ausgaben, welche vorfallen, und jährlich auf die Freien im ganzen Amte unter dem Namen von Liquidationskosten repartirt werden, eben so viel bei, wie der Voll- oder Halbhof.

Hier bedarf also jene Frage: wie zu theilen sey? keine fernere Erörterung. Das Herkommen hat die Regel bestimmt, daß jeder Freie oder Reihemann eben so viel haben müsse, als sein Mitgenosse.

Das Theilungsgeschäft kann also leicht von Statten gehen; man brauchet nur die Wenigen, welche etwa Koppelhütung haben, nebst den von jeher zur Weide mit zugelassenen Brinksitzern und Anbauern vorher abzufinden.

Wem

Wem Eigensinn, Eigennutz, Neid, Mißgunst, Habsucht, daß er nemlich vor seinen übrigen Theilhabern zu viel voraus zu haben begehrt, und andere schlechte Leidenschaften nicht blenden und verstimmen; wer hingegen Gefühl für sein eigenes und seiner Nebenmenschen wahres Wohl hat; der gerne sieht und es befördern hilft, daß sein Nachbar eben so gut im Dorfe und in der Welt fortkomme, als er selbst, von einem solchen Menschenfreunde kann man sich mit Gewißheit versprechen, daß er der Gemeinheitstheilung keine Hindernisse in den Weg legen, noch sich selbiger widersetzen, vielmehr seiner Seits alles aufbieten und dazu beitragen werde, ein so gemeinnütziches Werk aus allen Kräften zu Stande bringen zu helfen. Fänden sich, gegen alles Verhoffen, dennoch Mitglieder, welche der guten Sache widerstrebten, so möchte man selbige auffordern, nur folgende Fragen mit Gründen zu beantworten:

1) Wie viel die Weide auf den zu theilenden Districten in dem vor Augen liegenden gegenwärtigen schlechten Zustande jährlich werth sey?

2) Wie hoch jeder von ihnen den Nutzen gewissenhaft anschlage und zu erweisen sich getraue, den er jährlich für sein Vieh davon gehabt habe?

3) Ob diese Plätze, wenn sie zum Korn- oder Futterkräuterbau, oder Wiesenwachse, je nachdem sie sich zu einem oder dem andern schicketen, gebraucht würden, nicht einen ungleich größern Vortheil schafften, und die Culturkosten reichlich ersetzten?

4) Ob es nicht vernünftiger und sogar Schuldigkeit sey, den größern Vortheil zu wählen, wenn man dadurch zugleich dem gemeinen Wesen nützlicher werde, und solches ebenfalls mit gewinne? und

5) ob nicht der Werth der Höfe durch die Gemeinheitstheilung außerordentlich erhöhet werde?

Das Resultat hievon kann nicht anders, als zu ihrer Beschämung und zu Gunsten derjenigen Wohlgesinnten ausschlagen, welche die Theilung wünschen.

J. A. B.

Ein-

Eingemachter Klee.

Eingemachter Klee kann das beste Winterfutter für das Vieh reichlich verschaffen. Man mähet den Klee im Herbst, wenn kein Thau oder Reif mehr darauf liegt, nach und nach, sobald er etwas stark angewachsen ist und sich beblümt hat. Man schneidet ihn alsdann auf der Hexellade fingerlang so frisch weg, und läßt ihn nicht auf Haufen liegen, damit er nicht heiß werden kann. Dann legt man von dem geschnittenen Klee dünne Lagen in ein Faß, besprengt ihn mit Wasser, streuet Salz darauf, stampfet ihn fest und fährt damit fort, bis die Fässer voll sind. Dieses giebt im Winter und Frühjahre ein nahrhaftes und gutes Futter, wovon die Kühe besonders milchreich werden. Besonders wird es empfohlen, den Schafen wöchentlich etwa dreimal von diesem eingemachten Klee mit Hexel zu geben, welches nicht nur den trächtigen und milchgebenden Schafen zuträglich, sondern auch zum Wachsthum und Veredlung der Wolle vortheilhaft seyn soll.

Wie man Skelette von Blättern machen kann.

Man nimmt 6 bis 12 Blätter, legt sie in eine Schale auf einander, gießt helles Wasser darüber, und läßt sie an einem warmen Orte 3 bis 4 Wochen lang stehen, bis das Wasser ganz faul wird. Gleich anfangs müssen sie mit einem Steinchen beschwert werden, damit die Haut, welche das Wasser ansetzt, sich nicht daran hänge. Wenn nun das Wasser recht faul ist, müssen die Blätter so behutsam als möglich von einander genommen und eins nach dem andern auf einen mit Baumöl überstrichenen Bogen Papier gelegt werden. Dann spült man nach und nach alles Fleischichte, was noch an den Blättern sitzt, mit angesprütztem Wasser ab, so daß die Rippen ganz allein bleiben, welche man, wenn die Operation gut geräth, noch subtil von einander spalten kann.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

10tes Stück.

Montag, den 2ten Februar 1801.

Ueber das Kriechen der Kinder.

Eine pädagogische Erfahrung.

Daß der Mensch zur Freiheit gebohren oder bestimmt sey, zeigt sich bei den Kindern eben so deutlich, wie bei den Erwachsenen. Bloß in den ersten Tagen und Wochen kann das Kind von seinen Gliedmaaßen und Sinnen noch keinen beliebigen Gebrauch machen, aber schon am Ende der ersten Hälfte des zweiten Monats wird das Vermögen hiezu sichtbar. Das Kind richtet in dieser Zeit seine Augen dahin, wo das stärkste Licht, die lebhafteste Farbe und der durchdringendste Glanz eines Körpers befindlich ist, es bewegt seine Hände nach verschiedenen Seiten, auf seinen Wangen äußert sich das erste sanfte Lächeln und es widersetzt sich lebhafter und ernstlicher, als vorher, dem Einwickeln und Festbinden seiner Hände u. Füße. Die Seele scheint erwacht zu seyn und sich der Herrschaft des Leibes bemächtigt zu haben. Man sieht den angehenden Menschen, das Ebenbild Gottes, — die erste Morgenröthe des langen Tages der Ewigkeit.

Von diesem Augenblicke an ist es Pflicht, dem Kinde alle die Freiheit zu lassen, deren es fähig ist. Man hat von diesem Verfahren nichts zu fürchten, sondern alles zu hoffen. Das Kind ist in dieser Periode noch durchaus unschuldig und unverdorben. Es will nichts, als was ihm zum Wachsthum, zum Leben und zur Geistesbeschäftigung nöthig ist. Vernunft, Lebenskraft und Bildungskraft sind in ihm allein rege und thätig. Es ist von nun an grausam und unnatürlich das Kind noch ferner zu wickeln, es alle Augenblicke durch Singen oder durch Schaukeln auf den Armen, in der Wiege oder in der Hangmatte zum Schlafen zu zwingen und es beständig, wenn es wacht, zu tragen.

Das Einwickeln der Kinder nach der Geburt geschieht entweder bis unter das Kinn, oder bis unter die Arme. Die vorgeblichen Absichten dieses Verfahrens sind sehr verschieden; keine indeß ist befriedigend, auch die nicht: daß man das Kind unengewickelt nicht anfassen und handhaben könne. Ich bin fest überzeugt, und die Erfahrung entspricht dieser Ueberzeugung, daß ein Kind, welches nie gewickelt wird, selbst in den ersten Stunden nach der Geburt nicht, am ersten und leichtesten gedeihet.

Zur Reinlichkeit seines Körpers und zum bequemen Anfassen und Handhaben desselben ist ein bloßes Einschlagen in Tücher genug. Wer indeß das Wickeln und Binden für nothwendig hält, muß wenigstens mit dem zweiten Monate es abstellen.

Das öftere Schlafen ist den Kindern Bedürfniß; es befördert die Würksamkeit der Bildungskraft; aber der Antrieb dazu muß nie künstlich seyn, sondern natürlich bleiben. Das Kind muß schlafen wollen, nicht sollen. Nur in den ersten Wochen ist anhaltende Ruhe nöthig, späterhin wird die Lebenskraft des Kindes reger, für welche das Wachen wesentlicher ist, als das Schlafen. Die Zeit des Schlafes ist für den Menschen Mangel an Existenz, die Zeit des Wachens ist eigentliches Daseyn. Auch das Kind lebt nur, wenn es wacht, und jeder Augenblick des Wachens ist ihm, wie dem Erwachsenen, Genuß des Lebens und Gewinn für die Ewigkeit.

So unnatürlich es ist, Kinder zu wickeln und sie zum Schlafen zu zwingen, eben so unnatürlich ist es, sie während des Wachens immer zu tragen. Denn nicht zu gedenken, daß das Kind bei diesem Verfahren leicht schief wird, so werden auch die Functionen seines Körpers gehemmt und seine Freiheit wird eingeschränkt; die Lebenskraft und der Geist verlieren an Thätigkeit, das Kind wird träge und mißmüthig, und der Wachsthum geschieht langsam.

Um diese Mängel zu verhüten und das Kind so frühzeitig als möglich körperlich und geistig dasjenige werden zu lassen, was es in dieser Zeitperiode seiner Bestimmung nach werden kann und soll, ist vielleicht folgendes Verfahren, dessen guter Erfolg mir aus einer doppelten Erfahrung bekannt ist, der Prüfung des Publikums und der Empfehlung an Eltern nicht unwerth.

Man lege das Kind, so oft es wacht, mit der zweiten Hälfte des zweiten Monats auf eine etwa 4 Fuß breite und 6 Fuß lange mit Wolle, Baumwolle oder Moos ausgestopfte und durchnähete Decke auf den Leib oder auf den Rücken. In Ermangelung

ung einer Decke geschehe es auf ein innenes Tuch oder eine wollene Lure. Das Kind gewinnt hier fürs erste eine eie Lage und einen freien Wirkungs- reis für seine Sinne und seine Glied- aßen. Es spielt mit den Händen m sich herum und zieht seine Füße uf und nieder.

Diese Freiheit fällt beim Tragen eg, und findet auch dann nicht ganz Statt, wenn statt einer bloßen Decke uf dem harten Fußboden eine weiche nterlage von Federn oder Pferde- aaren genommen wird. Anfänglich auert diese Selbstbeschäftigung des indes nur kurze Zeit, es fordert urch sein Weinen wieder aufgehoben werden. Späterhin mit dem drei- n Monate, wird ihm diese Freiheit hon mehr Bedürfniß. Es liegt un gern auf dem Leibe mit vorwärts streckten Händen.

Jetzt werden ihm Sachen zum pielen vorgelegt. Runde Körper, B. Bälle, und klingende Körper, B. Schellen und Glocken, sind die sten, weil die leichte Bewegung r erstern und der Schall der letztern n Thätigkeitstrieb reizen und die Sinne beschäftigen. Wenn der all sich entfernt, so strebe das Kind m zu folgen, es macht die ersten ersuche den Kopf zu heben und ände und Füße zu stemmen. Hie- urch wird der Halswirbel und das ückgrad gestärkt, und die Muskeln nebst den Knochen der Hände und Füße werden solider und fester.

Diese ersten Versuche sind übrigens noch ohne allen Erfolg. Das Kind bleibt unverändert auf seinem Platze liegen. Die Bewegung geschieht noch mehr nach innen, als nach außen. Aber diese Zeit der vergeblichen Anstrengung dauret nicht lange. Der Kopf richtet sich allmählig höher, und Hände und Füße stemmen sich stärker gegen den widerstehenden Boden. Es tritt eine wirkliche Ortsveränderung ein; aber in einer mit dem Willen umgekehrten Richtung, nicht vorwärts, sondern rückwärts. Die Ursache hievon ist, weil die Arme durch den frühzeitigern und öftern Gebrauch eher an Kraft, als die Beine gewonnen haben, und der Druck und die Stemmung gegen den Boden vermittelst der Hände also stärker ist, als vermittelst der Füße.

Dieser Krebsgang höret nicht eher auf, als bis das Kind im Stande ist, durch die flachen Hände, die Zehen und die Knie die ganze Körperlast zu tragen und sich mit den Zehen so fest anzustemmen, daß es sich zu schieben vermag. Jetzt fällt es von Zeit zu Zeit schon auf die Seite und auf den Rücken, hat aber schon Kraft genug sich vermöge der einen Hand und des einen Fußes ein überwiegendes Gewicht zu verschaffen, so daß es wieder auf den Leib zu liegen kommt.

Dies sind die ersten reellen Handlungen des Kindes, die dem Geiste desselben unendliche Beschäftigung und unbeschreiblichen Genuß verschaffen. Jetzt ist es Zeit, die Zahl der Spielsachen zu vermehren und die Mannichfaltigkeit derselben zu erhöhen. Alles, was sich anfassen und handhaben läßt, was ins Auge fällt das Gehör beschäftigt, ist zu diesem Zweck hinreichend: ein Stückchen Holz, ein Bund Schlüssel, eine Schachtel, Papier, Bälle u. s. w.

Das Kind ist nun drei Monate alt und befindet sich in der Periode zu kriechen. Wie eine Raupe zieht es sich zusammen und streckt sich wieder aus, jetzt mehr vorwärts als rückwärts. Die Herrschaft der Seele über den Körper und alles, was ihm nahe ist, wird täglich größer und sichtbarer. Während des vierten Monats geschieht die Bewegung schon nach allen Seiten und die sechs Fuß lange Decke wird zu kurz. Mit in die Höhe gerichtetem Haupte und gegen den Boden gestemmten Händen und Füßen arbeitet sich das Kind von derselben herab, und holt sich dasjenige, was ihm fern liegt, um damit zu spielen.

Im fünften Monate fängt es an auf den Vieren zu gehen. Die Flächen der Hände und die Zehen der Füße dienen dem Körper zur Unterstützung. Der Gang ist durchaus thierartig. Die linke Hand und der linke Fuß bewegen sich erst vorwärts, die rechte Hand und der rechte Fuß folgen nach.

Anfänglich ist dieser Gang sehr langsam, allmählig wird er schneller, und zuletzt gleicht er dem Trottlaufen eines Hundes. Schon vor dieser Periode, besonders aber während derselben ruhet sich das Kind abwechselnd von seinen Anstrengungen sitzend aus. Kopf und Rücken sind gerade, die Knie erhaben und die Füße mit ihren Flächen gegen einander gerichtet. Aber auch in dieser Stellung bleibt das Kind nicht unthätig. Es fanzt an harten oder weichen Körpern, es flattert und schlägt mit den Händen um sich, es legt den einen Fuß auf den Schooß und spielt mit ihm, oder führt ihn zum Munde und saugt daran. —

Wird ihm diese Ruhe lästig und dieses Spiel langweilig, so senkt es den Kopf wieder über und fängt von neuem an zu kriechen. Die ganze Stube ist jetzt seine Welt, in der es einen Gegenstand nach dem andern aufsucht, ihn betrachtet, ihn anfaßt, ihn fortzubringen oder an demselben hinaufzuklimmen strebt.

Von diesem Momente an, der in den Anfang des sechsten Monats fällt, macht das Kind die ersten Versuche, sich senkrecht in die Höhe zu rich-

richten und auf den Füßen zu stehen. Es greift mit den Händen in die Ritze der Commode, oder umfaßt die Querstäbe der Tische und Stühle, oder stemmt sich gegen einen Fußschemel und strengt nun alle seine Körperkräfte an, um, wo nicht ganz aufrecht zu stehen, wenigstens doch bogenförmig und schwebend sich zu erhalten.

Diese Experimente sind so kühn, als möglich, und machen den Eltern gewöhnlich große Angst. Um sich von diesen Besorgnissen zu befreien, muß man dem Kinde eine Decke unterlegen und es in seinen Unternehmungen beobachten. Nichts ist interessanter, als die Thätigkeit und die Freude, die sich jetzt bei dem Kinde äussert. Unablässig und auf die mannichfaltigste Weise wiederholt es die Versuche zu stehen, und so oft es seinen Zweck erreicht hat, ist es vor Freuden außer sich. —

Was dem Erwachsenen eine Kleinigkeit zu seyn scheint, ist dem Kinde vom größten Werthe. Die Entdeckung einer Wahrheit kann dem Philosophen nicht so wichtig seyn, als dem Kinde die Entdeckung eines sinnlichen Mittels zur Erreichung seines sinnlichen Zwecks. Man greife ihm daher in seinen Untersuchungen ja nicht vor, möge es auch noch so spät zu seinem Ziele gelangen. Mit dieser Hülfe geschieht ihm durchaus kein Dienst. Gesetzt auch, daß man ihm das Bessere zeigt, so bleibt es doch lieber bei dem Schlechtern, weil dies seine eigne Wahl ist.

Sobald ihm die aufrechte Stellung erst einige Male gelungen ist, so verliert das Gehen auf den Vieren schon an Interesse. In dem 7ten und 8ten Monate fängt das Kind an ganz von selbst, doch nicht ohne Haltung mit den Händen, auf zwei Füßen zu gehen. Die Vervollkommnung geschieht hier eben so stufenweise, wie beim Vorhergehenden. Indem es an einem Stuhle steht, streckt es die Hand nach dem benachbarten aus, ergreift ihn und bewegt sich zu ihm hinüber. Bald darauf wartet es dies Ergreifen nicht einmal mehr ab; es mißt mit den Augen die Entfernung aus, streckt die eine Hand dem nächsten Körper entgegen, läßt die andern los und fällt zu dem zweiten hinüber. Dies geschiehet allmählig unter Schwanken und Schaukeln, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, in immer größere Entfernungen.

Die beste Methode, welche es nun, um in dieser Kunst weiter zu kommen, wählt, ist, daß es einen kleinen Stuhl anfaßt und langsam gehend denselben vor sich hinschiebt. Hier sind Arme, Füße und Rückgrad in gleicher Thätigkeit, und bewundernswürdig ist die Geschicklichkeit und Unermüdlichkeit, mit denen das Kind den Stuhl über

eine

eine unebene Stelle des Fußbodens wegarbeitet, oder ihn von der Wand seitwärts wieder abschiebt und einem freien Raume zuführt. Kann es seine Absicht nicht erreichen, so wird es ungeduldig, sieht sich bittend nach Hülfe um oder fängt aus Verdruß an zu weinen. Die menschliche Vernunft kann keinen Widerstand vertragen, auch die Vernunft des Kindes nicht.

Von jetzt an giebt sich das Kind alle Mühe ohne Haltung zu stehen und zu gehen. In dem letzten Viertel des ersten Jahrs werden beide Versuche angefangen und vollendet. Es läßt mit Vertrauen auf seine Körperkraft und seine Geschicklichkeit den geschobenen Stuhl los, ergreift ihn wieder, läßt ihn von neuem los, kehrt sich seitwärts und fällt senkrecht nieder. Es richtet sich in der Nähe eines Stuhls oder der Mutter bloß durch eigene Kraft auf, und indem es schwankt, fällt es der Mutter in den Schooß, oder ergreift den benachbarten Stuhl.

Die ersten Proben zu gehen machen nur einen oder zwei Schritte aus. Aber diese Unvollkommenheit verschwindet bald. Da von der sechsten Woche nach der Geburt an bis zum neunten, zehnten Monate bei der Vervielfältigung der körperlichen Geschäfte auch die Kräfte an innerer Stärke gewonnen haben und immer merklich mehr gewinnen, so findet die Kunstfertigkeit zu gehen ungleich weniger Schwierigkeiten, als alle vorhergehende Kunstfertigkeiten.

(Der Schluß folgt.)

Zwei sehr einfache und bewährte Mittel gegen Zahnschmerzen.

I. Coccinella septempunctata *).

Es kann der leidenden Menschheit nicht anders als angenehm seyn, wenn derselben ein Mittel bekannt gemacht wird, welches nicht allein sehr einfach ist, sondern auch durch seine besondere Wirkung die Zahnkrankheit auf der Stelle hebt.

Da mich das Metier eines Zahnarztes hauptsächlich verpflichtet, auf jedes Heilmittel dieser so beschwerlichen Krankheit aufmerksam zu seyn, und ich sowohl durch einen berühmten Arzt Deutschlands, als auch durch das Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der Natur- und

*) Im Monat August 1798. habe ich dies Mittel in der allgemeinen Literaturzeitung bekannt gemacht. Da aber nicht jeder dieselbe liest, so mache ich es mir zur Pflicht, es in mehreren öffentlichen Blättern anzuzeigen. Auch füge ich hier noch ein zweites neues Heilmittel hinzu. H.

und Arzneiwissenschaft, 14tes Stück Seite 135, belehrt worden bin, daß unter andern Insekten der so häufige als bekannte Kornkäfer (Coccinella septempunctata) eine besondere Heilkraft der Zahnschmerzen besitze, so wurde ich dadurch aufgemuntert, einige dieser Insekten zu sammeln. Bei den hierauf angestellten vielfältigen Proben fand ich, daß die guten Wirkungen meine Erwartungen noch übertrafen, und ich war so glücklich, mit diesem kleinen Insekt in kurzem mehrere an Zahnschmerzen leidende Personen schnell und vollkommen wieder herzustellen, und nur bei einigen weiblichen Patienten sahe ich mich genöthigt, dieses Mittel noch einmal zu wiederholen.

Ich verfuhr hiebei auf folgende Art: ich zerquetschte nemlich diesen kleinen Käfer zwischen dem Daumen und Zeigefinger, rieb diese so lange bis die Spitzen derselben warm wurden, und bestrich sodann die kranke Stelle des Zahnfleisches sowohl, als den schmerzhaften Zahn selbst, worauf dann der Schmerz, außer in den obigen Fällen beider weiblicher Patienten, jederzeit vollkommen aufhörte, und ich bemerkte sogar, daß die Heilkraft dieses Käfers so stark und anhaltend war, daß ich mit dem Zeigefinger die Probe einige Tage darnach, ohne mit solchem einen frischen Käfer zerrieben zu haben, mit gleich glücklichem Erfolge machen konnte.

Indessen ist wohl nicht zu erwarten, daß dieser Käfer, wenn er todt aufbewahrt wird, gleiche Wirkungen hervorbringen sollte, weil alsdann das Inwendige desselben, in welchem diese Heilkraft wahrscheinlich vorzüglich liegen möchte, gänzlich verweset, und weiter nichts als die Flügel und die leere Hülle übrig bleibt.

Ich wünsche daher, daß mir von einem geschickten Arzte, nebst der Mittheilung seiner eignen Erfahrungen von den Wirkungen dieses Käfers, auch ein Mittel an die Hand gegeben würde, durch welches die so heilsame Kraft desselben entweder in einer gewöhnlichen Konserve oder auf eine andere Art, für jede Jahrszeit wirksam erhalten werden könnte.

II. Cynips roborum.

Ungeachtet die Coccinella septemp. ein sehr wirksames Mittel gegen Zahnschmerzen ist, so muß ich doch bemerken, daß es, wo Caries oder Geschwüre sind, nicht immer hilft, und wo Inflammation vorhanden ist, nicht paßt, ja oft den Schmerz vermehrt, weil es ein reizendes und gelindes Brennen erregendes Mittel ist. Aber wenn die Entzündung gedämpft ist, und der Schmerz fortdauert, dann hilft es. Einst war der Schmerz in einigen Zähnen der untern Kinnlade; ich vertrieb ihn durch Auftreiben dieses Mittels und er zog sich in die

die obere; nun rieb ich diese, und der Schmerz verschwand gänzlich. Einst nahm der Schmerz die ganze Kinnlade ein; ich ließ sie ganz mit mehreren dieser Insekten reiben, es entstand ein wahrer Speichelfluß, und der Schmerz war gehoben.

Ich freue mich daher, den Praktikern ein anderes Mittel bekannt machen zu können, was in manchen Fällen wirkt, wo jenes nicht hilft, und den großen Vorzug hat, daß man es im Winter haben kann, wo die Coccinella schwer zu conserviren ist. Es ist das Insekt Cynips rosarum, welches in dem Rosenschwamm befindlich ist, und wovon ich hier die ausführliche Beschreibung mittheile.

Zuweilen trifft man an wilden Rosensträuchen Höcker oder Auswüchse an, die manchmal die Größe eines Apfels haben, von aussen ganz haarigt und braunroth sind, inwendig aber aus lauter kleinen Höhlen bestehen. Man nahm sie in vorigen Zeiten unter dem Namen Schlafapfel oder Rosenschwamm (spongia cynosbati, fungus bedeguar, rosarum) in den Apotheken auf. Sie entstehen durch den Stich eines sehr kleinen geflügelten Insekts (Cynips rosae) auf eben die Art wie die Galläpfel.

Weil dasselbe zu gleicher Zeit ein Ei in die gemachte Oeffnung einschiebet, so findet man, wenn das Insekt selbst seine Verwandlung noch nicht überstanden hat und schon ausgekrochen ist, entweder die Eierlarven oder die Puppen darin. Ein solches weisses Würmchen wird zwischen den Fingern zerdrückt und sogleich der schmerzhafte Zahn und das Zahnfleisch damit gerieben. Hilft das erste nicht, so wird ein zweites und so ferner angewendet. — Es ist mild und süß und erregt nicht den brennenden Reiz, den die Cryfomela hervorbringt. Deswegen kann es auch bei entzündlichem Zustande der Zähne angewendet werden, und thut auch die beste Wirkung. —

In sechzehn Fällen, wo ich es anwandte, hat es nur zweimal fehl geschlagen. Selbst bei Caries (ohne Eiterung) beruhigte es die Zahnschmerzen schnell.

Ich empfehle dieses Mittel zu ferneren Versuchen, und wünsche, daß andere dieselbe gute Wirkung davon erfahren mögen.

Hannover.

Friedrich Hirsch,
Hofzahnarzt.

Hannöveriſches Magazin.

11tes Stück.

Freitag, den 6ten Februar 1801.

Ueber das Kriechen der Kinder.

Eine pädagogiſche Erfahrung.

(Schluß.)

Ehe das erſte Jahr ſich endigt, geht das Kind ohne alle Hülfe und Leitung von ſelbſt in der Stube, auf der Diele, ja im Hofe und im Garten umher. Es läßt ſich zur Feier ſeines erſten Geburtstages keine Blumen bringen, ſondern geht ſelbſt hin und holt ſie. — Eine rührende Scene, die dem Vater, der ſein Kind in einem ſo kurzen Zeitraume nicht ſtufenweiſe bis zu dieſer Vollkommenheit hätte gelangen ſehen, Thränen der Freude auspreſſen würde.

Was bis hieher erzählt iſt, ſind Thatſachen, von denen jeder Augenzeuge werden kann, der mit ſeinem neugebohrnen Kinde den Verſuch anſtellen will. Es iſt nichts gewiſſer, als daß der Menſch in jeder Periode ſeines Lebens frei iſt und frei ſeyn ſoll, und daß er durch ſeine Freiheit von der Pflanze und dem Thiere ſich unterſcheidet. Dies Freiſeyn heißt freilich nicht zügellos ſeyn, ſondern an der Hand der Natur wandeln, und unter den Geſetzen ſeiner Vernunft und der Vernunft ſeiner Obern ſtehen. Es iſt die Freiheit eines unſchuldigen und unverdorbenen Kindes unter der Aufſicht ſeiner Eltern. Man darf dem Kinde eben, weil es frei iſt, keine Gewalt anthun; es weder binden, noch betäuben; weder immer tragen, noch gängeln. Es hat Kräfte und Willen; man laſſe beide wirken, und das Kind wird gedeihen. Was es ſeiner natürlichen Beſtimmung nach werden kann und ſoll, das muß es durch ſich ſelbſt werden, und es wird es gewiß, wenn nur die Eltern und die Amme ihm nicht daran hinderlich ſind. Ich weiß freilich recht gut, daß dieſer Grundſatz der praktiſchen Vernunft, ſo natürlich und in die Augen fallend er auch iſt, mit Vorurtheilen zu kämpfen

pfen hat; aber ich bin auch fest überzeugt, daß jeder, der nur unbefangen genug ist, Gründe überhaupt zu hören, gern demselben seine Vorurtheile aufopfert. Es liegt auss.r meinem Plane, diesen Satz in seiner allgemeinen Gültigkeit darzustellen, ob es gleich nicht schwer fallen sollte, ihn zum Princip der ganzen Pädagogik zu erheben; aber in Beziehung auf den hier zu behandelnden Gegenstand muß ich ihn nothwendig schützen.

1) Das Kind, sagt man, ist bei der hier empfohlnen Methode, kriechen und gehen zu lernen, in Gefahr wegen der Anstrengungen schiefe Glieder zu bekommen, oder gar ein Glied zu brechen. Die Kinder sind in den ersten Wochen und Monaten ihres Lebens äusserst zart, ihre Muskeln sind überaus weich, und ihre Knochen wie Knorpel. Diese Zartheit kennt jeder, und es ist daher sehr natürlich zu glauben, daß ein solcher Knochen, ein Arm oder Bein durch die Anstrengung des Kindes sich verbiege oder breche. Aber man muß bedenken, daß Druck und Gegendruck, Thätigkeit und Widerstand hier völlig gleich, oder eigentlich ein und dasselbe sind. Das Kind, — versteht sich in dem Alter, von dem hier die Rede ist, — kann noch nicht viel vertragen, aber es verträgt auch nur so viel, als es wirklich vertragen will; d. h. seine Freiheit oder Selbstthätigkeit erstreckt sich um nichts weiter, als seine physischen Kräfte reichen. Es strebt, wie der Erwachsene, unaufhörlich, seine Zwecke zu erreichen; aber es giebt auch, wie der Erwachsene, dem unüberwindlichen Widerstande freiwillig, als vernünftiges Wesen, nach. Wem dies aus dem Gesichtspunkte der Freiheit dunkel ist, der betrachte die Sache mehr sinnlich aus dem Gesichtspunkte der Natur. Das Kind ist in den ersten Monaten durchaus natürlich, d. h. es folgt den Gesetzen der Natur und wird in seinen Unternehmungen von der Hand dieser allgemeinen Mutter der Menschen geleitet und geschützt. Sofern daher das Kind sich selbst oder der Natur überlassen bleibt, und nicht zu Anstrengungen, z. B. zu kriechen und zu gehen künftig genöthigt wird, werden und müssen seine Kraftäußerungen und Bewegungen unschädlich bleiben. Es geht hier alles, wie in der Natur, stufenweise, statt daß beim Tragen, Hinstellen auf die Erde und beim Gängeln unvermeidliche Sprünge entstehen. Die alleranschaulichste Widerlegung dieses Vorurtheils würde sich dann zeigen, wenn jemand dem Kriechen des Kindes zusähe. Mit der größten und unnachahmlichsten Behutsamkeit legt es seine Hände flach auf die Decke hin, hebt den Körper sanft in die Höhe, stemmt die Knie fest gegen den Boden, hebt nun auch diese empor, überläßt die eine Hälfte seiner Schwere den Händen, und bewegt sich nun, wie ein Thier, auf den Vieren fort. Hände und Füße bleiben dabei so gerade, und die Be-

wegung geschieht so verhältnißmäßig, daß durchaus kein Glied am Körper leiden kann.

2) Der zweite Einwand hat mit dem ersten viele Aehnlichkeit. Das Kind, heißt es, schwebt in beständiger Gefahr zu fallen und durch einen Fall sich zu schaden. Diese Gefahr, wenn man sie so nennen will, ist nicht zu läugnen. Bei den ersten Versuchen zu stehen und zu gehen, fällt das Kind oft. Aber dies Fallen ist dann, wenn das Kind sich selbst überlassen bleibt, nicht schädlich, sondern im Gegentheil sehr heilsam. Um dies zu begreifen, ist fast nothwendig, es selbst zu sehen, wenn ein Kind, das seine Freiheit hat, fällt. Es ist dabei gar kein Zwang, kein Umstoßen oder Niederwerfen, sondern das Kind fällt, wie es scheint, nur, weil es fallen will und gerade so, wie es will. Ein Beispiel! Gesetzt das Kind steht an einem Stuhle und verliert das Gleichgewicht, so biegt es erst seine Knie ein, hält dann den Rücken gerade und läßt sich nun nie horizontal, sondern stets senkrecht zur Erde herab. Hier ist Selbstthätigkeit, nicht Zwang, sichtbar. Diese Handlungen der Vorsicht geschehen anfänglich sehr langsam, späterhin aber, wenn sie durch Uebung zur Fertigkeit geworden sind, schnell und unmerklich.

Ein solches Fallen, das mit Recht ein freies, oder sinnlich betrachtet, ein natürliches Fallen genennt werden kann, ist gewiß unschädlich. Allein es wird gefährlich und schädlich, sobald Kunst von Erwachsenen hinzukömmt. Zu dieser Kunst rechne ich alles, was äußerlich, von den Erwachsenen hergeleitet, auf das Kind einfließt, und dasselbe in seinen Handlungen bestimmt. Dahin gehört, wenn Eltern kurz vor oder während des Fallens hinzu laufen, und das Kind halten oder wieder aufrichten wollen, wenn sie an zu schreien fangen, wenn sie merklich erschrecken, oder nur im Auge und auf der Stirn die geringste Spur von Furcht und Aengstlichkeit blicken lassen.

Diese und ähnliche Umstände heben sogleich die Natürlichkeit des Kindes auf, zerstreuen es, setzen es außer Fassung und verursachen, daß es unsanft fällt, seinen Fall fühlt, und in ein ängstliches Geschrei ausbricht. Hingegen hat man sich gewöhnt, diese vermeintlichen Gefahren kaltblütig anzusehen, ohne über dieselben weder zu weinen, noch sich zu freuen, so fällt das Kind, ohne den geringsten Schaden zu leiden, und betrachtet dies Begegniß nicht als ein Uebel, sondern als eine Folge seines Willens, als Wirkung seiner Thätigkeit. Und gesetzt auch, es stößt sich einmal aus fremder Schuld gegen den Kopf, oder erhält am Arm oder Bein eine kleine Contusion, so sind diese Leiden nichts gegen den Gewinn, den das Kind hat. Es wird sie auch überhaupt

nicht als Leiden betrachten, wenigstens nicht darüber weinen, wenn man es nicht bedauert und von seiner Seite nicht ängstlich ist.

Das Fallen ist also an sich unschädlich, aber es ist auch, wie ich vorhin behauptete, wohlthätig, und zwar deswegen, weil das Kind dabei frei handelt, und dadurch geübt wird, sich in Verlegenheiten und Gefahren selbst zu helfen, die Hindernisse auf dem Wege seines Lebens und seiner Thätigkeit zu besiegen, und sich gegen kleine Leiden bei Zeiten abzuhärten. Das Kind hat also vom Fallen, wenn es frei und natürlich geschieht, physische und moralische Vortheile.

3) **Wenn Kinder erst gewohnt sind, zu kriechen und auf den Vieren zu gehen, so hält es sehr schwer, sie zum Gehen auf zwei Füßen zu bewegen.** Ich würde diesen Einwurf gar nicht erwähnen, wenn er mir nicht selbst oft gemacht wäre, wenn ich nicht wüßte, daß sowohl Mütter als Hebammen mit diesem Vorurtheil behaftet sind, und wenn in diesem Satze, so wie er gewöhnlich gestellt wird, nicht wirklich ein Grad der Wahrscheinlichkeit läge. Man müßte ein sehr geringes Vertrauen zu der Natur haben, oder mit Haller (in seiner Naturgeschichte der Thiere. Berlin 1757.) behaupten, daß der Mensch nicht zum Gehen auf Zweien, sondern auf den Vieren bestimmt sey, wenn man es mit jenem Einwurfe ernstlich meinte; denn es läßt sich unmöglich denken, daß das Kind bei dem Bau des Körpers, den es hat, und bei dem unaufhörlichen Streben zu seinen neuen Zwecken neue Mittel zu erfinden, nicht lieber auf den Zweien, als auf den Vieren gehen sollte. Sein Wunsch, das erstere zu können, ist vielmehr, wie die Erfahrung lehrt, so groß, daß es alle Schwierigkeiten und Gefahren, um denselben zu erfüllen, nicht achtet. Die Regel ist hier aber wieder: das Kind muß frei seyn und bleiben. Und das wollen diejenigen nicht, welche diesen Einwurf machen. Daher sagen sie ganz consequent: es halte nachdem schwer, das Kind zum Gehen auf zwei Füßen zu bewegen. Es soll aber gar nicht dazu bewogen werden, sondern von selbst dazu gelangen. Freilich, wenn man es zwingen will, so wird es sich sträuben und lieber auf seinen Vieren frei einhergehen, als auf Zweien sich ziehen lassen.

Es giebt noch manche andere Vorurtheile, aber von minderm Gewicht, die man daher leicht selbst heben kann. Es ist mir bloß noch übrig, einige Vortheile anzuführen, die das freie Kriechen und Gehen der Kinder hat. Ich rechne hieher zunächst, 1) die Erleichterung, welche dadurch das Geschäft der Erziehung bekömmt. Es ist doch ein großer Unterschied, ob man ein Kind immer tragen und damit tändeln muß; oder ob man es von Zeit zu Zeit anfänglich Viertelstunden, zu-

letzt

lehrt ganze Stunden auf die Erde legen, und sich selbst überlassen kann. Jede Mutter, welche selbst ihr Kind verpflegt, sehnt sich mit Recht nach dem Zeitpunkte, wo das Kind erst gehen und sich selbst beschäftigen kann. Gewöhnlich wird dieser Wunsch vor dem zweiten oder dritten Jahre nicht befriedigt. Nach derjenigen Methode hingegen, welche hier empfohlen wird, lernt das Kind schon im ersten Vierteljahre sich beschäftigen und im ersten halben Jahre gehen.

2) Die früh angefangene und ungehinderte fortgesetzte Thätigkeit des Kindes ist der Gesundheit desselben zuträglicher, als das beständige Getragenwerden. So wie dem Erwachsenen, eben so ist auch dem Kinde Thätigkeit zum Gesundseyn Bedürfniß. Die physiologischen Ursachen hievon setze ich zur Ersparung des Raums als bekannt voraus. Diese Thätigkeit darf aber nicht sclavisch, sondern sie muß frei seyn. Das Kind muß seine Geschäfte sich selbst wählen, und sie gerade dann und so treiben, wann und wie es von seiner Freiheit dazu bestimmt, und von seiner Lebenskraft (Irritabilität) dazu gereitzt wird. Dieser Zeitpunkt und dies Verhältniß lassen sich durch die Kunst nicht treffen.

Das Schwanken und Schaukeln des Kindes auf den Armen geschieht bald zu schwach, bald zu heftig, bald zur Unzeit, und immer bleibt es von Seiten des Kindes mehr ein Leiden, als eine Thätigkeit. Indem das Kind seine Glieder bewegt, ausstreckt, zusammenzieht, angreift, festhält, kriechet, steht und geht, werden alle weichen Theile seines Körpers solider, die Säfte circuliren besser, das Geschäft der Verdauung geht leichter von Statten, und es wird ein sanfter ruhiger Schlaf vorbereitet. Bei anhaltendem Tragen und künstlichen Bewegungen, geschehe beides auch noch so vorsichtig und abwechselnd, ist das Kind immer in Gefahr, körperlich zu leiden. Beim Tragen ist stets der eine Schenkel höher als der andere, der eine Arm frei, der andere gedrückt. Beim Schaukeln und Tanzen auf den Armen werden die Gliedmaßen des Körpers zu hart angefaßt, und einige Theile mehr geschüttelt als die übrigen. Und wenn dies auch nicht wäre, kann man, aller Sorgfalt ungeachtet, das Kind nicht fallen lassen? Wie manches traurige Beispiel hat hievon die Erfahrung aufzuweisen!

3) Sehr wichtig ist der Gewinn, den die Seele des Kindes bei der freien Thätigkeit auf seiner Decke hat. — Auf diesen Vortheil ist schon oben hingewiesen worden. Hier nur noch folgendes Wenige.

Es ist eine längst unter den Pädagogen entschiedene Wahrheit, daß das Kind weit früher Freiheit des Geistes, d. i. Selbstbewußtseyn hat und Selbstthätigkeit äußert, als man gemei-

meiniglich glaubt. Schon in den ersten Tagen nach der Geburt ist dies Vermögen rege, aber erst in der sechsten Woche wird diese innere Regsamkeit Gegenstand der Wahrnehmung und Erfahrung. Schon in der frühesten und zartesten Kindheit ist also Beschäftigung des Geistes wahres Bedürfniß. Wenn dem wirklich so ist, warum will man diese Beschäftigung dem Kinde versagen? Es findet sie aber nur in seiner freien Lage bei seiner ungehinderten Thätigkeit. Hier auf seiner Decke, von einer Menge Spielsachen umgeben, stellt es seine kleinen Betrachtungen an, nimt bald dieses, bald jenes Stück in die Hand, wirft die verschiedenen Theile unter einander, ordnet sie wieder, schiebt eins vor sich hin, zieht das andere wieder an sich, und indem so sein Geist und seine Sinne mit Kleinigkeiten beschäftigt sind, müssen Hände und Füße bewegt, und sie zu bewegen, allerlei Versuche angestellt werden. Da ist keine einzige Handlung, keine einzige Kunstfertigkeit, sie bestehe worin sie wolle, die nicht das Nachdenken des Kindes erfordere und die Urtheilskraft oder das Reflexionsvermögen übe und schärfe.

Wenn man ein Kind herum trägt, so hört und sieht es freilich auch mancherlei, aber es bleibt dabei immer passiv: es empfängt Eindrücke von den äussern Gegenständen, aber es kann von denselben keinen Gebrauch machen. Daher kömmt es denn, daß die Kinder gedankenlos aufwachsen, und bei spätern Alter in der Natur sowohl, als in Gesellschaften sich gefühllos und dumm zeigen. Um thätig zu seyn, muß man handeln. Dies einzusehen, ist so leicht, und doch so schwer.

4) Sehr groß und schätzbar ist auch endlich die Summe von Freuden, welche man durch dieses Verfahren dem Kinde verschafft. Dieser Vortheil ist für diejenigen Mütter, welche mehr zu empfinden als zu denken gewohnt sind, gewiß unter allen der empfehlendste. Aber wenn sie nur von ihm zu überzeugen wären! Ich will von dem ausgehen, was man gewiß ohne Widerrede zugiebt. Wenn wir Erwachsene froh und heiter seyn wollen, so müssen wir frei seyn, und es muß uns nach Wunsch gehen. Dies ist auch der Fall bei Kindern. Sie sind vergnügt, wenn sie sich frei fühlen und ihre körperlichen und geistigen Bedürfnisse befriedigt werden; sie sind hingegen launig, wenn sie sich eingeschränkt fühlen und ihre Bestrebungen unerfüllt bleiben.

Zu den unangenehmen und zugleich überflüßigen Einschränkungen rechne ich das Wickeln, die künstlichen Versuche zum Einschläfern und das zu viele Tragen. Zu den unerfüllt bleibenden Bestrebungen des Kindes gehören die Triebe, sich frei zu bewegen, mit Händen und Füßen thätig zu seyn, und seine Geschäfte nach Belieben

lieben zu wählen und zu betreiben. Ersteres unterlasse man, und letzteres gewähre man, und das Kind hat unendlich an Glückseligkeit gewonnen. Will man dies nicht glauben, so wende man sich an die Erfahrung, sie wird es bestätigen.

Jede freie Thätigkeit des Geistes sowohl als des Körpers ist dem Kinde Genuß. Jede Kraftäußerung schafft ihm Vergnügen. Jeder neu erreichte Zweck setzt es vor Freuden ausser sich. Wenn man ihm ein Stückchen Papier, Holz oder Knochen, welches alles an sich ohne Reize ist, vorlegt, und es nun auf den Vieren hineilt, um es zu holen, so läßt es lauter Töne von Freude hören. Zieht man den Gegenstand seiner Absicht zurück, so wird es ungehalten; aber es strebt von neuem vorwärts, und seine Freude nimt in eben dem Grade zu, als es Mühe hatte, seinen Zweck zu erreichen. Stemmt sich der Stuhl, den es vor sich hinschiebt, gegen einen unebenen Theil des Fußbodens, und es hat diesen Widerstand glücklich gehoben, so sieht es die Erwachsenen an und lacht. Klimmt es an einem Stuhle in die Höhe und gelingt ihm das Stehen, so klatscht es mit den flachen Händchen auf das Gesäß; verliert es während dem das Gleichgewicht und kömmt nach seiner erworbenen Geschicklichkeit senkrecht auf die Erde herab, so flattert es vom Gefühl des innigsten Wohlbehagens durchdrungen, mit den Händen, und setzt sich gleich darauf in neue Thätigkeit.

Diese und ähnliche Genüsse können kein Schaukeln auf den Armen, kein Vorsingen der Mutter und der Amme dem Kinde gewähren. Zum Frohsinn gehört Freiheit und Thätigkeit.

Schloß Ricklingen. Christian Dassel.

Ein Paar Gleichnisse zu beliebiger Deutung und Anwendung.

Ein junger Meister in hoher Speculationsweisheit machte einst eine Seereise. Indem er nach und nach alles im Schiffe oben und unten in Anschauung nahm, entdeckte er zu seinem großen Staunen und Aergernisse vielen Ballast unter der Ladung. Welche Thorheit, rief er aus, wie ganz gegen Bestimmung und Würde eines Schiffes! Seyd doch klug ihr Leute, und werft die unnöthige Last über Bord. Statt zu erschweren und den Lauf zu hemmen, spannt vielmehr noch einige Seegel auf; nur befolgt überall die Principien der reinen Dynamik.

Der

Der Steuermann und die andern alten Schiffsleute machten große Augen über diese Weisheit; und einer oder der andere hätte wohl Lust gehabt, den — superklugen Mann selbst über Bord zu bringen. Aber es bestand das Schiffsvolk und die Reisegesellschaft dießmal größtentheils aus jungen Männern, die zwar alle noch keine große Reise gemacht, aber von Construktionen und Bewegungsgesetzen nach den reinen Anschauungen des Raums und der Zeit viel gehört und gelesen hatten. Diesen schien die neue, mit Lebhaftigkeit im entscheidendsten Tone vorgetragene Lehre sehr einleuchtend und gründlich. Ihre Stimme wurde die lauteste, ihre Parthei die stärkste. Rasch wurde zum Auswerfen geschritten. Ein großer Theil des Ballastes stürzte in die Tiefe, worunter mancher schöne Onyx, *) Chalcedon und andere schätzbare Ueberreste uranfänglicher Gebirge waren, die der Kenner mit dem größten Vergnügen in seine Sammlung aufgenommen hätte.

Leichter hob sich das Schiff, und tanzte auf der Wasserfläche gleich einem Luftballon. Aber die Fluten kräuselten sich; die Wellen schlugen höher; Windstöße beugten das Schiff; ohne Haltung und Gegengewicht wankte es dem Abgrunde zu.

Ob es durch die Geschicklichkeit des alten Steuermanns gerettet wurde, sagt die Geschichte nicht. Wohl aber, daß der Zuruf: „Es sey edler, durch freie Selbstthätigkeit, als mit Hülfe fremder Kraft und materieller Gründe, einem Ziele entgegen streben" — ohne alle Wirkung blieb.

* * *

Eben dieser junge Meister gerieth einst in großen Unwillen, als er in einem Stück Candiszucker Fäden entdeckte. Welch ein schändlicher Betrug, rief er, wie abscheulich, den süßen erquickenden Saft mit diesem widerlichen Gespinste zu verunreinigen! — Aber ohne diese Fäden hätte er nicht diese Festigkeit und Form bekommen? — So sollte man doch jetzt, da er sie hat, die elende Hülfe ausziehen oder wegbrennen. — Aber — lassen wirs, fiel ein Alter ein, wie es ist. Wer den erquickenden, nährenden Saft zu genießen versteht, nicht wie ein gieriger Dummkopf verschluckt, oder wie ein gedankenloses Kind einsaugt, weiß ohne alle Mühe des Fadens sich zu entledigen, wenn es Zeit ist.

*) Der Verf. besitzt selbst einen solchen Stein, der als Ballast aus Ostindien auf einem dänischen Schiffe ankam.

Hannöverisches Magazin.

12tes Stück.

Montag, den 9ten Februar 1801.

Versuch einer Beschreibung der in den hiesigen Landen angeordneten Leggeanstalten.

Die in verschiedenen Gegenden der hiesigen Lande bestehende Linnenweberei verdient unter den einheimischen Nahrungs- und Industriegewerben gewiß einen vorzüglichen Rang. Man wird indessen leicht wahrnehmen, daß hier nicht das Linnenweben für das eigene Bedürfniß, oder den innern Verbrauch gemeint seyn könne. Freilich ist auch dieses Gewerbe von keinem geringen Werth, indem dadurch dem Lande ansehnliche Summen erspart werden, welche ohne dasselbe auswärts gehen würden.

Allein von ungleich größerer Wichtigkeit ist die Linnenweberei, von welcher hier die Rede ist. Diese wahre Landesmanufaktur hat vornemlich in den Wohnungen der Landleute ihren Sitz, und füllet hier die von andern Arbeiten leeren Stunden, durch eine nützliche Beschäftigung aus. Sie arbeitet nicht für den einländischen Bedarf, sondern ihre verfertigten Waaren sind bloß für das Ausland bestimmt, und werden durch den Handel bis in entfernte Weltgegenden vertrieben.

Beträchtliche Geldsummen fließen durch selbige von außen her ins Land, welche die innere Circulation wohlthätig bis unter die geringste und dürftigste Classe der Dorfbewohner verbreitet. Für eine große Anzahl von Familien des platten Landes macht diese Linnenweberei den vornehmsten Nahrungszweig aus, und einer Menge andrer wird dadurch die Subsistenz erleichtert. Die dabei erforderlichen Vorarbeiten geben den Aeltern eine bequeme Veranlassung an die Hand, die Jugend zu einer nützlichen Thätigkeit zu gewöhnen und selbige frühzeitig dahin zu bringen, zu dem Nahrungserwerbe das ihrige beizutragen.

Dieses wichtige Nebengewerbe ist zugleich unsern Landleuten so vorzüglich anpassend, und ihrer Lage so glücklich angemessen, daß demselben darin nicht leicht ein anderes zu vergleichen seyn möchte.

Das zum Linnen erforderliche Material, der Flachs, ist ein einländisches Naturprodukt, und bedarf nicht erst von außen herbeigezogen zu werden. Flachsspinnen und Linnenweben sind Beschäftigungen, welche füglicher als andere neben den Feld- und Hausarbeiten bestehen, und abwechselnd mit denselben getrieben werden können. Jene lassen sich ohne allen Nachtheil zurücklegen und wieder ergreifen, so wie diese das eine erfordern und das andere gestatten.

Manns- und Frauenspersonen kehren von der Dreschdiele zum Webestuhle, von andern häuslichen Arbeiten zum Spinnrade, und von diesem wieder zu jenen zurück. Das Weben wird nicht zunftmäßig, in eigentlich dazu bestimmten Lehrjahren, sondern mit und neben den übrigen häuslichen Geschäften erlernet. Es wird daher weder Kosten- noch Zeitaufwand zur Erlernung desselben erfordert. Auch verlangt dieses Geschäft keine für die Vermögensumstände des Landmannes zu kostbare Instrumente, Werkzeuge und Maschinen, und das Hauptstück derselben, der Webestuhl, dient mehreren Generationen zum Gebrauch.

Außer diesen allen wird die Linnenweberei auch noch von einer andern Seite dem Lande sehr wichtig. Ihre verfertigten Waaren geben vielen einländischen Kaufleuten zu einem einträglichen Handelsverkehr mit dem Auslande Gelegenheit, und indem der auswärtige Debit derselben durch deren Hände gehet, wird die Summe des dafür von außen eingehenden Geldes, noch ansehnlich vermehrt. Dieser Betrieb verschafft denn wiederum manchen andern Beschäftigungen einen Gewinn.

Aus dieser kurzen Darstellung wird der große Werth, welche diese Linnenmanufaktur für die hiesigen Lande hat, in etwas einleuchtend werden. Es wird sich aber auch zugleich daraus ergeben, wie sehr daran gelegen seyn müsse, solche dem Lande zu erhalten, auch wo möglich noch mehr empor zu bringen, oder aber einem zu besorgenden Verfall derselben vorzubauen.

Dies alles hat man nun dadurch zu bewerkstelligen gesucht, daß man das Linnengewerbe in mehreren Gegenden des Landes vermittelst der seit dem Jahre 1774 eingeführten Leggen, unter öffentliche Aufsicht genommen hat. Es ist die Absicht des gegenwärtigen Aufsatzes, diese Anstalten, in Rücksicht ihrer eigentlichen Zweck- und innern Einrichtung, zu einer nähern Kenntniß des Publikums zu bringen.

Vor

Vor dem Jahre 1774 waren die Leggen in den hiesigen Landen beinahe völlig unbekannt. In den Orten und Gegenden, woselbst solche seitdem sind eingeführt worden, hat man freilich Gelegenheit gehabt, deren Beschaffenheit und Einrichtung kennen zu lernen, und die dabei zum Grunde liegenden Zwecke wahrzunehmen. Doch wird zuweilen auch hier noch manche unrichtige Idee in Rücksicht derselben zu Tage gelegt. Allein in andern Gegenden des Landes sind diese nun einheimischen Institute wenig mehr, als dem Namen nach, bekannt geworden, und es werden von denselben fast allgemein sehr irrige, unvollkommene Vorstellungen gehegt.

Man wird indeß diese Bemerkung nicht als einen Vorwurf ansehen, welcher hier auch um so weniger Statt finden könnte, da das vaterländische Publikum noch durch keine öffentlich bekannt gewordene Beschreibung der Leggen in den Stand gesetzt wurde, von denselben sich einige Kenntniß zu verschaffen. Die häufigen Aufforderungen, eine solche Beschreibung zu liefern, welche von mehreren Seiten her an den Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes von Zeit zu Zeit ergangen sind, scheinen auch das Bedürfniß derselben zu erkennen zu geben. Er hätte jedoch bisher aus mehreren Rücksichten Bedenken getragen, die Sache zu unternehmen. Allein derselbe ist vor einiger Zeit, bei einer gewissen Veranlassung, mit einer Aufforderung dieser Art beehrt worden, durch welche es ihm zur Pflicht wurde, den Versuch einer solchen Beschreibung zu wagen, und in diesem Magazin öffentlich damit hervorzutreten.

Mit dem Jahre 1774 hat die Anordnung der Leggen in den hiesigen Landen den Anfang genommen. Die erste dieser Anstalten wurde in dem gedachten Jahre in Münden errichtet. Nach den vorhandenen Umständen hat man die übrigen, bald in kürzeren, bald in längeren Zeiträumen, nachfolgen lassen. Den deshalb ergangenen Königlichen Verordnungen zufolge, soll in den darin namhaft gemachten Bezirken Niemand verstattet seyn, sein verfertigtes Linnen zu verkaufen, ohne dasselbe vorher nach der Legge zu bringen, um solches daselbst messen und zeichnen zu lassen. Der fernere Inhalt derselben faßt die besondern Vorschriften und Bestimmungen, in Absicht der Gängezahl für die Kette oder den Aufzug der verschiedenen Gattungen von Linnen, der Länge und Breite derselben u. s. w. in sich. Jedoch weichen diese Leggeverordnungen in diesen und andern Punkten, nach Verschiedenheit der Landesprovinzen, der Localumstände und den besonderen Erfordernissen des Handels, mehr oder weniger von einander ab.

Die Verkäufer des Linnens sind indeß an keine der in ihrer Gegend vorhandenen Leggen besonders gebunden, sondern es wird denselben frei gelassen, sich mit ihrem Linnen nach der einen oder der andern Legge zu begeben, bei welcher sie etwa den vortheilhaftesten Verkauf zu finden vermeinen, oder wie sie solchen ihrer sonstigen Convenienz am gemäßesten trachten.

Auswärtige Linnen, welche in die einer Legge untergebenen Ortschaften zum Verkauf gebracht werden, sind jedoch derselben nicht unterworfen.

Es liegen bei der Einführung der Leggen vornemlich folgende Zwecke zum Grunde:

1) Die im Lande zum auswärtigen Debit verfertigten Linnen dem Erforderniß des Handels völlig gemäß einzurichten; und die Webe- rei und Güte derselben möglichst zu verbessern; um sowohl hiedurch, als auch

2) durch das angeordnete Messen und Stempeln dieser Linnen, denselben im Auslande einen vermehrten Credit und stets sicheren Absatz zu verschaffen.

3) Auf der Legge eine Concurrenz von Käufern und Abnehmern aus der ersten Hand zu veranlassen, damit der Weber und Eigenthümer des Linnens stets eine gewisse Aussicht habe, solches zu jeder Zeit nicht allein sogleich zu Gelde zu machen, sondern auch beim Verkauf desselben die höchsten Preise zu erhalten, welche die auswärtigen Conjuncturen, und die daraus hervorgehenden Handelsverhältnisse, mit sich bringen.

Die gegenwärtig in den hiesigen Landen vorhandenen Leggen sind folgende:

a) Im Göttingischen.

1) Zu Münden, nebst einer Nebenlegge zu Hedemünden. Letztere wird zugleich von den mündenschen Leggebedienten verwaltet, und Montags und Dienstags gehalten, an welchen beiden Tagen die Legge zu Münden geschlossen bleibt.

2) Zu Göttingen.

3) Zu Uslar.

4) Zu Gladebeck.

5) Zu Adelebsen.

b) Im Grubenhagischen.

6) Zu Einbeck.

c) Im Hoyaischen.

7) Zu Hoya.

8) Zu Bruchhausen und Wilsen. Diese beiden einander sehr nahe belegenen Flecken sind in Absicht der Legge dergestalt combinirt, daß sol-

solche wöchentlich drei Tage an dem einen und drei Tage an dem andern Orte gehalten wird.

d) Im Lüneburgischen.

9) Zu Lüchow.
10) Zu Wustrow.
11) Zu Bergen.

Unter den hier benannten Leggen sind die zu Münden, Göttingen, Einbeck und Lüchow, in Absicht der Quantität der zum Messen und Stempeln dahin kommenden Linnen, die wichtigsten. Die Leggen werden, Nr. 1. und 8. ausgenommen, mit Ausschluß der Sonn- und Festtage, täglich eröffnet.

Das zu den Leggen gehörige Dienstpersonal besteht gegenwärtig aus zwei Inspectoren, mehreren Leggemeistern und Leggedienern.

Den Leggeinspectoren ist, unter der höhern Direction des Königlichen Commerzcollegii, die Aufsicht über die ihnen untergebenen Leggen, so wie die ganze Leitung derselben, anvertrauet.

Zu dem Ende sind sie verbunden, mit den ihnen nachgesetzten Leggemeistern eine stete Correspondenz zu unterhalten, auch die Leggen von Zeit zu Zeit zu bereisen. Alle in den Angelegenheiten der Leggen und des unter deren Einwirkung stehenden Linnengewerbes an die Behörde zu erstattende Berichte, fallen denselben anheim, wozu denn auch die, nach Erforderniß der Umstände und vorkommenden Ereignisse, von ihnen einzubringenden zweckdienlichen, gutachtlichen Vorschläge gehören.

Nach den besondern Bedürfnissen einer jeden Legge sind ein oder zwei Leggemeister bei jeder derselben angesetzt. Ihre Dienstverrichtungen bestehen im Messen, Classificiren und Zeichnen oder Stempeln des Linnens; ferner auch in der Führung der Leggeregister, womit bei den Hoyaischen Leggen, auch die Einnahme des Leggegeldes verbunden ist.

Eine ihrer wichtigsten Obliegenheiten besteht zugleich auch darin, auf die Mängel und Fehler des zur Legge kommenden Linnens zu achten, solche den Eigenthümern anzuzeigen, denselben dabei eine erforderliche Anleitung, wie und auf welche Weise solchen in Zukunft abzuhelfen sey, zu ertheilen, und überhaupt selbige zur möglichsten Verbesserung und Vervollkommnung der Weberei unablässig anzuhalten.

Es liegt ihnen ferner ob, auf den auf der Legge bestehenden Handelsverkehr ein wachsames Auge zu richten, damit die Eigenthümer des Linnens bei dem Verkauf desselben auf keine Weise vervortheilt oder beeinträchtiget werden.

Ende

Endlich haben sie alle auf der Legge, oder auch außer derselben, vorkommenden, auf diese Anstalten oder das Linnengewerbe einen Bezug oder Einfluß habenden Umstände und Ereignisse, dem zeitigen Leggrein spector sofort zur Anzeige zu bringen.

Bei einigen Leggen ist nach Befinden ein Leggediener, bei andern sind zwei, bei einer auch drei angesetzt. Sie sind den Leggemeistern untergeordnet.

Außer dem Messen und Stempeln des Linnens, welches diesen Bedienten mit obliegt, fallen denselben die Geschäfte des Zusammenlegens und Aufwickelns des Linnens anheim. Sie sind zugleich verpflichtet, die ihnen bei diesen Geschäften vorkommenden Fehler des Linnens den Eigenthümern desselben bemerklich zu machen, auch solche, bei einiger Erheblichkeit, den Leggemeistern anzuzeigen. Uebrigens haben sie auch die zur Oekonomie der Leggen erforderlichen Nebenverrichtungen zu besorgen.

Zu dem eigentlichen Sitz der Leggen dienen geräumige, zu dem Ende in Miethe genommene Säle.

Die vornehmsten Geräthschaften, welche bei diesen Anstalten erfordert werden, bestehen in einer Meßtafel, einer oder nach Befinden auch zweier Maschinen zum Aufwickeln des Linnens, mehreren großen und kleinen Tischen, einem Schreibtische, verschiedenen Stempeln, nebst einem zu verschließenden Behältniß zu Aufbewahrung derselben.

Dem Inhalt der Leggeverordnungen — jedoch mit Ausnahme der lüneburgischen — zufolge, müssen einige Gattungen von Linnen, ehe solche auf der Legge angenommen werden, zuvor geglandert seyn. Es liegt dabei die Absicht zum Grunde, dem Linnen im Aeußern ein gefälliges, zu mehrerer Empfehlung dienendes Ansehen zu verschaffen, welches bei einer solchen in das große auswärtige Commerz übergehenden Manufakturwaare kein ganz gleichgültiger Umstand ist. Zu diesem Glandern findet sich an den Leggeorten Gelegenheit. Gewöhnlich sind es die Schönfärber, welche sich mit diesem Geschäft befassen, indem solche fast überall zum Behuf ihres Gewerbes mit den Glandermaschinen versehen sind. Das von den Eigenthümern des Linnens an die Glanderer zu entrichtende Glanderslohn beträgt für ein Schock oder 60 Ellen einen Mariengroschen.

Mit dem zur Legge gebrachten Linnen, es sey gebleicht oder ungebleicht, wird auf folgende Weise daselbst verfahren:

Das erste, was damit vorgenommen wird, ist das Messen. Man bedient sich dazu einer Meßtafel, auf welcher ein Längenmaaß von 10 Ellen

durch

durch zwei eiserne Querstangen begränzt wird. Beide Stangen sind vermittelst ihrer scharf gebogenen Enden an beiden Seiten der Tafel befestigt. Es ruhen solche aber nicht hart auf der Tafel, sondern sind etwas über die Fläche erhöhet, damit das Linnen beim Messen hinlänglichen Raum behalte, unter beiden durchgezogen zu werden. Zwischen diesen beiden Stangen sind die einzelnen gänzen und halben Ellen, welche jenes Ellenmaaß enthält, auf der Tafel besonders verzeichnet.

Bei dem Messen des Linnens ziehet eine Person das erste Ende eines Stücks unter der ersten Stange hin, bis hart hinter die zweite. Eine andere, welche zugleich das Linnen bei dem Ueberziehen etwas straff anhält, damit solches nicht zu leicht u. ohne daß die Falten und Ungleichheiten sich gehörig ausdehnen, durchschlüpfe, macht auf demselben hart hinter der ersten Stange, mit Kreide, Kohlen oder Röthel ein Zeichen durch einen Strich. Nun sind also genau zehn Ellen gemessen. Das Linnen wird darauf weiter gezogen, bis der Strich die zweite Stange erreicht, wo denn hinter der ersten ein neuer Strich gemacht und so damit fortgefahren wird, bis das Stück völlig gemessen ist. So viele Striche man nun gezählt hat, so viele Mahl zehn Ellen enthält das Stück. Hiezu werden dann die noch etwa übrigen einzelnen Ellen gerechnet, und die völlige Ellenzahl vorerst auf das letzte Ende des Stücks geschrieben.

Bei denjenigen Gattungen von ungebleichtem Linnen, welche nach dem Ankauf von den Linnenhändlern gewöhnlich in Stiege oder Stücke von 20 Ellen zerschnitten und zur Bleiche gesandt werden, sind solche längenmaaßen vorgeschrieben, welche diese Vertheilung gestatten, wie z. B. 40, 60, 80, 100 Ellen u. s. w. Die Ellen, welche ein Stück darüber enthält, werden auf der Legge abgeschnitten und dem Weber oder Verkäufer des Linnens zurückgegeben.

Hierauf wird das Linnen, nachdem vorher das letzte oder innere Ende eines Stücks mit einem Leggezeichen ist versehen worden, fabrikmäßig, entweder zusammengelegt, oder mittelst der dazu vorhandenen Maschine aufgewickelt. Die Stücke erhalten dadurch eine Cylinderform, welches sehr dazu beiträgt, das äußere Ansehen des Linnens zu heben.

Diejenigen Linnen, welche einer Classification unterworfen sind, werden von den Leggemeistern nach der Verschiedenheit ihrer Güte unter gewisse, der Convenienz des Handels angemessene Abtheilungen oder Classen geordnet. Die Bezeichnung der verschiedenen Classen geschiehet durch Nummern, und zwar dergestalt, daß Nr. 1. die beste und Nr. 0.

die

die geringste Sorte bedeutet, und die dazwischen befindlichen Abstuffungen durch Nr. 2. 3. 4. auch 5. bemerklich gemacht werden. Nach der Verschiedenheit der Nummern findet bei dem nachherigen Verkauf der Linnen auch eine Verschiedenheit der Preise Statt.

Nun folget das Stempeln. Es wird ein jedes Stück Linnen mit dem Königl. Wappen, dem Namen des Leggeorts und der Ellenzahl bezeichnet. Die der Classification unterworfenen Linnen werden noch außerdem mit einer der obigen Classificationsnummern versehen. Wenn jedoch zwischendurch solche Stücke vorkommen, welche die in den Leggeverordnungen vorgeschriebene Breite nicht enthalten, so werden solche statt dieser Nummern, zur Nachricht des Käufers, mit den Buchstaben S. B., das ist: Schmal Band, bezeichnet. Die Farbe, deren man sich zu dem Stempeln bedient, ist entweder schwarz oder roth. Letztere wird nur allein bei den Lüneburgischen Leggen gebraucht.

Nach diesem allen wird das Linnen nebst Bemerkung der Stück- und Ellenzahl, des Namens und Wohnorts des Eigenthümers, wie auch der Classificationsnummer, in das Leggeregister getragen, und hiedurch das mit dem Linnen auf der Legge zu beobachtende Verfahren beendigt.

Das Linnen gelangt nunmehr wieder in die Hände der Eigenthümer, welche solches denn gewöhnlich sogleich verkaufen. Der Verkauf geschiehet fast allgemein auf der Legge, aber nicht an die Legge. Man hat aus dem Grunde dies hier ausdrücklich zu bemerken für nöthig erachtet, weil in manchen Gegenden des Landes die Leggen sehr häufig für eine Art von Handelsbüreaus gehalten werden, deren Hauptbestimmung darin bestehe, das Linnen, und zwar für die Königl. Rechnung, anzukaufen, und auswärts wiederum abzusetzen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Mittel gegen die Flöhe der Hunde.

Man nehme Anisöl, und streiche denselben auf solche Stellen des Körpers, die der Hund mit der Schnauze nicht erreichen kann.

Hannöverisches Magazin.

13tes Stück.

Freitag, den 13ten Februar 1801.

Versuch einer Beschreibung der in den hiesigen Landen angeordneten Leggeanstalten.

(Fortsetzung.)

Weil auf den Leggen ein großer Zusammenfluß von Linnen entsteht, und der Linnenhandel ein freier Handel ist; so war es wohl zu erwarten, daß daselbst mit der Zeit nicht allein aus den Leggeorten, sondern auch aus andern Gegenden Käufer sich einfinden und versammeln würden. Hiedurch ist denn bei diesen Anstalten ein Handelsverkehr entstanden, welcher auf der einen Seite den Käufern bei dem Ankauf des Linnens zur Erleichterung und Bequemlichkeit gereicht, und auf der andern den Verkäufern, nebst gleicher Bequemlichkeit bei dem Verkauf, auch zugleich den wichtigen Vortheil gewährt, daß sie hier die Abnehmer ihrer Waare sogleich vor sich sehen, und daher solche nicht allein sofort zu Gelde machen können, sondern auch wegen der Concurrenz der Käufer jedesmal die höchsten gangbaren Preise dafür bezahlt erhalten. Nur etwa drei der vorhandenen Leggen machen hierin, wegen besonderer Localumstände, eine Ausnahme. Allein die Nachtheile, welche hieselbst wegen des auf diesen Leggen nicht Statt habenden Handelsverkehrs für die Verkäufer des Linnens vielleicht entstehen könnten, werden dadurch wieder gehoben, daß man den Bestand der Linnenpreise auf den nächst belegenen Leggen, so wie eine jede Veränderung derselben hier sogleich in Erfahrung bringt. Wenn also die an diesen Leggeorten ansäßigen Linnenhändler etwa Bedenken fänden, bei dem Ankauf auf jene Preise sich einzulassen, so hätten sie auch zu besorgen, daß alsdann das Linnen nicht in ihre, sondern in andere Hände gelangte, indem die Verkäufer sich damit nach den Leggen begeben würden, woselbst sie solche bezahlt erhielten.

Der Linnenankauf auf den Leggen geschieht theils durch die Linnenhändler in eigner Person, theils durch dazu von denselben bestellte Aufkäufer. Diese werden bei den Göttingischen Leggen gewöhnlich aus den benachbarten Dorfeinwohnern gewählt. Es wird dabei aber nur auf solche Subjecte Rücksicht genommen, welche der Weberei kundig sind, die erforderliche Fähigkeit im Rechnen und Schreiben besitzen, und wegen der ihnen anzuvertrauenden beträchtlichen Geldsummen Sicherheit zu leisten im Stande sind. Zur Vergütung ihres Geschäfts erhalten sie von ihren Committenten eine Provision, welche gewöhnlich für ein angekauftes Schock oder 60 Ellen flächsenes Linnen 3 Mgr., und für ein Schock hedenes 1 Mgr. 4 pf. beträgt.

Die Weber oder Eigenthümer des Linnens sind jedoch keinesweges dazu verpflichtet, solches auf der Legge an die daselbst gegenwärtigen Käufer zu verkaufen. Es bleibt vielmehr völlig ihrer Willkühr überlassen, wo und an wen sie solches, nachdem es verordnungsmäßig ist gemessen und gestempelt worden, zu verkaufen Belieben finden. Diese Freiheit bleibt denselben auch selbst in dem Falle unbenommen, wenn jemand ihnen auf ihr verfertigtes Linnen einen Geldvorschuß ertheilt hätte. Dem Inhalt der Leggeverordnungen zufolge kann ein solcher Vorschuß niemand ein Recht auf das Linnen verschaffen. Wenn also ein Weber bei erhaltenem Vorschuß sein verfertigtes Linnen nicht dem Creditor, sondern einem andern Käufer zu überlassen gewillet ist, so kann demselben auf der Legge kein Hinderniß dagegen in den Weg gelegt werden. Bei der Rückbezahlung ist derselbe jedoch verpflichtet, landübliche Zinsen zu erlegen.

Es wird nun auch erforderlich seyn zu zeigen, wie und auf welche Weise die durch die Leggen zu bezweckende Verbesserung der Weberei und Güte des Linnens bewerkstelligt werde.

Man wird sich aus dem, was oben angeführet wurde, erinnern, daß eine der vornehmsten Obliegenheiten der Leggemeister darin bestehe, die Landleute zu einer solchen Verbesserung unabläßig anzuhalten, und denselben die dazu erforderlichen Anleitungen zu ertheilen. Wenn diese Beamten sich angelegen seyn lassen, diese ihnen obliegende Pflicht gehörig in Ausübung zu bringen, so tragen sie dadurch zur Erreichung des vorliegenden Zwecks unstreitig das meiste bei.

Hier wird es jedoch nöthig seyn, einem Zweifel zu begegnen, welcher vornehmlich in solchen Gegenden des Landes, wo diese Linnenmanufacturen nicht vorhanden noch bekannt sind, gegen den glücklichen Erfolg und die guten Wirkungen der von den Leggemeistern den Webern zu ertheilenden Anleitungen sehr häufig ist erhoben und vorgebracht worden. Es läßt

sich

sich bei einer nähern Nachforschung leicht wahrnehmen, daß der Grund dieses Zweifels allgemein auf einer höchst unrichtigen Vorstellung beruhe. Man denkt sich nemlich unter unsern Linnenmanufakturisten zunftmäßig gelernte Linnenwebermeister. Wenn dem wirklich so wäre, dann hätte freilich jener Zweifel einiges Gewicht. Indeß giebt es auch in manchen Gegenden des Landes viele solcher eigentliche Linnenwebermeister, welche für den Verkauf und die auswärtigen Debit arbeiten, mithin der Legge unterworfen sind. Allein, es ist der Wahrheit gemäß, daß selbst das von diese oder auch von ihren Hausgenossen verfertigte Linnen, wegen seiner Mängel und Unvollkommenheiten, gar oft einen gegründeten Tadel verdient und solchen auf der Legge auch wirklich erhält.

Unsere eigentlichen wahren Manufakturisten bestehen nun aber aus den gemeinen Landleuten oder Bauern, welche das Linnenweben weder kunst- noch zunftmäßig erlernen. Das Weben befindet sich in dieser Hinsicht mit ihren übrigen häuslichen Geschäften fast im gleichen Falle. Die heranwachsende Jugend hat diese von Kindheit an täglich vor Augen, und wird dadurch mit denselben bekannt und vertraut. Es wird ihr daher auch leicht solche durch Nachahmung und wiederholte Versuche allmälig sich eigen zu machen und einige Fertigkeit darin zu erlangen. Ueberhaupt scheint die Dorfjugend ungleich mehr bestissen zu seyn, die Geschäfte und Handarbeiten den Alten gleichsam abzusehen, als daß diese sich bemühen, die Kenntniß und Ausübung derselben jenen durch einen gehörigen Unterricht beizubringen. So geht es denn auch gewöhnlich mit der Erlernung des Linnenwebens. An gründliche Anweisungen dazu ist nicht zu denken. Kein Wunder! denn diese wurden auch den Alten nicht zu Theile. So pflanzt sich denn das Geschäft des Webens mit allen dabei in einer Familie zur Gewohnheit gewordenen Nachläßigkeiten, Fehlern, Mißgriffen und sonstigen Unvollkommenheiten von den Eltern auf die Kinder, und so weiter fort.

Es verdient hier auch noch angemerkt zu werden, daß in einigen Gegenden der hiesigen Lande, wie z. B. in den Lüneburgischen Aemtern Lüchow und Wustrow, auch in der Grafsch. Hoya, das Geschäft des Linnenwebens größtentheils dem weiblichen Geschlechte heimfalle. Indeß findet alles, was von der unvollkommenen Erlernung und Betreibung der Linnenweberei für den auswärtigen Debit, in Absicht des männlichen Geschlechts, vorhin ist angeführt worden, auch bei dem weiblichen eine Anwendung.

Nach dieser richtigen, auf Wahrheit gegründeten Darstellung der Lage der Sachen, wird man nun eingese-

hen müssen, daß durch eine vernünftige, auf Sachkenntniß gegründete Anleitung der Leggebedienten in der Verbesserung der gerachten Mängel, so wie überhaupt der Weberei sehr viel geleistet werden könne. Wer Gelegenheit gehabt hat, mit dem Charakter und der Denkungsart des Landmannes in etwas bekannt zu werden, dem wird auch die Bemerkung nicht entgangen seyn, daß es einen vorzüglichen Eindruck auf ihn mache, wenn er in Gegenwart mehrerer seiner Standesgenossen sich geehrt oder herabgesetzt sieht. Auf der Legge ist derselbe nun stets von andern seines gleichen umgeben. Ein ihm hier zu rechter Zeit wegen der verbesserten Güte seines Linnens ertheiltes Lob, oder ein bei den bemerkten Mängeln desselben ihm gewordener strenger Tadel, lassen daher für die Erreichung des vorliegenden Zwecks, schon an sich viel Gutes hoffen.

Auch das stete Zusammentreffen einer großen Anzahl von Landleuten auf der Legge, trägt zu einer Verbesserung der Weberei bereits das Seinige bey. Hier liegt das Linnen vor jedermanns Augen offen umher. Jeder Weber hat also Gelegenheit, die Arbeit des andern zu bemerken und zu beurtheilen. Diese günstigen oder ungünstigen Urtheile sind den Eigenthümern des Linnens keinesweges gleichgültig, und veranlassen daher bei manchem ein Bestreben, jene in Zukunft ferner zu erlangen, diese hingegen möglichst zu vermeiden. — Eben diss häufige Beisammenseyn der Landleute auf der Legge wirkt zur Erreichung des Zwecks auch noch auf eine andere Weise. Die kräftigen Wirkungen der Beispiele auf den Landmann, besonders wenn die Befolgung derselben einen Gewinn verspricht, werden niemand unbekannt seyn. Auf der Legge hat derselbe nun zum öftern Gelegenheit, an vorhandenen Beispielen gewahr zu werden, daß ein zweckmäßiges Bestreben zur Verbesserung der Weberei und Güte des Linnens nicht allein Vortheil, sondern auch Lob und Ehre bringe.

Hierin leistet auch die bei den Leggen eingeführte Classification der Linnen große Dienste; denn es wird mittelst derselben bei den Landleuten ein sichtbares Bestreben rege gemacht, durch Fleiß und Anstrengung in Verbesserung der Weberei, ihrem Linnen bessere Nummern, und mithin sich selbst einen größern Gewinn zu verschaffen, auch zugleich dadurch vor andern sich hervorzuthun. Die Erfahrung hat solches hinlänglich bewiesen, und bei den Lüneburgischen Leggen auch aufs neue bestätigt. Die Wirkungen waren hier um so auffallender, da man bei diesen Leggen, durch verschiedene Gründe bewogen, die Classification nicht sogleich bei der Errichtung derselben, sondern erst nach Verlauf einiger Zeit einführte.

Bei den Göttingischen, Grubenhagischen und Hoyaischen Leggen hat man auch noch von einem anderweitigen Mittel Gebrauch gemacht, um die Verbesserung der Weberei noch mehr zu befördern. Den Leggeverordnungen zufolge wurde einem Weber, welcher ein vorzügliches Stück Linnen zum Verkauf verfertigt hatte, und zur Legge brachte, eine Prämie von einem feinen Harzgulden verabreicht.

Man hat indeß bei den Lüneburgischen Leggen die Anwendung der Prämien gänzlich aus der Acht gelassen. Allein die Erfahrung hat ergeben, daß man daselbst in der Erreichung des bei den Prämien zum Grunde liegenden Zwecks gegen die übrigen Leggen dennoch um keinen Schritt zurück geblieben ist.

So lange man zur Verbesserung eines Industriegeschäfts in den niedern Volksklassen noch andere Hülfsmittel aufzufinden und zu benutzen weiß, dürfte die Anwendung derselben in den mehrsten Fällen den Prämien vorzuziehen seyn. Will man aber dennoch Gebrauch davon machen, so ist, um den Zweck derselben nicht zu verfehlen, bei deren Verabreichung viele Vorsicht und Ueberlegung nöthig. Es scheint wenigstens sehr bedenklich zu seyn, auf einzelne wohlgerathene Proben eines Industriegeschäfts sofort Prämien zu verabreichen. Der gemeine Mann ist in solchem Fall nur gar zu geneigt, nach Erlangung der Prämie wieder zu seiner bisherigen Gewohnheit, in nachläßiger mangelhafter Ausübung des Geschäfts zurück zu kehren. Wollte man dies zu verhindern suchen, so würde man sich genöthigt sehn, ihm eine neue Prämie vorzuhalten. Allein eine Industrie, welche stets erkauft werden muß, ist wahrlich der Kosten nicht werth. Nur ein anhaltendes ernstliches, mit gutem Erfolg angewandtes Bestreben, das Geschäft zu vervollkommnen, und solches auf eine vorzügliche Weise zu betreiben, sollte die unabweichliche Bedingung zur Erlangung einer Prämie seyn. Ein solches Bestreben erfordert eine mit Aufmerksamkeit und Nachdenken verbundene Uebung. Diese wird dann zur Fertigkeit, und die Fertigkeit zur bleibenden Gewohnheit.

Durch wiederholte Beobachtungen der Wirkungen und Folgen der Industrieprämien in den niedern Volksklassen, welche der Verfasser dieses Aufsatzes in und außer seinem Dienstfache anzustellen Gelegenheit hatte, ist derselbe auf die vorstehenden Bemerkungen geleitet worden, welche er jedoch einer weiteren Prüfung unterwirft.

Die Ursachen, durch welche eine unvollkommene Weberei hervorgebracht wird, fallen indeß nicht immer bloß allein dem Weber zur Last, sondern es sind solche auch häufig in der Untauglichkeit der Werkzeuge und Ma-

Maschinen, deren sich der Landmann zu diesem Geschäft zum öftern bedient, zu suchen. Man ist daher darauf bedacht gewesen, auch diesem Uebel in etwas abzuhelfen.

Es sind nemlich in solchen Gegenden, wo es besonders nöthig gefunden worden, und die Umstände es erlaubt haben, zur Verfertigung tüchtiger Webeblätter geschickte Blattmacher beeidigt und angesetzt worden. Diese haben sich dazu verpflichten müssen, die Webeblätter, auf deren Güte und Accurateſſe zur Hervorbringung eines untadelhaften Gewebes ungemein viel beruht, nach einer ihnen ertheilten Vorschrift zu verfertigen, und gegen einen bestimmten Preis an die Leggen zu liefern. In derjenigen Leggebezirken, wo diese Einrichtung besteht, ist den Webern, bei Vermeidung einer Geldstrafe aufgegeben worden, zur Verfertigung der zum Verkauf bestimmten Linnen sich keiner andern Webeblätter zu bedienen. Es werden ihnen solche aber auch zu eben den Preisen wieder überlassen, zu welchen sie von den Blattmachern geliefert werden.

Dem Zwecke dieser Verfügung gemäß ist es nothwendig, daß auf den an dieser Einrichtung Theil habenden Leggen stets ein hinlänglicher Vorrath von Webeblättern zur Befriedigung der Nachfrage vorhanden sey. Um nun selbige in den Stand zu setzen, die von den Blattmachern geschehenen Lieferungen, zufolge des mit denselben getroffenen Accords, sogleich baar zu berichtigen, so ist zu dem Ende einer jeden dieser Leggen, nach ihrer verschiedenen Wichtigkeit, eine Summe von 25 oder 50 Rthlr. angewiesen worden. Diese Summen sind nun gewissermaaßen als ein eisernes Capital anzusehen; denn was die Bezahlung der gelieferten Webeblätter auf der einen Seite davon hinwegnimmt, das wird durch den Verkauf derselben auf der andern stets wieder ersetzt.

Auch die Webestühle, deren sich der Landmann bedient, sind hin und wieder von einer höchst unvollkommenen Beschaffenheit. Es finden sich freilich manche Fehler an denselben, welche nicht schwer zu heben sind, und auch zum öftern wirklich gehoben werden, wozu die wiederholten Erinnerungen der Leggebedienten, welche das Daseyn derselben aus dem ihnen vorkommenden Linnen wahrnehmen, gewöhnlich die vornehmste Veranlassung geben. Allein der größte Theil derselben hat in der ersten unvollkommenen Anlage und Zurichtung der Stühle seinen Grund, und es ist daher ohne eine völlige Umschaffung des innern Baues und der Zusammensetzung der Maschine keine Verbesserung möglich.

Einer allgemeinen Abhülfe dieses Uebels stehen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Zwanggesetze zur Einführung neuer Webestühle sind durchaus nicht anwendbar, denn der ein-

einmal in einer Haushaltung vorhandene Webestuhl wird auf Kinder und Kindeskinder vererbt. Auch finden sich die Arbeiter selten auf dem platten Lande, welche zur Verfertigung dieser Maschinen, Geschicklichkeit mit erforderlicher Sachkenntniß verbinden.

Demungeachtet ist doch auch in dieser Angelegenheit ein Schritt geschehen. Das Königliche Commerz-Collegium, dessen hoher Direction und preiswürdiger Vorsorge die Leggen ihren bisherigen glücklichen Bestand und Fortgang verdanken, hat nemlich bereits vor längerer Zeit sich bewogen gefunden, einen Einwohner in Rosdorf in der Nähe von Göttingen, welcher sowohl in der Verfertigung neuer Webestühle, als auch in der Verbesserung alter, sich vorzüglich ausgezeichnet hatte, gegen gewisse Verpflichtungen mit einer Gratification von Einhundert Thaler zu begnadigen. Es lag dabei die Absicht zum Grunde, denselben zur Fortsetzung seines so nützlichen Gewerbes noch mehr zu ermuntern, und ihn zugleich in den Stand zu setzen, den dazu benöthigten Holzvorrath anzuschaffen.

Die Sache hat auch bisher den besten Erfolg gehabt, und es sind seitdem von diesem Arbeiter eine gute Anzahl neuer Webestühle verfertigt und abgesetzt worden. Es ist dadurch zugleich der Vortheil bewirkt, daß solche von andern Arbeitern sehr häufig zum Muster und Maaßstabe genommen werden. Außerdem hat jener Arbeiter auch durch die ihm eigene Geschicklichkeit, alte untaugliche Webestühle zu verbessern und in einen brauchbaren Stand zu setzen, der nassigen Gegend vielen Nutzen gestiftet.

Bei einigen Leggen, wo die vorhandenen Umstände solches begünstigten, hat man auch noch andere, zu der Weberei nöthige Werkzeuge, welche die erforderliche Beschaffenheit und Güte besitzen, unter die Landleute zu verbreiten, sich angelegen seyn lassen. Auch dieses Unternehmen ist durch hohe milde Unterstützung erleichtert und befördert worden.

Hierin bestehen nun die Mittel, wodurch man bei den Leggen die Erreichung eines ihrer Hauptzwecke zu bewirken sucht. Bei einer nähern Erwägung derselben wird sich ergeben, daß solche den vorhandenen Absichten und Umständen möglichst angemessen sind, und daher zu der Erwartung eines glücklichen Erfolgs berechtigen. Dieser Erfolg ist nun auch durch die bisherige Erfahrung völlig bewährt worden. Es kann jedoch denselben niemand richtiger beurtheilen, als wer die Beschaffenheit der Linnen im Ganzen, wie

wie im Einzelnen, vor und bei der Einführung der Leggen, und dann nach Verlauf einiger Jahre zu bemerken Gelegenheit gehabt hat.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Vorsicht im Gebrauch der aus Menschenhaaren verfertigten Putzwaaren.

Herr *Talina*, Wundarzt in Paris, hat darauf aufmerksam gemacht, wie vorsichtig man mit den aus Menschenhaaren geflochtenen Halsbändern, Ringen, Arm- Uhr- und Stockbändern seyn müsse. Er wurde nemlich zu einem jungen Frauenzimmer gerufen, welche rund um den Hals einen Ring von eiternden Knötchen bekommen hatte. Nachdem er lange der Ursache dieses ausserordentlichen Zufalls nachgespürt hatte, entdeckte er endlich, daß sie von einem Halsbande von Haaren herrührten, welches dieses Frauenzimmer seit einer Woche trug.

Viele dergleichen Waaren, die wir aus Frankreich erhalten, werden aus den Haaren der in Hospitälern oft an abscheulichen Krankheiten Verstorbenen verfertigt, und da man dabei unterläßt, sie vorher gut zu reinigen, so entstehen dann allerhand Krankheiten davon.

Eben das gilt auch von den falschen Haartouren, Zöpfen, Locken und Perücken, die jetzt häufig von Damen getragen werden. Man muß sich billig wundern, wie ein ekles Frauenzimmer sich entschließen kann, ihr feines, volles und gesundes Haar mit fremden, oft unreinen Haaren zu besudeln. Mögen auch die Perückenmacher die Haare vorher waschen, kochen und reinigen, so ist doch bekannt, daß sie die feuchten, und selbst mit Todesschweiß durchnäßten, geschmeidigen Haare lieber kaufen, und theurer bezahlen, als ausgedörrte und trockne, die bei ihnen in gar keinem, oder doch sehr geringen Werthe stehen. Die ersten Aufkäufer fremder Haare, welches gewöhnlich Juden sind, werden sich noch weniger darum bekümmern, welche Krankheiten in den Schedeln wütheten, deren Haare sie erhandeln, wenn sie dabei nur einen guten Gewinn machen können.

Hannöveriſches Magazin.

14tes Stück.

Montag, den 16ten Februar 1801.

Verſuch einer Beſchreibung der in den hieſigen Landen angeordneten Leggeanſtalten.

(Forteſetzung.)

In manchen Gegenden iſt eine förmliche Umwandlung in der Art der Betreibung der Linnenweberei erfolgt, worüber ſelbſt die Landleute, welche doch gerade die Werkzeuge dazu waren, noch oft ihre Verwunderung zu erkennen geben. Dieſe glücklichen Wirkungen wird auch jeder eingeſtehen müſſen, welcher durch ſein Gewerbe, ſeine Lage und Verhältniſſe eine Kenntniß dieſer einländiſchen Manufakturwaare beſitzt, wenn anders nicht einſeitige Nebenabſichten, Vorurtheile oder geheime Abneigung gegen die Leggen ihn davon abhalten.

Zwar ſind dieſe Wirkungen nur ſtufenweiſe und durch allmählige Fortſchritte erfolgt. Solche Veränderungen entgehen denn freilich dem Auge viel leichter und fallen ungleich weniger in die Sinne, als jene, welche plötzlich und gleichſam durch Sprünge geſchehen. Dennoch hat der Verfaſſer dieſes Aufſatzes vor nicht ſehr langer Zeit Gelegenheit gehabt, von einigen Linnenhändlern einer gewiſſen Gegend, wohin ſein Beruf ihn führte, die Aeußerung zu vernehmen: daß ſie die durch die Leggen bewürkte Verbeſſerung der Linnen, in der Maaße, wie ſolche nun zu Tage liege, nicht erwartet hätten.

Niemand wird jedoch dieſe Verbeſſerung in dem Sinne nehmen, als ob nunmehr keine geringhaltige, mangelhaft gewebte Linnen weiter vorkämen. Dies iſt ſchon der Natur der Sache nach unmöglich. Es ſind und bleiben immer ſehr viele Anfänger in der Weberei, ſowohl Knaben als erwachſene Perſonen, vorhanden. Von dieſen, ſo wie von bejahrten Alten, bei denen Geſicht und Kräfte zu ſchwinden beginnen, ſind daher nur unvollkommene

ne Machwerke — von den Anfängern wenigstens auf einige Zeit — zu erwarten.

Manche andere widerstehen durch Indolenz und unüberwindlichen Hang zur Nachlässigkeit allen äußern Antrieben zur Verbesserung ihres Geschäfts; auch fehlt bei einigen die natürliche Fähigkeit und das Geschick dazu. Die durch alle diese unfähigen Hände verfertigten, in der Weberei und Güte geringhaltigen Linnen, finden dann durch Hülfe der besseren und vorzüglicheren im Auslande ihren Debit, und dienen zugleich dazu, den Werth derselben zu heben.

Eine Bedenklichkeit darf hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, welche selbst gegen den Nutzen, der durch die Leggen zu bewirkenden Verbesserung der Linnen hie und da ist geäußert worden. Es lag bei derselben der Irrthum zum Grunde, als ob unter Verbesserung der Linnen Verfeinerung derselben zu verstehen sey. Man hielt nemlich dafür, es würde bei den Leggen die Absicht gehegt, den Landmann dahin zu bringen, statt der bisher von ihm verfertigten Linnen in Zukunft feinere Gattungen zu liefern.

Dies erachtete man nun, und zwar mit Recht, für äußerst nachtheilig, indem dadurch der für viele Landhaushaltungen unentbehrliche Erwerb, welchen Kinder und alte Mütter durch das Spinnen verschaffen, nunmehr gänzlich verlohren gehe, da beide nur ein grobes unvollkommenes Gespinnste zu liefern vermögen.

Was könnte nun aber wohl zweckwidriger seyn, als eine Manufakturwaare, in deren Verfertigung der Arbeiter geübt ist, und welche im Auslande gesucht wird, zu verdrängen, und an deren Stelle eine andere einzuführen, bei welcher das erste nicht Statt fände, und das zweite wenigstens noch zweifelhaft bliebe? Allein das ist keineswegs die Absicht der Leggen. Verbesserung der Weberei und Güte der Linnen ist nicht Verfeinerung derselben. Verbesserung in dem Sinne, worin solche bei den Leggen genommen wird, heißt so viel: das vorhandene Garn, es sey gröberes oder feineres, jedoch beides möglichst sortirt, durch ein bei dem ganzen Geschäft des Webens zu beobachtendes zweckmäßiges Verfahren in dem verfertigten Linnen auf eine vortheilhaftere Weise, als solches bisher geschehen, zu benutzen, und zu dem möglichst höchsten Preise auszubringen.

Es wird nun hieraus zur Genüge erhellen, daß die Landleute die sämmtlichen Garne, welche ihre Haushaltsspinnereien liefern, es seyen grobe oder feine, nicht allein nach wie vor zu ihrer Linnenweberei gebrauchen, sondern

dern auch mit noch mehrerem Vortheil, wie vorhin, dazu verwenden sollen.

Um den Lesern von der Beschaffenheit der in den hiesigen Landen zum auswärtigen Debit verfertigten, und auf den Leggen vorkommenden Linnen, einige Kenntniß zu verschaffen, hat man solche unter nachfolgende Abtheilungen zu bringen gesucht, und dabei zugleich die Breite derselben, so wie die Zahl der Gänge, welche die Kette oder der Aufzug enthält, bemerklich gemacht. Wer indeß mit der Weberei nicht etwas bekannt ist, dem werden freilich diese technologischen Bezeichnungen zu einer näheren Einsicht der Sache wenig nützen.

Man hat daher versuchen wollen, bei jeder Abtheilung nach einem allgemeinen Durchschnitt, sowohl von den bessern und geringern, als auch von den gebleichten und ungebleichten Sorten insgesammt, nach den seit einigen Jahren bestandenen Preisen, einen ungefähren Werth nach Cassengelde anzugeben. Daß diese Angabe nach den Umständen einer Veränderung unterworfen sey, wird jedoch keiner Erinnerung bedürfen.

Auch begehrt der Verfasser deshalb mit Niemand zu rechten, dem etwa dieselbe nicht die höchst möglichste Richtigkeit zu haben schiene, und welcher daher bei dieser oder jener Abtheilung eine andere anzunehmen Belieben fände. Mathematische Genauigkeit ist ohnehin der Natur der Sache nach hier nicht möglich. Die Differenz könnte indeß nur Pfennige betragen.

a) Flächsene Linnen, welche in der Kette 26, 28, 30 und 32 Gänge enthalten. Die verordnete Breite ist ungebleicht $1\frac{5}{16}$ u. gebleicht $1\frac{1}{4}$ Ellen. Diese Linnen werden vornehmlich im Göttingischen, Grubenhagischen und Hoyaischen verfertigt. Werth der Elle, vier Mariengroschen.

b) Flächsene Linnen von 24 Gängen in der Kette. Die Breite ist der vorigen gleich. Es fallen solche hie und da im Göttingischen. Werth, drei Mariengroschen.

c) Flächsene Linnen von 24 Gängen. Ungebleicht $1\frac{1}{16}$ u. gebleichte $1\frac{1}{8}$ Ellen. Werth der Elle, drei Mariengroschen vier Pfennig.

d) Flächsene Linnen über 24 Gänge, oder von 27 durch alle Zwischenstufen bis zu 50 auch 60 Gängen hinaus, und in der Breite — welche jedoch bei diesem Linnen nicht gesetzlich bestimmet ist — von $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{3}{4}$ Ellen. Man sieht leicht, daß es bei der bemerkten großen Verschiedenheit dieser Linnen nicht thunlich sey, einen Werth anzugeben. Sowohl die-

die unter der vorhergehenden als auch gegenwärtigen Abtheilung begriffene Linnen werden im Lüneburgischen verfertigt. Jene sind das Werk der dasigen Landleute, und diese das der eigentlichen Linnenwebermeister. Beide werden daher in dortiger Gegend durch die allgemeine Benennung, Bauerlinnen und Linnenweberlinnen, unterschieden und bezeichnet.

e) Flächsene Linnen von 18 Gängen. Die Breite ist, ungebleicht $1\frac{1}{12}$, und gebleicht 1 Elle. Diese werden allein im Göttingischen verfertigt. Werth der Elle, zwei Mariengroschen zwei Pf.

f) Halbflächsene Linnen von 22 bis zu 28 Gängen. Die Breite ist wie oben sub 2. Im Grubenhagischen und Hoyaischen. Werth der Elle, 3 Mgr.

g) Halbflächsene Linnen von 18 bis 21 Gängen. Die Breite ist wie sub e. Im Lüneburgischen. Werth der Elle, 2 Mgr. 4 Pf.

h) Hedene Linnen von 12 bis 15 Gängen. Die Breite ist unbestimmt. Im Lüneburgischen. Werth der Elle, 1 Mgr. 5 Pf.

i) Hedene Linnen von 12 Gängen und $1\frac{1}{16}$ Ellen breit. Bleiben, so wie die vorigen, ungebleicht. Werth der Elle 1 Mgr. 4 Pf. Diese Linnen enthalten zwar in der Kette fast sämmtlich flächsenes Garn, und sollten daher eigentlich Halbflächsene genannt werden. Allein es sind solche sowohl im Lande, als auch auswärts, unter den Namen der hedenen Linnen bekannt. Es fallen selbige vornehmlich im Göttingischen, doch auch hie und da im Grubenhagischen.

Die Verfertigung dieser hedenen Linnen hat für das Göttingische einen so vielfachen Werth, daß solcher hier etwas ausführlich dargestellt zu werden verdient.

Der hiesige Flachs kömmt an Feinheit und Güte dem in andern Gegenden des Landes gezogenen nicht gleich. Seine Fasern sind gröber und weniger haltbar, und er gehet daher beim Verarbeiten ungleich mehr als andrer in die Hede über. Diese grobe Hede, ein an sich geringhaltiges Material, wird nun durch das Spinnen und Weben auf eine sehr vortheilhafte Weise benutzt, indem mittelst dieser fortgesetzten Veredelung derselben in dem hedenen Linnen eine für die hiesige Gegend sehr wichtige, im Auslande sehr gesuchte Manufaktur- und Handelswaare entstehet.

Zu einem Schock oder 60 Ellen dieser Linnen werden zu der Kette nur etwas

etwas über 9 Löppe flächsenes, und zum Einschuß 7 bis 8 Löppe hedenes Garn erfordert. Dieser geringe Garnbedarf ist bei dieser Linnenmanufaktur in der Hinsicht sehr wichtig, weil gerade durch diesen Umstand auch der geringsten und dürftigsten Classe der Dorfbewohner die Theilnahme an derselben erleichtert wird. Wer also keinen eigenen Flachs bauet oder mit seinem geringen Vorrath zu Ende gekommen ist, und durch seine beschränkten Vermögensumstände außer Stand gesetzt wird, das zu einem Schock flächsen Linnen erforderliche Garn anzukaufen und sich mit dieser Weberei zu beschäftigen, der kann denn doch weit leichter zu der ungleich geringeren Auslage Rath schaffen, welche die vorhin angegebene, zu einem Schock heden Linnen erforderliche kleine Zahl von Löppen verlangt.

Daher geschiehet es denn auch, daß so viele Familien dieser Classe, welche in Ermangelung dieses Nahrungszweiges in Noth und Mangel versinken würden, bloß allein und mit gänzlichem Ausschluß der flächsenen Linnen mit der Weberei der hedenen sich beschäftigen. Andern dient solche zu einem bequemen Mittel, die zu ihren wichtigsten Ausgaben nothwendigen Geldbedürfnisse herbeizuschaffen. Ja, manche haben vermittelst derselben bei Fleiß und Thätigkeit sich in einen ihrer Lage angemessenen Wohlstand zu versetzen gewußt.

Wenn bei der Weberei der flächsenen Linnen die Jugend durch die nöthigen Vorarbeiten nützlich beschäftiget wird, so wird solche bei dem hedenen schon selbst zu dem Geschäft des Webens angeführt und gebraucht. Es giebt auch wirklich kaum funfzehnjährige Knaben, welche darin manche Erwachsene und Alte übertreffen.

Das denselben von den Leggebedienten wegen der bemerkten guten Fortschritte in der Weberei auf der Legge öffentlich ertheilte Lob ist dabei für sie der stärkste Sporn, ihre Fähigkeiten und Kräfte durch Fleiß und Anstrengung zu üben und der höchste Lohn, wornach sie ringen. Es sind sogar Familien vorhanden, wo diese Manufaktur einzig und allein durch solche Knaben getrieben wird, und welche dennoch immer gute Waare liefern. Auch bei dem Verspinnen der Hede werden Kinder bereits in einem so frühen Alter beschäftigt, in welchem man ihren ungeübten Händen noch keinen Flachs dazu anvertrauet.

Noch ist der Umstand hier besonders wichtig, daß der durch das Weben der hedenen Linnen entstehende Lohn der Arbeit dem bei den flächsenen Linnen nicht allein völlig gleich kömmt, sondern diesen auch sehr oft übertrift.

Es

Es wurden oben die Wirkungen der Beispiele auf den gemeinen Mann, wozu die Leggen eine bequeme Veranlassung an die Hand geben, in Erwähnung gebracht. Diese haben sich nun in der Erweiterung und Verbesserung dieser Linnenmanufaktur auf eine vorzügliche Weise zu Tage gelegt.

Bei der Einführung der Leggen im Göttingischen war die Weberei der hedenen Linnen nur auf gewisse Gegenden eingeschränkt. Manchen Dorfschaften war dieselbe bis dahin ganz fremd geblieben, und andere, wenn sie auch gleich von ihrem Daseyn unterrichtet waren, hatten von den damit verbundenen Vortheilen nicht die mindeste Kenntniß erlangt. Ja man hielt es hie und da gewissermaaßen für entehrend, mit der Verarbeitung eines so geringhaltigen Materials, wie die Hede, sich zu befassen. Diese so wenig geachtete und kaum der Aufbewahrung werth gehaltene Hede wurde daher an die benachbarten auswärtigen Unterthanen nicht etwa verkauft, sondern gegen unbedeutende Bedürfnisse, als Wacholderbeeren, Zwiebeln u. s. w. vertauscht.

Durch die eingeführten Leggen gewann die Sache nun allmählig eine andere Gestalt. Das stete Zusammentreffen der Einwohner jener Dorfschaften auf der Legge mit andern, welche mit der Weberei der hedenen Linnen sich beschäftigten, gab den Leggebedienten fast täglich eine Gelegenheit an die Hand, jenen, durch vorgehaltene Beispiele, die Vortheile begreiflich und anschaulich zu machen, welche diese mittelst dieser Weberei sich verschafften. Hiedurch wurde denn mit der Zeit eine glückliche Veränderung bewirkt. Die Weberei der hedenen Linnen verbreitete sich nun immer weiter, und schon seit mehreren Jahren ist in diesen Gegenden nicht einmal an einen Verkauf der Hede, geschweige denn an einen Vertausch derselben, zu gedenken.

Um von der Erweiterung und Vermehrung der Weberei dieser hedenen Linnen ein Beispiel anzuführen, so ist die Summe der von denselben jährlich bei der Legge zu Göttingen gezeichneten Schockzahl von dem Jahr 1780 bis zu dem Jahre 1799 mehr denn siebenfach gestiegen.

Die unter den obigen Abtheilungen aufgeführten flächsenen und halbflächsenen Linnen werden theils gebleicht, theils ungebleicht auswärts versandt. Die Hoyaischen Linnen gehen jedoch sämmtlich ungebleicht außer Landes. Dies gilt auch, mit seltenen einzelnen Ausnahmen, von allen hedenen Linnen.

Die zur Bleiche bestimmten Linnen werden theils von den Eigenhämern selber gebleicht und alsdann, erst nach der Bleiche, zur Legge gebracht und ver-

verkaufe; theils werden solche von den Linnenhändlern in die Bleiche gesandt. Es sind zu letzterm Ende in einigen Gegenden des Landes große darauf eingerichtete Bleichen vorhanden. Die wichtigsten unter allen befinden sich im Göttingischen, und zwar im Amte Uslar. Hier hat die Natur alles dazu Erforderliche sehr glücklich vereinigt. Geräumige bequeme Plätze, brauchbares Wasser, genugsames Holz, und also auch die nöthige Asche. Es giebt hier daher auch Haushaltungen, welche 400 bis 600 Stiege, oder Stücke von 20 Ellen, zu bleichen übernehmen, und dieser Nebenerwerb trägt dem Amtsbezirke in manchen Jahren über 4000 Thaler ein. An Bleichlohn wird gegenwärtig von 5 Viertel breitem Linnen für 100 Stiege 10 Thl., und von 4 Viertel breitem 8 Thl. bezahlt. Ehemals kosteten jene nur 8 und diese 6 Thl. zu bleichen.

(Der Schluß folgt.)

Beantwortung der im 5ten Stück des hannöv. Magazins befindlichen Anfrage:

Wie sind die Regenwürmer aus den Blumenfeldern zu vertreiben?

Die Regenwürmer sind in Blumengärten, vorzüglich den aus Saamen gezogenen Aurikeln, äußerst nachtheilige Gäste; denn sie fressen die jungen Pflanzen nicht allein ganz kahl, sondern nehmen sie auch oft gleich nach der Verpflanzung ganz mit sich, so daß man nicht weiß, wo solche geblieben sind.

Dieses kann nun verhütet werden, wenn man die Saamenkästchen auf ein Paar Blumentöpfe oder Mauersteine stellt; denn hiedurch werden die Regenwürmer verhindert durch die Löcher in den Boden derselben zu kriechen. Ferner, wenn die jungen Pflanzen ins freie Land verpflanzt werden, so streue man um dieselben, oder lieber über das ganze Beet, sogleich nach der Pflanzung einen halben Finger dick gewöhnliche Asche; wodurch die Würmer abgehalten werden, wenigstens nicht so vielen Schaden zu thun.

Am sichersten aber kann man sie auf folgende Art gänzlich los werden, und überdies noch nützlich gebrauchen: Im Frühling, wenn es am Tage oder gegen Abend sanft geregnet hat,

hat, und darauf der Abend recht warm ist, so kommen diese sonst verborgenen Gäste alle aus ihren Wohnungen hervor, um Nahrung zu suchen, oder sich zu begatten; gewöhnlich aber entfernen sie sich nicht weit von ihrem Schlupfwinkel, und entwischen dahin beim geringsten Geräusche. An einem solchen stillen angenehmen Abend kann man bei dem Licht einer Leuchte, wenn man etwas behutsam zu Werke geht, in einer Viertelstunde eine unglaubliche Menge der größten Regenwürmer ergreifen und in einen Topf sammeln.

Diese gefangenen Würmer werden am andern Morgen den Hühnern vorgeworfen, die solche mit großer Begierde fressen, und wenn sie oft damit gefüttert werden, sich durch fleißiges Eierlegen sehr dankbar beweisen.

Uelzen. Heinr. Hoefft.

Der Kantische Vater, die Wolfische Mutter und der lüsterne Knabe.

Knabe. Aber warum soll ich von dem Marzipan nicht mehr essen?

Vater. Es ist gegen das Sittengesetz.

Knabe. Warum aber ist es gegen das Sittengesetz?

Vater. Weil du es nicht thun darfst.

Knabe. Vater, ich esse.

Mutter. Kind du bekommst Leibschmerzen; ich weiß es aus eigener Erfahrung.

Knabe. So eß' ich lieber nicht.

Vater. Weib, du machst einen Egoisten aus dem Knaben.

Mutter. Lieber Mann, willst du Thee, von dem guten englischen?

Vater. Nein, du weißt es ja, daß er mir nicht bekommt.

H.

Hannöverisches Magazin.

15tes Stück.

Freitag, den 20ten Februar 1801.

Versuch einer Beschreibung der in den hiesigen Landen angeordneten Leggeanstalten.

(Schluß.)

Die Göttingischen, Grubenhagischen und Hoyaischen Linnen werden von den einländischen Kaufleuten größtentheils nach Bremen versandt. Doch werden auch Versendungen nach Hamburg gemacht. Von Bremen geht der stärkste Zug derselben nach Spanien, und zwar nach dem Hafen von Cadix; von hier dann weiter nach den westindischen Inseln und dem festen Lande von Amerika. Es werden jedoch auch von Bremen ab unmittelbare Versendungen nach jenen Weltgegenden gemacht. Die hedenen Linnen, welche aus dem Göttingischen gleichfalls größtentheils nach Bremen gehen, haben von dort aus ihren Zug auch nach Lissabon. Es werden solche aber noch außerdem in manche andere Länder vertrieben. Die Lüneburgischen Linnen gehen fast alle nach Hamburg. Ein Theil derselben dient selbst dieser reich bevölkerten Stadt zum Gebrauch, ein anderer wird von da in die benachbarten auswärtigen Provinzen abgesetzt. Allein es werden solche auch zum Theil über See, unter andern nach Dännemark und Schweden versandt.

Die Einführung der Leggen war mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden. Auf der einen Seite waren Vorurtheile, Abneigung gegen Neuerungen, Starrsinn und Widerspenstigkeit bei den Landleuten zu bekämpfen, und von einer andern legten gekränkter Eigennutz, einseitiges Interesse und manche andre Bewegungsgründe oft schwer zu übersteigende Hindernisse in den Weg. Diese Hindernisse und Schwierigkeiten waren bei der Einführung dieser oder jener Legge mehr oder weniger vorhanden, von größerem oder geringerem Belang, je nachdem Localumstände, Landesge-

genden und Menschen verschieden waren. Ja es zeigte sich sogar, daß auch besondere Zeitumstände sehr nachtheilig wirkten.

Eine willige Fügung in die neu entstehende Einrichtung war freilich von Seiten der Landleute nicht wohl zu erwarten. Die Leggen waren bisher denselben völlig fremd, und nicht einmal dem Namen nach bekannt gewesen. Das allein war schon Ursache genug für sie, gegen diese Anstalten, davon sie ohnehin den Zweck nicht einsahen, auch noch nicht einsehen konnten, gleich im Anfange eine heftige Abneigung zu fassen. Es wurde solche dadurch nicht wenig vermehrt, daß zugleich eine allgemeine Besorgniß entstand, zum Behuf der Leggen in Zukunft mit neuen und schweren Abgaben belegt zu werden. Nicht durch Engels Zungen hätte man ihnen einreden können, daß man bei diesen verhaßten Neuerungen nur lediglich ihr und ihres Linnengewerbes Beste zur Absicht habe, und daß aus denselben noch einst Vortheile hervorgehen würden. Das Uebel wurde dadurch nicht wenig vergrößert, daß man die Landleute von mehreren Seiten her, theils aus Mangel an Sachkenntniß, theils auch aus unedlen Bewegungsgründen in ihren Vorurtheilen gegen die Leggen zu bestärken, ja wohl gar durch allerlei grundlose Sagen und falsche Vorspiegelungen noch mehr gegen dieselben aufzureizen suchte. Es wird sich nun hieraus zur Gnüge ergeben, daß die Meinungen und Vorschläge, welche hie und da freilich in der besten Absicht geäußert wurden — daß bei der Einführung der Leggen es der freien Willkühr der Landleute überlassen werden möchte, ob selbige mit ihrem Linnen bei denselben sich einzufinden, oder nicht einzufinden Belieben finden möchten — nicht wohl in Ausübung gebracht werden konnten. Wenn wirklich mit den Leggen wesentliche Vortheile für die Landleute und deren Linnengewerbe verbunden waren; so wurde es auch unumgänglich nothwendig, daß sie diese Institute mit ihrem Linnen besuchten. Wie hätten sie sonst zu einer Einsicht und Erfahrung derselben gelangen können? Auch lag sehr viel daran, daß wo möglich ein starker Zusammenfluß von Linnen auf den Leggen veranlaßt wurde, weil gerade hieraus jene Vortheile mit entstehen und hervorgehen mußten.

Bei der Einführung der Leggen waren also Zwanggesetze nothwendig. Auf die Uebertretung der Leggeverordnungen wurde daher eine Geldstrafe gesetzt, welche sowohl die Verkäufer als Käufer ungestempelter Linnen zu erlegen hatten.

Wenn indeß die Leggen in ihrem Fortgange das, was man sich von denselben versprach, auch wirklich leisteten; so war es zu erwarten, daß diese Zwanggesetze mit der Zeit wenig Anwendung mehr finden würden.

Diese

Diese Erwartung hat man nun durch den Erfolg bestätigt gesehen. Nach Verlauf einiger Jahre fanden fast gar keine Bestrafungen mehr Statt, indem die Leggecontraventionen alsdann gewöhnlich ein Ende nahmen. Es konnte hiezu nicht wohl ein andrer Grund vorhanden seyn, als daß die Landleute nunmehr Zeit und Gelegenheit gehabt hatten, durch eigene Erfahrungen sich allmälig von den Vortheilen zu überzeugen, welche die Leggen ihnen und ihrem Linnengewerbe verschaffen. Dies bestätigte sich auch dadurch, daß selbst die Eingesessenen solcher Aemter und Gerichte, welche diesen Anstalten nicht unterworfen sind, bloß aus eigenem Triebe bei den Leggen sich einfanden, und um das Messen und Stempeln ihrer Linnen ersuchten; worin denselben denn auch gewillfahret wurde, und noch fortdauernd gewillfahret wird.

So wie nun diese glückliche Wendung, welche der Gang der Sache mit der Zeit bei den Leggen genommen hat, denselben auf der einen Seite zu keiner geringen Empfehlung gereichet; so wird auf der andern dadurch zugleich ein Vorwurf entkräftet, welcher gegen diese Anstalten sehr häufig ist vorgebracht worden. Es war derselbe vornehmlich gegen den Umstand gerichtet, daß der Landmann durch die Legge genöthigt wird, mit seinem Linnen nach den Städten und Leggeorten sich zu begeben, und deshalb oft weite Wege zu unternehmen.

Man könnte nun aber mit gleichem Rechte es auch den Städten zum Vorwurf machen, daß der Landmann sich genöthigt sieht, seine Früchte, sein Holz und was er sonst zu entbehren hat, dahin zum Verkauf zu bringen. Aber wem ist je ein solcher Gedanke wohl in den Sinn gekommen? Und beruhet das glückliche Verhältniß zwischen den Städten und Dörfern nicht gerade auf dem Umstande, daß der Landmann seine entbehrlichen Natur- und Industrieprodukte — zu welchen letztern doch auch sein Linnen gehört — zum Verkauf in die Städte bringet, wo er Käufer und Abnehmer findet, und dagegen seine Bedürfnisse wiederum bei dem Bürger und Stadteinwohner einkauft? Allein der angeführte Umstand, daß die Eingesessenen der den Leggen nicht unterworfenen Aemter und Gerichte aus eigenem Triebe mit ihrem Linnen bei diesem Institute sich einfinden, und zu dem Ende sehr weite Wege unternehmen, beweiset hinlänglich, daß ihnen solche durch überwiegende Vortheile ersetzt werden müssen, und mithin jener Vorwurf bei den Leggen eben so wenig Statt finden könne, als solcher überhaupt die Städte trift.

Eine noch ungleich stärkere Widerlegung desselben wird sich jedoch aus nachfolgender Thatsache ergeben.

Es ist oben angeführt worden, daß die auswärtigen Linnen, welche in die einer Legge untergebenen Ortschaften

zum Verkauf gebracht werden, derselben nicht unterworfen sind. Demungeachtet geschieht es bei manchen Leggen, daß die benachbarten auswärtigen Unterthanen daselbst sehr häufig mit ihrem Linnen sich einfinden, und theils durch Bitten, theils durch das Anerbieten einer Geldvergütung das Messen und Stempeln desselben von den Bedienten zu erlangen suchen. Allein es werden solche aus erheblichen Gründen nicht zugelassen, sondern zurück gewiesen. Ja, was noch mehr! Es ist bereits vor einigen Jahren die in der Geschichte der hiesigen Leggen gewiß sehr merkwürdige Erscheinung vorgekommen, daß die Commune eines benachbarten Gränzdorfs bei hoher Königl. Landesregierung in Hannover ein, wiewohl vergebliches, Gesuch des Inhalts eingebracht hat, daß der Legge zu Göttingen aufgegeben werden möchte, ihre verfertigten Linnen gegen eine von den Eigenthümern zu erlegende Abgabe, so wie die einländischen zu messen und zu stempeln. Kann nun wohl irgend etwas diesen Anstalten kräftiger das Wort reden, oder den wohlthätigen Zwecken derselben zu einer höhern Genugthuung gereichen, als daß selbst auswärtige Landesunterthanen solche Schritte unternehmen, um wo möglich zu einer Theilnahme an denselben zu gelangen.

Bei den glücklichen Einwirkungen der Leggen auf das Linnengewerbe, welche aus dem bisherigen Verfolge dieses Aufsatzes sich werden ergeben haben, wird man zugleich auch einen Einfluß auf die Zunahme und Vermehrung dieses Gewerbes zu erwarten berechtigt seyn.

Der bisherige Erfolg hat nun ergeben, daß man in dieser Erwartung sich nicht geirret habe. Indeß wurde diese Zunahme in dieser oder jener Gegend mehr oder weniger sichtbar, je nachdem hie oder da mehrere oder wenigere dazu mitwirkende Ursachen vorhanden waren. Wenn nicht besondere, außer dem Wirkungskreise der Leggen sich befindende ungünstige Ereignisse eintraten, zeigten sich im Ganzen die Fortschritte in der Zunahme mit jedem Jahre.

Zu diesen Ereignissen gehören vornehmlich Mißwachs am Flachse und nachtheilige auswärtige Conjunkturen, als große Handelsunsicherheit zur See, hohe Assecuranzen, wichtige und ausgebreitete Fallissements u. s. w. Hiedurch geschahe es denn zuweilen, daß in dem einen oder andern Jahre in der Zunahme der Linnenproduktion nicht allein ein Stillstand eintrat, sondern auch Rückschritte erfolgten, welche jedoch bald wieder gewonnen wurden, nachdem die Wirkungen und Folgen solcher Ereignisse aufhörten, oder sich verminderten.

Vermittelst der Leggeregister und die Extrakte aus denselben ist man vermögend, die Summe der bei einer Legge gemessenen und gestempelten Linnen

nen nach Stück- und Ellenzahl mit höchster Richtigkeit zu erfahren. Am Schlusse eines jeden Monats wird nun der Betrag des Geldeswerths, der, laut des monatlichen Extrakts, zur Legge gebrachten Linnen berechnet. Es werden dabei die in dem verflossenen Monat bei einer jeden Gattung von Linnen bestandenen Mittelpreise zum Grunde gelegt, und es folgt also hieraus, daß eine solche Berechnung den höchsten Grad von Zuverläßigkeit besitze.

Es ist bereits oben angeführt worden, daß unter den daselbst bemerkten Umständen in der Zunahme der Linnenproduktion in manchen Jahren Rückschritte erfolgen. Um nun im Ganzen zu einer richtigen Uebersicht des Verhältnisses einer solchen Zunahme zu gelangen, wird es vielleicht am dienlichsten seyn, bei einer Legge zwei verschiedene Reihen von Jahren aufzustellen, und dann den berechneten Werth der Linnen für ein Jahr der beiden Zeiträume in einem allgemeinen Durchschnitt anzugeben.

Es sind zu dem Ende bei der Legge zu Göttingen zwei Jahrzehnte, nemlich von 1780 bis 89, und von 1790 bis 99. zum Grunde gelegt. Hier ergiebt es sich nun aus zuverläßigen Berechnungen, wobei jedoch die übrigen Groschen aus der Acht gelassen sind, daß der Betrag des Geldeswerths der bei dieser Legge gemessenen und gestempelten Linnen im Durchschnitt für ein jedes Jahr des ersten Jahrzehntes auf 25677 Thlr., und für jedes des zweiten auf 53167 Thl. in Cassengelde sich belaufe. Dies wichtige Resultat würde hier in einem noch ungleich vortheilhaftern Lichte erscheinen, wenn nicht am Ende des ersten Jahrzehntes der dieser Legge zu Göttingen untergebene Bezirk durch die nothwendig gewordene Anordnung einer Legge zu Adelebsen eine Beschränkung erlitten hätte.

Vielleicht wird man nun auch begierig seyn zu erfahren, wie hoch der Werth der bei den sämmtlichen Leggen gestempelten Linnen ein Jahr gegen das andere gerechnet, sich belaufe. Es läßt sich solcher gegenwärtig im Durchschnitt für jedes Jahr auf 300000 Thlr. bestimmen. Diese Angabe ist um so mehr mit Sicherheit anzunehmen, da in nur irgend günstigen Jahren der berechnete Werth der Linnen weit über diese Summe hinan steigt, bei ungünstigen Ereignissen hingegen nur wenig unter dieselbe herabsinkt. Da diese Berechnungen sich bloß auf die Preise gründen können, welche der einländische Kaufmann oder Abnehmer aus der ersten Hand dem Weber oder Eigenthümer des Linnens bezahlt; so folgt auch hieraus, daß jene 300000 Thl. nicht die ganze, für die bei den Leggen gestempelten Linnen von außen eingehende Summe ausmachen, sondern nur den Geldbetrag enthalten, welcher in die Hände der Weber oder

ersten Verkäufer gelangt. Es kömmt nun noch der Handelsgewinn hinzu, welcher durch auswärtigen Vertrieb dieser Linnen für die einländischen Kaufleute entsteht. Berechnet man denselben nur zu 10 pro Cent; so wird jene Summe dadurch schon um 30000 Thlr. erhöhet. Man wird daher mit Grund annehmen können, daß für die mehrgedachten Linnen dem Lande jährlich 330000 Thlr. auswärtiges Geld zufließen.

Aber auch diese Summe macht noch nicht das Ganze aus, welches durch diesen wichtigen einheimischen Manufaktur- und Handelszweig dem Lande alljährlich zugeführet wird. Es sind noch manche Gegenden vorhanden, in welchen gleichfalls Linnenweberei für den auswärtigen Debit getrieben wird, wohin man mit der Einführung der Leggen bisher noch nicht gelangen können.

Göttingen. Mummenthey.

Mittel, das Einschlafen zu befördern.

Zu den Bestandtheilen unserer sublunarischen Glückseligkeit kann man mit Recht einen leichten, gesunden Schlaf rechnen. Vielen ist dieser Sohn der Nacht, wie ihn griechische Künstler nannten und darstellten, sehr hold, und läßt sich, gebeten und ungebeten, sogar auch am hellen lichten Tage auf ihre Augenlieder herab. Einigen ist er weniger günstig, und diese müssen, da sein erquickender Einfluß zum Wohlseyn doch nun einmal unentbehrlich ist, zu allerlei künstlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um ihn, wenigstens in den Mitternachtsstunden, herbei zu locken. Der Verfasser dieses kleinen Aufsatzes gehört seit einigen Jahren zu den letztern, und er hat, ohne die Apotheken zu benutzen, manche der bekannten Hausmittel versucht, die gewöhnlich gegen die Schlaflosigkeit empfohlen zu werden pflegen. Einige von diesen Mitteln hat er gar nicht, andere nur zuweilen wirksam gefunden. Wer seinen Körper oft in ein kaltes Bad taucht, oder ihn des Tages über durch Handarbeiten, lange Spaziergänge und andere Bewegungen ermüdet, wird über Mangel an Schlaf nicht zu klagen haben; aber zum Gebrauch dieser wohlthuenden Mittel fehlte es mir oft an Zeit und Gelegenheit. Der Genuß des kalten Wassers kurz vor dem Schlafengehen leistete mir zuweilen gute Dienste, allein nicht selten erregte er auch bei mir neue Munterkeit.

Am

Am wenigsten ist anstrengendes Nachdenken, oder das Lesen eines kopfangreifenden Buchs zu empfehlen. Denn wenn auch diese Beschäftigung mit Müdigkeit sich endigen sollte, so ist doch der Abstand vom erhöhteren Selbstbewußtseyn bis zum völligen Nichtbewußtseyn, das mit dem Schlaf eintritt, zu groß, als daß ein schneller Uebergang vom einen zum andern Statt finden könnte. Die auf die Anstrengung folgende Ruhe versetzt das Gemüth vielmehr in einen oft langdauernden Mittelzustand, in eine Art von Reverie, worin die Phantasie freies Spiel treibt und den Schlaf zurück hält.

Es fehlt zwar heutiges Tages nicht an großen und kleinen Büchern, die, ohne sehr anzustrengen, Gähnen erregen und den Schlaf befördern. Nicht jeder hat aber Lust, eine solche unangenehme und widerliche Medicin einzunehmen. Merkwürdig ist jedoch, daß nach anhaltender Lesung oder Anhörung historischer Werke, auch Biographien nicht ausgenommen, sich der Schlaf eher einzustellen pflegt, als wenn man den Geist auf eine andre Art beschäftigt. Der Grund hievon scheint zu seyn, weil die Geschichte alle Seelenkräfte, den Verstand sowohl wie die Einbildungskraft, und die übrigen in ziemlich gleichen Verhältnissen unterhält, sie harmonisch spannt, und so auch endlich alle zugleich ermüdet. Der König Ahasverus wählte also nicht übel, da er sich, indem er nicht schlafen konnte, die Chroniken und Historien bringen ließ. S. B. Esther C. 6. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß eine Landesgeschichte, unbeschadet der historischen Wahrheit, so geistreich und interessant geschrieben seyn könnte, daß sie, wie ein begeisterndes Dichterwerk, die Mitternacht und den Schlaf vergessen machte.

Oft versuchte ich, wenn ich im Bette den Wächter die zweite, dritte oder vierte Morgenstunde verkündigen hörte, durch Zählen, Rechnen, oder auch durch die Vorstellung und Vergegenwärtigung eines langsam fortwallenden Strohms, eines wogenden Aehrenfeldes und dergl. den ersehnten Schlummer her zu zaubern. Versuche dieser Art können vielleicht für manchen Schlafbedürftigen von sehr gutem Erfolg seyn, bei mir waren sie es selten.

Unter allen Mitteln, deren ich mich bediente, fand ich keins bewährter als dasjenige, worauf mich die Ungeduld führte. Dieses ist sehr einfach und besteht darin, daß man sich die Stirn mit der flachen Hand reibt, und, falls alsdenn der Schlaf nicht gleich erfolgt, dieses Reiben einige Male wiederholt. Vielleicht ist dieses Mittel bekannter, als ich vermuthe; sollte das aber auch der Fall seyn, so kann wenigstens meine Erfahrung zur Bestätigung der Wirksamkeit desselben etwas beitragen. B.

Einfaches und bewährtes Mittel, Flecken von rothem Wein, auch Kirschen u. s. w. aus der Tischwäsche zu bringen.

Man tauche, jedoch so bald als möglich, den verunreinigten Theil der Wäsche in siedende Milch, reibe ihn ein wenig damit und wasche ihn sodann in reinem Wasser gelinde aus.

Seife auf dergleichen Flecken zu schmieren, oder Salz darauf zu streuen, ist der guten Wirkung des obigen Mittels ganz entgegen, so wie denn auch besonders letzteres wenig hilft, vielmehr der Wäsche nur schädlich ist.

Mittel, die Trageknospen und Blüten der Obstbäume gegen das Erfrieren zu sichern.

Man halte das Blühen der Bäume im Frühling so lange zurück, bis wahrscheinlich keine Nachtfröste mehr zu befürchten sind. Um dieses zu bewirken, lege man im Februar oder März, wenn die Erde noch tief gefroren ist, Mist etwas dick um die Bäume, und lasse diesen so lange liegen, bis keine Nachtfröste mehr zu befürchten sind.

Wenn nun die andern Bäume, um welche kein Mist liegt, bereits blühen, so sind die mit Mist umlegten noch ganz zurück, weil der Boden unter ihnen nicht aufthauen kann. Nun nehme man den Mist weg und setze den noch gefrornen Boden der milden Witterung und der Sonne aus. Durch schnelles Treiben werden diese nun den früher blühenden bald nachkommen und reichliche Früchte bringen.

Der nemliche Erfolg läßt sich erwarten, wenn man bei einem der letzten starken Winterfröste Eis um die Bäume legt, dieses mit Mist bedeckt, es alsdann entblößt und wegnimmt, wenn dem Treiben und Blühen der Bäume keine Gefahr mehr drohet.

Hannöverisches Magazin.

16tes Stück.

Montag, den 23ten Februar 1801.

Etwas über einige giftige Pflanzen und Stauden, die gewöhnlich in den gedruckten Blumensaamen- und Pflanzenverzeichnissen der Handelsgärtner mit aufgeführt stehen.

Zur nöthigen Warnung und Belehrung für in der Kräuterkunde unerfahrne Gartn- und Blumenliebhaber *).

Die Menschen und Thiere sind in Absicht auf ihre Nahrung von der Natur vorzüglich auf das Pflanzenreich verwiesen, ohne daß sie sichere Merkmale durch den Blick oder Geruch an die Hand gegeben, ob diese schöne Blume, z. E. der rothe Fingerhut, ein Gift sey oder nicht? und wir würden, wie in der moralischen, also auch in der botanischen Welt ohne Ueberlegung handeln, wenn wir eine schöne ins Auge fallende Sache darum für vortrefflich halten wollten, weil ihr Aeusseres viel innere Güte verspricht. Der Fall würde eben dieser seyn, wenn wir eine Pflanze von ungewöhnlicher Zeichnung, ohne Symmetrie, von trauri-

gem hypochondrischen Ansehen von einer schwarzblauen, schmutziggelben oder schwarzen Farbe, oder ein schmutziges Braun mit schwarzen Adern für verworfen ansehen wollten, weil wir mit gewissen Farben des alten Herkommens zu trauren pflegen. Andere Pflanzen verscheuchen uns dadurch, daß ihre ganze Oberfläche einen klebrigen Saft ausschwitzt, und einen eckelhaften widrigen Geruch von sich verbreitet; aber es treffen diese Eigenschaften nicht eben darum bei allen Giftpflanzen ein; und wie kann man also leichtsinnig genug seyn, sie aus diesem Grunde für drohende Gifte anzusehen? Oder giebt es für uns gewisse Instinkte, alle Giftpflan-

zen

*) Ein kurzer Auszug aus des Dr Paul Rolbani ꝛc. Giftgeschichte des Thier- Pflanzen- und Mineralreichs, nebst den Gegengiften ꝛc. Wien 1798. 8.

zen zu erkennen, da der verschiedene Bau und die Erziehung, Lage und Geschmack alle Arten der Instinkte individuel macht. Etwas kömmt uns in dieser Erkenntniß, der Abscheu der Thiere gegen gewisse Pflanzen, zu statten, die auch für uns giftig sind, wofern das Probevieh gesund und wohl gefüttert ist, ohne vom Hunger zu Giftpflanzen verführt zu seyn, indem es eine oder die andere Pflanze auf seiner gewohnten Weide unberührt stehen läßt. Doch was ein Pferd nicht frißt, frißt das Schaaf, und jedes Thier läßt, nach Anweisung des Küchenzettels der Natur, einige Pflanzenarten für die andern Thierarten, der Struktur der Zähne oder des Magens gemäß, übrig. Was hingegen alle bekannten Hausthiere die Ochsen, Pferde, Schaafe, Ziegen und Schweine in gedachten Fällen auf der Weide, oder im Stalle, nicht anrühren wollen, darauf fällt fürs erste billig ein entfernter Giftverdacht, weil das, was ein Thier umbringt, dem andern wegen des einfachen oder vielfachen, häutigen oder muskelhaften dicken Magens, oder der mildern Galle wegen ungiftig, oder wohl gar im kranken Zustande, Arznei seyn kann, und folglich für den Menschen noch immer problematisch bleibt.

Hier macht sich also die Kräuterkunde nothwendig, und die gesammelten Erfahrungen der Naturforscher und Aerzte, müssen den botanischen Beschreibungen der größten Kräuterkenner das Gewicht geben, und man vergleicht, mit dem botanischen Senkölei in der Hand, eine verdächtige Pflanze, mit den Berichten, die man von ihrer Unschädlichkeit oder von ihrer nahen oder weiten Verwandtschaft mit offenbar schädlichen Gewächsen aufgezeichnet findet.

Man muß ferner eine angeklagte Pflanze nach allen Gründen ihrer Beschuldigung, nach der Art, der dadurch erregten Zufälle in der Küche beurtheilen, weil das Kupfergeschirr daran oft mehr Antheil hat, als die Pflanze selbst, um die wahrscheinlichste Vermuthung aus den zusammen genommenen Umständen herauszufinden was für eine Giftpflanze der Kranke unter den Speisen genossen.

Genossene Giftpflanzen äußern sich eben so, wie genossene Giftmineralien, blos nach etlichen Stunden durch ein schneidendes Bauchgrimmen, durch Erbrechen und Bauchflüsse. Und dieses ist nun eigentlich die schuldige Giftpflanze. Es veranlassen alle Arten des Hahnenfußes Zuckungen in den Gesichtsmuskeln, aber das thun auch andere, sowohl scharfe als betäubende Pflanzen; und dann kann eine Giftpflanze durch mehr oder weniger Abrauchen beim Feuer durch die Jahrszeit, oder ihr Alter, durch die Bestandtheile des Bodens,

durch

durch die Art ihrer Zubereitung ihres Giftes beraubt oder geschärft worden seyn; folglich ist es schon Verdienst, die schuldige Pflanzenklasse gefunden zu haben. Mineralgifte tragen schon das Gepräge des Verdachts an ihrer Stirne, denn wir verschlucken nicht Erzstufen; aber alle Pflanzen verführen uns mit ihrer Unschuld, weil uns tausend Arten von der Natur zur Speise angewiesen sind; und sie machen, wenn sie sich unter die Küchenkräuter mischen, den vorsichtigsten Kräutermann, den eilfertigen Apotheker und Koch, besonders aber die eilfertige Köchin, leicht irre, und es übersieht die Brille der Alten oft eine schreckliche Pflanze oder Wurzel, wenn sie jung ist. Bisweilen bringt eine einzige Unvorsichtigkeit ganze Familien ums Leben.

Die Merkmale aller verschluckten natürlichen Giftwurzeln kommen darin mit einander überein, daß ihr Geschmack auf der Zunge scharf, und ihr Geruch widrig ist. Durch diesen Wink warnet uns die Natur, die übelriechende scharfe Giftpflanze, vor dem Genusse erst recht zu besehen. Andere schmecken nicht scharf, aber sie riechen dennoch übel, und das sind die betäubenden Giftpflanzen. Noch andere vereinigen die Kräfte der betäubenden und scharfen Pflanzen in sich, und dieses sind die gefährlichsten. Aber wenn die gute Natur Menschen und Vieh durch die Nase und Zunge vor solchen Giftpflanzen zu warnen scheint: warum hat sie andere hervorgebracht, welche ohne Geruch und Geschmack, folglich unverdächtig sind, und dennoch lähmen?

Ueberhaupt scheint sie jedem Thiere sein Futter, aber auch sein Gift angewiesen zu haben; alle Kunst und Erfahrung der Menschen hat bisher nur einen Theil der sogenannten Giftpflanzen für Menschen und Vieh kennen gelernt; ohne Zweifel giebt es noch unter den eßbaren Pflanzen viele halbgiftige, die erst, viele Monate nach dem Genusse, die Gesundheit angreifen, und dem körperlichen Baue und der Lebensart des einen Menschen wohl, dem andern aber doch erst nach einiger Zeit übel bekommen. Alle Giftpflanzen haben ihre Insekten, die davon leben, wie die schöne Raupe auf der Wolfsmilch: und es ist bekannt, daß man aus den schlimmen Giftpflanzen die nachdrücklichsten Gegengifte bereiten, und heroische Kuren damit verrichten kann.

Welcher Verstand wird es endlich wohl dahin bringen, das vegetirende Absondern der Gifte aus einerlei Erdboden, die Grade der Mischungen derselben in den Saftbläschen oder Pflanzendrüsen, und den möglichst besten Nutzen dieser Gifte in Menschenkrankheiten gründlich zu entdecken?

Aus dem Geschlechte der Gurkenarten gehört der Giftkürbis, die Koloquinte, (Cucumis colocynthis Linn.) zu den scharfen Giftpflanzen. Er ist ein kleiner Kürbis, von der Größe einer geballten Hand, welchen man aus Persien, Aegypten oder Aleppo schon geschält zu uns bringt.

Die bei uns gepflanzten erreichen zwar durch Nässe und warme Pflege endlich die ausländische Größe; ihr Mark aber bleibt unthätig und enthält kein so heftiges Purgierharz, als der Kürbis der Levante hat. Der Geschmack dieser Kürbisse ist die allerheftigste Bitterkeit des gesammten Pflanzenreichs, und der Bestandtheil, der diese ausserordentliche Kraft ausübt, und ein übermäßiges Purgieren erweckt, kömmt auf ein sehr zähes Harz an, welches Erbrechen, einen übermäßigen Stuhlgang, und Magen- und Darmentzündung zur Folge hat, wenn es innerlich gebrauchet werden sollte. Man kann sich von der drastischen Gewalt dieses Markes schon daraus einen Begriff machen, daß es, bloß in der Hand erwärmt, heftig purgieren soll.

Die Pflanze selbst ist ein auf der Erde sich fortschleppendes Sommergewächs, von rauhen Stängeln, Blättern und Gabeln, so zwischen den Blättern und Stängeln hervorbringen. Jedes Blatt hängt an seinem eigenen ziemlich langen Stiele. Die Blätter sind bestaubt, haarig, von unten weiß getüpfelt und sehr ausgeschnitten. Auf die blaßgelbe Blüte folgt ein glatter, runder und birnförmiger, gelbgrüner, gescheckter, oder pomeranzengelber Kürbis von weißem Fleische, so schwammig, brennend bitter ist; und kleine weiße, harte, glatte Saamen mit scharfen Rändern hat.

Zu den giftigen Zwiebelgewächsen gehört

1) die Kaiserkrone (Fritillaria imperialis Linn. Lilium 5. Corona imperialis Bauh.) und

2) die Herbstzeitlose, nackte Jungfer, Wiesensafran, Spinnblume, Michaelisblume (Colchicum autumnale Linn. Colchicum commune Bauh.)

Das eigentliche Gift der Kaiserkrone steckt in der Zwiebel derselben, ehe die Blätter ausbrechen; zu andern Zeiten ist die Zwiebel unverdächtig. Sie ist saftig, wenn man sie durchschneidet; es wird aber ihr wässerigter Saft bald gelblich, und hat einen üblen, scharfen, auffallenden Geruch, wie der Knoblauch oder wie die Ausdünstung des Ziegerbocks. Der Saft brennt die Zungenspitze, er wirkt mit vieler Schärfe darauf, und führt zugleich einige Bitterkeit bei sich.

An

An ſich iſt die Zwiebel groß, gelb, ſie beſitzt ſehr dicke ſaftige Schuppen. Die Blätter ſind ohne Einſchnitt, und die Blumen ohne Geruch und mehrentheils einfach. Jede Blume hat ihren eigenen Stiel, und kommt aus der Seite des Stengels rings um denſelben hervor, um einen oder mehrere Kränze zu beſchreiben. Die Krone iſt wie eine Klocke, feuerroth, jedoch auch hellgelb, blaugelb und weißgeſtreift. Sie beſteht aus ſechs Blättern, deren jedes ein glänzendes Grübchen voller Saft hat.

Camerer gab von dieſer eckelhaft riechenden Zwiebel, deren Geſchmack auf der Zunge brennt, einem Hunde anderthalb Loth ein. Nach Verlauf einer Stunde wurde derſelbe müde, er brach einen gelben, zähen Schleim, und es erfolgte ein krampfhaftes Zittern. In dem lebendig geöffneten Thiere fand man den Magen zuſammengeſchnürt, blauröthlich, das Gedärme leer, den Milchſaft gelb und zähe, und den andern Tag faulten ſchon alle Eingeweide. Da man Leber, Milz, Gekröſe blaulicht fand, ſo ſcheint der Saft dieſer Zwiebel noch ſchärfer als im Schierlinge zu ſeyn, weil ſich der Saft der kleingemachten Zwiebel früher mit dem Blute vermiſcht, da man den Schleim im Magen und den Milchſaft im Milchbehälter gelb und zähe fand.

Beobachtungen am menſchlichen Körper zeigen ſelbſt eine ähnliche Schädlichkeit. Dahin gehört die Geſchichte, welche uns Rodius aufgezeichnet hat:

Ein Bedienter eines deutſchen Edelmannes zu Padua hatte kaum die Zwiebel der Kaiſerkrone, nachdem er ſie geſchnitten und in ſüßem Oele und Salz gebraten hatte, geſpeiſt, ſo hatte er mit allen den Zufällen zu kämpfen, welche ſonſt auf den Gebrauch des Schierlings erfolgen, und konnte durch die kräftigſten Mittel kaum wieder hergeſtellt werden.

Die Herbſtzeitloſe, welche der letzte Putz der Flora iſt, wächſt auf naſſen Wieſen 5 bis 6 Zoll hoch, blühet im Auguſt und September. Ihre Zwiebel iſt anderthalb Zoll lang, einen Zoll breit, etwas zuſammengedrückt, oben zugeſpitzt, unterwärts breit, und hier brechen viele Wurzelfaſern hervor. Ihre vielfache Schalen ſind ſchwärzlich; gemeiniglich hängen ihr einige junge Zwiebeln zur Seite. Inwendig iſt ſie weiß, und mit einem milchigten Safte angefüllt.

Im Anfange des Herbſtes entwickelt ſich die ſchöne Blume aus der Zwiebel, ſteigt über dieſe hinauf, erſcheint mit den hellgelben Staubſäcken oberhalb der Erde, und läßt ihren Eierſtock in der Zwiebel zurück. In dieſem Eierſtock ſetzen ſich die drei Staubwege der Blume hinieder, die ſehr zart, und beinahe einen halben

Fuß

Fuß lang sind, und in der zarten Röhre der Blume stecken, wie in einer Scheide. Diese empfangen von den sehr am Blüteeinschnitte angewachsenen Staubfäden den befruchtenden Staub, und übergeben ihn dem Eierstock. Sobald die Befruchtung geschehen ist, so treibt diese Zwiebel vier oder fünf lanzettenförmige, große lilienartige Blätter herauf, welche im März erscheinen, und es setzt sich eine neue Zwiebel an, die im Anfange des Sommers saftig, fleischig, hellbraun, von weißem Fleische, wie ein umgekehrtes Herz beschaffen, an der Seite gewölbt, längst herab gestreift, an der andern Seite flach und mit einer Kerbe gezeichnet ist, in der eine dünne weiße Scheide von grünlicher gestreifter Spitze liegt, aus der die Blume heraufsteigt. Diese junge Zwiebel wird im nächsten Herbste durch die Schuppen hervorgedrängt. Jede Scheide bringt im Herbste zwei bis sieben und mehr Blumen.

Die Blume ist ohne Geruch, zuweilen auch durch die Kunst gefüllt, von allerhand Farben schön gemischt; indessen spielen doch alle ihre Farben gemeiniglich in das Weiße oder Röthliche. Die aus einem Stücke bestehende Krone hat eine sehr schmale, oft zwölf Zoll lange Röhre, die sich auch oben immer mehr erweitert und in sechs ovale Ausschnitte zertheilt. In der Röhre dieser Krone sitzen die sechs hellgelben Staubfäden, mit dem Staubsäckchen und rothgelblichem Staube, nebst fadendünnem sehr langen Griffel, mit ihren zurückgeschlagenen Narben, laufen längst der ganzen Krone bis in den Fruchtknoten der Zwiebel herab.

Die Blätter sind ziemlich lang und breit, von oben glatt, der Stellung nach aufrecht, lang elförmig, von spitzigem Ende, und stecken in einer langen Scheide. Man findet nur drei oder vier Blätter, die im Mai aus der Zwiebel heraufsteigen, und sie schließen die herzförmige spitzige Frucht im Frühlinge halbverdeckt zwischen ihrem Grunde ein.

Die Frucht ist an sich eine birnförmige, runzliche, inwendig in drei eirunde Fächer abgetheilte Blase, und in diesem Saamengehäuse befinden sich viele rundliche, gerunzelte, schwarzbraune Saamenkörner.

Diese Zwiebel verlangt einen schwarzen, feuchten, guten Boden. Wenn der Saame in den aufspringenden Nähten der Fruchtkapsel reif geworden, so hebt man die Zwiebel aus der Erde, trocknet sie drei Wochen lang im Sande ab, und legt sie in frische Erde. In den Gärten verlangen die Zwiebeln eine Pflege, wie sie die Tulpen erfordern.

Die ganze Pflanze ist giftig, das Vieh läßt sie unberührt stehen, die

Blu-

Blumen sind ätzend, und dennoch berauschen sich die Türken mit einem wenigen Aufgusse derselben. Der Saame der Herbstzeitlose tödtet Menschen und Hüner. Zu Anfange des Sommers besitzen die Zwiebeln einen eckelhaften scharfen Geschmack. Sie machen die Zähne stumpf und den Speichel unerträglich bitter. Die Fingerspitzen, welche den Saft berühren, werden unempfindlich, und von der Zubereitung des Zeitlosenessigs wird die Nase, die Brust und die Harnwege vermöge der giftigen Ausdünstung angegriffen.

Hunde, Vieh, Hirsche, Damhirsche ꝛc. sterben von dem Genuß dieser Pflanze an Entzündung, Verengerung des Magens, an Abschälung der Darmhäute, mit Erbrechen, Bauchflüssen, Krämpfen, Zittern, Kraftlosigkeit und stinkenden, zähen übermäßigem Schweiße. Wenn der Mensch die Blume oder Zwiebel genießt, so zieht sie ihm die Kehle zusammen, die Zunge erstarrt, der Speichel fließt häufig zu, und es erfolgt ein brennender häufiger Harnreiz und Harnfluß, leerer Reiz zum Stuhlgange, ein Brennen im Magen, Kopfschmerz, Schluchzen, häufiger Durst, verdorbener Appetit, ein starker Bauchfluß und bisweilen der Tod. Der Genuß der Blume, die sehr scharf schmeckt, hat eine tödtliche Ermattung, unerträgliche Darmschmerzen zur Folge. Schon der Geruch des Saamens tödtet Hüner, und erregt im Menschen heftiges Erbrechen, Krämpfe, Herzklopfen, entsetzliche Bangigkeit und den Tod.

Zwei Kinder, die vom Saamen gegessen hatten, erbrachen sich heftig, man gab ihnen warme Milch, und das eine Kind starb. — Das sicherste Gegengift ist Essig, nebst ölichen schleimigen Mitteln zum Getränke und Klistir.

Der **braunrothe Fingerhut, braunes Waldglöckchen, braunes Fingerkraut** (Digitalis purpurea Linn.) ist ein giftiges Saamengewächse, das in den Wäldern vom Mai bis in den Brachmonat blüht. Alle Theile desselben besitzen eine bittere Schärfe, die den Schlund verletzt. Ihre **Wurzel** ist zaserig und bitter, der **Stengel** etwas haarig, eckig, von ziemlicher Dicke, oft über vier Fuß hoch, und bisweilen röthlich. Jedes Blatt hat seinen eigenen Stiel, es ist langeiförmig, an beiden Enden langspitzig, am Rande mit schiefen Zähnen ausgeschnitten, wie eine Säge, bleichgrün und dicht mit weichen feinen Haaren besetzt.

Die **Blumen** bilden an der Spitze des Stengels eine lange Aehre und haben fünf **Staubfäden**, darunter nur vier **Staubsäcke** und zur Befruchtung aufgelegt sind; jeder hat seinen eigenen kurzen, etwas haarigen

Stiel,

Stiel, der mit einem Blättchen besitzt ist. Der Kelch ist kurz, fünftheilig. Die Krone groß, fast ganz und gar purpurroth und von der Figur eines Fingerhuts; der Untertheil ist mehr fleischroth, und stellt eine breite und bauchige Röhre vor. Oben theilt sich die Krone in vier kurze rundliche Abschnitte, deren unterster weiße, runde, in Ringe eingeschlossene Flecken macht.

Das Saamengehäuse bestehet aus zwei Schalenhälften, und zwei Fächern, an deren Rändern 4eckigte Saamenkörner hängen.

Der gelbe Fingerhut (Digitalis lutea Linn.) der ohne Seitenäste zwei Fuß hoch wächst, und dessen Blumen in einer Reihe am Gipfel des Stengels hinauf, sämmtlich nach einer Seite gekehrt sind und abwärts hängen, wächst in Wäldern und blüht vom Mai an bis zum Brachmonat.

Von ihm gilt alles das, was von dem braunrothen Fingerhute gesagt worden ist.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Stratagem des Kambyses *).

Als der persische König Kambyses, in der Absicht Aegypten zu unterjochen, gegen Pelusium anrückte, verschlossen ihm die Aegyptier alle Zugänge und stürmten mit ihren Katapulten **) Pfeile, Steine und Feuer der andringenden Armee entgegen. Kambyses, um seine Leute zu schonen, benutzte den Aberglauben der Aegyptier. Er ließ, wie Polyän erzählt, Hunde, Schaafe, Katzen und andere Thiere, welche die Aegyptier damals göttlich verehrten, vor seine Armee führen. Die Aegyptier, fürchtend, sie möchten ein heiliges Thier verletzen, hörten gleich auf, Perser zu tödten. Kambyses nahm daher ohne weitern Verlust Pelusium, und bald darauf auch den größten Theil von Aegypten ein.

B.

*) S. Polyaeni Strat. L. VII.

**) Ich lese κατατάται, wiewohl die Lesart κατατάται auch erklärbar ist.

Hannöveriſches Magazin.

17tes Stück.

Freitag, den 27ten Februar 1801.

Etwas über einige giftige Pflanzen und Stauden, die gewöhnlich in den gedruckten Blumenſaamen- und Pflanzenverzeichniſſen der Handelsgärtner mit aufgeführt haben.

(Fortſetzung.)

Schweinsbrod, Saubrod, Waldrübe, Erdapfel (Cyclamen europaeum L.) Dieſe kleine Pflanze wächſt in trockenen, ſchattigen, waldigen Gegenden, und blühet im Frühlinge. Ihre Wurzel, die einige Jahre dauert, iſt groß, fleiſchig, langrundlich, flachgedrückt, und zeichnet ungefähr die Figur von einem Magen, der von außen ſchwärzlich und inwendig weiß iſt. Jedes Blatt hat ſeinen eigenen Stiel, iſt faſt zirkelrund, oder herzförmig und eckig, einfarbig, oder in der Mitte ſchwarz und weiß gefleckt, mellenfarbig bemalt, oder auf der Unterfläche beſtändig, oder doch gegen den Winter roth, oder mit purperrothen oder gelben, oder weißen Adern bezeichnet. Unten iſt jedes Blatt am Stiele rundlich ausgeſchnitten, und der ganze Blattrand ſchmal ausgeſchartet. Die Blätter kommen auch unmittelbar aus der dicken Wurzel hervor.

Jede Blume hat einen nackten Stiel, welcher ſich nach abgefallener Blume wie eine Schraube zuſammen zieht, und mit der Blume unmittelbar aus der Wurzel herauf ſteigt. Die Blume hat fünf vollkommene Staubfäden, deren Staubſäcke zuſammen ſtoßen, und nur einen Staubweg mit ſpitziger Narbe machen. Der Kelch beſteht aus einem Ganzen, ſo aber oben fünffach geſpalten iſt. Die radförmige Krone hat eine ganz kurze Röhre mit einem hervorragenden Saume. Oben iſt die Krone in fünf große und lange Lappen getheilt, die ſich wie an den weiſſen einfachen Narziſſen zurückſchlagen.

Die Farbe der Krone ist bald ganz weiß, bald ganz röthlich, bald purpurroth. Das Saamengehäuse ist kugelrund, aus fünf Schalenstükken zusammen gesetzt, die vor der Reife auseinander springen. Inwendig findet sich nur eine einzige Zelle mit vielen grünlichen, eckigen Saamen in trockenem Marke. Die dicke eirunde, knollige, harte Wurzel ist, sonderlich im Herbste, von einem wilden, schleimigen, und zulezt scharfen Geschmack, und purgirt roh und frisch sehr heftig.

Die Küchenschelle, Osterblume, das graue Bergmännchen, Schottenblume, Bocksbart (Anemone pulsatilla Linn.) findet man an sonnenreichen Hügeln, in Wäldern und bergigen Gegenden und auf trocknen ungebauten Feldern, auch auf steinigen Hügeln im April und Mai blühend, etwa von einer Spannenhöhe. Ihre Wurzel ist groß, holzig, braunschwarz, inwendig weißlich, bringt die mehrsten Blätter selbst hervor, und ist bei ihrer Größe mit Borsten bekränzt. Ihre häufigen Wurzelblätter werden von einer weißlichen Wolle überzogen, und sind auf langen Stielen stehend, und in Fäden zart zerschnitten, wie eine Hutfeder aufwärts gekehrt und doppelt gefiedert. Der Stengel, der bis zu einer Fußhöhe aufsteigt, ist blätterlos und bekömmt dafür eine vielfach geschnittene Schirmdecke, ob er gleich nur eine Blume trägt, ganz astlos und unterwärts behaart ist. Eben so sind die Blätter, die aus einer haarigen Scheide kommen, dicht mit einer weißen Wolle bekleidet. Die Blume ist groß, ohne Kelch an der Stengelspitze. Ihre Krone öffnet sich wie eine Tulpe weit, besteht aus sechs haarigen purpurrothen Blättern. Der Saame trägt lange seidenartige Schwänze an sich, und glänzt wie Silber. Die Blume enthält kürzere, aber zahlreichere gelbe Staubfäden und Fruchtknospen, die sich in ein spitziges Knöpfchen vereinigen.

Das Kraut der Küchenschelle ist scharf, zieht Blasen auf, seine Ausdünstungen greifen das Auge an, und man findet die größte Schärfe in der Wurzel.

Aehnliche Wirkungen bringt auch die schwärzliche Küchenschelle, schwärzliche Windblume (Anemone pratensis Linn.) hervor. Ihre Wurzeln sind länglicht, runzlicht, voll Zasern von ungleicher Dicke; Stengel, Blätter, Staubfäden, Staubwege und Saamen sind wie bei der hervorgehenden, aber ihre Blumen sind viel kleiner und hängen über. Die Krone ist viel dunkler gefärbt, und beinahe schwarz, und die Blättchen an ihrer Spitze umgebogen. Man findet sie auf magern sonnigen Feldern.

Springkraut, Springkörner, breitblättrige Wolfsmilch (Euphorbia lathyris Linn.) blüht im Junius, treibt einen vier Fuß hohen gera-

den

den saftige Stengel mit dichten Lanzettenblättern. Der Hauptschirm macht vier Blattstralen, die sich in zwei theilen; die kleine Blume ist gelblich, und die Frucht wie eine grüne Kirsche, mit drei Saamenkörnern versehen.

Die Saamenkörner dieser Milchpflanze erregen einen schneidenden Stuhlgang, Krampf und Entzündung.

Der gemeine **Wunderbaum** (Ricinus communis Linn.). Sein Stengel ist glatt, und grün oder roth. Die **Blätter** sind groß, glänzend, grün und strecken sich wie Finger aus. Seine **Blumen** haben keine **Krone**; einige von ihnen, nemlich die männlichen Blumen, haben eine einblättrige, fünftheilige Blumendecke, die nebst den häufigen, ästigen Staubfäden gelb sind; die weiblichen haben eine dreitheilige Blumendecke, die violetfarbig ist, und einen Fruchtknoten mit drei borstigen Griffeln und gespaltene Narben von hellrother Farbe. Die gestachelte Saamenkapsel enthält drei eirunde Saamen.

Dieser Saame wirkt äußerst heftig, erregt die grausamsten Bauchflüsse, das hartnäckigste Erbrechen, und in dem Magen und Gedärmen Entzündungen, welche leicht in einen tödtlichen Brand übergehen.

Der Kellerhals, Kellerkraut, Seidelbast, Lausekraut, Lorbeerkraut, Bergpfeffer, falscher Pfefferstrauch, deutsche Pfefferstaude, Pfefferbeere (Daphne mezereum Linn.). Dieser Strauch ist den Wäldern kalter Gegenden und den Bergen gemein; er blühet im März, und bisweilen schon im Schnee des Februars, und man erziehet ihn wegen seiner wohlriechenden Blumen auch in Gärten. Der Stengel treibt dichte Aeste, die mit einer glänzenden, grauen und zähen Rinde überzogen sind. Die **Blätter** sind zart, glänzend, glatt, saatgrün, lanzettenförmig und tragen eine erhabene Mittelader. Die Blätter sprossen erst nach verwelkter Blüte in den ersten Frühlingstagen hervor. Die **Blumen** sind pfirschblüthfarbig und schön von Ansehn, sitzen ohne Stiele an den Strauchästen in einer langen gedrungenen Reihe, gewöhnlich drei und drei beisammen. Der untere Theil der **Krone** ist haarig, und sie selbst zähe und fest. Der **Kelch** mangelt. Die trichterförmige Blume theilt sich an ihrer Mündung in vier eiförmige geöffnete Blätter. Vier Staubfäden sind kurz und vier länger. Die aufgerichteten Staubsäcke sind zweifächrich, und die grünen Beeren von der Größe der Erbsen werden im August reif und scharlachroth; sie sind einfächrich, rund, und verschliessen ein rundliches, fleischiges Saamenkörnchen.

Die Beeren erregen, so wie die übrigen Theile der Pflanze, Blasen auf der Haut, ein starkes Brennen

im Schlunde, einen unauslöschlichen Durst, anhaltende Leibesschmerzen, hitzige Fieber, und ziehen den Tod nach sich. Das Rindvieh leidet davon eine blutige Ruhr, und Wölfe und Hunde sterben davon. Selbst die Bienen fliehen die Blumen. Die Giftbeeren dienen dem Maler zur Farbe. Die russischen Frauenzimmer schminken oder entzünden vielmehr damit ihre verblüheten Wangen.

Der immergrüne Kellerhals (Daphne Laureola Linn.) wächst auch in den Wäldern und an den Bergen, ist sehr dauerhaft gegen die Kälte, und blühet im März. Seine Zweige haben eine graue, glänzende und sehr zähe Rinde. Seine festen dicken Blätter stehen ohne deutliche Stiele rund um die Zweige herum; sie sind länglicht und glänzend, auf ihrer Oberfläche dunkelgrün, auf der untern aber matter, und fallen nie ab. Seine Blumen zeigen sich meistens im Hornung büschelweis, zwei bis fünf Stück neben einander, zwischen den Blättern auf sehr kurzen grünen Stielen. Die Blumenkrone ist grüngelb, einblättrig, trichterförmig, von vierspaltiger Mündung, und die einfächrige, kleine, spitzrunde Beere erst grün, und nach der Reifung schwarz. Der einzige Saame hat die Figur von einer Keule.

Diese Staude hat mit der vorigen nicht nur viele Aehnlichkeit, sondern auch die giftige Beschaffenheit gemein, und in allen ihren Theilen mit dem gemeinen Kellerhals die nemliche Schärfe.

Der Sumach (Rhus). Bekanntlich giebt es mehrere Arten des Sumachs. Alle Arten desselben sind giftig. Ihre Blumen sind weißgrünliche Sträuße, die Krone fünfblättrig, der Saame eine Beere, das Gewächs nordamerikanisch, der Saft milchweiß oder gelbbraun, stinkend, und er färbt das Linnen dauerhaft schwarz. Schon die Ausdünstung dieser Giftbäume in einer Stube, oder vor dem Winde, oder der Geruch macht, daß das Gesicht aufschwillt, der Leib mit Bläschen beschlägt, die sich erst abschellen müssen, die Augen verschwellen, und der Rauch des brennenden Holzes wirkt ebendasselbe. Von der Berührung des Saftes wird die Hand so hart, als ein zugerichtetes Leder, ja manche Leute dürfen sich diesem Baum kaum nähern, wenn sie schwitzen, weil sie sonst schwellen.

Zu den betäubenden Pflanzen aus dem Geschlechte der Nachtschatten, gehören vorzüglich 1) die einschläfernde Judenkirsche, 2) der Bittersüßstrauch, 3) der gemeine Nachtschatten, 4) die Liebesäpfel, 5) die Jungfernbrüste, 6) die Tolläpfel und 7) der Alraun.

Die einschläfernde Judenkirsche (Physalis somnifera Linn.) ist ein

ein kleiner Strauch von zwei Fuß Höhe, mit länglichten ungezackten Blättern, blaßgelber radförmiger Blumenkrone, von zottigem, nach Verwelkung der Blume aufschwellendem Kelche, und gelben oder rothen Kirschen, von deren Saamen die Hühner sterben.

Der Bittersüßstrauch, Hirschkraut, Waldnachtschatten, steigender Nachtschatten, je länger, je lieber (Solanum Dulcamara Linn.) wächst an feuchten schattigen Orten und Wassergraben, wo er im Julius blüht. Die langen ruthenförmigen Stengel dieses strauchartigen Gewächses, schlingen sich um andere Nebensträuche, um sich in einiger Höhe der Welt zu zeigen. Die Blätter wechseln am Stiele, sind unten herzförmig, die obern setzen einen, meistens zwei Blattlappen an, und sind zugespitzt, aber ohne Zähne oder Ausschartung. Die violenfarbenen Blumen hängen traubenweise an Nebenstengeln, und bilden mit ihren geschlossenen Staubsäcken mitten in der Blume einen vorragenden gelben Zapfen. Die Beeren sind länglich rund und scharlach roth. Die kleinen, rundlichen, gelben Saamenkörner liegen in der rothsaftigen Beere in zwei Reihen der Länge nach.

Besonders die Beeren dieser Pflanze sollen ein heftiges Erbrechen und Bauchflüsse, grausame Bauchschmerzen und einen aufgetriebenen Unterleib bewirken. Die Schafe lassen dieses Gewächs unberührt stehen, und dreißig Beeren haben einen Hund innerhalb drei Stunden getödtet, und sind in seinem Magen unverdauet gefunden worden.

Man kann übrigens das Bittersüßkraut zur Bekleidung grüner Wände und mit noch größerem Vortheile zum Austrocknen der Sümpfe und zur Errichtung natürlicher Dämme in den Wäldern gebrauchen.

Der kleine Nachtschatten, gemeiner Nachtschatten (Solanum nigrum Linn.) wird ziemlich häufig an öffentlichen Orten, Gartenzäunen, sandigen Stellen, in Gärten und Mistbaufen, wo er im Julius blüht, gefunden. Der gewundene ästige Stengel wird etwa einen Fuß hoch. Die eirunden Blätter haben einen dichtgezähnten Rand und Stiele. An den weißen Blümchen bilden die Staubsäcke eine gelbe Spitze in der Blumenmitte. Die Beeren sind erst grün, dann schwarzglänzend und von der Größe der Erbse.

Die Schweine sterben von diesem narkotischen Kraute, sonderlich sind die Beeren den Enten und Hühnern tödlich. Der Geruch soll Schlaf machen, wenn das Kraut den Kindern in die Wiege gelegt wird. In Dalmatien backt man es in Butter, und genießt es, um sich sanft einzuschläfern.

Die

Die Liebesäpfel, Goldäpfel (Solanum lycopersicum Linn.) haben einen zwei Fuß hohen haarigen Stengel, gelbgrüne Blätter von mehrern Ausschartungen. Im Herbste erscheinen die mattgelben kleinen, glatten Blumen an einfachen Traubenkämmen, auf welche ein kugelrundes, weiches, grünes, rothbäckiges Aepfelchen, mit rundem, glattem, haarigem Saamen erfolgt. Die ganze Pflanze riecht etwas übel. Die Alten schrieben den Aepfelchen einen verliebten Wahnwitz zu.

Die Jungfernbrüste (Solanum mammosum Linn.). Der Stengel ist gestachelt und das Blattwerk herzförmig, so lang als breit, doch oben und unten haarig und gestachelt. Die Birnäpfel haben eine goldgelbe Farbe und sind giftig.

Die Tolläpfel (Solanum insanum Linn.) haben einen gestachelten Saamenstengel, und die runden Blätter sind an ihren beiden Flächen mit einem weichen Filze besponnen.

Der Kelch der großen Blume ist gestachelt, die Krone mattblau oder röthlich, die Frucht glänzend, glatt und schwarz.

Der Alraun, Hundsapfel, Erdapfel (Atropha mandragora Linn.) hat einen bittern eckelhaften Geschmack und widerlichen Geruch. Die dicke Wurzel täuscht den Aberglauben mit ihren zwei Schenkeln. Es fehlt der Stamm, und die Pflanze ist blos ein Kraut von vielen dunkelgrünen Blättern, welche breit sind, und eine Elle lang wachsen. Die Blumenkrone ist weißlich, und spielt in mattes Purpur, etwas haarig, glockenförmig und mit fünf Staubfäden versehen. Sie blühet bereits im Februar und setzt eine runde, saftige, scharfriechende, gelbgrüne oder bleichgelbe Beere an. Die Wurzel soll entkräften, und Schlaf und Träume machen.

Der gemeine Stechapfel, Dornapfel, Stachelnuß, Igelkolbe, stinkende Stechapfel (Datura stramonium Linn.) wächst bei uns an Gräbern, Aeckern, Misthaufen, in Gärten, an andern wilden Stellen, und blühet im Julius und August. Die Wurzel ist dick und ungleich zaserig. Die Blätter des zwei Fuß hohen zerästeten dreieckigen Stengels sind groß, glatt, breit, dunkelgrün, zart, gadert, langstielig, und machen am Rande Winkelspitzen und Buchten, wie der Halbmond. Die Blume ist groß, oft gefüllt, weiß, einblättrig, trichterförmig, von cylindrischer Röhre, länger als der Kelch, der einblättrig, fünfeckig, fünfzähnig und bauchig wächst. Die Staubfäden stellen Pfriemen vor, und die Griffel einen Faden.

Der Stechapfel ist beinahe eirund, graubraun, zweifächrig, vierschalig, erst grün gestachelt, und enthält eine Menge Saamenkörner, die schwarz, flach

flach und ohne Gewürzgeschmack sind. Die ganze Pflanze schwitzt eine klebrige Feuchtigkeit aus, und selbst ihr Geruch ist widrig und giftig.

Schon vorlängst ist der Stechapfel als eine berufene Giftpflanze und betäubendes Gift durch eine Menge trauriger Fälle an Menschen und Vieh charakterisirt worden. Dahin gehört Kraut, Blume, sonderlich der in Wasser, Milch oder Wein abgekochte Saame, und sogar die Ausdünstung dieser Theile in Zimmern, vornemlich der abgetrocknete Saame. Durch diesen ehrlosen Weg schläfern Diebe und Kupler ihre Schlachtopfer ein, und berauben sie mitten in ihren süssen Träumen. Die Russen gießen Bier auf diese Pflanze, wenn sie sich und andere berauschen wollen. Ausser diesem pflegen sich Leute an dem Stechapfelsaamen zu vergiften, wenn sie diesen statt des Schwarzkümmels (Nigella) oder der Klettenwurz (Bardana) und der kleinen Rosinen abkochen und gebrauchen. So zog der Genuß von 2 Loth Stechapfel, die eine Amme in Berlin unter dem Kaffee in der Absicht gekocht, getrunken hatte, um die verlohrne Milch wieder zu bekommen, heftige Uebelkeiten, schneidende Schmerzen im Magen und ein gewaltiges Aufblähen und Schwellen nach sich. Man hatte diesen mit Schwarzkümmel verwechselt, und sie starb bei allem angewandten Fleiße einige Wochen darauf. — Das ganze Gewächs kömmt in Dörfern, Flecken und vor den Thüren sehr häufig vor, und es ist dessen Ausdünstung für einen, der des Morgens, wenn der Thau oder Regen noch daran hängt, nüchtern bei dieser Giftpflanze stehen bleibt, so auffallend, daß derselbe von dem üblen Geruche Uebelkeiten und Kopfschmerzen empfindet.

Die Wirksamkeit der Pflanze äußert sich durch eine Berauschung, Betäubung, Verlust des Gedächtnisses, durch Wahnwitz, Wuth, Begeisterung, Zittern, durch Krämpfe, Aufspringen der Sehnen, kalte Schweiße, Schlummer, Schlagflüsse, entsetzlichen Durst, Lähmungen, Stumpfheit der Sinnen, Schwindel, Unbeweglichkeit und Funkeln der Augen, Sprachlosigkeit, großen Frost und Hitze, Kopfschmerzen, Röthe des Gesichts, Zahnknirschen und den Tod. Ein Blatt aufs Augenlied gelegt, erweitert den Augenstern. In den Leichen findet man das graue Gehirnmark voller Blut von den zersprengten Blutgefäßen. Ein halbes Loth Stechapfelsaamen ist schon unvermeidlich tödtlich. Selbst die Schweine taumeln, wenn sie den Saamen verschlucken, laufen wild umher, fallen nieder und sterben an Krämpfen.

Ein Kind von anderthalb Jahren hatte mit dem Saamen des Stechapfels gespielt und solchen hinunter geschluckt. Sechs Stunden darauf starb es. Es war nach dem Genusse

dese-

desselben so steif geworden, daß man an demselben weder Arm noch Fuß bewegen konnte. Endlich ließ die Steifigkeit allmälig nach, und es erfolgte ein Erbrechen von einigen Körnern. Die Mutter gab ihm warme Milch zu trinken, worauf es sich erbrach, ruhig ward und zu schlafen schien. In der Nacht röchelte es, ein blutiger Schaum legte sich vor den Mund, das Gesicht überzog sich mit einer schwarzblauen Farbe, und es starb gleich darauf ohne alle Zuckungen und Bewegung. Der Unterleib des Körpers war aufgetrieben und voll brauner Streife, das Gedärme aufgeblähet, und man fand im Unterleibe viel ausgetretenes gelbes Wasser. Magen und Gedärme zeigten indessen keine Spur von Entzündung, aber die Leber, Lunge und die Milz hatten braune Streife. In dem welken Herzen und in den Adern war das Geblüt flüßig, aufgelöst und dünne. Alle im Gedärme gefundene Körner waren roh, ganz unverdaut; und hieraus läßt sich folgern, daß das Gift des Saamens durch seine phlogistische Ausdünstung unmittelbar in das Nervensystem, mit der Kraft des Opiums wirken müsse, weil sonst der vom Saft berührte Magen am ersten entzündet worden wäre, wie man an den scharfen Giften beobachten kann.

(Der Schluß folgt.)

Anekdote.

Ein witziger Kopf wurde einst auf einem Spaziergange von einem andern Witzling, der eine ungewöhnlich lange Nase hatte, gefragt, was es an der Zeit sey? — Meine Uhr geht nicht, sagte jener; aber wir können es doch erfahren. Kehren Sie mir ihr Gesicht zu, und öffnen Sie ihren Mund; ihre Nase wird den Sonnenzeiger machen, und die Zähne können statt der römischen Zahlen dienen.

Hannöveriſches Magazin.

18tes Stück.

Montag, den 2ten März 1801.

Etwas über einige giftige Pflanzen und Stauden, die gewöhnlich in den gedruckten Blumenſaamen- und Pflanzenverzeichniſſen der Handelsgärtner mit aufgeführt ſtehen.

(Schluß.)

Schwarzes Bilſenkraut, Teufelskraut, Prophetenkraut (Hyoſciamus niger Linn.) wächſt im Schutte auf ungebaueten Stellen, Kirchhöfen u. ſ. w. und blühet im Julius und Auguſt. Die Wurzel iſt lang, dick, runzlich, braun, inwendig weiß, und dauert zwei Jahre aus. Ihr Geſchmack iſt fett, und ſie hat die Figur einer Spindel. Die ganze Pflanze bekleidet ein weiches Haar, und ſie wächſt zu einer Höhe von zwei Fuß. Ihre Blätter ſind ungleich groß, werden nach und nach oben zu immer kleiner, ſind lang, am Rande federartig ausgeſchweift, ohne Stiel, und umgeben den haarigen Stengel von unten. Die Blumen bilden eine lockere Aehre von blaßgelber Krone, ſo mit zarten Purpuräderchen ein Netzwerk macht. Der Kelch iſt einblätterig, röhrenförmig, unten bauchig, am Rande fünftheilig, und fällt nicht ab. Die Blume iſt einblätterig trichterförmig, von einer kurzen Cylinderröhre, und hat eine aufgerichtete, in fünf Lappen getheilte Mündung. Die fünf Staubfäden ſtellen Pfriemen vor, der Staubſack und Eierſtock ſind rundlich, der Griffel ein Faden, der Staubweg knöpfig, und das Saamenbehältniß eine eirunde, zweifächrige Kapſel mit einer Stürze, die endlich abfällt. Die Blätter der Pflanze machen etliche, doch nicht ſehr tiefe, aber ſpitzige Ausſchnitte, am Ende ſind die Blätter ſcharf zugeſpitzt und enthalten weißgrüne Adern. Meiſtentheils iſt der Stengel mit den Aeſten etwas dick, ſchwammig und gerade, oft aber auch krumm und knorrig.

Die ganze Pflanze ist an sich etwas klebrig, athmet einen widrigen schädlichen Geruch, und schläfert dadurch die Menschen ein. Kühe, Schafe und Schweine genießen die Pflanzen ohne Schaden. Mit dem Bilsensaamen machen die Roßhändler die Pferde fett. Zwei Loth des Blättersafts schadeten einem Hunde nicht, obgleich Gänse, Mäuse, Fliegen und andere Insekten davon sterben.

Auf den innerlichen Gebrauch der Bilsenwurzel, als im Salate, statt der Pastinackenwurzel, oder des Saamens statt des Dill- und Mohnsaamens, und der Frucht statt der Haselnüsse, sind die traurigsten Auftritte erfolgt. Der Saame ist klein, getüpfelt, rauh und nierenförmig. Ein halber Skrupel des Saamens stürzt schon den Menschen in Lebensgefahr. Von einem halben Skrupel erfolgte die Epilepsie, und auf ein halbes Loth, Raserei. Die traurigen Erscheinungen auf den Genuß der Pflanzentheile sind leichter Wahnwitz von Fröhlichkeit mit lächerlichen Stellungen und Geberden, ein trauriges Geberden, man versinkt in eine unempfindliche Gleichgültigkeit, in einen Temperamentsrausch, der Kopf wird schwer, schwindlich, das Gesicht dunkel, falsch und doppelt. Die Augen sind bis zum Funkeln gespannt, man wird sprachlos, an einigen Theilen gelähmt, und zuletzt verfällt man in einen tiefen Schlaf, dem der Tod ein Ende macht. In den Leichen strotzten die Blutgefäße der Gehirnhäute vom Blute, und der Magen ist voll blauer Flecken. Ehedem weissagte die delphinische Orakelpriesterin mit Hülfe dieses Krauts, so davon auch herba Apollinaris genannt wurde.

Zur Kur dient nach dem Erbrechen zuerst Oel und Milch, und nachher der Essig. Wenn dieses und andere betäubende Gifte, nach der Art der scharfen Gifte, durch Erbrechen und Abführen wirken sollte, und dies es ist oft der Fall, so fange man damit an, daß man den Schlund durch eine in Oel getauchte Federfahne, oder durch Wasser mit vielem Baumöle zum Erbrechen reizt, dann Milch und Honig, oder Essigwasser zum Getränke und Klistiren anräth, welche man mit Stuhlzäpfchen von Honig, Seife, Salz und Alaun abwechselt. Nach diesem gebrauche man erst die Mittel gegen die betäubenden Gifte; den Aufguß von gehörig starkem Kaffee, das kalte Essigwasser, die Buttermilch, die kühle Luft, das Eigelbe in altem Weine, und der Kranke muß ins eins weg den Kopf, Leib und Füße in kaltem Wasser baden, um die schlaffen Nerven zu spannen.

Weißes Bilsenkraut. (Hyoscyamus albus Linn.) Dieses ist nur ein Sommergewächs, treibt aber früher im Jahre, als das schwarze. Stengel und Blätter sind wie bei dem schwarzen, nur daß die letztern kleiner und dichter, und mit weißen Haaren

ren bekleidet sind; sie sitzen auf einigen Stielen, seine Blumen sind bald größer, bald kleiner; ihr Kelch ist weißer, als bei dem schwarzen, und gestreift; ihre Krone, die im Grunde bald grün, bald schwarzroth aussieht, kömmt in der Figur dem vorhergehenden gleich. Die Saamen sind weißlicht. Auch diese Art erregt eben die Zufälle, die auf das schwarze Bilsenkraut folgen, nur das sie etwas schwächer sind.

Der Orant, Dorant, wildes Löwenmaul, Teufelsband, Todtenkopf, Affenschädel (Antirrhinum Orontium Linn.) gehört zu den betäubenden Giftpflanzen mit Larvenblumen.

Es ist diese Pflanze ein Sommergewächs, wächst auf Brachfeldern und Aeckern, und blühet das ganze Jahr. Der Stengel ist aufrecht, ästig, zottig und rundlich. Die Blätter sind lanzettenförmig, weich, fett anzufühlen, schmal, nicht scharf zugespitzt, aber von Geschmack bitter. Die Blumen bilden eine Art von Aehre, und der fünftheilige Kelch reichet über die Krone hinaus, ist roth gezeichnet, und hat einen rauchen gelben Gaumen. Die Krone ist purpurfarb, mit einem gelblichen Filze bedeckt, und besteht in einer breiten Röhre, aufgeschwollenem Schlunde, umgeschlagener Oberlefze und kurzem Sporn an der Unterlefze. Die Figur des reifen Saamenbehälters macht an den drei aufspringenden Stellen Löcher, die mit kleinen Schuppen versehen sind, und man glaubt daher, die Augenlöcher eines Skelettkopfes, oder einen Menschenschädel vor sich zu sehen.

Vormals gehörte diese Pflanze mit unter die sieben Berufskräuter, und wurde zu allerlei abergläubischen Absichten gemißbraucht, und heut zu Tage weiß man, daß sie giftig ist.

Das Christophskraut, Christophswurz, Schwarzkraut, Schwarzwurz, heidnisch Wunderkraut, Wolfswurz (Actaea spicata Linn.) gehört unter die betäubenden Pflanzen mit vielen Staubfäden. Es wächst an verschiedenen hohen, waldigen Bergen und in schattigen Klüften der Berge, und blühet im Mai und Junius. Es wird über zwei Fuß hoch. Die Wurzel ist schwarz, haarig und rauch. Die Blätter sind wie die Blätter der Doldengewächse ausgeschnitten, glänzend, glatt, dreimal, und jeder Schnitt wieder dreimal aufgeschlitzt und gezähnt. Die Blumen stehen an Traubenkämmen, und stellen fast einen eiförmigen Strauß dar; sie sind klein, nebst dem Kelche weißlich, und fallen im Verblühen mit dem Kelche ab. Die Beeren sind schwarz und im Herbste reif und trocken. Die vier Blumenblätter sind an beiden Enden zugespitzt, bisweilen zeigen sich dreißig haarförmige, oben breitere Staubfäden.

fäden. Die ovale, glatte, einfächerige Beere enthält viele halbkuglichte Saamen in zwei Reihen übereinander. Die mit Alaun gekochten Beeren machen eine schwarze Tinte. Eine einzige Beere bringt ein Huhn ums Leben.

Der Kirschlorbeerbaum (Prunus laurocerasus Linn.) mit den zwei Drüsen unten an jedem Blatte. Auch die Rinde hat grüne erhabene Warzen. Die Blätter sind dick, dunkelgrün, wohlriechend, lang, lanzenförmig, am Rande ausgezähnt, von der Figur der Lorbeerblätter, und vom Geschmack der bittern Mandeln. Am Blattstiele befinden sich zwei oder drei Paar braune Drüsen. Die Blumen machen längliche Büschel. Die Krone besteht aus fünf weißlichen Blättern, die glockenförmig anzusehen sind, und zwanzig Staubfäden enthalten. Die Blütezeit fällt in den Mai oder Junius. Die Früchte sind fleischig, rund, mit einer Spitze, und der Kern besitzt eine angenehme Bitterkeit. Die Blumen und Blätter sind wohlriechend. Daß aber das Abkochen der Blätter äußerst gefährlich werde, ersieht man daraus, weil man von ihnen ein Giftwasser destilliren kann, mit welchem sich ein Goldmacher in England ums Leben brachte. Die fetten Theile der Milch und das starke Aufkochen mildern zwar das Gift der Blätter, welches das Feuer zum Theil verflüchtiget, zum Theil die fetten Theile in die Enge bringt, indessen ist es doch sehr gefährlich, wie viele thun, die Blätter in Milch zu kochen und zum Thee zu gebrauchen. Zwei Löffel voll des abgezogenen Wassers machen Epilepsie, Schaum vor dem Mund und geschwinden Tod. In der That ist hier fette Milch das Gegengift. In den Leichen findet man die Lunge und Niere ganz entzündet, und die Schlagadern fast ohne Blut.

Das Kirschlorbeerwasser, dieses neuere und schärfste Magengift nach Fontana, erregt die heftigsten Krämpfe, und das Thier wendet sich, nach einer kleinern Dose, mit dem Kopfe gegen den Schwanz mit entsetzlichen Verzerrungen. In diesen Krämpfen stirbt es. Als Klistir tödtet es gleichfalls Thiere unter den heftigsten Darmkrämpfen. Zwei Theelöffel voll des Wassers waren genug, daß Kaninchen von der Mittelgröße in dreißig Secunden in Krämpfe verfielen und in einer Minute starben. Von mehr Wasser starben Thiere ohne allen Krampf, und, wie vom Blitz getroffen, augenblicklich. Bestrich man einen entblößten Muskel mit dem Wasser, so fuhren Krämpfe auf und das Thier starb. Und dennoch wirkt es, innerlich gegeben, in viel kleinerer Dose, heftiger und schneller.

Weder Nattergift, noch das Pfeilgift der Amerikaner, Tikunas, beschädigt entblößte Nerven; ob sie gleich, ins Blut übertragen, auf der Stelle

ums

umbringen. Deſtillirt man die Blätter des Kirſchlorbeerbaums ohne zugegoſſenes Waſſer, ſo bekömmt man einen Geiſt, der in kleiner Doſe ein Thier ſogleich hinrichtet.

Wenn man etliche Tropfen des Kirſchlorbeeröls Thieren in die Augen ſtreicht, ſo fallen ſie nach einigen Augenblicken um und ſterben. Ein Leinewandsſtreif mit dieſem Oele getränket und in den Schnabel der Tauben geſteckt, tödtet ſie ſchnell.

Wäre man im Stande, dieſes Oel unmittelbar am Herzen anzubringen, ſo hat man Urſache zu vermuthen, daß die Thiermaſchine mit einemmal ſtille ſtehen müßte, weil es eine weſentliche Eigenſchaft dieſes Oels iſt, allen Muskelfaſern ſogleich ihre Reizbarkeit zu benehmen. Ein Tropfen Oel, den man aufs Herz der Fröſche fallen ließ, hemmte im Niederfallen den Herzſchlag ſo vollkommen, daß man ihn durch keine Nadelſtiche wiederhervorbringen konnte. Der Geiſt thut eben das, aber weder ſo ſchnell, noch ſo nachdrücklich. Das an das entblößte Froſchgehirn geſtrichene Oel wirkt mit eben ſo tödtlicher Gewalt.

Selbſt Schlangen, welche man zwang, fünf Tropfen Oel zu verſchlingen, verloren den Augenblick alle Bewegung, und in zwei Minuten waren ſie todt, ohne durch Stiche die Reizbarkeit wieder zu bekommen.

Die Belladonna, Wolfskirſche, Tollkirſche, Waldnachtſchatten, Tollkraut, Teufelsbeere, Wuthbeere, tödtlicher Nachtſchatten. (Atropa Belladonna Linn.) Dieſe Pflanze, nachdem ſie einige Jahre hindurch perennirt, wächſt in Gebirgen, ſchattigen Waldungen und Schlagholzungen, und blühet im Julius und Auguſt. Die Wurzel iſt lang und dick, und der Stengel dünne, etwa vier oder fünf Fuß hoch, dunkelroth und zu Aeſten ausgebreitet. Die Blätter ſind fünf bis ſechs Zoll lang, rund, derb, geſpitzt, dunkelgrün, von unten etwas hellgrün, weich, haarig, groß ohne Zähne. Die vielen Blumen drängen ſich mit ihren Stielchen aus den Blattwinkeln hervor, und hängen nachher niederwärts, ſie ſind groß, glockenförmig, geſtreift, inwendig purpurroth, am Grunde gelb, und von außen grünlich und behaart. Der Kelch iſt einblättig, höckerig, in fünf geſtreifte Lappen getheilt, und fällt unter der Kirſche nicht ab. Die einblätterige Blume öffnet ſich mit einem ovalen Schlunde, deſſen Rand abſteht, in fünf faſt gleichförmige Lappen, enthält fünf Staubfäden wie Pfriemen gebogen, der Eierſtock iſt halb eirund, der Griffel ein gebogener Faden, der Staubweg knöpfig, und die Kirſche, oder die große Beere, für die man alle Näſcher und beſonders Kinder nicht zu viel warnen kann, iſt kegelrund, zweifächrig, glänzend, und der häufige Saamen darin nierenförmig, klein und getüpfelt.

Eine

Eine Menge tragischer Berichte, die alte und neue Schriften von den giftigen Eigenschaften der durch ihr schönes Ansehn und den süßen Geschmack verführenden Wolfskirsche bekannt gemacht haben, versichern uns von ihrer Schädlichkeit und bestätigen ihr Gift hinlänglich, womit das dänische Kriegsheer des Sveno durch die Schotten, die den Saft der Kirsche unter das Getränk mischten, unglücklicher Weise eingeschläfert, und durch einen Ueberfall zu Grunde gerichtet wurde.

Die Schafe genießen das Kraut ohne Nachtheil, obgleich die Wurzel und Blätter ebenfalls giftige Bestandtheile enthalten. Der Genuß der Kirsche entzündet den Magen und den Schlund zum Krampfe, Durst, Erbrechen, Aufschwellen, Kopfschmerzen, Blindheit, Wahnwitz; er zieht Berauschung, Schwindel, Schlafsucht, Zittern und den Tod nach sich.

Die Leichen der Unglücklichen gehen sehr schnell in die Faulung über, sie laufen ganz gewaltig auf, und werden gemeiniglich hart; an den Spitzen der Finger, in dem Gesichte, auf der innern ganzen Seite oder über den ganzen Leib werden sie schwarzblau, oder sind mit Brandflecken gleichsam besäet, aus allen Oeffnungen des Leibes, besonders aus dem Munde, Nase und Ohren, fließt Blut oder Schaum, rothgelbes scharfes Wasser hervor; die Oberhaut löst sich ab, und es steigt ein unerträglicher Gestank in die Luft.

Das Gegengift sind Brechmittel, Kaffee, erweichende und abführende Klistire.

Ueber den Gebrauch der Belladonna bei Menschen und Thieren gegen den Biß von tollen Hunden, hat der sel. Hr Superintendent Münch schon vor mehrern Jahren, sowohl in diesem Magazin, als in einem 1783 besonders herausgegebenen Berichte, umständlich gehandelt.

Die purpurrothe Platterbse. (Lathyrus Cicera Linn.) Diese schlingt sich durch ihre einfache Gabeln einen Fuß hoch hinauf. Ihre Blätter sind groß, breit und oval. Die Blume ist klein, der Kelch glockenförmig, und die Krone dunkelblauroth mit vier Blättchen versehen. Die Schote ist flach gedrückt, und die Erbse eckig.

Nach den Wahrnehmungen eines Binningers und Duvernai bringt der häufige Gebrauch dieser Erbsen eine Gelenksteifigkeit an Händen und Füßen. Herr Doctor Hinzel sah auf den Genuß derselben bei einer ganzen Familie Lähmung der Schenkel und Knie erfolgen.

Der Bergsturmhut, blaues Eisenhütlein, blaue Wolfswurz. (Aconitum Cammarum Linn.) Man trifft denselben auf hohen Gebirgen in seinem natürlichen Standorte an. Die

Wur-

Wurzel ist knollig, stellt gleichsam eine Steckrübe vor. Ihr Stengel wird etwa drei bis vier Fuß hoch, und die Blühzeit fällt in den Junius. Der Stengel ist ästreich, dick, belaubt und blumenreich. Die Blätter sind dunkelgrün, fest, glänzend, breit, keilförmig, und die Einschnitte der Lappen sperren sich auseinander. Die zahlreichen Blumenähren sind locker gestellt, und die dunkelblauen Blumen, die keinen Kelch haben, enthalten über dreißig Staubfäden. Die dunkelblaue Krone hat hie und da grüne Nuancen, ist länger, als breit, und ihre fünf rundlich gebogenen Helmblätter sind ungleich groß. Jede Blume hinterläßt drei bis fünf trockne Saamengehäuse mit vielen schwarzen rauchen und beinahe viereckigen Saamen, die in der Schote liegen.

An der Pflanze sind alle Theile, und besonders der ausgepreßte Saft von einer solchen Schärfe, daß derselbe Speichelfluß, Zungenlähmung, blaugeschwollene Lippen, starkes Erbrechen, Magendrücken, heftige Bauchflüsse, ein Aufschwellen des Unterleibes, ein Brennen im Gedärme und eine Empfindung hervorbringt, als wenn im Leibe Ameisen herum krächen. Es zeigen sich Schmerzen in den verschiedenen Theilen des Körpers, Schwindel, Lähmung der einen Körperhälfte, Schwachheit, Wuth, Starrsucht, Zuckungen, Bangigkeit, eine schwarzblaue Gesichtsfarbe, und nach diesen Zufällen ein plötzlicher Tod.

Den Berichten zufolge tödtet schon der Saft in der Wunde, es erfolgen Ohnmachten, Magenkrämpfe, Bangigkeiten, Hitze und Durst.

Auch der Ausdünstung der Pflanze hat man schädliche Kräfte zugeschrieben, Bangigkeiten und Ohnmachten auf ihre Rechnung gezählt. Sogar der Dampf der brennenden Pflanze soll nach einigen Wahrnehmungen nachtheilige Folgen für die Gesundheit haben.

Der Napell, blaues Eisenhütchen, Sturmhut, Kappenblume, Teufelswurz, Narrenkappe, Wolfswurz. (Aconitum napellus Linn.). Man trift denselben bei uns besonders in Gärten der Landleute an, und auf hohen Gebirgen wild, wo er etwa zwei Fuß hoch wächst. Er blühet im Julius und August. Die Wurzel ist rübenförmig. Der Stengel ist aufrecht, steif, bis fünf Fuß hoch, und er endigt sich in eine walzenförmige Blumenähre, welche gedrängt auf dem Stengelwipfel aufsitzt. Die Blumen sind vollkommen dunkelbraun, und ihr oberstes Blatt hat mit einer Sturmhaube oder Helm alle Aehnlichkeit. Die häufigen Blätter sind schwarzgrün, steif, glänzend, und bis an den Stiel in drei bis fünf nochmal ausgeschnittene Lappen zertheilt, darunter der Mittellappe allezeit

zeit dreitheilig ist. Die Krone ist fünfblättrig; das obere Blatt ist der eigentliche Helm, die zwei Seitenblätter sind rundlicher, und die zwei untersten klein und eiförmig. Es sind zwei Honiggefäße da; die zahlreichen Staubfäden sind braungelb, und die drei Saamenkapseln, worin die Schoten liegen, stellen einen grünen Kelch mit umgebogenen Spitzen vor.

Die Alten leiteten diese Pflanze aus dem Geifer des Cerberus her. In Rußland lockt man die Wölfe durch Fleisch herbei, unter welches die Tartarn Napell hacken. Das übermäßige Erbrechen, welches die Wölfe davon bekommen, macht andere Wölfe nach der ausgewürgten Speise lüstern, und alle kommen davon um. Man kömmt den Ziegen und anderm Vieh, so davon gefressen, mit Butter zu Hülfe.

Gelber Sturmhut, gelbe Wolfswurz, gelbes Eisenhütchen. (Aconitum lycoctonum Linn.) Er blühet in den Monaten Jun. und Julius, man trift ihn sehr häufig in den Gärten an, und er ist bis auf die Blätter dem Napell ähnlich, welche an dem gelben Sturmhute breiter, haariger, handförmig, und in fingerähnliche Lappen ausgeschnitten sind. Die Blumenkrone ist zottig, gelbgrün, und das obere Halmblatt der vorhergehenden zeigt sich hier walzenförmig, und folglich die Blume röhrig. In Norwegen blühet dieser Sturmhut nicht gelb, sondern jederzeit blau.

Die Wurzel brachte zu Antwerpen eine ganze Tischgesellschaft, der man sie als Salat aufgetragen hatte, ums Leben. Die Blumen verursachen brennende Leibesschmerzen u. Schwindel. Das Dekokt von der Pflanze tödtet Fliegen, Wanzen und die Läuse des Viehes, so wie die Jäger mit der Wurzel Wölfe und Iltisse, Ratten und Mäuse hinrichten, wenn sie die Wurzel mit Wasser abkochen, oder mit Oel zur Salbe einreiben. Der ganzen Art fehlt der Kelch. Unter dem Honigbehälter finden sich sechs kleine Schuppen im Kreise.

Anfrage.

In Nr. 260. des Reichsanzeigers von 1800. hat Senf zu Dürrenberg die Erfahrung mitgetheilt, daß 11 Pf. 20 Loth Holz von 7½ Zoll Länge eben so viel Wirkung oder Hitze gemacht haben, als 20 Pf. 52 Loth desselben Holzes von 15 Zoll Länge; obgleich die Einrichtung des Herdes nicht darnach war, daß kurzes Holz verhältnißmäßig mehr wirken mußte, als langes. Wie läßt sich dieses erklären?

A. H. Homeyer.

Hannöverisches Magazin.

19tes Stück.

Freitag, den 6ten März 1801.

Nachricht von einigen Gegenständen, welche seit der letzten Bekanntmachung bei Königl. Churfürstl. Landwirthschaftsgesellschaft verhandelt worden sind.

Es sind, unter mehrern andern, vorzüglich folgende, bei der Societät seit der letzten Bekanntmachung dieser Art vorgekommene, Gegenstände, welche sich zu einer öffentlichen Bekanntmachung qualificiren.

Die von der Gesellschaft gemachte Erfahrung, daß mancher isolirte Landwirth oder auch einzelne Gemeinden in Niedersachsen, Bemerkungen über Ackerbau und Viehzucht gemacht haben, welche entweder bisher übersehen worden, oder deren noch kein landwirthschaftlicher Schriftsteller erwähnt hat, deren weitere Verbreitung gleichwohl von wesentlichem Nutzen seyn kann, hat bei derselben den Entschluß bewirkt, eine periodische, lediglich auf praktische Landwirthschaft gerichtete Schrift, unter dem Titel: Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft heraus zu geben, deren Zweck hauptsächlich dahin geht, Thatsachen, welche von praktischen Landwirthen bemerkt worden, zu sammeln, und ohne Vorurtheil und Systemsucht zu prüfen. Mit diesem Zwecke ist zugleich ein anderer — dem Landwirthe allerlei nützliche Nachrichten zu geben, und ihn mit denjenigen Conjuncturen, welche auf den Verkauf und Ankauf seiner Produkte und Bedürfnisse Einfluß haben können, bekannt zu machen — verbunden. Zwei Jahrgänge dieser Zeitschrift sind bereits im Publiko in den Jahren 1799 u. 1800 erschienen.

Die Societät hatte bekanntlich zwei Preise auf die beste Beantwortung folgender beiden Aufgaben ausgesetzt:

1) Wie viele Arbeiter männlichen Geschlechts sind zur guten Bewirthschaftung eines Vollhofes von etwa 60 — 100 Morgen Landes und dazu gehöriger Wiesen; ingleichen eines

Halbhofes von 30 — 50 Morgen Calenberger Maaße unumgänglich erforderlich? Wie viel Zugvieh muß ein solcher Hof halten? Wie sind die Wirthschaftsgeschäfte am vortheilhaftesten in solchen Höfen einzutheilen, um mit der geringsten Anzahl von Arbeitern und Zugvieh auszukommen? Und welche Fehler werden dagegen begangen?

Unter den eingegangenen Beantwortungen ward die mit dem Motto: Bos, Canis, Interpres etc. für die beste gehalten, und ihr der ausgesetzte Preis von 15 Ducaten zuerkannt. Bei Eröffnung des Zettels fand sich der Herr Pastor Ernst Rudolph Schulz zu Barrcamp als Verfasser derselben.

Einer andern Beantwortung ward, weil sie die Frage, wegen Eintheilung der Wirthschaftsgeschäfte besonders umständlich beantwortet hatte, eine Vergütung von 5 Dukaten zugebilliget, deren Verfasser der Küster und Organist Hr. Behre zu Hainholz bei Hannover war. Mit dem Abdruck der Beantwortung des Hrn. Pastors Schulz ist in dem ersten Stücke des dritten Jahrganges der Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft der Anfang gemacht worden.

2) Da die Anlegung der Schwemmwiesen im Lüneburgischen immer mehrern Fortgang gewinnt, und das Locale noch unzählige Gelegenheiten dazu anbietet, diese Operation auch unter die ganz eigenthümlichen und wichtigsten landwirthschaftlichen Verbesserungen dieser Provinz gehört; — indem mittelst Herbeileitung des Wassers an den Fuß beträchtlicher Sandhügel, diese nach und nach ganz weggeschwemmt und auf ihren Grund reichhaltige Bewässerungswiesen angelegt werden; — so hatte die Societät auf die beiden vollständigsten, mit Kenntniß der sämmtlichen schon vorhandenen Anlagen dieser Art abgefaßter Abhandlungen, zwei Preise für die beste und nächstfolgende Bearbeitung derselben ausgesetzt.

Auf den bestimmten Termin lief nun zwar keine solche Beantwortung ein; bald nachher aber, jedoch nicht in der Form einer Concurrenzschrift, eine solche, die den Wünschen des engern Ausschusses völlig entsprach, weshalb auch dem verdienstvollen Verfasser derselben, Hrn. Oeconomiecommissair J. Fr. Meyer, der doppelte Preis zuerkannt wurde. Sie befindet sich nicht nur im dritten Stücke des zweiten Jahrganges der erwähnten Annalen abgedruckt, sondern ist auch einzeln zu haben.

Für die Besitzer des ersten Theils des Beckerschen Noth- und Hülfsbüchleins hat die Societät eine Anzahl Exemplare des zweiten Theils zur gleichfallsigen unentgeldlichen Vertheilung kommen lassen, weshalb

halb sich die Empfänger des ersten Theils bei der Societät zu melden haben.

Die von der Societät unter der Direction des engern Ausschusses errichtete Lesegesellschaft hat zwar in der Maaße nicht Statt finden können, daß in entferntern Gegenden die Bücher von einem Interessenten zum andern circuliren, weil sie bei den zu zerstreut wohnenden Theilnehmern zu weite Reisen hätten machen müssen. Indessen steht selbige fortdauernd jedem Landwirthe unsers Landes offen, der sich den Bedingungen zu unterziehen geneigt ist, welche er bei der Societät in Erfahrung bringen kann.

Sodann hat die Societät nachstehende Prämien und sonstige Aufmunterungen wirklich verwilliget:

1) dem Förster Breithaupt auf der Vorstadt bei Celle, wegen bewiesenen Fleißes in Urbarmachung des ihm ausgewiesenen Kamps, 20 Thl.;

2) den Dorfschaften Luhdorf und Maschen, Amtsvogtei Pattensen, wegen angelegter Futterbaukämpe nahe bei den Dörfern, die ausgelobte Prämie von 3 Thl. für den Morgen, nebst dem freien Kleesaamen;

3) dem Hrn. Amtsvogt Herbst zu Pattensen, Amts Winsen an der Luhe, wegen dir. der Societät wiederholt gegebenen Beweise seines unermüdeten Bestrebens in Beförderung landwirthschaftlicher Industrie seiner Gegend, und der dadurch bewirkten Verbesserung des Landhaushalts, ein silberner Becher mit der Inschrift: Königl. Landwirthschaftsgesellschaft dem Herrn Amtsvogt Herbst zu Pattensen;

4) der Dorfschaft Potzwenden, Amts Radolphshausen, behuf Anlegung von Ackerfontanellen, 30 Thl., nebst einer Quantität Klee- und Esparcettesaamen;

5) dem Einwohner Joh. Prage zu Steterdorf, Amts Bodenteich, für Entdeckung einer Mergelgrube und damit versuchter Düngung, die ausgelobte Prämie von 6 Pistolen;

6) dem Artilleristen Lütjens und dem Häusler Heins in Belsen, bei Annahme und Bebauung eines wüsten Hofes in Wardböhmen, Amtsvogtei Bergen, behuf Anschaffung von Ackerwerkzeugen, einem jeden 30 Thl.

Behuf Holzcultur sind verwilliget:

1) den Amts Rehburgischen Dörfern Schneren und Mardorf 50, und darauf 10 Pfund Fuhrensaamen;

2) der Dorfschaft Toppenstedt, Amts Winsen an der Luhe, 50 Pf. Fuhrensaamen;

3) den Unterthanen des Amts Hitzacker, insonderheit den Dörfern an der Göhrde, auf zwei Jahre, jedes Jahr 100 Pf. Fuhrensaamen;

4) der Dorfschaft Graue, Amts Hoya, 160 Pf. Fuhren- und 80 Pf. Tannensaamen;

5) den Eingesessenen zu Klein Hanstedt 15 Thlr.; denen zu Simmerhausen 10 Thlr., und denen zu Beckeln 5 Thlr., sämmtlich im Amte Harpstedt, für Fuhrensaamen, behuf Dämpfung von Sandwehen;

6) den Unterthanen im Amte Nienburg, für Fuhren- und Tannensaamen ein Zuschuß von 60 Thlr.;

7) denen im Amte Hoya 46 Pf. Fuhren und 6 Pf. Tannensaamen;

8) denen im Amte Bodenteich, für dasmal und um die Lust zur Holzcultur in dasiger Gegend zu erwecken, 50 Thlr.

Die Kleesaamenvertheilung hat betragen, im Jahre 1797 und 1798 nahe an 14000, im Jahre 1799 über 15000, und im Jahre 1800 über 14000 Pfund.

An Medaillen sind vertheilt:

1) dem Einwohner Bohlmann zu Radbruch, Amts Winsen an der Luhe, wegen Austrocknung und Urbarmachung eines Sumpfes, wobei er einen seltenen Erfindungsfleiß bewiesen, die größere silberne Medaille;

2) dem Brinkköthner Dietmer in Hanstedt, dem Anbauer Macke daselbst, so wie dem Altvater Rinckmann in Quarrendorf, Amtsvogtei Pattensen, welche mit ausnehmendem Fleiße im schlechtesten Heide- und Sandboden durch künstliche Wasserleitungen neue Wiesen angelegt, einem jeden die kleinere silberne Medaille;

3) dem Küster und Organist Dreyer zu Neuenkirchen, wegen Anpflanzung des Acazien- und Maulbeerbaums, Anziehung von Weißdornsetzlingen aus dem Kern, und Urbarmachung eines Gartens, die größere silberne Medaille;

4) dem Untervogt Schröder daselbst, wegen gegebenen lobenswürdigen Beispiels in eigener Bearbeitung der ihm aus der Gemeinheit zugefallenen neuen Grundstücken, die kleine;

5) dem Johann Delventhal zu Tevell, wegen des, durch sorgsame Bearbeitung und Behandlung seiner Grundstücke erzielten bessern Korns und vergrößerten Heugewinnes gegebenen Beispiels zur Nachahmung, gleichfalls die kleine, und

6) dem Müller Heino zu Lünzmühlen, wegen Anlegung eines ansehnlichen Kamp Landes und einer Wiese in einem Sand- und Sumpfgrunde, und des dadurch sich und den Dorfschaft Grauen verschafften Vor-

Vortheils der Bewässerung dieses Neubruchs, die größere silberne Medaille;

7) den nachstehenden Einwohnern zu Nieder Marschacht sind wegen ihrer rastlosen, selbst mit großer Lebensgefahr verbundenen Thätigkeit und zweckmäßigen Vorkehrungen bei einem hohen Wasserstande der Elbe, wodurch sie ihre Dorfschaft und Ländereien von einem fast unvermeidlich scheinenden Deichbruche glücklich gerettet haben, Ausnahmsweise zugebilliget worden: dem Chirurg. Thiele die größere, jedem der beiden Söhne des Hüfeners Peter Meyer und dessen Knechte Claus Ohl die kleinere, und den Hüfenern Heine Mohrmann, Carstens Ahrens jun. und Paul Wenken die kleinste silberne Medaille;

8) dem Schulzen Conrad Jungebehre zu Ebergötzen, Amts Radolphshausen, wegen eingeführter halber Stallfütterung, die kleine silberne Medaille;

9) den Einwohnern Ernst Gade, Hans Jürgen Schulze und Wilhelm Meyer zu Stederdorf, Amts Bodenteich, wegen nachahmungswürdiger Wiesenverbesserung, jedem die kleine silberne Medaille;

10) dem Hrn. Brauer Völger zu Lüchow, wegen bewirkter Theilung und Abwässerung eines Moors mit dem Dorfe Dyahren, und dadurch für beide Theile erlangter mehrerer Heugewinnung, die größere silberne Medaille;

11) dem Hauswirth Bellahn zu Gülden, Amts Hitzacker, weil er durch sein Zureden gedachte Dorfschaft zu der Bestellung von 34 Morgen Heidland mit Fuhrensaamen vermocht, die kleine;

12) Johann Christ. Meyer zu Pattensen, als einem vorzüglich guten Hauswirth, die kleine;

13) den drei Mooranbauern Johann Ratje, Claus Dithmer und Lütje Gercke auf dem Borchelsmoore, wegen bewiesenen Fleißes und Eifers in schneller und geschickter Ziehung von Abzugsgraben und Dämmen, wie auch Aufbruchs des Moorlandes, jedem 1 Louisd'or und die kleine silberne Medaille.

Schließlich hat die Gesellschaft bei ihrer letzten diesjährigen Wintervers sammlung folgende Preisaufgabe ausgesetzt:

Welches sind, nach geschehener Gemeinheitstheilung im Fürstenthum Lüneburg, die zweckmäßigsten Mittel und Methoden, um nach Verschiedenheit des Grund und Bodens, der Lage und der Verhältnisse der Landleute, die Urbarmachung und den Anbau des aufgetheilten Landes auf eine nachhaltende Weise zu betreiben?

Es

Es würde dabei hauptsächlich auf folgende Umstände und Fragen Rücksicht zu nehmen seyn:

Wie ist nach Verschiedenheit der in dieser Provinz vorkommenden Bodenarten, des gegenwärtigen Zustandes der Oberfläche, und der Lage des Landes zu verfahren; oder zu welchem Zweck und zu welcher Cultur schickt sich jede, nach der Natur zu bestimmende, und wirklich hier vorhandene Bodenart am besten?

Wie wird derjenige bei der Urbarmachung zu Werke gehen können, der zureichendes Vermögen oder Credit besitzt, um sein Capital auf eine vortheilhafte und sichere Art in dem aufgetheilten Lande anzulegen? — Wie hingegen derjenige, welcher nur wenig im Vermögen hat, jedoch mit dem auf einem Bauerhofe gewöhnlichen Bestande von Menschen und Vieh, in so fern es andre dringende Geschäfte erlauben, fleißig daran zu arbeiten gesonnen ist?

Welche Einrichtung würde zu treffen seyn, wo mit der Gemeinheitstheilung ein Umsatz der bisherigen Ackerländerei oder sogenannte Verkoppelung verbunden wäre; so daß nunmehr der ganze Ackerbestand neben einander, oder doch in beträchtlichen Breiten oder Kämpen, die man Koppeln nennt, jedem aufgetheilt würde? — Welche hingegen da, wo eines unglücklichen Widerspruchs der Interessenten wegen, eine solche neue Auftheilung nicht Statt fände, und jeder seine bisherigen Aecker unter den andern zerstreuet, dazu aber noch einen privativen Antheil aus der Gemeinheit erhielte?

Wie würde zu verfahren seyn, wenn die aus der Gemeinheit zugetheilte Länderei in der Nähe des bisherigen Hofes läge, und also von hieraus bedünget und bearbeitet, die Wirthschaft folglich in eins gezogen werden könnte? — Was würde hingegen derjenige zu thun haben, dem ein beträchtlicher Antheil aus der Gemeinheit, aber an einem abgelegenen Orte zufiele; so daß ein neuer Meierhof oder Vorwerk zu dessen Bewirthschaftung angelegt werden, und die neue Länderei aus und durch sich selbst, etwa nur mit einiger Unterstützung von Heu und Stroh in den ersten Jahren urbar gemacht und bedünget werden müßte?

Hier würde besonders eine genaue Auseinandersetzung des Verfahrens von Jahr zu Jahr und eine Angabe des zunehmenden Bestandes von Zug- und Nutzvieh, bis das Land in eine reguläre Schlagwirthschaft gebracht worden ist, erforderlich seyn.

Würde es nach den Verhältnissen des Lüneburger Landes allgemein rathsam seyn, die Koppeln zu befriedigen oder einzuhägen; oder

nur

nur unter gewissen Umständen? — Und welche Art von Befriedigung wäre unter gegebenen Umständen die beste?

Die Königl. Landwirthschaftsgesellschaft verlangt jedoch nicht, daß man sich bei Beantwortung der Hauptfrage an die Ordnung der Fragen, worin jene hier zergliedert ist, genau binde; sondern hat dadurch nur die Hauptmomente angeben wollen, welche bei Beantwortung der Aufgabe in Betracht kommen. Auch wird sie solche Schriften zur Concurrenz zulassen, die nicht das Ganze vollständig, sondern nur einzelne hier angegebene Punkte beantworten, und die in gewissen entgegen gesetzten Fällen zu treffenden Maaßregeln gründlich anzeigen.

Zu dem Ende hat sie überhaupt dreihundert Thaler in Pistolen à 5 Thaler ausgesetzt, wovon 150 Thlr. der besten und vollständigsten Abhandlung, das übrige aber zur Vertheilung unter die drei nächst besten, oder nur einen Theil der Hauptfrage umfassenden Abhandlungen bestimmt ist.

Die Societät behält sich das Eigenthum und einen beliebigen Gebrauch der belohnten Schriften vor. Die übrigen werden nach angegebener Adresse ohne Eröffnung des versiegelten Namens zurück gesandt.

Sie müssen vor Ostern 1802. unter der Adresse: an Königl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle, eingesandt, und auf die gewöhnliche Weise mit einem Motto bezeichnet seyn.

Petersilien im Winter zu erhalten.

Die Blätter der Petersilie im Winter zu haben, wenn im Freien keine mehr hervorwachsen, gräbt man im Herbst eine Anzahl Wurzeln aus, wozu die kleinsten Wurzeln am schicklichsten sind, setzt dieselben in einen von Brettern zusammen gefügten Kasten, welcher 1 Fuß hoch und 1 oder ½ Fuß breit ist, und mit gemeiner Gartenerde angefüllt wird, so daß die Wurzeln 2 bis 3 Zoll weit von einander zu stehen kommen. Was die Länge des Kastens betrift, so richtet man sich darnach, daß derselbe bequem von einem Ort zum andern gebracht werden kann.

Diese Kasten können im Anfange in eine Speisekammer gesetzt werden; so wie aber die Kälte steigt, müssen sie eine Stelle erhalten, wo ihnen mehr Wärme gegeben werden kann. Wenn die Erde im Kasten zuweilen befeuchtet wird, so liefern die Wurzeln den ganzen Winter hindurch viele Blätter. Auf eben die Weise kann man im Winter grünes Schnittlauch haben, wenn man damit so wie mit der Petersilie verfährt.

Der Autor und der Buchhändler.

Buchhändler. Bedenken Sie, lieber Herr Vetter, daß ich Frau und Kinder habe, daß wir nahe Verwandte sind, daß Papier und Kienruß diese Messe wieder gestiegen sind, und daß Sie im Piket-piele auf dem Club fast immer einen Neunziger gegen mich haben. Unter diesen Umständen scheinen Zehn Thaler für den Bogen doch etwas viel zu seyn.

Autor. Und bedenken Sie, Herr Vetter, daß ich das Sittengesetz ganz von neuem bewiesen, und alle Einwürfe dagegen mit genialischer Kraft niedergedonnert habe, und daß das Buch gewiß Lermen machen wird.

Buchhändler. Gleichwohl werd' ich in den Lesebibliotheken und Lesegesellschaften nicht ein einziges Exemplar absetzen, auch nicht einmal eins als ein schickliches Weihnachtsgeschenk für die Jugend anbringen können, denn die Materie selbst war nicht einmal mehr in der vorigen Ostermesse neu.

Autor. Aber doch die Form, und rechnen Sie es denn für nichts, daß ich Recensent in sechs gelehrten Zeitungen bin, und mit den beiden neudenkensten Philosophen in gutem Vernehmen stehe.

Buchhändler. Lieber Herr Vetter, seyn Sie christlich.

Autor. Ey was?

Buchhändler. Das Honorarium ist doch eigentlich nur ein Ehrenlohn.

Autor. Mich freut es, daß Sie das fühlen. Und damit Sie sehen, daß es mir mehr um Ehre als Gewinn zu thun ist, so will ich das Manuscript zur Beförderung der Fortschritte der Menschheit in dem Reichsanzeiger ausbieten, und was dann ein andrer bietet, dafür sollen Sie es auch haben. Noch eins, wer bezahlt da die Einrückungsgebühren?

Buchhändler. Die werd' ich ja wohl zur Hälfte tragen müssen.

Autor. Die andre Hälfte mögen Sie mir dann an dem Ehrenlohn abziehen. Sie sehen also doch nun, daß ich ihr Freund bin.

Buchhändler. Bis auf die Neunziger im Piket.

L.

Hannöveriſches Magazin.

20tes Stück.

Montag, den 9ten März 1801.

Verſuch
über die Urſachen der jetzigen Theurung aller Lebens- und Haushaltsbedürfniſſe in den hieſigen Gegenden und einigen angränzenden Ländern.

Um den Gegenſtand, welcher den Inhalt dieſes Aufſatzes ausmacht, unter einen ſolchen Geſichtspunkt zu ſtellen, daß er richtig und deutlich gefaßt werden könne, muß ich vorläufig bemerken, daß Theurung, Preiserhöhung und Mangel wohl von einander zu unterſcheiden ſind, und in dieſer Gegend von Deutſchland kein eigentlicher Mangel, wohl aber eine übertriebene Theurung ſeit fünf Jahren herrſcht, und daß ferner die Urſachen dieſer Theurung ſehr verſchiedener Art und mancherlei ſind, daß ſie nicht in gleichem Maaße alle, ſondern nur gewiſſe Claſſen von Menſchen drückt; und daß, was dem Einen, je nachdem er zu dieſer oder jener Claſſe gehört, überaus theuer iſt, es dem Andern nicht iſt. Eine eigentliche Theurung ſtellt ſich nur zu gewiſſen Zeiten ein, und hört wieder auf, iſt alſo nicht anhaltend. Schlechte Jahre, Mißwachs, Krieg und ſonſt landverderbliche Uebel, ſind die Urſachen davon, und kann gar wohl Mangel und Hungersnoth daraus entſtehen. Hingegen hat die Preiserhöhung, welche ſeit einigen hundert Jahren nach und nach unaufhaltſam ſich herein dringt, ihren Grund in der Vergrößerung und Ausbreitung des Commerzes, in der Menge des Geldes und in deſſen verringertem innern Gehalt, in Vermehrung der Menſchen, in hohen Abgaben und Auflagen und in vielen andern Urſachen; ſie iſt fortdauernd, und nimmt ſeit Jahrhunderten in dem Grade zu, als das eben Geſagte ſich vermehrt.

Die gegenwärtige, ſo lange anhaltende Theurung hat eigentlich ihren Grund in dem jetzigen Gange der Weltbegebenheiten, in den immer fortdauernden Kriegen zu Waſſer und zu Lande, und in den Poſitionen gewiſſer Kriegsheere. Zugleich ſind die

nachbeschriebenen, hieraus entstehenden besondern Folgen die bekanntesten Veranlassungen dieser, für manchen so äußerst drückenden Theurung.

Erstlich: Der Aufkauf des Getreides und anderer Lebensbedürfnisse zur Versendung in auswärtige Länder, durch Entrepreneurs und ihrer zahlreichen Lieferanten, Unterlieferanten und Unterhändler.

Zweitens: Der Aufkauf jener unentbehrlichen Dinge zum Aufschütten auf Speculation, von reichen Kornkäufern, und auch von solchen Leuten, die selbst großen Zuwachs haben.

Drittens: Die Verproviantirung fester Plätze, der zahlreichen Flotten und Anfüllung der Magazine, mit Brod, Zwiback, Fleisch, Korn und andern Dingen, welche noch obenein in Kriegszeiten so oft verschüttet, verbrannt, und sammt den Feldern verheert werden.

Viertens: Für die ausgehenden Produkte, welche theuer bezahlt werden, kommen große Summen baares Geld ins Land, aber nicht in jedermanns Hände. Es erhalten solches die Land- und Güterbesitzer, und die, den Einkauf besorgenden Unterhändler und Lieferanten, auch solche Personen, welche durch ihren Kunstfleiß für das Ausland etwas hervorbringen.

Fünftens: Das auf diese Weise hereinkommende viele Geld hat in mancher Hinsicht einen großen unverkennbaren Nutzen; demungeachtet ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß in einem Lande zu vieles Geld hohe und theure Preise erzeugt, und gegen die Erzeugnisse der unentbehrlichen Dinge von seinem Werthe verliert.

Sechstens: Da die Landleute und alle diejenigen, welche Produkte, besonders Lebensmittel, abzustehen haben, während dieses Kriegs bei dem auswärtigen und großen Bedarf im Lande selbst, dieselben zu einem hohen Preise haben ausbringen können, so hat dieses die unbezweifelte Folge, daß, da ihrer Viele, vermöge ihres jetzigen Wohlstandes nicht um Geld verlegen sind, also nicht nöthig haben, ihr Korn und sonstige Dinge eilig und wohlfeil zu verkaufen, um ihre Abgaben entrichten zu können, und gewisse Nothwendigkeiten einzukaufen; sie ihren Zuwachs zurück halten, liegen lassen, und selbst mehr davon verzehren können, als in vorigen Zeiten. Sie gewöhnen sich daher an hohe Preise, wovon sie ungern wieder abweichen, welches sie auch um so weniger nöthig haben, da die verzehrende Classe, besonders die Stadtbewohner, ihre Erzeugnisse ganz nothwendig bedürfen; sie aber derselben Geld jetzt weit eher entbehren können, als vorhin.

Siebtens: Der Landmann hat nun einmal den Satz angenommen, daß er nimmt, was er kriegen kann; und wer könnte es ihm verargen, da die

die Zeiten ſich nicht gleich bleiben, und die Auftritte in der Welt wechſeln; er auch nicht weiß, ob nicht in Zukunft durch vermehrte Cultur, oder außerordentlich gute Aerndten im Lande und außerhalb Landes der Vortheil auch wieder auf Seiten des Stadtbewohners ſeyn möchte, wenn zumal des Geldes weniger wird, in die öffentlichen Caſſen zurück fällt, auch wohl außerhalb Landes geht, und daſſelbe wiederum einen höhern Werth in Anſehung der Produkte, Grundſtücke und Häuſer erhält. Wahr iſt es, daß der Landmann für ſein Getreide oft mehr erhält, als er erwarten konnte, wozu das widerſinnige Jagen und gewinnſüchtige Aufkaufen im Lande, durch begierige Commiſſionairs, die weder den Verkäufer, noch den eigentlichen Käufer ſchonen, die Veranlaſſung giebt. Hieher rechne ich auch das unüberlegte Kaufen unkundiger Leute auf den Wochenmärkten in den Städten, da ſie ſich zur größten Verwunderung des Bauern die Sachen einer dem andern unvernünftiger Weiſe auftreiben.

Achtens: Trägt auch die unerlaubte wucherliche Vor- und Aufkauferei der nothwendigen Lebens- und Haushaltsbedürfniſſe zum Wiederverkauf im Kleinen, ſehr viel zur Steigerung der Preiſe bei.

Aus dieſen angeführten Urſachen erhellet: daß nicht der Landmann, wohl aber der Stadtbewohner, und überhaupt die verzehrende Claſſe, beſonders aber alle diejenigen, welche weder mittelbar noch unmittelbar von dem vielen Gelde, was in's Land kömmt, auf die eine oder die andere Art etwas erhalten, in einem ſehr hohen Grade leiden. Aeußerſt hart iſt dieſe nun ſchon zu lange anhaltende Theurung für jeden, der von einer Beſoldung leben muß, welche vor 50 bis 100 oder mehrern Jahren nach dem Maaßſtabe des damaligen Werths des Korns und der Naturalien feſtgeſetzt wurde, welches Verhältniß jedoch gar nicht mehr Statt findet, ſo wie ich ſolches durch eine Vergleichung in der Folge zeigen werde. Auch diejenigen, welche von mäßigen Zinſen leben, und ſolche Menſchen, denen ein ſpärlicher Gewinn zum Unterhalte dient, ſind ebenwohl unter dem Drucke der ſehr fühlbaren Theurung.

Wenn das viele Geld in dieſer Gegend von Deutſchland ſo vertheilt ſeyn könnte, daß ein jeder nach ſeiner Lage verhältnißmäßig davon erhielte, und dieſe zu allgemein gewordene Waare von ihrem Werthe nicht ſo viel verloren hätte, und dadurch eben der beſoldete Mann, Rentirer ꝛc. nicht gerade bei dieſer Theurung am mehrſten gedrückt würden; ſo möchte es ziemlich einerlei ſeyn, ob man für die in vorigen Zeiten für wenige Geldzeichen erhaltene Lebensmittel, jetzt mit mehr ſolchen Zeichen bezahlen müßte. Aber hier liegt die Urſache, daß mancher die Theurung hart, mancher aber ſie

nur mäßig empfindet, und andere sie gar nicht fühlen, und diese Verhältnisse werden sich nie ganz ändern.

Ich halte mich berechtigt zu glauben, daß in diesem nördlichen Theile von Deutschland, und zwar in der Nähe von England und Holland, und in der Nachbarschaft der Städte Hamburg und Bremen, man wahrscheinlich nie recht wohlfeile Preise, aber wohl Ueberschuß an Gelde aus jenen fremden Ländern und diesen beiden Handlungsplätzen haben wird.

Dieses Geld erhalten ganz natürlich diejenigen, welche Lebensmittel, andere Produkte und Artikel des Kunstfleißes liefern können, auch diejenigen, welche als Lieferanten und Unterhändler dabei gebraucht werden. Aber derjenige, welcher nicht Producent ist, von dem Landmann, Kaufmann und Vorköcker seine Bedürfnisse haben muß, dabei seiner Verhältnisse wegen in dieser Landesgegend, besonders in einer Stadt wohnt, kann bei seinem bestimmten Einkommen an Gelde, welches gegen den Werth der Produkte nicht die Hälfte von dem ist, was es vor 50 Jahren war, das nicht bezahlen, was Producenten, reiche Leute, Lieferanten, Kornhändler und diejenigen, welche Deputate in Naturalien zum Lohn erhalten, auch solche, welche bei dem Steigen der Preise mit ihrem Verdienste gleichen Schritt halten, bezahlen können. Daher trift auch hauptsächlich die Theurung eben benannte Classe und etwa einige Kaufleute, Künstler und Handwerker, denen es die Concurrenz nicht verstattet, daß sie mehr Bezahlung für ihre Waaren und Arbeiten verlangen dürfen, als vorhin. Es kann daher nicht fehlen, daß viele dieser Leute bei der kärglichsten Lebensart, und selbst bei der Einschränkung auf ihre wahren nothwendigsten und unentbehrlichen Bedürfnisse, Noth leiden müssen.

So wie nun alle Dinge nur durch Vergleichung am zuverläßigsten geschätzt werden können; so will ich hier die Preise einiger der nothwendigsten und nicht zu entbehrenden gemeinsten Lebensbedürfnisse vor etwa 50 Jahren, und daneben diejenigen vom Jahre 1800. hersetzen, wodurch der Abstand jener Preise mit den jetzigen sehr einleuchtend wird.

Ich muß jedoch hiebei bemerklich machen, daß diese Preise nur zu einer gewissen Zeit, und so richtig sind, als Preise solcher Dinge, wovon hier die Rede ist, die so manchen Veränderungen und den Zeitumständen unterworfen sind, richtig seyn können; daß auch die Preise von 1750, wo gerade keine eigentliche Theurung war, von denen von 1800, freilich sehr abweichen, und daß man bis etwa vor 5 Jahren solches eine Preiserhöhung, in Ansehung der letzten 5 Jahre aber eine wahre Theurung nennen können.

Im

Im Jahre 1750. um Martini kostete:	Thl.	mgr.	pf.
Der Hmt. Weitzen	–	30	–
: : Rocken	–	18	–
: : Gerste	–	15	–
: : Haber	–	9	–
: : Erbsen	–	21	–
: : Bohnen	–	18	–
: : Wietsbohnen	1	12	–
: : Linsen	–	30	–
: : Buchweitzen	–	24	–
: : Salz	–	16	–
Ein Pfund Rindfleisch	–	2	4
: : Kalbfleisch	–	3	–
: : Hammelfl.	–	2	4
: : Schweinefl.	–	2	4
: : Schmalz	–	5	–
: : Speck	–	5	–
: : Schinken	–	6	–
: : Metwurst	–	8	–
: : Rothwurst	–	2	4
: : ord. Fische	–	2	–
: : Butter	–	3	4
: : Reis	–	2	4
: : Emder Käse	–	2	–
: : Baumöl	–	5	–
: : Rüböl	–	3	–
: : Thran	–	2	4
: : Talglichte	–	5	–
: : Flachs	–	3	–
Ein Hering :	–	–	6
8 Stück Eier :	–	1	–
4 : kleine Käse	–	1	–
$\frac{1}{16}$ Stübchen Breihan	–	1	2
$\frac{1}{16}$: ord. Braunbier	–	–	5
Ein Ort. Branntwein	–	6	–
: : Milch	–	–	6
Ein altes Huhn :	–	3	–

Im Jahre 1800. um Martini kostete:	Thl.	mgr.	pf.
Der Hmt. Weitzen	1	30	–
: : Rocken	1	3	–
: : Gerste	–	30	–
: : Haber	–	18	–
: : Erbsen	1	6	–
: : Bohnen	1	–	–
: : Wietsbohnen	2	18	–
: : Linsen	1	15	–
: : Buchweitzen	2	–	–
: : Salz	–	32	–
Ein Pfund Rindfleisch	–	4	–
: : Kalbfleisch	–	5	–
: : Hammelfl.	–	3	–
: : Schweinefl.	–	4	4
: : Schmalz	–	12	–
: : Speck	–	10	–
: : Schinken	–	10	–
: : Metwurst	–	16	–
: : Rothwurst	–	5	–
: : ord. Fische	–	4	–
: : Butter	–	12	–
: : Reis	–	6	–
: : Emder Käse	–	5	–
: : Baumöl	–	9	–
: : Rüböl	–	7	–
: : Thran	–	6	–
: : Talglichte	–	8	–
: : Flachs	–	7	–
Ein Hering :	–	3	–
2 Stück Eier :	–	1	–
2 : kleine Käse	–	1	–
$\frac{1}{8}$ Stübchen Breihan	–	2	–
$\frac{1}{8}$: ord. Braunbier	–	1	1
Ein Ort. Branntwein	–	8	–
: : Milch	–	1	2
Ein altes Huhn :	–	9	–

Eine

	Thl.	mgr.	pf.
Eine Gans	–	6	–
〃 fette Gans 〃	–	18	–
Ein Paar junge Hüner	–	3	–
〃 〃 〃 Tauben	–	2	–
〃 〃 〃 Enten	–	10	–
〃 〃 wilde Enten	–	6	–
〃 Haſe 〃	–	9	–
〃 Hmt. ord. Aepfel	–	6	–
〃 gewöhnl. Fuder Holz	2	18	–
〃 Centner Heu	–	17	–
Eine Stiege Stroh	–	8	–

	Thl.	mgr.	pf.
Eine Gans	–	18	–
〃 fette Gans 〃	1	–	–
Ein Paar junge Hüner	–	10	–
〃 〃 〃 Tauben	–	7	–
〃 〃 〃 Enten	–	18	–
〃 〃 wilde Enten	–	16	–
〃 Haſe 〃	–	27	–
〃 Hmt. ord. Aepfel	–	30	–
〃 gewöhnl. Fuder Holz	5	–	–
〃 Centner Heu	–	33	–
1 Stiege Stroh à 10 Pf.	–	24	–

Ungefähr ſind in dieſem Verhältniß und wohl mehr, auch die Grundſtücke, die Häuſer und die Land- und Hausmiethen, ſo wie auch das Gartengewächs, jedoch dieſes in geringerer Maaße, geſtiegen.

Der Kartoffelnbau wurde vor 100 Jahren wohl gar nicht, und noch vor 50 Jahren bei weitem nicht ſo ſtark betrieben, als jetziger Zeit. Die Kartoffeln, dieſe ſo wohlthätige Frucht, ſind noch immer zu einem billigen Preiſe zu haben, und ſo allgemein die Nahrung, beſonders der ärmern Claſſen geworden, daß in Ermangelung derſelben höchſt traurige Folgen eintreten würden.

Wenn es nun gleich wahr iſt, daß die Theurung dieſer letzten Jahre durch außerordentliche Umſtände und ſonderbare Ereigniſſe entſtanden iſt; ſo iſt es gleichwohl, nach den vorhandenen Nachrichten, klar und erwieſen, daß die Erhöhung der Preiſe von 1700 bis 1740. allmälig und in geringer Maaße zugenommen, aber von dieſem Jahre an merklicher, und beſonders im letzten Jahrzehend ſehr merklich zugenommen haben.

Indeſſen werden die Preiſe der nothwendigen Dinge, ſo hoch wie ſie jetzt ſtehen, nicht, noch weniger durchgängig ſo bleiben; allein daß ſie denjenigen vom Jahre 1750. wieder gleich werden ſollten, dazu iſt gewiß wenig oder gar keine Hoffnung, oder es müßten dann höchſt unerwartete Veränderungen und Ereigniſſe entſtehen, die dem Blicke in die Zukunft wenigſtens bis jetzt ganz verborgen ſind.

Daß im Ganzen ſeit einigen Jahren die Aernten in dieſen Gegenden nicht ſchlecht ausgefallen, und das, was in dieſem letzten Jahre am Rocken abgegangen, durch die Sommerfrüchte reichlich erſetzt worden, iſt allgemein bekannt, und da, wie ich ſchon oben geſagt, kein eigentlicher Mangel, wohl

wohl aber Theurung herrscht; so fällt es wohl manchem ein: ob denn keine Polizeigesetze der Theurung begegnen können, und ob vielleicht durch eine Taxirung der verschiedenen nothwendigen Dinge der höchste Preis festgesetzt oder ein Maximum eingeführt werden könnte?

Was das erste, die Polizeigesetze, bei so bewandten Umständen betrifft, so haben solche ihren unbezweifelten Nutzen, und wird es eine weise Regierung an Erlassung zweckmäßiger Verordnungen und solcher Verfügungen, die den Zeitumständen und der obschwebenden Gefahr angemessen sind und die Selbsterhaltung erfordern, nicht fehlen lassen.

So wie es nicht unbillig, sondern selbst nöthig ist, wenn Aufkauf und Ausfuhr ein außerordentliches Steigen der Kornfrüchte verursachen, ja selbst Mangel und Hungersnoth voraus zu sehen sind, eine Sperre des Korns und anderer Lebensmittel eintreten muß; so ist es aber auch nicht unbillig, daß eine solche Aufhebung des freien Handels nicht eher geschehe, bis man Ursache hat, einen wirklichen Mangel zu vermuthen, welches wenigstens allhier, jedoch mit großer Moderation in Ansehung des Commerzes befolgt worden.

Daß der Landmann bei den jetzigen Conjuncturen gewinnt, und der Stadtbewohner, welcher selbst keinen Acker- und Gartenbau treibt, auch kein Vieh hat, verliert, ist bereits oben berührt. Jedoch ist es wahr, daß der Landmann seine Bedürfnisse an Eisen, Leder, Pflüge, Baumaterialien, Kleidung ꝛc., auch sein Gesinde und Taglöhner theurer bezahlen muß, und ist daher von ihm keine ganz unbillige Forderung, von der Gelegenheit Vortheil zu ziehen, und seine Produkte so gut zu verkaufen als er kann.

Was aber nun zweitens die Taxirung und die Festsetzung des höchsten Preises oder des Maximums anbelangt, so glaube ich nicht, daß Männern von Einsicht, die von Polizei und dem Handelsverkehr Kenntniß haben, es einfallen könne, diesem gefährlichen Mittel das Wort zu reden, oder es zu wünschen, noch weniger es vorzuschlagen; es sey denn, daß man, um dem gewinnsüchtigen Wucher Einhalt zu thun, von den gar nicht zu entbehrenden Bedürfnissen Magazine errichten, und solche zu einem billigen aber festgesetzten Preise dem Käufer daraus überlassen wollte. Im Fall, daß nun der Producent und der Kaufmann zu diesem Magazinpreise nicht verkaufen wollen, so hat das Publikum einen Ausweg, und wendet sich an das Magazin. Außer dieser Vorkehrung ist vernünftiger Weise kein Maximum denkbar, denn wie kann man ohne Ungerechtigkeit jemand zwingen, sein Eigenthum zu einem ihm willkührlich vorgeschriebenen Preise zu verkaufen, da er doch das natür-

türliche Recht hat, von demselben jeden erlaubten Gebrauch zu machen.

Wenn es die allgemeine Sicherheit erfordert, und die dringendste Noth voraus zu sehen ist; so handelt eine weise Regierung sehr väterlich, wenn sie die Verschleppung der nothwendigsten Bedürfnisse außer Landes durch Verordnungen und andere Vorkehrungen hemmet; allein die Waaren der Producenten einer Taxe zu unterwerfen, würde das Uebel ärger machen.

Gesetzt aber, irgend eine Polizeigewalt wollte der Theurung durch ein Maximum begegnen, so würde daraus erfolgen, daß die producirende Classe bei ihrer jetzigen Wohlhabenheit gar zurück bliebe, wodurch man denn, wie sehr begreiflich, besonders in den Städten genöthigt seyn würde, die unentbehrlichen Bedürfnisse selbst aufzusuchen, oder sie durch Vorkäufer erhalten, und die Preise würden auf diese Art noch mehr in die Höhe, aber nicht herunter gebracht werden. Ja an manchen Lebensmitteln dürfte ein Mangel entstehen, da zugleich die Industrie und der Fleiß unterdrückt, und sonst manche Verlegenheit herbeigeführt werden würde.

Der Staatssecretair, Herzog von Portland, hat sich bei der in dieser Zeit wegen der Theurung in England geäußerten Unzufriedenheit und Volksaufstände, in einem Schreiben an den Lord Lieutenant von Oxford, Herzog von Marlborough, hierüber sehr treffend ausgedrückt, indem er sagt: daß es nothwendig sey, die Thorheit und Ungerechtigkeit der falschen Politik darzustellen, welche sich das Recht zueignet, auf die zum Markte gebrachten Lebensmittel einen gewissen Preis zu setzen, ein Maximum zu fixiren, oder, welches dasselbe ist, in Associationen zu treten, um nicht mehr als einen gewissen Preis für irgend einen Artikel zu geben; und am Ende seines Schreibens sagt er weiter: daß die Freiheit, mit seinem Eigenthum zu schalten und zu walten, bestmöglichst müßte gesichert werden.

Hannover.

G. L. Woempner.
P. C.

Neues Hannöveriſches Magazin.

21tes Stück.

Freitag, den 13ten März 1801.

Ueber die Bereitung des Juftenleders, und über Gerbeſtoffe.

Von Hrn. Joh. Fiſcherſtröm.

Aus den Kongl. Svenſka Vetenſk. Nya Handlingar. Tom. XIII. pag. 45 — 61 überſetzt vom Hrn. Eiſenhüttengehülfen J. G. L. Blumhof zur rothen Hütte.

Der Handel mit Juftenleder iſt für Rußland lange vortheilhaft geweſen. Das ruſſiſche Leder iſt wegen ſeiner Eigenſchaften faſt in ganz Europa bekannt. Man hat in Frankreich, Polen, Deutſchland, Schleſien, manche, obgleich vergebliche Verſuche gemacht, um das Juftenleder von eben der Güte wie das ruſſiſche zuzubereiten. Ich weiß zwar nicht, was in dieſer Hinſicht in Schweden gethan ſeyn mag; aber ſchon ſeit längerer Zeit ſtellte ich mehrere Verſuche an, um die wahre Methode der Zubereitung ausfindig zu machen. Itzt, da der Adjunkt der Chemie in Abo, Hr. Mich. Holmsberg, an die Königl. Akademie der Wiſſenſchaften eine Nachricht über die Bereitung der Juften in Rußland eingeſchickt hat a), ſo bin ich dadurch veranlaßt, meine Bemerkungen darüber

a) Die Jaroslawſchen Juften hält man für die beſten; dieſe Juften ſind am theuerſten; ſie müſſen einen guten Geruch haben, weich ſeyn, eine klare Farbe haben, wie gebranntes Leder ſchmecken, und wenn ſie zwiſchen den Fingern gedrehet werden, ein Geräuſch verurſachen

Ich habe mir eine Beſchreibung von der rechten Methode, wie man ſie bereitet, verſchafft; weil ich aber nicht alle Wörter verſtehe, auch eben ſo wenig Jemand gefunden habe, der mir ſolche erklären könnte, ſo will ich hier bloß einen kurzen Begriff davon geben:

über zu sammeln, und solche ebenfalls der Akademie vorzulegen.

Von rothen und schwarzen Juften werden noch jetzt von Petersburg, sichern Verzeichnissen zufolge, jährlich über 120 000 Pud nach fremden Häfen ausgeführt. Besonders ist nach dem rothen viel Nachfrage, und von diesem wird hier eigentlich die Rede seyn. Diese rothen Juften müssen aber doch theils in Rücksicht ihrer Beschaffenheit, theils in Ansehung der Oerter, wo sie bereitet werden, unterschieden werden. In Amsterdam, welches mit russischen Juften einen stark n Handel treibt, rechnet man sechs sogenannte Sortemente: extra

200 angefeuchtete oder rohe Häute werden, nachdem Hörner und Schwänze davon abgeschnitten sind, zusammengebunden und 24 Stunden in fließendes Wasser gelegt. Hierauf bringt man solche in die Werkstatt, legt sie in eine aus Kalk und Asche bereitete Lauge, und läßt sie zwei Wochen darin liegen. Dann bringt man die Häute wieder in den Fluß, und bindet sie in Seile, um sie wieder ins Wasser einzusenken. Hierauf müssen die Häute wieder zwei Wochen im Wasser geweicht werden, und in dieser Zeit werden solche zweimal getreten oder gedrecht, welches bei uns so viel heißt als stampfen; alsdann bringt man solche wieder in die Werkstatt und läßt sie zwei Wochen stampfen. Der damit beschäftigte Arbeiter muß täglich eine Haut liefern.

Wenn sie hinlänglich gestampft worden, spült man sie in warmem Wasser ab und läßt sie eine Woche lang in einem Bottig liegen; die folgende Woche legt man sie in einen andern Bottig oder Gefäß, und nachdem dieses geschehen, schabt und reinigt man die Häute Ferner müssen sie 48 Stunden in einem aus 1 Pud (38 Skälp) Mehl bereiteten Breye, zu welchen man beliebig viel Wasser gießt, liegen.

Sobald die Häute aus diesem Brey wieder herausgenommen sind, legt man sie noch in 4 Bottige und läßt sie zwei Wochen darin liegen. Endlich werden sie in Flußwasser abgewaschen und auf die gewöhnliche Weise wie anderes Leder bereitet. Die hiezu erforderlichen Materialien sind folgende: Weidenborke für 11 Rubel: Asche zur Lauge für 4 Rubel 11 Kopeken; Kalk zur Lauge 0 Kopeken; Habermehl zum Brey 25 Kopeken; rothes Holz zur Farbe 1 Pud; Alann 17 Pfund. Das Harz oder Teer von Birkenholz, wovon man das Schwarze oder Untaugliche zur Wagenschmiere absondert, das Klare hingegen zur Bereitung des Leders aufhebt, für 3 Rubel 30 Kopeken, nebst noch für 5 Kop. Kalk.

Das Leder wird, ehe es nach der letzten Behandlung getrocknet wird, mit einem Stück harten Holz, welches auf der einen Seite einen Handgriff, auf der andern aber dicht neben einander eingeschnittene Reifen hat, genarbt.

Anm. d. Verf.

extra feine; ordinaire feine, feine Mittelsorten, ordinaire Mittelsorten, Ausschuß, und noch eine schlechtere Sorte, welche die meisten und bemerkbarsten Fehler hat.

Alle diese haben ihre verschiedenen Kennzeichen; überhaupt aber werden die russischen Juften hauptsächlich durch den Geruch unterschieden. Dieser nicht unangenehme Geruch ist durchdringend, und so stark, daß wenn in einem Hause eine Niederlage von Juften ist, man dieses schon von weitem wahrnehmen kann, welches bei allem andern Leder nicht der Fall ist. Die extra feinen Juften sind leicht, weich, zart, geschmeidig, von Farbe hoch- oder carmosinroth und inwendig hellbraun; die Narben fein, erhaben und spiegelnd. Die ordinair feinen haben zwar keine so hohe Farbe, oder so schöne Narben; sie haben aber doch auch keine von den Fehlern, welche den übrigen Sortementen gewöhnlich sind. Die Russen sagen selbst, daß, wenn man ihre Juften recht kennen lernen will, man alle fünf Sinne dazu nöthig habe. Das Auge muß von der Farbe und die Nase vom Geruch urtheilen. Das Ohr muß, wenn das Fell zwischen den Fingern gedreht wird, ein Knirschen wahrnehmen; auf der Zunge muß es wie gebranntes Leder schmekken, und das Gefühl muß ihre weiche Beschaffenheit unterscheiden.

Die Juftenfabriken im russischen Reiche liefern Fabrikate von ungleicher Güte. Diejenigen Juften, welche in Costromogorad und Jaroslaw verfertigt werden, hält man für die besten, weil sie den besten Geruch, die schönste Farbe haben, und am geschmeidigsten sind. Von diesen sind die, welche den Namen Masiersky führen, die gesuchtesten, folglich die theuersten und seltensten. Hiernächst kommen die Wologdaischen, die Nowogoradischen, die Moskauischen, Pleskowischen und endlich die Casanschen und die sogenannten Poluwalki, welche wegen ihrer Leichtigkeit bekannt sind, von welchen 10 bis 15 auf ein Pud gehen b).

Das schöne Ansehen und die Dauerhaftigkeit des russischen Leders haben solches überall in Europa gang-

b) Es wird zur Verständlichkeit für meine vaterländischen Leser nöthig seyn, hier die Bestimmung des russischen Puds nach unserm Gewicht beizubringen. Ein Pud ist nach Hrn. Fischerströms Angabe: 38 Skålb und schwed. Viet. Gewicht. Nun verhält sich das schwedische Skpf. zum hannöverschen Pfunde wie 8848 zu 10129. (S. Schulzens Sammlung trigonometr. ꝛc. Tafeln, Berlin 1778. 8. Theil 2.); folglich sind nach diesem Verhältnisse 38 Skpf. oder 1 russisches Pud: 43 Pfund 16 Lth. hannöversches Gewicht.

Blumhof.

bar gemacht. Man bedient sich desselben zu Bekleidungen in Wagen, auf Stühlen und Sophas. Sattler, Buchbinder, Schatullmacher und Schuster machen besonders Gebrauch davon. Es ist daher nicht zu verwundern, daß man an verschiedenen Orten Versuche gemacht hat, um diesen Gewinn mit den Russen zu theilen. Aber sowohl die in Polen verfertigten Juften, als die von Altenburg, Liegnitz, Breslau ꝛc. haben mehrere Fehler; die Annabergischen und Leipziger kommen gleichwohl den Russischen am nächsten; nur in Ansehung des Geruchs findet sich ein deutlicher Unterschied.

Die Kunst, dem Leder diesen besondern Geruch zu geben, hat man lange als ein den Russen eigenes Geheimniß gehalten. Prof. Ludowici, welcher sonst über die Handlungsgegenstände so gute Nachrichten geliefert hat, giebt vor, daß man dazu ein Oel gebrauche, welches aus einer gewissen Pflanze gezogen wird, die bloß in Rußland wächst und bei schwerer Strafe nicht ausgeführt werden darf. Einige berichten, daß das Oel zum russischen Leder aus der Gerbermyrthe (Myrica Gale) gezogen werde c), Andere hingegen, daß hiezu der gemeine Kühnpost (Ledum palustre) gebraucht wird d).

Endlich ist man bei der alten Birkenborke, als der dienlichsten Materie, woraus das wahre russische Oel einzig und allein gewonnen werden kann, stehen geblieben e). Diese Angabe hat mehr Grund und Herr Pallas f), welchen es nicht gefällig gewesen, das Geringste vom Progreß der Juftenbereitung selbst zu beschreiben, bestätigt gleichwohl völlig, daß das reinste Birkenöl ohne allen Zusatz, hauptsächlich zum Einträuken der Juften gebraucht wird; daß in einem auf sumpfigen Boden stehenden Birkenwalde, besonders solche alte Birken ausgewählt werden müssen, welche theils auf dem Stamm stehen, theils umgefallen, verfault sind, und wovon beinahe blos noch die äußerste öligte Borke übrig ist, und daß je reiner die weißen Birken sind, desto schöner das daraus gebrannte Oel werde.

Das

c) J. J. Frebers neue Beiträge zur Mineralgeschichte verschiedener Länder. Band 1. S. 410.

d) Linn. Flor. Suec. p. 136. — Doch machen Rieschkows, Pallas und Lepechins Nachrichten dieses sehr zweifelhaft. — Blumhof.

e) Abhandl. der Königl. Schw. Akademie für 1745. S. 212 des Originals.

f) Reisen im russischen Reiche. Th. 2. S. 189.

Das Brennen des Oels aus der Borke geschieht leicht durch eine niedergehende Destillation (destillatio per descensum). Die einfachste Methode ist folgende:

Man nimmt die dienlichsten und gleichförmigsten Borkenstücke, setzt sie auf die Kante, zwingt sie so dicht wie möglich auf dem Boden eines großen Kessels, oder im Nothfall eines eisernen Grapens, zusammen. Ueber diesen legt man einen wohl anschließenden bauchigen platten Deckel, in der Mitte mit einem Loche oder einer Röhre. Man stülpt das Gefäß um, und setzt es so auf einen andern passenden und leeren Kessel. Man verschmiert nun beide mit Töpferthon, so daß keine Luft hinzukommen kann. Diese Kessel setzt man vorsichtig in eine etwas geräumige Grube, und zwar so tief, daß sie unter der Erdoberfläche stehen. Der leere Kessel steht unten, und der vollgepackte oben darauf; alsdann wird 3 Finger hoch Erde herum gehäufelt, und auf allen Seiten fest angetreten. Nachdem macht man mitten über den Boden des Kessels ein 2 bis 3stündiges gleichstarkes Feuer; andere 2 bis 3 Stunden läßt man das Feuer nur allmählig brennen. Hiernächst läßt man es 6 bis 7 Stunden abkühlen, wo die Erde abgeworfen, das Gefäß, ehe es herausgenommen wird, genau reingefegt und das oberste vorsichtig abgenommen wird. In dem untersten hat man nun ein Oel, so klar wie Leinöl, welches immer am besten ist, wenn es frisch gebraucht wird. Denn es würde mit der Zeit sich verflüchtigen, und der Rückstand an Geruch und Flüssigkeit verlieren. Man muß es daher in guten Kellern in wohl verstopften Flaschen verwahren, um den Zutritt der Luft zu verhindern.

Wenn eine ordentliche Fabrik angelegt würde, so könnten auch regelmäßigere Destillationsmethoden eingeführt werden. Indessen habe ich diese Beschreibung hier mitgetheilt, weil sie in der Ausübung die leichteste und vielleicht zuverlässigste ist, als das, was andere davon berichtet haben.

Von alter Birkenborke, welche auf Dächern gelegen hat (tak-näfver), kann man zwar ein ziemlich gutes Oel erhalten, aber es ist nicht so kräftig und wohlriechend, als das vorhergehende. Nimmt man hingegen frische Birkenborke, wobei viel von der braunen Borke anhängt, so wird das Oel dick und unrein. Blos das Oberste, was abgeschabt wird, giebt ein klares und für die Gerber dienliches Oel.

In Finnland und Norrland können die größte Sammlungen von Birkenborke gemacht werden, besonders von den vor Alter zum Ablauben g) gefäll-

g) Es ist nemlich in Schweden nothwendig, das Laub von gewissen Bäumen zur Winterfutterung zu benutzen. Sind diese Bäume so stark, daß das Holz zu gewissem Behuf dienen kann, so hauet man sie um. Bl.

fällten oder umgewehten Birken. Die Einwohner müßten aufgemuntert werden, die Städte mit Ladungen von gröberer Birkenborke, wovon die äußere Borke (Näfver) abgezogen worden, zu verſehen. Man muß dieſes nicht unter die Kleinigkeiten rechnen. In Schweden hat die Borke bereits angefangen zu fehlen, und ſteigt im Preiſe. Wenn die Gerbereien wegen Mangel an Borke in Stillſtand gerathen, wie es nach den gegenwärtigen Ausſichten wohl der Fall ſeyn kann, ſo würde das Reich dadurch einen jährlichen Verluſt von einigen 30 Tonnen Goldes erleiden.

Inzwiſchen iſt die ſchwediſche Gerbemethode ſo weit gekommen, daß Häute und Felle von gutem Vieh dort ſo gut wie in England bereitet werden können, und in gewiſſer Hinſicht noch den Vorzug verdienen. Die ſchoniſchen Schaaffelle (Klipping) ſind in ganz Europa beliebt. Die jämtländiſchen ſchwarzen Felle ſind ebenfalls bei den Ausländern bekannt, weil ſie einen ausgebreitetern Nutzen haben, als die engliſchen Kalbfelle, indem man von erſtern Ueberröcke, Kaputzen, Pelzhandſchuh, Stiefeletten und dergl., welche leicht ſind und Hitze und Näſſe abhalten, machen kann.

Die Einwohner in Schonen und Jemtland brauchen beſonders zu ihren Lederbereitungen die Rinde der grauen und Palmweide (Salix cinerea und caprea). Eben dieſe Rinde wird auch zu den ruſſiſchen Juften gebraucht, vorzüglich aber von der Sandweide (Salix arenaria) h), welche wir in unſern nördlichen Provinzen auch in großer Menge haben. Wo es angeht, da kann man dieſe Rindenarten mit einander vermiſchen. Sonſt kann die inwendige braune Birkenborke ſehr gut gebraucht werden, und Hr. Pallas verſichert, daß ſolche bei den Juftenfabriken in Sibirien wirklich genommen wird.

Man weiß außerdem, daß die Birkenborke ſehr wohl zur Vermiſchung der Eichenborke dient. Die Borke der Weißtannen (Pinus abies) hat großes Verdienſt, wenn ſie recht angewandt wird, d. h. wenn durch eine gehörige Behandlung die harzigen Theile ſich recht ins Leder eindrängen können. Ich habe wirklich von den Bauern in Nerike recht hübſche mit dieſer Borke zubereitete Felle geſehen. Die Borke von wilden Vogelbeeren (Sorbus aucuparia) trägt zur Geſchmeidigkeit des Leders viel bei; aber die Borke der Sprock- oder Bruchweide (Pilbark) dürfte andere Arten Borke, außer Eichen und Weiden, mit denen ſie übereinſtimmt, übertreffen.

Auf

h) Pallas Reiſen Th. I, S. 46.

Blumhof.

Auf die Art können mehrere Arten Borke bei unsern Gerbereien benutzt werden; sie müssen nur zu rechter Zeit, nemlich im Frühling und Vorsommer, abgenommen werden. Man muß solche, nachdem sie abgenommen sind, zu unterscheiden, zu behandeln und zu sortiren wissen i).

Warum trocknet man nicht auf englische Manier alle Borke in unsern Darrhäusern, ehe man sie benutzt? An verschiedenen ausländischen Oertern, wo ein vortheilhafter Borkenhandel getrieben wird, sind zum Zermalmen der Borke besondere Mühlen eingerichtet. Bei jeder gemahlnen oder zerstampften Borke gilt die Regel, daß sie nicht lange Zeit aufbewahrt werden muß. Sie verliert von ihrer Stärke durch Ausdünstung, wodurch die balsamischen Theile verfliegen; auch durch die Feuchtigkeit der Luft, die die wirkenden und salzigen Theile, die das Leder durchdringen und zum guten Gerben beitragen sollen, auflöst.

Man muß das Nachdenken mit Auffindung anderer Stoffe, welche, so wie die Borken, für unsere Gerbereien zweckmäßig seyn könnten, beschäftigen. Nicht bloß die Schalen der Früchte von Eichen und Büchen, sondern auch alle Theile von Eichen, von welchem Alter sie auch seyn mögen, können, nach einer bewiesenen Erfahrung in England, vortheilhaft benutzt werden.

Gleichwohl hat man in Schweden gefunden, daß zerhackte frische Aeste, Reiser und Zweige von diesem Holze sehr vortheilhaft sind; mit bloßen Sägspähnen von frischen Eichen hat man nach dem Zeugniß des Grafen Büffon das beste Kalbleder bereitet. Das Laub der Erlen, die Blätter und unreifen Beeren des Vogelbeerbaums; die Früchte von Schlehdorn, Preißelbeeren, Heidelbeeren, Berberis und wilden Kastanien; die Stiele und Blätter von Bärenkraut, gemeinen Kühnpost und andere können bei Gerbereien von beträchtlichem Nutzen seyn.

Das schlimmste ist, daß in mehreren schwedischen Provinzen von vorgedachten Holzarten und Sträuchern wenig oder gar keine zu haben sind. Wenn sich auch in den nördlichen Theilen von Finnland und Ostbothnien, in Herjedalen, Gestrikeland, Helsingland, Jemtland, Medelpad, Aengermannland und Westbothnien noch ansehnliche Waldstrecken finden, so sind dagegen die herrlichen Laubhölzer in Schonen meistens zerstöhret, Smålands Nadelhölzer abgebrannt,

Wärme

i) Hievon habe ich die nöthigen Nachrichten in Economiska Dictionairen Th. I. Art. Bark. gegeben. A. d. V.

Wärmlands Fichtenwaldungen ausgehauen; unermeßliche Räume in Halland, Bohuslän, Dalsland, Ostgothland, Nerike, Westmannland, Südermannland und Upland, sind gänzlich holzarm. Gleichwohl ist es beinahe eine unerhörte Sache, Holz anzupflanzen! indessen müssen in diesen Gegenden, bloß des Holzmangels wegen, mehrere gute Einrichtungen zurückstehen, und an mehrere nützliche Manufakturen ist nicht zu denken.

(Der Schluß folgt.)

Erklärung des Sprichworts: Ein X für ein U machen.

Der Sinn der sprichwörtlichen Redensart: ein X für ein U machen, ist so bekannt, als die dadurch angedeutete Sache. Der Wortsinn derselben aber, um welchen ich manches todte und lebende Wörterbuch befragt hatte, ohne Aufschluß zu erhalten, ward mir erst klar und einleuchtend, als ich folgende Stelle in Laurembergii Scherzgedichten, (Bremen 1707. 8. S. 10–11. van itzigem Wandel und de Maneren) las:

„Schold ick den van Gewalt ein Schryver werden moten,
So wold ick einer syn der Vornehmen und Groten,
De erem Deenst und Amt vörstahn mit Trow und Flyt,
Und ehr Geweten mehr ansehn, als grot Profyt.
Ein Schrieverken bin ick allreed, gelövt my even,
Ick heeb in vertich Jahr veel Bogen vul geschreven.
Man wo men schryven schal mit ener sylvern Penn
Dat gülden A, B, C, und schryven immer hen,
Vehr man veel Dusend kan tho synen Kind und Fruwen
Vor Pandt und Rente dehn, und schöne Häser buwen;
Dat grote Bok, daruth man sülke Kunst studeert,
Ys my nicht vörgelecht, yck hebt ydt nicht geleert.
Doch so veel weet ick noch, dat ick kan unterscheiden
Ein Bockstaff vör dat ander und laet my nicht verleiden,
Vör L tho schryven C, und vör V tho schryven X,
Kann ick den nicht veel mehr, so bin ick darup fix u. s.

Ein X für ein U machen heißt also: statt X (lies: zehn und x) ein V (lies: fünf und u) so wie C oder hundert für L oder funfzig, nach der bekannten Duplicationstafel aller Plusmacher herausrechnen.

Dr. Hölbeke.

Hannöveriſches Magazin.

22tes Stück.

Montag, den 16ten März 1801.

Ueber die Bereitung des Juftenleders und über Gerbeſtoffe.

(Schluß.)

Um auf die Lederbereitung zurück zu kommen, ſo iſt es Pflicht zu zeigen, daß ſich überall auf unſerm Boden ſolche Gewächſe finden, welche hiezu dienlich ſind, beſonders ſolche, welche grobe, zuſammenziehende und ſaure Beſtandtheile haben.

Mehr und weniger vortheilhaft ſind die Wurzeln vom

Tormentil, Tormentilla erecta.

Sauerampfer, Rumex acetoſa.

Schwerdtlilie, Iris pſeudacorus.

Gelbe und weiſſe Nymphäe, Nymphaea, lutea et alba etc.

Sumpfcomarum, Comarum paluſtre.

Ulmſpierſtaude, Spiraea ulmaria.

Waſſerknötrich, Polygonum amphybium.

Gemeines Geum, Geum urbanum.

Gemeines Blutkraut, Sanguiſorba officinalis.

Gänſepotentille, Potentilla anſerina.

Zadige Spierſtaude, Spiraea filipendula.

Aufrechte Igelknoſpe, Sparganium erectum.

Löwenfuß, Alchemilla vulgaris.

Kriechende Papierblume, Gnaphalium dioicum.

Gemeiner Odermennich, Agrimonia eupatoria.

Duwock, Equiſetum arvenſe.

Johanniskraut, Hypericum perforatum.

Officinelle Beinwelle, Symphytum officinale.

Gemeiner Epheu, Hedera helix.

Meervertig, Cochlearia armoracia.

Lungenflechte, Lichen pulmonarius.

Weidenblätterige Blutähre, Lythrum ſalicaria.

Man unterſucht die Güte mehrerer Gewächſe, wenn man ſie pulveriſirt in eine Auflöſung von Eiſenvitriol ſchüttet. Sie müſſen alsdann eine röthliche, blaue oder ſchwärzliche Farbe geben, wenn ſie zum Gerben dienlich ſeyn ſollen. Hat man keine Gelegenheit, ſie an der Sonne zu trocknen, ſo kann dieſes im Ofen geſchehen, worauf ſie, wie Borke, gemahlen oder zerſtoßen werden, ſonſt bleibt eine klebrige Feuchtigkeit zurück, welche das Leder ſchwärzen kann. Dieſes iſt ſicherer, als nach Hrn. Lalandes Meinung, ſie blos grob zu zerſchneiden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man von ihnen eine größere Menge nehmen muß, denn ſie haben ſonſt nicht die Stärke wie die Borken.

Nach angeſtellten Verſuchen verdient die Heide (Erica vulgaris) vor dieſen aufgeführten Gewächſen eine beſondere Aufmerkſamkeit.

Man zieht den Saft vermittelſt Kochen in kupfernen Keſſeln aus, welches beſſer iſt, als in eiſernen Töpfen, weil dieſe abſchwärzen. Hernach gießt man ihn in ein großes Gefäß und legt, wenn es lau geworden iſt, das Fell hinein. Je öfterer hievon zugegoſſen wird, deſto beſſer wird das Leder. Dieſe Methode, ohne Borke zu gerben, hat in Irrland ein ſo groſſes Anſehn erhalten, daß das dortige Parlement ſolche im Jahre 1766 öffentlich bekannt gemacht hat.

Außer dem Gewächsreiche kann es ebenfalls noch Gerbeſtoffe geben. In England braucht man dazu allgemein das ſaure Waſſer, was man beim Abſchwefeln der Steinkohlen erhält, und das hiemit bereitete Leder hält man beſonders zu Satteln vortrefflich. Auch dürften ſtarke eiſenhaltige Waſſer beim Gerben ſehr vortheilhaft ſeyn. Man könnte ſich auch künſtliche Waſſer in erforderlicher Menge zubereiten, wenn man in beſonders dazu eingerichteten Brunnen Eiſenfeilſpäne und eine erforderliche Quantität Eiſenvitriol würfe.

Die Tartarn und Kalmucken haben eine Bereitungsart, welche angemerkt zu werden verdient. Nachdem die in lauwarmem Waſſer abgewaſchenen feinen Lämmerfelle etwas an der Luft getrocknet, abgekratzt und gereiniget ſind, beſtreicht man ſie einige Tage mehrere Male mit ſaurer und etwas geſalzener Kuhmilch, worauf ſie wieder getrocknet werden; nachher werden ſie mit faulem Holze geräuchert, am beſten aber mit trocknem Schaafmiſt in eine Grube gelegt, um welche Stangen wie eine Pyramide geſtellt, und mit den Fellen überdeckt werden, um durch dieſes Räuchern dem Regen beſſer zu widerſtehen und von der Feuchtigkeit nicht verdorben zu werden. Pferde- und Rindviehhäute müſſen in ſolcher Milch eine ganze Woche liegen. Wenn ſie aber ihre bequemen Lederflaſchen machen, ſo wird die Haut, ſo wie ſie aus dem

Waſ-

Waſſer genommen wird, in der Sonne ausgebreitet, wo denn hinreichende Stücke ausgeſchnitten werden, welche mit Sehnen zuſammen genähet, und über einem Kohlfeuer getrocknet werden. Während des Trocknens formirt man die ausgeſchnittenen Stücke in die verlangte Figur. Auf dieſe Art macht man ſowohl Keſſel mit weiten Oeffnungen, als langhälſige Bauchflaſchen, die am Sattelknopfe mitgeführt werden, welche ſowohl aufgeblaſen, mit Sand und Aſche gefüllt werden, als auch länger und ſtärker geräuchert werden müſſen. Hiezu nimmt man beſonders die Rükken der Ochſenhäute. Dieſe Gefäße ſind beinahe ganz hornartig, ſtark, geräumig, leicht fortzubringen, theilen keinen üblen Geſchmack mit, und werden weder von der Kälte noch ſiedender Feuchtigkeit erweicht.

Ich führe dieſes hier aus den Nachrichten eines Gmelins und Pallas von dieſer tartariſchen Induſtrie an, welche von den ſchwediſchen Landbewohnern nachgeahmt zu werden verdiente.

In Schweden können eben ſo gut Juftenfabriken wie in Sibirien angelegt werden, wenn auch nicht zu eignen Bedürfniſſen, doch zur Ausfuhr nach fremden Häfen.

Wer eine Juftenfabrik anlegen will, muß den ganzen Bereitungsprozeß genau kennen. Wenn die Häute oder Felle nicht vom Anfang an recht behandelt werden, ſo können ſie nie die verlangte Güte bekommen.

Zu Juften werden theils Häute von größerem Rindvieh, theils Kalb-, Bocks- oder Ziegenfelle genommen. Letztere müſſen meiſtens von 1 oder 2 Jahre altem Viehe ſeyn, beſonders zu dem rothen Leder. Die rohen und friſchen Häute werden zuerſt in Strohmwaſſer gelegt, damit Blut und Unreinigkeit davon abgehen; Brunnen- und Quellwaſſer ſind hiezu nicht dienlich. Trockne Häute und Felle werden ebenfalls ins Waſſer gelegt, erfordern aber längere Zeit um weich zu werden. Man nimmt ſolche gern täglich einmal heraus, wobei man oft nöthig findet, ſie zu ſtampfen und ſie zuweilen mit dem Schabemeſſer zu überfahren. Wenn ſie Waſſer genug haben, welches man an ihrem Geſtank bemerkt, nimmt man ſie heraus und legt ſie ein Paar Wochen lang in eine aus Kalk und Aſche gemachte Lauge zum Abbeizen der Haare, und taucht ſie hernach einen ganzen oder halben Tag in Strohmwaſſer, um das Grus abzuſpühlen.

Nach dem Herausnehmen kömmt es auf die Umſtände an, in wie weit ein und andres Treten oder Stampfen nöthig ſey; die Häute müſſen aber mehrere Tage ſtark gewelcht, und in dieſer Zeit gebrecht und geſtampft werden. Wenn dieſes hinreichend geſchehen, werden ſie in warmem Waſ-

ser abgespühlt, und nachdem das Wasser abgelaufen, legt man sie eine oder ein Paar Wochen in ein Gefäß, um zu schwitzen, damit durch eine gelinde Wärme eine leichte Gährung entstehe, welche die Weichheit befördert. Zuweilen hängt man sie auf Stangen in einer warmen Stube, in Badstuben, Kuhställen ꝛc. auf. Sie müssen nachher geschabt, gereinigt, auf der Fleischseite mit einem Schabeisen geglättet werden, um dadurch das bevorstehende Gerben desto besser anzunehmen.

Nach diesen Operationen legt man die Felle in einen Brei von Habermehl a). Man läßt von diesem Mehle einen Teig säuern, rührt diesen in das Wasser, worin die Felle gelegt worden, um sie zum Quellen zu bringen. Wenn sie hier herausgenommen werden, legt man sie wieder 10 bis 14 Tage in ein Gefäß zusammen, wonach sie wohl gewaschen und in mehrern Wassern gespühlt werden müssen.

Nachdem man von trockner zerstoßener Weidenborke, wovon wenigstens zu jedem Felle 1 Pfund oder 1 Kanne Borke nebst 2 Kannen Wasser erforderlich sind, durch ein einstündiges Kochen ein Borkenwasser (Barklag) bereitet hat, müssen die Häute hinein gelegt werden. Wenn das Wasser lauwarm geworden, so werden sie eben getreten und nach einer halben Stunde umgewendet. In dieser Brühe bleiben sie eine Woche; müssen aber gleichwohl ein Paar Mal des Tages um einander gewandt werden. Hierauf nimmt man zu diesem Wasser eben so viel Borke, und die Felle bleiben unter gleichen Umständen und Behandlung hier wieder eine Woche liegen, wo sie herausgenommen und getrocknet werden, wobei die Fleischseite auswärts gekehrt wird.

Wenn sie gefärbt werden sollen, so geschieht dieses gewöhnlich mit Sandelholz b), welches auch mit Zusatz von Vitriol eine schwarz Farbe giebt. Zu hundert rothen Fellen braucht man außer dem genannten Färbholze 4 Pfund Alaun; zu den schwarzen aber 3 Pfund grünen Vitriol. Die Russen nähen meistens zwei Felle mit der Narbenseite gegen einander mit dünnen

a) Nach russischer Art: in Siebenbürgen hingegen nimmt man hiezu Rockenmehl, in Frankreich Kleien, in England Tauben- und Hünerdreck, und in der Levante Alaun graecum und darnach Feigen.

b) Mit Kermes, Gummi lacca, Brasilienholz und Krapp sind verschiedene Versuche gemacht worden; aber die beste und schönste Farbe gab fein pulverisirte und gesiebte Cochenille. Bei Fellen gilt eben das, wie bei Wolle, Haaren ꝛc. Diese animalischen Stoffe nehmen die Farbe weit leichter an, als Leinwand, Baumwolle und auch Seide.

nen Riemen dicht zusammen, und lassen bloß eine Oeffnung, wodurch sie die Farbe eingießen, knüpfen sie alsdann wohl zu, rollen und walzen sie fleißig, damit die Farbe sich überall gleichförmig einbeitze. Wenn dieses geschehen, dann lassen sie die Juften trocknen, und färben sie zum zweiten, zuweilen auch wohl zum dritten Male, aber doch durch bloßes Anstreichen. Besser ists, die Felle beim Färben über einen langen Trog auf eine Stange zu hängen, und sie mit der Farbe zu begießen, wo nichts davon verloren geht, die Mühe des Zusammennähens erspart wird, und man nicht nöthig hat, die an den Fellen schadhaften Kanten abzuschneiden.

Wenn die Juften hinlänglich gefärbt sind, beschmiert oder bestreicht man sie auf der Fleischseite mit dem feinsten und dünnesten Birkenöle. Wenn es anfängt einzutrocknen, so bearbeitet man die Juften mit einem Werkzeuge von hartem Holze, was auf der einen Seite einen Handgriff, und auf der andern dicht neben einander eingeschnittene schmale Reifen hat. Hiemit glättet man die Juften der länge und Quere nach, wodurch kleine Furchen entstehen, und die Narben formirt werden. Alsdann putzt man die Felle und bespuengt sie, wie einige zu thun pflegen, auf der Fleischseite mit Birken- oder Hanföl, und glättet sie hierauf auf einem hölzernen Bocke ab.

Es ist bekannt, daß die Bereitung der Juften selbst in Rußland nicht auf gleiche Art angestellt wird. Wenn aber die Felle nur den gehörigen Geruch, eine gute Farbe, feine Narben, und vollkommene Geschmeidigkeit bekommen, so kann es gleichviel seyn, welcher Methode man dabei folgt. Sollte die völlige Weichheit oder Geschmeidigkeit fehlen, so kann man diesem zwar abhelfen, wenn man sie auf allen Kanten durch den sogenannten Brachring (Brakringen) zieht, wobei die Fleischseite immer gegen das Eisen gekehrt wird, damit der Ring dem Glanz nicht nachtheilig wird, oder die Farbe abscheuert. Sie werden nachher auf Stangen gehängt aber nicht länger, als sie ihre Wärme behalten, nachher wieder durch den Brachring gezogen, womit man so lange fortfährt, bis sie fertig sind. Beim letzten Ziehen kann man wieder auf die innere Seite eines jeden Felles etwas Birkenöl streichen.

Dieses ist es, was ich nach eingeholten Nachrichten und angestellten Versuchen über diesen Gegenstand jetzt mittheilen kann. Es ist bisher noch in keiner Sprache eine umständliche Beschreibung von der Bereitung der Juften vorhanden.

Neue Art, mit der Milch einer einzigen Kuh zu gleicher Zeit vier bis fünf Kälber aufzuziehen.

(Von der Gesellschaft zur Beförderung des Landbaues in Dublin bekannt gemacht.)

Die Gesellschaft in Dublin hat von einem ihrer Mitglieder erfahren, daß man nachstehendes Mittel mit gutem Erfolg in mehreren Ländern braucht, und glaubt, durch nähere Bekanntmachung desselben nützlich zu werden.

Dieses Mittel ist äußerst einfach, und besteht in nichts weiter, als einer Mischung von Heuwasser und Milch, wovon ersteres folgendermaaßen zubereitet wird: Man nehme ein irdenes Gefäß mit einem fest schließenden Dekkel versehen, thue weiches und junges Heu hinein, nachdem man es ein oder zwei Mal zerhackt, so viel, als hinein geht, drücke es mit der Hand etwas nieder, fülle es darauf mit gutem kochenden Wasser und decke es fest zu.

In einigen Stunden gewinnt dieses Wasser völlig die Farbe von starkem Aufguß von Thee, und enthält die ganze Kraft und Eigenschaften des Heues. Es hält sich zwei Tage, selbst im Sommer, und man kann es abgießen, oder auch in den Gefäßen lassen.

Sobald nun das Kalb drei oder vier Tage alt ist, und durch Säugen gehörig abgeführt hat, so gebe man ihm von diesem Getränke, und zwar im Anfange $\frac{3}{4}$ Milch und $\frac{1}{4}$ Heuwasser. Drei bis vier Tage nachher nehme man aber $\frac{2}{3}$ Milch und $\frac{1}{3}$ Heuwasser, und gebe dem Thiere Abends und Morgens milchwarm davon zu trinken; dies muß aber allmälig geschehen, so daß es Anfangs $\frac{3}{4}$ erhält, und nach und nach gegen das Ende des Monats das Ganze.

Im zweiten Monat gebe man ihm auſſer seinem bestimmten Maaße von $\frac{3}{4}$ Heuwasser und $\frac{1}{4}$ Milch, eine Hand voll weiches Heu, wovon es nach und nach anfangen wird zu fressen; oder leidet es die Jahrszeit, z. B. im Mai, so treibe man es auf einen gesunden reinen Grasplatz, der mit einem Graben oder sicheren Gehäge umgeben, und vor den Winden geschützt ist.

Dieselbe Weise setze man den dritten Monat fort; und fängt es dann gegen das Ende desselben an gut zu grasen, oder Heu zu fressen, so kann man den vierten Theil Milch zu dem Heuwasser schon verringern, und selbst statt der frischen, abgerahmte oder gute Buttermilch nehmen. Nach Ende des dritten Monats hat man nicht

nicht mehr nöthig, es mit derselben Sorgfalt zu ernähren, wenigstens reicht es hin, wenn man ihm einmal des Tages Heuwasser giebt, selbst nicht einmal, wenn es im Sommer ist.

Der große Nutzen dieses äußerst einfachen und so wenig umständlichen Mittels leuchtet so sehr ein, daß es überflüßig seyn würde, solches weiter zu empfehlen. Der arme Landmann schlachtet gemeiniglich seine Kälber, oder schafft sie sich auf eine oder die andere Art vom Halse, vorzüglich wenn sie im Anfange des Jahrs fallen, weil er die Milch zur Ernährung seiner Familie durchaus nicht entbehren kann. Viele Kälber werden jährlich eingebüßt, sobald die Mütter krank werden oder sterben, so daß schon eine beträchtliche Anzahl heraus kommen würde, wenn man sich die Mühe nehmen, und in einem Distrikt nur von ein Paar Geviertemeilen die Todtenlisten von den Gestorbenen aufzeichnen wollte. Gewiß keine ganz unfruchtbare Arbeit zur Belehrung und Aufklärung des Landmannes. Diejenigen Kälber, welche man gewöhnlich mit etwas Milch von der Kuh, und nachher mit Butter- oder abgerahmter Milch aufzieht, oder einem Trank aus Erbsen, Bohnen oder Habermehl, haben gemeiniglich einen hängenden Bauch, sind kurz und schlecht gebauet, und sterben entweder bald, oder sind zu nichts nütze.

Hiedurch geht alle Jahre eine erstaunliche Menge junges Vieh verloren, das durch gegenwärtiges Mittel zum großen Vortheil des Handels und des Landmanns hätte können erhalten werden.

Beispiel großer Menschenliebe.

Im Jahre 1734. kamen die Kinderblattern zuerst nach Grönland. Ein grönländischer Knabe, der aus Koppenhagen zurück kam, brachte diese Krankheit mit sich. Er selbst starb zuerst daran, bald nachdem er ans Land gekommen war, und gleich darauf verbreitete sich die Krankheit von einer Hütte zur andern. Die Grönländer, die dieselbe nicht kannten, wußten kein Rettungsmittel dagegen, und da die Kranken in der harten Winterszeit sehr schlechte Pflege in ihren Hütten hatten, so wurden alle ein Opfer dieser neuen verheerenden Seuche. Von zweihundert Familien, die zwei bis drei Meilen in der Runde um die dänische Colonie wohnten, blieben kaum dreißig übrig, und selbst auf der Colonie starben viele.

In diesem Elende kamen verschiedene Grönländer, wenn sie anfingen die Krankheit zu spüren, zu den wenigen Gebäuden, welche die Dänen aufgeführt hatten, und baten um Wohnung und Hülfe. Vornemlich nah-

nahmen sie ihre Zuflucht zu dem Prediger Hans Egede; denn zu diesem hatten sie das meiste Zutrauen, da er seit seiner Ankunft ihnen sehr viel Leutseligkeit gezeigt hatte. Er nahm der Unglücklichen auch so viele auf, als seine Zimmer fassen konnten. Aber noch mehr: er sowohl wie seine Frau gingen bei ihnen herum, pflegten, ermunterten und trösteten sie in ihrem Elende. Viele starben an seiner Seite, und oft mußte er in der Nacht aufstehn und selbst die Leichen heraus schleppen, um nur nicht vom Gestank umzukommen. Demungeachtet vermochte er es nicht über sich, irgend einem sein Haus zu versagen, wenn sie zu ihm kamen und klagten.

So viel Menschenliebe rührte die Herzen dieser Heiden, und sie fingen an, aus den Handlungen dieses braven Missionairs den hohen Werth der christlichen Religion einzusehen, die er ihnen bis dahin ohne sonderlichen Erfolg verkündigt hatte.

Bemerkung zu den Nachrichten über die durch ein Gewitter im Frühjahre v. J. in der Gegend von Göttingen angerichteten Verheerungen.

Der Hr. Hofrath Meiners erwähnt in seiner interessanten Beschreibung der im April v. J. durch ein Gewitter in hiesiger Gegend verursachten Ueberschwemmung und Verheerung, zufolge einer ihm von dem Hrn Oberstl. Müller mitgetheilten Nachricht, des Umstandes, daß ein Bach, der seitwärts von Ohlenhausen geflossen, ganz verschwunden sei, und die Quellen, aus welchen er entsprungen, vertrocknet seyn sollen. Es wird vielleicht dem Naturforscher nicht unwichtig seyn, aus einer alten Chronik eine Nachricht von einem ähnlichen merkwürdigen Phänomen in hiesiger Gegend zu erhalten, welchem das benachbarte Dorf Rettmarshausen, wo sich der Frhrl. v. Görz-Wrisbergische Hof befindet, seinen Ursprung verdanke. In des Pastors J. W. Heise antiquitatibus Kerstlingerodanis v. J. 1724. wird p. 193 folgendes erzählt: Anfänglich ist Rittmarshausen kein Dorf gewesen, sondern oberhalb desselben nahe am Holze, etwa ½ Stunde von hier, haben vor diesem einige Gebäude gestanden nebst einer Capelle, wovon die Merkmale noch vorhanden, Bernsroda genannt, wo einer von Bülzingsleben gewohnt, auf dem Platz aber, wo jetzt Rittmarshausen liegt, hat einer, so Rittmar geheißen, ein Haus sammt Länderei und Wiesen gehabt. Wie aber bei Bernsroda durch Ueberschwemmung die vorhanden gewesenen Brunnen verstopft worden, und zu Sommerszeit das Wasser ausgeblieben, haben die von Bernsroda nach und nach bei des Rittmars sein Haus an dem Gartenflusse sich herunter gezogen und zu bauen angefangen, wodurch das jetzige Dorf entstanden und den Namen Rittmarshausen bekommen.

Göttingen. **A. A. M. Schlegel.**

Hannöverisches Magazin.

23tes Stück.

Freitag, den 20ten März 1801.

Vom Verpflanzen junger Bäume.

Zu dem kleinen Aufsatze: Ueber das Versetzen junger Bäume, welcher sich in diesem Magazin vom vorigen Jahre, Stück 101. befindet, wird aus etlichen angeführten physikalischen Gründen dafür gehalten, daß solches im Frühjahre am sichersten geschehe.

Dieser Meinung kann ich nicht geradezu beipflichten. — Zwar bin ich weder Forstmann noch Kunstgärtner, denen die beste Pflanzzeit bekannt ist, aber, weil die Anzucht junger Bäume seit 40 Jahren ein Neben- und Lieblingsgeschäft für mich gewesen ist, das mir zu meiner Erholung einen unschuldigen und zugleich nützlichen Zeitvertreib verschafft hat, so kann ich aus zuverlässiger Erfahrung reden.

Ich habe nemlich beim Verpflanzen junger Bäume zuförderst auf den Boden gesehen, wohin selbige versetzt werden sollten. War solcher trocken, so verrichtete ich diese Arbeit nach vertrocknetem oder abgefallenem Laube im Herbste gegen Ende des Octobers, oder im November; war er hingegen feucht, so nahm ich sie im Februar und März vor, und bin dabei so gut gefahren, daß mir von einigen tausend Stämmen unbedeutend wenige ausgeblieben oder erstorben sind.

Bloß im Nothfalle, wenn ich von andern Orten Bäume erhielt, und keine Wahl hatte, sie im Frühjahre oder Herbste zu nehmen, bin ich von meiner Regel abgewichen, und brauchte im Frühlinge bei näßigem Boden nur die Vorsicht, so flach, wie möglich, zu pflanzen, sie gleich anzugießen, daß sich Erde an die Wurzeln sauge, und eine kleine Furche umher zu ziehen; bei trocknem Erdreiche begoß ich sie aber sofort, und so stark, bis kein Wasser mehr einziehen wollte. Aal- oder Mistpfützenwasser nahm ich hiezu am liebsten.

Zu diesem Pflanzungsverfahren bewogen mich folgende Gründe:

Zur Herbstzeit werden die Säfte eines Baums allmählig verdickt, und dadurch, daß deren Umlauf nach und nach aufhört, verliert er seine Blätter. So wie diese Coagulation oder Verdickung zunimmt, so vermindert sich in eben dem Grade der Saftumlauf sammt dem Wachsthum, und beides cessirt bei eintretendem Froste ganz, der Baum gerath gleichsam in einen schlafenden Zustand, und daraus habe ich geschlossen, daß sodann das Umsetzen, wozu ich den October und November für die vorzüglichsten Monate gehalten, ohne allen Nachtheil vorzunehmen, und mit den nicht geringen Vortheilen verbunden sey, daß

1) der Frost die ihm gegebene frische Erde locker mache,

2) selbige sich dichter an seine Wurzeln setzen könne, er

3) der fruchtbaren Winterfeuchtigkeiten vom Regen und Schnee theilhaft werde, und

4) im Frühlinge schon fester stehe, weil die Erde sich lagern können, er also

5) leichter und besser anwachse, wenn sodann im Frühlinge durch die Sonnenwärme seine Säfte wieder flüssig werden, und ihm durch deren Circulation neue Triebe zum Anwurzeln und Sprossen bereiten.

Beim Frühjahrspflanzen laufe ich dagegen mehr Gefahr um den Baum zu kommen, weil die ihm gegebene frische Erde von der rohen Märzluft und der zunehmenden Sonnenwärme gar bald austrocknet, und sich ohne starkes Begießen nicht an die Wurzeln schließt, dies Begießen auch noch wohl etliche Mahle wiederholt werden muß, wenn man von dem Fortkommen versichert seyn will.

Deshalb ziehe ich das Pflanzen im Herbste da, wo es Grund und Boden erlauben, nach meiner vieljährigen Erfahrung sehr vor, und bin gesichert, daß ich die Säfte, welche schon oft im Februar flüssig und in Bewegung sind, in ihrem anhebenden Kreislaufe nicht störe.

Der Verfasser obgedachten Aufsatzes glaubt,

> daß, wenn ein Baum zeitig im Frühjahre versetzt würde, wo die steigende Sonne seine Lebenssäfte in Bewegung brächte, diese sich nicht so sehr verdicken könnten, daß dadurch Krankheit und Tod entstände.

Aus dieser Aeußerung scheint zu folgen, als wenn bei den im Herbste versetzten Bäumen eine solche gefährliche Verdickung im Frühjahre Statt fände, oder doch zu befürchten wäre.

Ich

Ich bin aber der Meinung, daß solches nicht zu besorgen sey, weil die Frühjahrssonne keine Verdickung zu läßt, vielmehr die Säfte der Bäume, sie mögen im Herbste oder Frühlinge umgesetzt seyn, flüssig macht, und daher kein physikalischer Grund vorhanden, dem Frühlingsverpflanzen einen wirklichen Vorzug zueignen zu können.

Was hiernächst das Loch betrift, worin der Baum gesetzt werden soll, so ist es freilich, wenn man sich vorgenommen hat, im Frühjahre zu pflanzen, heilsam, daß es, dafern es möglich zu machen, und die Umstände es gestatten, vorher im Herbste gegraben werde. Regen, Schnee und Frost sind dem ausgestochenen Erdreiche sehr gedeihlich, befruchten, und machen es mürbe.

Allein damit bin ich gleichfalls nicht einstimmig, daß es wenigstens anderthalb Ellen oder drei Fuß im Durchmesser haben müsse, und dann halte ich das Loch zu flach, wenn der Rasen nur fladenweise, welches eine Dicke von etwa 4, höchstens 6 Zoll betragen möchte, abgestochen, und dann die untere Erde nur einen Spatenstich tief herausgegraben werden soll. Nach dieser Anweisung erhielte das Loch kaum eine Tiefe von anderthalb Fuß.

Ich unterscheide beim Löchermachen: ob der zu versetzende Baum, seiner Natur nach, die Wurzeln flach in der Erde fortgehen läßt, oder selbige in die Tiefe treibt. Ersteres thut zum Exempel mehrentheils der Apfel- und letzteres der Birnbaum. Dann nehme ich auch Rücksicht auf die Wurzeln des ausgehobenen Stammes: ob solche groß und ausgebreitet sind, oder nicht.

Einem Apfelstamm gebe ich gemeiniglich eine Grube von 4 Fuß Quadrat und 3 Fuß Tiefe, einem Birnbaume aber 4 Fuß Cubic. Den Rasen lasse ich in den Grund des Loches werfen, und solchen mit dem Spaten zerstoßen, ohne mich darum zu bekümmern, ob die Grasseite ober- oder unterwärts zu liegen komme.

Denn da, nach meiner Manier, gemiß 2 Fuß hoch lose Erde darauf geschüttet werden, so können die Graswurzeln, wären es auch Queken, nicht wieder durchschlagen und hervortreiben, sondern müssen ersticken, in Fäulung übergehen, und auf alle Fälle dem Baume zur Nahrung dienen. Bei minder tiefen Löchern ist jedoch anzurathen, die ausgestochenen Soden oder Rasen verkehrt, so, daß die Grasseite unten kommt, hinein zu werfen.

Man dürfte solchemnach von dem Verpflanzen im Herbste sich ganz abschrecken zu lassen, nicht Ursache haben.

Bei dieser Gelegenheit füge ich noch ein Paar Bemerkungen hinzu:

Es pflegen einige Mist in den Grund der Löcher zu bringen. Diejenigen, welche sonst keinen Gebrauch davon zu machen wissen, mögen es immerhin thun, wer solchen aber nützlicher verwenden kann, begehet eine Verschwendung des Düngers. Denn der Boden müßte äußerst unfruchtbar seyn, in welchem kein Baum sein Fortkommen fände, wenn nur bei dessen Versetzung kein Fehler begangen, er sonst gesund ist und nicht etwa da, wo ein alter Apfel- oder Birnbaum schon gestanden, wiederum ein Apfel- oder Birnstamm in dieselbige Stelle gesetzt wird; alsdann kommt er kümmerlich fort und stirbt wohl gar, weil der Erdboden ausgesogen und der Nahrungstheile durch den alten Stamm beraubt ist.

Ich habe sogar Eichen im klaren Sande, der aber etwas feucht war, und wo nie dergleichen gestanden, im guten Wuchse gesehen. Beim Beschneiden der Wurzeln gehe man nur vorsichtig zu Werke, lasse keine gequetschte, oder auf andere Weise schadhaft gewordene, daran sitzen, sondern schneide solches alles bis an das gesunde Holz unterwärts schräg hinweg, wodurch der Fäulniß vorgebeugt wird. Die Krone der Aepfel- und Birnstämme kann man sogleich beim Versetzen oder auch zu jeder beliebigen Zeit bis in den März beschneiden, nur muß das Wetter helle und der Baum nicht naß vom Regen oder Schnee seyn.

Bei einem gesunden Baume läuft der Saft bald über, heilet die Wunde, und Fröste, welche nicht ganze Stämme zernichten, schaden ihr, nach meiner Erfahrung, gar nicht.

Beim Beschneiden der Stämme aus Kernobste brauche ich überall kein Baumwachs, nur beim Steinobste, als Pfirschen, Apricosen, Kirschen u. s. w., bediene ich mich dessen zu Zurückhaltung des sonst so leicht herausfließenden Harzes, und weil sie weichlich sind, mit Nutzen. Denen, die viele Stämme zu beschneiden haben, würde der Baumschnitt höchst zeit- und kostspielig werden, wenn ohne Ausnahme an allen und jeden Stämmen die durch den Schnitt verursachte Wunde mit Baumwachs verklebt werden sollte, und solches durchaus nöthig wäre.

J. A. B.

Ueber

Ueber die Anzahl der verſchiedenen Ordnungen, in denen 52 Blätter eines Kartenſpiels liegen können.

Die Combination lehrt uns, daß ein gewöhnliches Spiel von zwei und funfzig Karten ſich ſo oft auf verſchiedene Art legen läßt, daß die Summe davon eine Zahl von 68 Ziffern ausmacht, wovon wir die 6 erſten mit Hülfe der Logarithmen 806582 . . . . . finden. Es hält ſchwer, von einer ſo großen Zahl ſich einen richtigen Begriff zu machen, wovon nachſtehende Vergleichungen einen auffallenden Beweis abgeben werden:

1) Wenn unſere ganze Erde durch und durch aus feinen Sandkörnern beſtände und man aus jedem dieſer Sandkörner zehn tauſend Welten, wie unſere Erde, erſchaffen könnte: ſo würden alle dieſe unzähligen Welten noch nicht halb ſo viel a) Sandkörner zu faſſen im Stande ſeyn, als ein Spiel von 52 Karten ſich auf verſchiedene Art legen läßt.

2) Wenn man die Anzahl aller Fixſterne unſers Weltſyſtems zu 12 Millionen b) rechnet, jeden Fixſtern 1 Million Mahl c) gröſſer macht als unſere Erde, um jeden Fixſtern 100 Millionen Planeten und Cometen laufen läßt, die an körperlichem Inhalte unſre Erde jede 1000 Mahl übertreffen d); wenn man alle dieſe

a) Nimmt man die Erde als eine Kugel an, deren Umfang 20582460 Pariſer Toiſen ausmacht, und rechnet man für jeden Cubiczoll 1 Million Sandkörner: ſo müſſen aus jedem Sandkorne unſerer Erde 26704 ihr an Größe gleiche Weltkörper geſchaffen werden, wenn beide Summen gleich ſeyn ſollten.

b) So hoch ungefähr giebt der Oberamtmann Schröter zu Lilienthal die Summe aller Fixſterne an, die er mit ſeinen 25füßigen Reflector zu erkennen im Stande iſt. Berl. aſtrom. Jahrbuch 1797. S. 196.

c) Unſere Sonne iſt bekanntlich an körperlichem Inhalte etwa 1448000 Mahl größer als die Erde.

d) Wurm Lehrer an der lateiniſchen Schule zu Nürtingen, rechnet in einem Aufſatze: Ueber mögliche Planeten und Cometen unſers Sonnenſyſtems (Berl. aſtrom. Jahrb. 1790. S. 167 - 171.), daß wenn nur der 20ſte Theil des Raums bis zu den nächſten Fixſternen in dem Verhältniſſe fort, wie wir es in der Nähe der Sonne finden, mit Planeten und Cometen beſetzt

diese Fixsterne, Planeten und Cometen in Verhältniß ihrer Oberfläche so mit Menschen bevölkert, wie unser Erdball bewohnt ist, für den man in runder Summe 1000 Millionen Seelen rechnen mag; wenn auf allen jenen Weltkörpern alle Menschen jung und alt, krank und gesund, bei Tage und bei Nacht seit hundert tausend Jahren in einem fort jeder ein Spiel Whistkarten jede Secunde einmal gewischt hätte: so könnte man noch mit großem Vortheil einen Klumpen Gold, wie der Mond groß, gegen Einen Pfenning wetten, daß nie ein Spiel Karten in eben der Ordnung gelegen, wie es jetzt jemand zufällig melirt hat c).

3)

besetzt wäre, wir alsdenn 17 Planeten und nach einem gar besonders mäßigen Anschlage 64000 Millionen Cometen haben würden, die sammt und sonders zum Gebiete unserer Sonne gehörten. Nach Lambert nimmt die Anzahl der Cometen zu, wie die Quadrate der perihelischen Abstände, womit die Beobachtung aufs genaueste übereinstimmt. Hiernach findet derselbe in seinen kosmologischen Briefen S. 41 innerhalb der Saturnsbahn für 5 Millionen Cometen Platz, welches für den 20sten Theil des obigen Raums gar 5½ Billionen ausmacht. Dagegen pflegt freilich die Größe der Cometen gegen unsere Erde gerechnet, gewöhnlich sehr unbeträchtlich zu seyn.

c) Legt man bei der Rechnung folgende Angaben zum Grunde:

1 Jahr	—	365¼ Tage
1 Tag	—	24 Stunden
1 Stunde	—	3600 Secunden
Durchmesser des Mondes	—	468½ geographische Meilen
1 geogr. Meile	—	22842 Pariser Fuß
14013 Par. Fuß	—	14400 Wiener Fuß.
1 Wiener Cubicfuß Gold	—	1109,86 Wiener Pfund
1 Wiener Pfund	—	11672 Aß holl. Troys-Gewicht
4864 Aß	—	1 Mark
1 Mark Gold	—	181$\frac{11}{17}$ Rthlr.
1 Rthlr.	—	288 Pfenninge

so erhält man 2,206019 als diejenige Zahl, womit die zu wettende Summe resp. multiplicirt und dividirt werden muß. Der eine müßte also eine mehr als 2½ Mahl größere Goldmasse gegen 1 Pfenning oder der andere nur $\frac{5}{11}$ Eines Pfennings gegen einen Klumpen Gold, wie der Mond groß, setzen, wenn die Wette gleich seyn sollte.

3) Die Hoffnung auf ein einziges Loos in einer Lotterie den größten Gewinn zu erhalten, iſt natürlich ſehr geringe, und wer vollends in mehrere Lotterien geſetzt hätte und ſich ſchmeicheln wollte, in allen das große Loos zu erhalten, den würde man mit Recht für einen Thoren halten. Demungeachtet darf man eher hoffen in 10 verſchiedenen Lotterien f) in jeder den größten Gewinn auf ein einziges Loos zu erhalten g), eher als daß man annehmen kann, es habe ein zufällig melirtes Whiſtſpiel ſchon jemals in eben der Ordnung gelegen, wenn gleich die Welt ſeit 24 Millionen Jahren geſtanden und immer 1000 Millionen Menſchen Tag und Nacht jede Secunde einmal ein Whiſtſpiel gemiſcht hätten.

Gewiß wird jeder, der dieſe Vergleichungen mit einiger Aufmerkſamkeit lieſet, die Anzahl der Ordnungen, in denen ein Spiel Karten liegen kann, beinahe unglaublich finden.

H. X.

f) Jede von 20000 Looſen.

g) Das Verhältniß der Wahrſcheinlichkeit iſt unter den obigen Vorausſetzungen = 100 : 104.

Die wahre pommerſche Art und Weiſe Spickgänſe zu machen.

Nachdem die hierzu beſtimmten Gänſe in einen mit Stroh beſtreueten Stall geſperret, und drei Wochen lang mit halb geſtampften Rüben und halb Gerſtenſchrot voll auf gefuttert, auch mit Sand und hinlänglichem Waſſer verſehen worden, da alsdann dieſelben, wie ein kleiner Finger dick, Speck geſetzt haben, werden ſie nach Martini abgeſchlachtet, und mit der größeſten Vorſicht gerupfet, damit die ſo fette Haut nicht voll Löcher geſchunden werde. Wenn nun alle Stoppeln ſauber ausgezogen, und die Gänſe ganz rein geputzt ſind, werden ſie geſenget, und alsdann mit warmen Waſſer abgewaſchen, nachher werden ihnen Hals und Flügel kurz am Halſe abgeſchnitten. Hierauf wird eine Gans nach der andern ganz accurat in der Mitte geſpalten, Herz, Lunge, Magen und Leber, auch Kaldaunen, nebſt dem Fette herausgenommen, und mit dem

Hal-

Halse, Flügeln und Beinen, nach und nach verzehrt; die gespaltenen Gänse aber werden stark mit Salz gerieben und in ein reines Faß sehr dick auf einander geschichtet und zugedeckt; mit solcher Einsalzung bleiben sie aber länger nicht als drei Tage liegen.

Unter dieser Zeit wird das meiste Salz geschmolzen, und jede Gans, so viel als nöthig, davon durchdrungen seyn. Nunmehr müssen sämmtliche Gänse so naß, und noch voll Salz hängend, herausgenommen und an ihre Knie Bindfaden mit Oesen (Schleifen) angebunden werden, damit dieselben auf langen hölzernen Spießen aufgehängt werden können. Wenn nun diese Oesen von Faden angebunden sind, werden die von Salzwasser noch ganz nassen Gänse über und über mit trockner Weizenkleye bestreuet, und in der Kleye so herum gewälzt, daß man von ihrem Specke und Fleische nichts mehr sehen kann.

Hiernächst werden sie auf ihre hölzerne Spieße an die Bindfadenösen aufgereihet, jedoch so, daß keine die andere berühre, sondern allezeit ein Finger breiter Raum dazwischen bleibe, und alsdann länger nicht, als acht Tage, im Rauche gelassen; jedoch da, wohin keine Hitze vom Feuer, sondern nur allein Rauch kommen kann.

Endlich, und nach acht Tagen, werden diese Gänse aus dem Rauche hinweg genommen, und auf dem Boden, hoch am Balken, acht Tage in die Luft gehänget, nachher abgenommen, und ihnen mit einem zusammengewickelten linnenen Lappen die Kleye sauber abgerieben.

Solchergestalt werden die Gänse äußerlich so gelb wie ein Spilling, im Specke so weiß als Schnee, im Magern aber so roth wie eine Rose aussehen, und sich Jahr und Tag saftig und wohlschmeckend erhalten lassen.

Hannöveriſches Magazin.

24tes Stück.

Montag, den 23ten März 1801.

Sollte man nicht der Studierſucht des gemeinen Mannes, beſonders in der Theologie, Gränzen ſetzen?

Ἕκαστος ἐν τῇ κλήσει ᾗ ἐκλήθη, ἐν ταύτῃ μενέτω. 1 Cor. VII. 20.

Wenn man den Geiſt, die Bildung und den Charakter der ſogenannten niedern Stände unſers Zeitalters mit ihnen ſelbſt in irgend einer ältern Periode vergleicht, ſo wird man das alles unglaublich verändert finden. Ehedem traten ſie nicht leicht heraus aus den Schranken, welche Natur und Vorſehung ihnen geſetzt hatten. Der Landmann bauete ſeinen Acker mit ſeiner ganzen Familie in abſteigender Linie; verband ſich nur mit Leuten ſeines Standes, und wählte nur dieſelbe Berufsart, welche ſeine Aeltern und Vorfahren getrieben hatten. Ungern trat er in ſtädtiſche Verhältniſſe und in die Gewerbe des Handwerkers über, gab auch ſeine Töchter nicht leicht Handwerkern, und wenn dieſe auch noch ſo bieder und wohlhabend waren, weil er — nicht mit Unrecht — ſeinen Acker für die ſicherſte Quelle der Ernährung und des Wohlſtandes anſah. So lernten die Söhne des Handwerkers und des Künſtlers das Handwerk und die Kunſt ihrer Väter wieder, als ob es ſo ſeyn müßte, — höchſtens, daß man unter den verſchiedenen Arten der Künſte und Gewerbe wählte und wechſelte. Nach einem höhern Stande und Range zu ſtreben — dies fiel niemand ein; und, wenn ſich einzelne Fälle zeigten, da jemand aus ſeinem Stande herausgetreten war, und eine vornehmere Lebensart erwählet hatte, ſo erregte dieſes doch weit umher Mißbilligung, weit entfernt, daß dadurch andern auch Neigung, ihren Stand zu verlaſſen, eingeflößt worden wäre. Dabei lebte man glücklich, und ſchadete weder ſich ſelbſt noch andern Ständen.

Wie ſehr hat ſich dieſe Stimmung ſeit ungefähr dreißig Jahren geändert! Alles ſtrebet aufwärts; Niemand will

gering und niedrig seyn. Welch ein Luxus herrscht unter Bürgern und Bauern! Und eben dieser ist es, welcher an der Seite seines verderblichen Bruders, des Müssigganges, den Hang zu einer vornehmern Lebensweise hervorgebracht und verstärkt hat. — Hieraus entstand denn auch die Studiersucht in den niedern Ständen. Nicht die edle Beschäftigung mit den Musen, nicht die Richtung des Geistes auf Wahrheit und Weisheit, nicht die anstrengende Arbeit des Kopfes, welche mit dem eigentlichen Studieren verbunden ist, — war es, was hier die Wahl eines gelehrten Standes bestimmte, sondern einzig die Sinnlichkeit, die Sehnsucht nach Ruhe, nach Wohlleben und nach einem höhern Range, weil die Wissenschaften jene Vortheile zu versprechen schienen und den letztern Vortheil schon seit der Zeit gewährten, da sie noch freie Künste genannt wurden. Und die Wahl unter den verschiedenen Wissenschaften bestimmte sich dann von selbst: — Religion und Theologie, oder eigentlicher Predigerstand. Selten wählten die Kinder gemeiner Leute ein anderes Fach. Wie sollten sie auch dieses? Einmal hatte das öffentliche Auftreten des Sohnes auf der Kanzel für den Handwerksmann etwas sehr Anziehendes, wie die Mutter unaussprechliche Wonne darin fand, wenn sie jenen auf dem heiligen Lehrstuhle der Religion erblicken konnte. Dann aber gab die Gewohnheit der Candidaten des Predigtamts bis zur Beförderung sich als Hauslehrer selbst ihren Unterhalt zu verdienen, den Aeltern eine reizende Aussicht, welche nun nur darauf zu denken hatten, wie sie ihren studierenden Sohn bis zur geendigten akademischen Laufbahn nothdürftig — oft kümmerlich — erhielten. Stipendien wurden gesucht, erbettelt und gefunden — kurz, man erreichte seine Absicht auf sehr verschiedenen Wegen, nicht selten zum größten Nachtheile der übrigen Kinder, welchen ihr rechtmäßiges Erbtheil durch den studierenden Bruder außerordentlich geschmälert wurde.

Diese Studiersucht ist noch jetzt in den genannten Volksklassen, am meisten aber unter den Söhnen der Handwerksleute vorhanden. Sowohl auf Universitäten, wo die Versuchung zum Studieren in den niedern Ständen noch desto größer ist, je leichter die Natur da die Bahn zu dem Tempel der Wissenschaften gemacht zu haben scheint, als auch in andern Städten und auf dem flachen Lande widmen Leute ihre Söhne dem Studieren, und besonders der Theologie, von welchen man so etwas weder verlangt, noch erwartet: und es entsteht dadurch ein sehr großer Ueberschuß von wartenden Candidaten des Predigtamts.

Unstreitig wird hiedurch auf mehrern Seiten die Lage der Menschheit verschlimmert; und es ist ein trauriger Irrthum bei denen, welche dieselbe zu verbessern glaubten, oder sich es wohl gar

zum Verdienste um den Staat anrechneten, daß sie mit beträchtlichen Aufopferungen ihre Söhne dem Dienste der Religion und der Kirche gewidmet haben.

Wir wollen die Sache näher betrachten, und es wird der Mühe nicht unwerth seyn, an eine Wahrheit einmal öffentlich zu erinnern, deren Verkennung für Staat, Religion und Menschheit die traurigsten Folgen haben muß.

Die erste unausbleibliche nachtheilige Folge der Studiersucht in den niedern Ständen ist der große Ueberschuß der Candidaten des Predigtamtes, welche sich einander im Wege stehen, ihre Beförderung durch ihre zu große Anzahl erschweren, und über ihren gerechten Erwartungen veraltern. Es ist doch immer traurig, wenn ein junger Mann ohne seine Schuld sehr lange auf seine Beförderung warten muß. Die besten Jahre vergehen, er wird muthlos und verwünscht den ersten Entschluß, der ihn seinem Stande widmete. — Gleichwohl muß er seine Zeit abwarten, bis die Vorsehung Platz macht, welche um der Verkehrtheit einzelner Menschen willen nichts in ihrem festen planmäßigen Gange ändert, und keinen einzigen Greis darum, weil viele Bewerber da sind, auch nur um ein Jahr früher vom Schauplatze abruft. Die Beförderer können auch nichts hierin ändern, so weh es auch oft ihren menschenfreundlichen Herzen thun mag, wenn sie denen, die sie um Unterstützung ihrer Wünsche nicht selten dringend angehen, abschlägige Antwort ertheilen, und sie zur Geduld ermuntern müssen.

Wie einer nach dem andern abtritt von seinem irdischen Posten, so kann auch nur einer nach dem andern seinen neuen Beruf antreten; und im Ganzen ist doch der fast allgemein angenommene Maaßstab des Lebensalters hier, wie in vielen andern Verhältnissen, bei weitem der sicherste; und frühere Beförderungen können da, wo vom Allgemeinen die Rede ist, nur als Ausnahme gelten.

Doch noch trauriger ist eine andere Folge der Studiersucht in der Theologie, daß dadurch unfehlbar arme Predigerfamilien entstehen müssen. Wie kann es anders seyn, wenn der Vater erst im vierzigsten Lebensjahre befördert wird? Nun hat er zwar das Amt, welches seine Kräfte beschäftigen und seine Bedürfnisse befriedigen soll. Allein, was das Letztere betrifft, so wird er entweder nicht heirathen dürfen — eine Sache, die doch keinem Stande so unentbehrlich ist, als dem Predigerstande, — oder er wird bald finden, daß seine Bedürfnisse in einem sehr ungleichen Verhältnisse mit seinen sich immer gleichen, oder gar verringerten Einkünften sich vermehren. Denn nach einer sehr allgemeinen, und in der

Natur gegründeten Regel erhält der Candidat zuerst eine geringere Pfarre, von welcher er nach einem gewissen Zeitraume auf eine bessere versetzt wird. a) So kömmt er unter tausend Sorgen, Einschränkungen und Entbehrungen endlich zu einer bessern Stelle, aber nun hat er auch bereits ein kleines Häuflein von Kindern, und er selbst ein Alter von ungefähr funfzig Jahren erreicht. Es wird viel Glück seyn, wenn er seine Kinder groß siehet. Wie häufig sind indeß die Fälle, da ein solcher Mann hinstirbt, ehe ihm noch diese hohe Freude zu Theil wird! Und nun scheidet er mit Kummer von seiner Gattin, dieser frühen Witwe; und von seinen unmündigen Kindern, welche er als unversorgte Waisen zurücklassen muß. Wie beklagenswerth sind diese! Wäre der Vater zur rechten Zeit ins Amt gekommen, so wären sie wenigstens bei seinem Tode nun älter, gebildeter und weniger hülflos. So hätte auch die Witwe, in Verbindung mit ihrem Gatten, länger für den gemeinschaftlichen Wohlstand der Familie sorgen können. Und welch ein Verlust für den Staat, welchem doch der Predigerstand im Ganzen eine sehr beträchtliche Anzahl guter, gebildeter Bürger erzieht. Wenn nun die Waisen des Mannes, der sie erziehen sollte, aus Noth die fremdartigsten Gewerbe erwählen, und zu den niedrigsten Handwerkern oder zum Soldatenstande ihre Zuflucht nehmen müssen! Dieses Uebel ist der Studiersucht in der Theologie unter den gemeinen Ständen, nicht dem frühen Heirathen der Prediger beizumessen, wie diejenigen irrig glauben, welche vorgeschlagen haben, daß auch der Prediger nicht ohne Bewilligung, wie der Officier, heirathen sollte. b) Im Gegentheile sollten die Hagestolzen im Predigerstande für ihre Wahl Einwilligung suchen, weil das ehelose Leben dem Predigerstande so wenig entspricht, wenn nicht in den meisten Fällen die Prediger in ihren Verhältnissen und in ihrem Alter eine dringende Einladung zum Heirathen fänden.

Durch die Studiersucht in den untern Stänaden entsteht drittens Mangel an geschickten Handwerkern und an guten Dienstboten. Welche Klagen über beides! Der Handwerksmann kann keine Gesellen, die Herrschaften können keine Dienstboten mehr bekommen. Freilich hat wohl der Krieg den größten Antheil an diesem Mangel, wie derselbe dem verderblichen Luxus den größten Vorschub thut.

Als

a) S. Ueber die Nutzbarkeit des Verfahrens protestantischer Consistorien, ihre Prediger von geringern auf bessere Pfarren zu versetzen. N. Journal für Prediger XXXVIII. St. 2. N. II.

b) S. N. Theol. Annalen. 1800. St. 9. S. 179.

Allein, theils macht der Krieg hauptsächlich nur männliche Dienstboten und Handwerksgesellen, die den Krieg scheuen, selten, theils hat doch auch das jetzt gerügte Studierwesen der gemeinen Volksklassen auf doppelte Weise Schuld hieran. Alles will vornehm leben und Herr, niemand Dienstbote seyn. Darum entziehen mancher Handwerkemann und mancher Bauer ihrem Stande wenigstens einen Sohn; darum wollen und sollen ihre Kinder nicht mehr dienen. Und wenn diese, wie in den mehrsten Fällen, ihre Absicht erreichen, so entsteht auf diese Weise ein beträchtlicher Ueberschuß in den vornehmern Ständen, indem nun nicht allein gerade so viele Handwerker und Dienstboten fehlen, als aus ihrem Stande heraus treten, als auch die vornehmern Stände um eben so viel zahlreicher werden, so lange nicht die Kinder der Vornehmen sich entschließen herabzusteigen von ihrer Höhe, auf welche die Vorsehung sie durch ihre Geburt gestellt hatte, und — eine starke Ueberwindung — Handwerker oder Dienstboten zu werden. Gewiß ist es doch nicht gut für die Welt und menschliche Gesellschaft, daß die vornehmern Stände sich zu stark vermehren, während die niedern sich zu stark vermindern. Denn diese sind eigentlich die Ernährer der erstern, indem sie entweder die natürlichen Erzeugnisse der Erde durch deren Cultur herbeischaffen, oder auch die rohen Stoffe durch Kunst veredeln.

Der Gelehrte denkt für die sogenannte arbeitende Classe, und diese arbeitet für den Gelehrten. Wird nun die Anzahl der Gelehrten oder Halbgelehrten — welches hier einerlei ist — zu groß gegen das Verhältniß der Handarbeiter — und eigentlich braucht die Welt in Vergleichung mit diesen nur eine kleine Zahl von Gelehrten; so muß dadurch Mangel, Theurung und mancherlei Druck entstehen. Zu dem ist unstreitig ein geschickter, fleißiger Handwerksmann und ein verständiger, aufmerksamer Ackermann dem eingebildeten Halbwisser weit vorzuziehen, weil jene ihren Beruf verstehen und sorgfältig treiben; dieser hingegen das Gute, was vielleicht seine Vorgänger aufbaueten, mit ungeschickter Hand wieder zerstört. —

So weigern sich die Schwestern des Studierenden in Dienst zu gehen, sobald sie nur die Aussicht haben, daß ihr Bruder einst Prediger werden wird, geschweige denn, daß sie sich hiezu entschließen sollten, wenn er bereits Prediger geworden ist. Wie? Sollten sie nun noch Dienstboten seyn, da ihr Bruder Herr ist? Sie lassen sich selbst lieber ebenfalls bedienen, als daß sie andern dienten. Woher soll nun so vieles Gesinde kommen? Es ist nicht zu erhalten, und wenn man auch den Lohn um noch so vieles erhöhete. Und diese Seltenheit desselben und diese Erhöhung des Lohns trägt gewiß nichts zur wahren

Verbesserung der Lage unserer Dienstboten bei. Sie haben doch weniger, als ihre Vorfahren hatten, obgleich diese kaum die Hälfte Lohn empfingen. Aber, bei diesen herrschte Frugalität und Rechtlichkeit, wenn hingegen unsere Dienstboten verschwenden und sich besonders der Ueppigkeit in Kleidern ergeben. — Nichts von der Verschlimmerung ihres sittlichen Charakters zu sagen!

So finden Luxus und Müssiggang den Weg in die niedrigsten Volksclassen. — Eine neue traurige Folge der Studiersucht in derselben. Zwar stehen diesen Uebeln auch genug andre Wege offen. Doch ist dieser offenbar der breiteste und bequemste.

Selten lebt der Candidat oder Prediger so ganz für sich, daß seine Lebensart keinen merklichen Einfluß auf sein Stammhaus hätte. Seine Sitten, seine Tracht, seine Reden, seine Lebensart, werden gebilligt und nachgeahmt. Studentenpossen werden als Witz und Weisheit bewundert; er selbst aber wird durch das Lob seiner thörichten Verwandten, welche ihn als die Zierde der Familie betrachten, aufgeblasen und sein sittlicher Charakter auf Gefahr des Predigerstandes, wie auf seine eigene Gefahr, unglaublich verschlimmert. — Und da seine Verwandten, unbekannt mit den Verhältnissen des Gelehrten, ihren Studiosen nun nicht mehr so, wie sich selbst, geschäftig erblicken; so kommen sie in Versuchung, dieses für Müssiggang zu halten, woran sie auch nicht immer unrecht urtheilen, zumal wenn jener nicht eben sehr tief in die Wissenschaften eingedrungen wäre. — Damit erwacht denn sofort bei ihnen selbst die Neigung und der Hang zum müssigen Leben. Sie fangen an, sich der Handarbeit zu schämen, da sie des Gedanken sich nicht erwehren können, als seyn sie mit dem studierenden Anverwandten auch zugleich vornehmer geworden. Nun muß denn auch ein größerer Aufwand gemacht; es müssen Besuche gegeben und angenommen werden; und auf unvermeidliche Stöhrungen und Versäumnisse des Berufs darf man nicht achten. Zog ja doch bereits der Student und Candidat seine Freunde in das väterliche Haus, wodurch man dergleichen schon gewohnt ist; und die Schwestern des Candidaten oder Predigers schlagen wohl gar die glücklichsten Parthien, weil sie ihnen nicht vornehm genug dünkten, ungeachtet der Freier gleichen Standes mit ihnen war, aus.

So steht bis jetzt die Sache; gewiß nicht gut, wenn wir das wahre Wohlseyn der menschlichen Gesellschaft ins Auge fassen, weder für die vornehmern, noch für die niedern Stände; und das hohe Bedürfniß einer Verbesserung ist jedem sachkundigen Menschenfreunde fühlbar. Hier fragt sichs demnach, wie diesem Uebel abzuhelfen sey? Die Antwort ist nicht

schwer

schwer zu finden. Es muß nemlich die Studiersucht der niedern Stände, besonders in der Theologie, eingeschränkt werden. — Ein Beispiel hiezu hat bereits der jetzt regierende Landgraf von Hessen-Cassel, Wilhelm IX., durch ein landesherrliches Verbot d. d. Cassel 20. Dec. 1797. gegeben, in welchem festgesetzt worden ist:

1) daß es nur den höhern Ständen bis auf den Rath herab, erlaubt seyn soll, ihre Söhne studieren zu lassen.

2) Der Prediger darf Einen Sohn dem Studium widmen.

3) Alle übrige Stände müssen Erlaubniß bei dem Landesherrn suchen, und zuvor ihre Söhne bei einem Gymnasio prüfen lassen. c)

Wie? Sollte diese Verfügung zu hart seyn, und die bürgerliche Freiheit eng einschränken? Ich denke nicht; denn

einmal ist sie durch das allgemeine Beste nothwendig geworden; und für das allgemeine Beste des Landes muß der Landesherr doch möglichst sorgen; er muß demselben sogar, wenn es darauf ankömmt, das Beste einzelner Unterthanen, im Fall nemlich jenes dadurch gefährdet würde, aufopfern. So kann mithin auf die Wünsche einzelner Landeskinder, welche studieren wollten und jene Bedingungen wider sich hätten, nicht gesehen werden. Und an sich selbst ist ja auch jene Einschränkung schon dadurch Wohlthat für das allgemeine und einzelne Beste, daß die übermässige Zahl der Studierenden dadurch vermindert wird. Denn so wird verhütet, daß mehrere studieren, als das Vaterland im gelehrten Stande gebrauchen und ernähren kann; und diejenigen, welche hier unversorgt leben müßten, finden nun ihr gewisseres Brod in dem Stande und in der Nahrungsart ihrer Aeltern.

Man denke nicht, daß sich dieses von selbst schon finden werde, und daß Wenigere das Fach der Wissenschaften und der Theologie erwählen werden, wenn sie sehen, daß es so schwer hält, auf diesem Wege ein Aemtchen zu bekommen.

Freilich schränkt die Natur sich selbst wieder ein, wenn sie die Gränzen überschritten hat, und nimmt ihre Auswüchse wieder weg, so bald ihre Zeit kömmt; allein, wie man auch nicht wartet, bis der austretende Strohm in sein natürliches Bette wieder

c) S. Journal für Prediger XXXVI B. II. St. S. 212. 213. Es ist damit eine frühere Verordnung desselben Fürsten d. d. 21. Dec. zu vergleichen.

der zurück geht, sondern ihm starke Dämme entgegen setzt, ehe er alles überfluthet; eben so wenig möchte man hier auf jenen Zeitpunkt warten dürfen, es würde sonst für diejenigen, welche darunter leiden müßten, zu lange währen. Ist nicht der Staat und sein höchster Repräsentant, der Landesherr, Obervormund jedes einzelnen seiner Unterthanen? Und, kann nicht durch dessen weise Anordnungen vieles Elend abgewendet und verhütet werden? Wie nothwendig ist aber dieses bei denen, welche ihr eigenes Beste nicht einsehen!

So groß der Reitz und die Versuchung der niedern Stände zum Studieren, besonders der Theologie, ist, wie sich dieses in dem umgekehrten Falle nicht bei den vornehmern Ständen findet, welche nur aus Noth ihren Stand verlassen, wodurch sonst das Gleichgewicht wieder hergestellt werden würde; so groß ist sehr oft die Täuschung, welche diesen Reitz hervor brachte.

Der Sohn des Handwerkers bildet sich mit seinen Aeltern ein, er werde im gelehrten, und namentlich im Predigerstande, glücklicher, als in den väterlichen Verhältnissen, leben, in welche doch die Natur und Vorsehung ihn setzten. Und siehe, er macht sich und die Seinigen oft nur desto unglücklicher, nachdem er die sichern Vortheile seines Standes verkannt und verschmähet hat. Vielleicht daß er sein Erbtheil und einen nicht unbeträchtlichen Zuschuß von dem Erbe seiner Geschwister verzehrte, oder daß er diesen, wie seinen Aeltern, das Brod nahm, oder sie um ihren kleinen Wohlstand brachte — während dem er sich vorbereitete auf das Amt, welches alles dereinst wieder gut machen soll. Und nun wird er erst gewahr, wie viel im Predigerstande gefordert wird, erblickt sich unwissend, da ihm so viele Vorkenntnisse fehlen, wird muthlos, und thut entweder Verzicht auf Beförderung, oder sieht sich dieselbe verweigert, glücklich, wenn er noch ein kleines Schulamt erhalten kann, welches ihn weit kärglicher nähret, als sein Handwerk oder sein Acker ihn genährt haben würden. Oder, er erreicht das Ziel seiner Wünsche. Aber auch hier sieht er sich getäuscht, indem das Predigtamt nicht so viel aufbringt, daß er standesmäßig leben und seine Kinder standesmäßig erziehen könnte.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

25tes Stück.

Freitag, den 27ten März 1801.

Sollte man nicht der Studiersucht des gemeinen Mannes, besonders in der Theologie, Gränzen setzen?

(Fortsetzung.)

Wie viel besser würde der Lebensgenuß eines solchen Mannes in seinem väterlichen Stande gewesen seyn! Leicht hätte das väterliche Gewerbe eben so viel aufgebracht, als die Pfarre; und mit hundert Thalern Einkünfte kann ein Handwerks- oder Landmann sehr viel weiter kommen, als ein Prediger mit einer dreifachen Summe; kann sorgenfrei leben, wenn dieser von peinlichen Nahrungssorgen gequält wird.

Aber die Versetzung! — Diese kann nicht jedem Prediger zu Theil werden, wenn auch die Consistorien noch so gerecht und gütig handeln wollten. Denn der geringen Pfarren sind die mehrsten. Und ist es nicht billig, daß in Rücksicht auf eine bessere Stelle der Würdige dem Unwürdigen, der Geschickte dem Ungeschickten vorgehe? Zu dem sind es ja nicht die bessern Einkünfte allein, welche hier in Frage kommen. Mit größern Einkünften pflegen auch größere Kirchspiele oder gebildetere Gemeinden verbunden zu seyn. Diese sollen ja auch mit passenden Männern, die der Sache gewachsen sind, nicht die Männer bloß mit Einkünften versorgt werden. Im Ganzen aber sind diejenigen Prediger, welche aus den niedern Ständen kommen, nicht die geschicktesten und würdigsten, schon um des einzigen Umstandes willen, weil die Kinder der Gelehrten, besonders der Prediger, wenn alles auf beiden Seiten gleich ist, von der frühesten Jugend auf mehrere Gelegenheit zum Lernen haben, als die Kinder gemeiner Leute, welchen mithin das Fortschreiten in den Wissenschaften schon von dieser Seite ungemein erschwert wird.

Der gemeine Mann kann seinen Sohn nicht selbst unterrichten, der Gelehrte dagegen unterrichtet ihn von dem ersten Augenblicke an, da er des Unterrichts fähig ist. Wie vieles kann so das Kind spielend lernen! Wie vieles kann der Knabe, so lange er noch zu Hause ist, seinem Vater abfragen, auf Spaziergängen, bei Gartenverrichtungen ꝛc. gelegentlich und schneller lernen. Ist es daher zu verwundern, wenn das vornehmere Kind mehr lernt, als das Kind gemeiner Aeltern? — Genies, welche freilich an keinen Stand sich binden, kommen hier nicht in Betrachtung. Diese finden überall ihre Stelle, indem sie die gemeinen Köpfe aus allen Ständen weit überfliegen. Hier ist vom Allgemeinen die Rede; und nach dem allgemeinen Maaßstabe wird der Ungeschicktere auch mit der geringern Pfarre fürlieb nehmen müssen. Ja, wie mancher Prediger, welchem es so erging, und welchem seine Amtsführung schwerer fiel, als die Verwaltung irgend eines andern geringern Gewerbes ihm gefallen seyn würde, hat sich zurück gewünscht in den Stand, welchen er entweder selbst ohne Noth verlassen, oder — was am häufigsten geschieht — aus welchem die Unbesonnenheit seiner Aeltern und Vormünder ihn heraus gedrängt hatte.

Zweiter Grund der Rechtfertigung eines landesherrlichen Verbots in Absicht auf das Studiren gemeiner Leute: es ist Gang der Natur und Vorsehung, daß die Kinder bei dem Stande ihrer Aeltern bleiben. Ich bin weit entfernt, einen allgemeinen Zwang zu wünschen oder vorzuschlagen. Nein, Ausnahmen finden sich überall; und so können auch allerdings einzelne Fälle seyn, da aus den niedern Ständen würdige Gelehrte und brauchbare Prediger hervor gehen. War doch selbst unser großer D. Luther eines Bergmanns Sohn! Allein, Ausnahmen müssen diese Fälle bleiben, nicht dürfen sie zur Regel werden; und dieser Weg bleibt ja immer nach obigem Vorschlage offen. Keinesweges wird das Gesellschaftsrecht dadurch beeinträchtiget, oder den niedern Ständen die Wahl einer Lebensart dadurch erschwert. Nein, nur geleitet wird ihre Neigung auf die rechte Bahn, zum allgemeinen Besten, und gesichert vor Verirrungen; verhütet wird es, daß sie nicht ausschweife.

Wer Fähigkeit, Neigung und Mittel zur Wahl eines gelehrten Standes hat — und diese drei Stücke sollten doch billig da beisammen seyn, wo es auf das Wählen ankömmt — der kann auch bei dieser Einschränkung immer noch seinen Zweck erreichen, und seiner Neigung folgen.

Im Ganzen aber finden wir es doch so, daß der Sohn den Stand und das Gewerbe des Vaters wieder erwählt, wenn er sich selbst gelassen ist, wir mögen in die Geschichte der Vor-

Vorzeit zurück gehen, oder bei unserm Zeitalter stehen bleiben. Von Jugend auf sieht der Knabe die Geschäfte, welche der väterliche Beruf mit sich führt; und bald gewinnt er Geschmack an denselben. Seine kindischen Spiele verrathen seine Neigung. Sey es aber auch irgend ein andres Gewerbe, welches der Sohn erwähle, so wird dasselbe sich dennoch da, wo der Gang der Natur nicht gestört wird, in den Gränzen des bürgerlichen Standes halten, in welchen die Vorsehung seine Aeltern gesetzt hat. Wofür könnte daher die vorherrschende Neigung und das Streben hinauf zu steigen in höhere Stände anders gelten, als für Ausschweifung und Unregelmäßigkeit?

Ist es nicht für das allgemeine Beste am zuträglichsten, wenn jeder in dem Stande bleibt, in welchem er geboren wurde? Giebt nicht schon die Natur diese Belehrung?

So kömmt man am leichtesten und am gewissesten zur Brauchbarkeit für die menschliche Gesellschaft, wie zum frohen Lebensgenusse. Wie glücklich können der Landmann und der Bürger in ihrem Stande seyn, wie zufrieden können sie leben, wenn sie den Forderungen ihres Standes Genüge leisten! Nur verschroben muß der Kopf nicht seyn; wünschen muß man nicht Dinge, welche diesen Ständen nicht zukommen. Wie schön greift da alles in einander. Ohne übermäßige Anstrengung des Kopfs und des Geldbeutels gelangt der Knabe allmälig zu dem, was er als ein Ackermann oder Handwerker wissen muß, und lernt vieles eben so, wie das vornehme Kind, vom Vater. Auch für andere Handwerke können hier die Kosten bestritten werden. Nicht so bei den Wissenschaften! Ihre Cultur fordert schon ein Capital, zu groß für den gewöhnlichen Wohlstand der Bürger und der Landleute; wenigstens konnte eine solche Summe, wenn sie auch da war, weit nützlicher zum Besten aller Kinder in gerechter Vertheilung angewendet werden.

Und wie? Sollen die Kinder der vornehmern Stände Handwerke lernen oder Ackerleute werden? Sind sie doch einmal vornehm geboren; deutet doch die Natur schon für ihre Wahl auf den Stand ihrer Aeltern hin. Wenigstens wird es unnöthig, so lange alles in seiner natürlichen Ordnung bleibt! Was wird aber zuletzt heraus kommen, wenn die Kinder aus den niedern Ständen in Masse sich herauf drängen, und ihren Nachkommen dadurch eine höhere Geburt und gleichen Stand mit denen, welche nicht gestern erst vornehm wurden, verschaffen? Werden nicht diejenigen, welche am wenigsten Glück haben, ihren väterlichen Stand verlassen und zu geringern Lebensarten ihre Zuflucht nehmen müssen? Gewiß traurig für den, welcher den Werth und das Recht seiner Geburt

kennt und zu schätzen versteht! Nicht erzogen für den aus Noth gewählten niedrigern Stand weiß er sich in denselben nicht zu schicken, und lebt weit unglücklicher in demselben, als irgend einer von denen, welche die Natur darin geboren werden ließ. — An der Geburt hängt doch einmal ein gewisses natürliches Recht, welches überall gilt. Welche Vorrechte hat z. B. der Adel! — Und wer kann es unbillig finden, daß der Besitzer sie geltend zu machen sucht, sobald er billig genug ist, diese Sache erst dann zu prüfen und zu beurtheilen, wenn er sich genau in die Stelle des andern gedacht hat? Aber auch dem Tagelöhner, der außer dem, was er täglich mit der Arbeit seiner Hände gewinnt, auf dieser weiten Erde kein Eigenthum hat, ist dennoch sein Geburtsrecht schätzbar. Niemand kann ihn da verdrängen, wo er geboren wurde; und er darf nach freiwilligen Auswanderungen immer dahin zurückkehren, wohin die Natur bei seiner Geburt ihn setzte. Und die Kinder der vornehmern Stände sollten sich durch die Kinder gemeiner Leute aus ihrem so natürlichen Geburtsrechte verdrängen lasse? Sollten durch die letztern genöthigt seyn müssen, ihren Stand mit einem geringern zu vertauschen?

Und wenn es im Ganzen ausgemacht ist, daß jeder in den Stand, in welchem er geboren wurde, am besten passet; wozu denn eine so gewaltige Umkehrung? — Ich nenne sie gewaltig — diese Umkehrung, weil durch dieselbe den Kindern von vornehmer Geburt dasjenige entrissen wird, was doch diese ihre Geburt, welche sie nicht wählen konnten, ihnen zuzusichern scheint. Denn wer einmal vornehm geboren ist, der geht doch ungern heraus aus seinem Stande, wie auch angesessene Bürger- und Bauernkinder nicht ohne Noth tiefer herab steigen und Tagelöhner werden.

Nicht so schlimm würde es seyn, wenn der Stand, welchen die studierenden Söhne gemeiner Leute wählen, ihrem väterlichen Stande auch so gleich wäre, wie etwa alle noch so verschiedene Handwerke, unter welchen die Kinder der Bürger wählen können, im Range einander gleich sind. Hier ist es dem gemeinen Wesen sowohl, als den einzelnen Subjecten sehr vortheilhaft, daß der Sohn nicht immer gerade die Kunst und das Handwerk des Vaters lernt, wenn zumal ein Handwerksmann mehrere Söhne hätte. Hier kann jeder Jüngling nach Neigung und Fähigkeit wählen, ohne daß er darum den väterlichen Stand zu verlassen, und andere Stände durch seinen Uebertritt in dieselben zu beeinträchtigen brauchte. So aber machen die studierenden Söhne der Bürger und Bauern einen leeren Raum, der nicht ohne die äußerste Noth von dort her, wohin sie sich drängen, wieder gefüllt werden kann, — und es entsteht ein nachtheiliges

Miß-

Mißverhältniß, hier Mangel, dort Ueberfluß an Subjecten; aber eben dadurch für dieſe Noth, Verlegenheit und Bedrängniß, während im Handwerks- und Bauernſtande für den Theil ſeiner undankbaren Mitglieder, welche denſelben verſchmähen und verlaſſen, Brot genug übrig bleibt. —

Wohin ſollen beſonders die Söhne der Prediger ihre Zuflucht nehmen, wenn die Lage des Studierweſens ſo bleibt, wie ſie bis jetzt iſt? Dieſen wird am mehrſten durch die Studierſucht der gemeinen Stände geſchadet, indem theils die Natur ſie durch ihre Geburt dem väterlichen Amte widmete, theils aber in ihren beſondern Verhältniſſen ſchon mancherlei Vortheile enthalten ſind, welche ihnen nicht nur die Wahl des Predigerſtandes ſehr erleichtern, ſondern ſie auch zum Dienſte der Kirche vorzüglich geſchickt machen.

Der Prediger unterrichtet ſeine Kinder gewöhnlich ſelbſt bis zu den Jahren, da ſie auf die hohe Schule gehen. Und, da er ſelbſt Gelehrter iſt, ſo kann er ſeinen ſtudierenden Söhnen bis zur Beförderung, wo nicht Führer ſeyn, ſo doch mit ſeinem Rathe nützen. Und das Predigerhaus — wie vorzüglich eignet ſich dieſes zur Bildung künftiger Prediger und Predigerfamilien! Hier herrſchen Religion und Sittſamkeit, Ordnung, Beſcheidenheit, Arbeitſamkeit und friedliche Eintracht — kurz, alles hat das Anſehn einer kleinen Pflanzſchule für den Stand, welchen der Hausvater ſelbſt bekleidet. Auch werden die Kinder nicht zu früh bekannt mit ſolchen Bedürfniſſen, welche nur als Früchte der Ueppigkeit in den Häuſern der Großen und Reichen ihr Daſeyn empfangen. Sie lernen entbehren, ſich einſchränken, genügſam ſeyn — Eigenſchaften, welche dem Prediger überhaupt als Lehrer der Sittlichkeit, beſonders aber im Anfange ſeiner Amtsführung ſo nothwendig und heilſam ſind. a)

Aus dieſen Urſachen leuchtet es ein, daß kein Stand ſo geſchickt iſt, der Religion und Kirche ihre Diener zu bilden, als der Predigerſtand: b) ſelbſt die

a) S. über die Nutzbarkeit der Verfahrungsart proteſtantiſcher Conſiſtorien, ihre Prediger von geringern auf beſſere Pfarren zu verſetzen. N. Journal für Prediger XXXVIII. St. 2. S. 165. f.

b) Dieſes beſtätigt nicht nur die Geſchichte, ſondern auch die Erfahrung. So wenig der ehemalige Prieſterſtand verſchiedener Völker mit unſerm evangeliſchen Predigerſtande verglichen werden darf; ſo hielten es die älteſten Geſetzgeber doch für heilſam, daß die Prieſter einen eigenen Stand bilden, und mit der Religion ſich ausſchließlich beſchäftigen ſollten. Und macht nicht noch in Schweden, wie vor der Revolution in Frankreich, der Predigerſtand ein eignes Corpus aus? —

die Töchter der Prediger eignen ſich im Ganzen am beſten zu Predigerfrauen.

Endlich wird durch die ſtudierenden Söhne der Bürger und Bauern den Wiſſenſchaften und der Religion in den wenigſten Fällen aufgeholfen; ein neuer Grund der Nothwendigkeit, ihrem häufigen Studieren Schranken zu ſetzen.

Außerordentliche Köpfe, Genies, können hier nicht als Gegenbeweis angeführt werden. Dieſe gehören zu den Ausnahmen, und gehen auch wohl ſchwerlich häufiger aus den Werkſtätten, als aus den vornehmern Ständen heraus. Gebunden an keinen Stand, finden wir ſie einzeln überall, mithin auch in den niedrigen Ständen. Warum aber ſollen gerade die beſten Köpfe den Künſten, den Handwerkern und dem Ackerbau entzogen werden? Oder iſt es etwa ſo ausgemacht, daß dieſe gemeinnützigen und unentbehrlichen Gewerbe keine vorzüglichen Geiſter brauchen, und daß für ihren Betrieb die elendeſten Dummköpfe gut genug ſind? Würden die Künſte und Handwerker nebſt dem Ackerbaue in England einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit haben erreichen können, wenn ihrer Cultur, wie in Deutſchland, ſo mancher gute Kopf entzogen würde, oder wenn der Sohn eines engliſchen Lords es unter ſeiner Würde hielte, ein Handwerk — im Großen — zu treiben? — Bei uns aber bemerken Aeltern gemeiner Kinder kaum eine Spur von Lebhaftigkeit oder von Gedächtniß — und nun erblicken ſie in ihrem Sohn den künftigen Herrn Pfarrer, und beſtimmen ihn dazu.

Wer ſieht nicht, daß hierunter offenbar die Vervollkommnung der Künſte und Handwerke leiden muß, wenn der ſtudierende Sohn nun ein vorzüglicher Kopf wäre? Wem entgeht es aber auch auf der andern Seite, daß ſehr oft aus den untern Ständen diejenigen gerade in den Predigerſtand hinauf klimmen, oder getrieben werden, welche keine Genies, ſondern nur ſchwache Geiſter ſind, die zwar auch in ihrem väterlichen Stande nicht geglänzt, doch aber demſelben mehr Ehre, als der Religion und dem Predigerſtande gemacht haben würden.

(Der Schluß folgt künftig.)

Eng-

Englische Bierbrauerei.

Die große englische Brauerei jenseits Blackfriars Brücke belegen, wurde nach dem Tode deren Eigenthümer, wie noch kürzlich in dem Hamburger Correspondenten von London aus gemeldet wurde, verkauft, und auf drei Millionen zweimal hundert und acht und achtzig tausend französische Livres angeschlagen.

Merkwürdig war es, daß zwei und zwanzig Kauflustige sich das Recht daran streitig machten; es mußte doch nicht allein die Kaufsumme bezahlt werden, sondern auch noch Geldvorrath genug da seyn, ein so ungeheures Wesen im Fortgange zu erhalten.

B. Faujas-Saint Fond in seiner Reise durch England, Schottland und die Hebriden giebt uns einige Nachricht von dieser großen Brauerei, die eben so sehr sein Erstaunen, als seine Bewunderung erregte.

Die Höfe und Gebäude, welche einen ungeheuern Umfang haben, sind blos auf Nutzbarkeit berechnet; alles ist dauerhaft, alles äußerst zweckmäßig gebauet, aber dabei ganz und gar ohne Prunk und Aufwand.

Siebenzig starke Pferde werden bei dieser Brauerei gebraucht; hundert Arbeiter sind immerfort beschäftigt, das Getreide und den Hopfen in den verschiedenen Gebäuden zuzubereiten, oder arbeiten bei den Kufen, bei den Braupfannen und Darren; andere ziehen das Bier ab; andere füllen es auf die Stückfässer, von welchen bald geredet werden soll.

Das Bier wird in sehr großen Pfannen gebrauet, welche ein ganzes Stockwerk hoch gebauet sind; das Wasser wird durch sehr künstlich angebrachte Pumpen zum Gebrauche hinauf gebracht.

Wenn das Bier fertig ist, so wird es durch eigene Gänge herab geleitet, und vermittelst angebrachter Röhren in eine Menge von Tonnen vertheilt, welche in einer sehr großen Niederlage stehen. In diesen Tonnen gelangt das Bier vollends zur Vollkommenheit, und bleibt nur kurze Zeit darin; hierauf wird es durch Hähne abgezogen, und in einen großen Behälter gefüllt, von wo es wieder durch Pumpen auf Stückfässer von ungeheurer Größe gebracht wird, welche senkrecht stehen, und zu deren obern Theile man auf Treppen gelangt; um den ganzen Platz, wo sich diese grossen Fässer befinden, läuft eine Gallerie.

Vier Keller von ungleicher Größe, welche an der Erde liegen, enthalten jene Fässer.

In

In dem ersten, welcher der kleinste ist, sieht man sechs solche Fässer, deren jedes 300 Oxhoft (barrique) von 240 Bouteillen hält; im zweiten Keller sind 28 Fässer von 400 Oxhoft; der dritte enthält 14 Fässer, jedes von 900 Oxhoft, und der vierte 4 Fässer von 1500 Oxhoft.

Das Ganze enthält also 31,600 Oxhoft.

Der gewöhnliche Absatz beträgt, ein Jahr ins andre gerechnet, jährlich ungefähr 140000 Oxhoft; während des letztern Krieges war er noch weit beträchtlicher, da der Eigenthümer dieser Brauerei die Lieferung für die Flotte hatte. Man kann aus dem Betrag der Abgaben von dem großen Absatz des Biers zu jener Zeit schließen, da dieselben sich monatlich auf 10000 Pfund Sterlinge belaufen haben sollen.

Es wird nicht unnütz seyn zu bemerken, daß in dieser schönen Brauerei beinahe nichts anders, als der sogenannte Porter gebrauet wird, welcher bei seiner Stärke große Seereisen zu ertragen im Stande ist, und sich mehrere Jahre lang auf Bouteillen erhalten läßt; es ist sogar nothwendig, daß er mehrere Monate auf den Stückfässern bleibe, wenn er die rechte Güte erlangen soll.

Diese Stückfässer sind von dem ausgesuchtesten Holze, und mit einer bewundernswürdigen Dauerhaftigkeit, Genauigkeit und Präcision, ja selbst mit einer gewissen Eleganz gebauet. Einige davon sind mit 18 eisernen Reifen versehen. Es sind verschiedene darunter, von denen jedes 10,000 französ. Livres gekostet hat.

Die Fässer sind alle aufrecht an den Wänden umher gestellt, und stehen auf Gewölben von Barnsteinen, welche sehr dauerhaft gebauet sind. Aeußerlich haben die Fässer große senkrecht stehende Balken zur Befestigung. Durch diese Einrichtung wird der Boden des Fasses gegen die Feuchtigkeit des Erdbodens gesichert, und man hat noch den Vortheil, gleich sehen zu können, ob das Bier ausrinne.

Der obere Theil der Stückfässer ist mit vieler Sorgfalt durch dicke Bretter verschlossen, welche sehr genau an einander gefügt, und noch 6 Zoll hoch mit feinem Sande bedeckt sind.

Hannöveriſches Magazin.

26tes Stück.

Montag, den 30ten März 1801.

Sollte man nicht der Studierſucht des gemeinen Mannes, beſonders in der Theologie, Gränzen ſetzen?

(Schluß.)

Uebrigens bleibt es nach der Ueberſchrift und nach der gegebenen Darſtellung den Genies, deren Neigung auf die Wahl eines gelehrten Standes, und beſonders der Theologie fällt, und welche daneben die gehörigen Mittel zum Studieren haben, unbenommen, ihrer Neigung zu folgen. Denn wie Fähigkeit, Neigung und Mittel zu jedem Stande die Bahn öffnen, und ſchon einen wichtigen Beſtandtheil der Würdigkeit enthalten; ſo haben dieſe Eigenſchaften bei dem Predigerſtande dieſelbe Wirkung. a)

Aber bei den mehrſten, welche ihren väterlichen Stand verlaſſen, und einen gelehrten Stand, vornehmlich den Predigerſtand wählen, iſt es nicht ſo. Es finden ſich bei ihnen vielmehr dürftigere Wiſſenſchaften. Der gemeine Kopf ſetzt ſich nur ein ſehr nahes, kurzes Ziel, weil er fühlt, daß er ein entfernteres doch nicht erreichen würde. Hier iſt demnach die Pfarre das non plus ultra aller Wünſche und alles Strebens. Sie bleiben bei dem ſogenannten Brodſtudium, herzlich froh, wenn ſie nur ſo weit kommen, um das in der Benennung enthaltene hohe Bedürfniß auf Lebenszeit zu erlangen. — Dazu kömmt die bereits angeführte Erfahrung, daß ihnen jede gelehrte Kenntniß, welche die Kinder der gebildeten Stände, und beſonders der Prediger, ſpielend faſſen, doppelt erſchwert wird,

a) Sehr viel Gutes enthält auch in dieſer Hinſicht die Churhannöver. Reſcriptalverordnung vom 21. Aug. 1800., welche man in den Hannöveriſchen Anzeigen v. J. St. 86. 87. 88 abgedruckt findet.

weil sie hier nicht, wie jene, ihre Väter als Lehrer zur Seite haben. Und wer den Geist und die Bedürfnisse unsers Zeitalters hinlänglich kennt, der wird es zwiefach empfinden, daß den Religionslehrern unserer Tage neben der Rechtschaffenheit auch wahre Gelehrsamkeit, Geistesgegenwart und Gewandtheit für ihren Beruf unentbehrlich sind. Warum sollen also diejenigen Kinder, welche durch ihre Geburt und Lage in dieser Hinsicht weit voraus sind, von andern verdrängt werden, welche im Ganzen, wenn alles auf beiden Seiten gleich ist, nicht zu einer so gründlichen Wissenschaft, als doch erforderlich ist, kommen können?

Dieser Behauptung sagt noch eine andere zu, daß nemlich den Kindern gemeiner Leute theils immer noch, wenn sie längst heraus getreten sind aus ihrem Stande, etwas von schlechten Grundsätzen und Sitten anklebt, theils aber durch die Natur der Sache bei ihnen andere verderbliche Neigungen geweckt und unterhalten werden. Wie könnte der Sohn des Landmanns oder des Handwerkers aus dem väterlichen Stande diejenigen Grundsätze und Sitten mitbringen, welche den Religionslehrer auszeichnen sollen? Sucht man sie nicht oft vergebens, und findet dagegen Rohheit, Unwissenheit und Aberglauben? —

Ich rede hier vom Ganzen und Allgemeinen, und bin weit entfernt, den niedern Ständen ihren eigenthümlichen Werth im Geringsten abzusprechen, oder einzelnen Familien in denselben zu nahe zu treten. Vielmehr fühle ich tief ihre große Wichtigkeit, und schätze jede Kunst, jedes Handwerk, wie auch den Stand des Landmanns nach ihrem unveräußerlichen Werthe. Auch hoffe ich durch meine Behauptungen dieses richtige Gefühl und diese billige Schätzung hinreichend an den Tag gelegt zu haben, indem ich nicht will, daß die besten Köpfe diesen Ständen entzogen werden, und die gewöhnlichen durch Heraustreten aus der Laufbahn, welche die Natur und Vorsehung ihnen anwiesen, sich ein armseliges Schicksal bereiten sollen. — Nur behaupte ich, daß die niedern Stände weder geschickt noch bestimmt sind, eine Pflanzschule für Gelehrte, und am wenigsten für Prediger, abzugeben. Der Prediger soll Lehrer, Erzieher, Bildner der Menschheit und des Volks seyn. Er darf mithin nicht entblößt seyn von den mannichfaltigen Eigenschaften, welche für diese Bestimmung erforderlich sind. Er muß selbst gut erzogen seyn, richtige Grundsätze, feine Sitten, Geistesgegenwart, Gewandtheit und wahre Gelehrsamkeit haben. Zu allem diesen ist doch die Anlage in den vornehmern Ständen — Ausnahmen abgerechnet — weit eher, als bei dem Volke, welches für seinen Stand mit den ihm eigenen Sitten und Grundsätzen ausreicht, anzutreffen.

Ja,

Ja ſelbſt die Genies aus den niedern Ständen, welche den Wiſſenſchaften ſich widmen, ſind in größerer Gefahr, übel geleitet zu werden, als vornehme Kinder. Schon fehlt ihnen der beſtändige Freund und Führer, welchen die letztern von der früheſten Kindheit auf in ihren Vätern haben.

Dazu erwacht nur gar zu gewöhnlich der Hochmuth, welcher aus dem ſchmeichelhaften Gedanken, daß man doch alle ſeine Standesgenoſſen weit überfliege, wie aus dem Weihrauche, der den Studioſen von dieſen ſelbſt geſtreuet wird, die reichſte Nahrung zieht. — Und das alles, beſonders die letztere üble Eigenſchaft, wie ſehr ſtreitet es gegen die ſchöne edle Beſtimmung des Lehrers der Religion und des Pflegers der zarteſten Menſchheit, der ſelbſt ein edles Beiſpiel ſeinen Schülern und Zuhörern ſeyn ſoll, wenn er ein würdiger und glücklicher Lehrer und Bildner derſelben ſeyn will!

Daß ich hier die Erfahrung auf meiner Seite habe, weiß ich; und es würde vielleicht ſo ſchwer nicht ſeyn, meine Vorſtellungen mit Beiſpielen aus der Geſchichte der Gelehrſamkeit und des Predigerſtandes zu belegen, welche es noch anſchaulicher machten, daß der noch ſo gut gemeinte Beitrag von Mitgliedern zu dieſen Ständen, welcher aus den niedern Volksclaſſen kam, ſelten den gerechten Forderungen der Obern, oder nur den billigen Erwartungen und dem guten Willen der Geber entſprach.

Doch die Leſer erlaſſen mir gern dieſe nicht ganz nothwendige Zugabe, und ſehen es gewiß lieber, daß ich ſchließe.

Nutzen vom Kürbis.

Der Anbau des Kürbis iſt faſt allen, die ſich einigermaaßen mit dem Gartenbau beſchäftigen, hinreichend bekannt, daher eine langweilige Beſchreibung deſſelben hier überflüſſig ſeyn würde. Doch muß hiebei erinnert werden, daß diejenigen, welche die Ranken der Pflanzen an einem Pfahl oder Geländer zur Erſparung des Raums hinauf ziehen und anbinden, der Pflanze Gewalt anthun, weil dieſes ihrer Beſtimmung nicht gemäß iſt. Jeder, der den Bau der Pflanze betrachtet, kann ſich ſelbſt davon überzeugen.

Der Kürbis (Cucurbita Pepo L.) wird am häufigſten in den Gärten

gezogen, und hat eine große Menge Spielarten, deren jährlich neue entstehen, und sich immer in ihrer Größe, Farbe und Gestalt verändern, auch öfters in die Mutterpflanze wieder zurück arten. Unter diesen Spielarten hat sich eine wegen ihrer Gestalt den Namen Schweitzerhose erworben, im Niedersächsischen wird sie mit dem Namen Flaschenkürbis oder Flaschkenaggel benennt; sie ist von mittelmäßiger Größe, nach dem Stiele zu dünner, als nach der Blütenwarze hin. Vom Stiel an bis zur Hälfte bald mehr, bald weniger gelb, der übrige Theil grün, bisweilen hat dieser Theil noch gelbe Streifen. Sie ist aber eben sowohl, wie die ganze Gattung, in Absicht der Farbe und Gestalt, vielfältigen Veränderungen unterworfen.

Die Früchte dieser Spielart, ohne die verwandten Arten, die ihr gleich kommen, davon auszuschließen, sind wegen ihrer Farbe vorzüglich zum Einmachen zu empfehlen. Sie können, wie Aziagurken, und auch wie Essiggurken eingemacht werden. Den Aziakürbissen wird jeder den Vorzug vor den Aziagurken wegen des feinern Geschmacks geben. Das Verfahren dabei ist völlig eben so, wie bei den Aziagurken. Auch die Essigkürbisse werden eben so eingemacht, wie die Essiggurken, und sind diesen bei weitem vorzuziehen. Man nimmt hiezu die jüngsten Früchte, und zwar bald, oder längstens den folgenden Tag, wenn die Blumen davon abgefallen sind. Sollte man von den erhaltenen Pflanzen nicht genug Früchte auf einmal erhalten, als man zum Einmachen zu haben wünscht, so lassen sich die abgenommenen im Keller auf frischem Sande 6 bis 8 Tage aufheben, bis in der Zeit mehrere hinzu kommen. Durch das Abnehmen der ersten Früchte werden die folgenden im Wachsthum befördert, welches nicht geschieht, wenn die ersten Früchte sitzen bleiben; so lange diese fort wachsen, bleiben die folgenden stehen oder fallen ganz ab, wenn es zu lange dauert, ehe die Reihe an sie kömmt.

Um wieder Saamen zu erhalten, läßt man von einer oder etlichen Pflanzen einige sitzen, wozu man diejenigen wählt, die sich in ihrer Art rein erhalten haben, welches man, sobald die Frucht sich angesetzt hat, leicht beurtheilen kann.

Alle Spielarten vom Cucurbita Pepo sind gut, Salat davon zu machen, der wie Gurkensalat zubereitet wird, wozu man die Früchte einige Tage älter, als zum obigen Gebrauch, werden läßt. Wahrscheinlich ist dieser Salat gesunder, als der von den Gurken.

Die Kerne von allen Spielarten, besonders von den großen Centnerkürbissen, desgleichen wegen ihrer Größe, die von dem sogenannten Türkenbund lassen sich zu verschiedenen Sachen mit großem Vortheil gebrauchen.

Bei

Bei verschiedenem Backwerk, z. B. Marzipan, Torten ꝛc. lassen sich die abgeschälten Kerne statt der Mandeln gebrauchen, so, daß es niemand daran schmecken wird. Desgleichen läßt sich davon eine gesunde kühlende Milch machen, die der Mandelmilch nichts nachgiebt.

Wer viele Kürbisse bauet, davon man eine große Menge Kerne bekömmt, wird sie zu keinem bessern Gebrauch anzuwenden wissen. Hiebei ist nur noch zu bemerken, daß die Kerne frisch geschält werden müssen, weil von trocknen Kernen sich das innere Häutchen nicht gut abziehen läßt.

Wenn die Kerne aus dem Kürbis herausgenommen sind, läßt man sie von außen nur abtrocknen, damit man sie besser zwischen den Fingern halten kann, da sie außerdem, wenn sie noch naß sind, leicht aus den Fingern schlüpfen. Wenn sie geschält sind, trocknet man sie bei gelinder Wärme, und hebt sie zum künftigen Gebrauch auf.

Nach diesem Fingerzeig werden geschickte Haushälterinnen dieses Produkt in der Folge vielleicht noch nützlicher zu machen wissen, da man seither noch wenig beträchtlichen Nutzen davon zu ziehen wußte. Für den Liebhaber dieses Gewächses, wie auch für den Liebhaber der Naturgeschichte im Pflanzenreiche, ist diese Pflanze sehr geschickt, durch Versuche mit fremder Befruchtung Erfahrungen zu machen, wodurch er immer schönere, noch unbekannte, vielleicht noch nützlichere Spielarten erhalten kann, je nachdem er in der Auswahl derjenigen Pflanzen, wovon er den männlichen Saamenstaub nimmt, als auch derjenigen, auf welcher er die weibliche Blume zu befruchten gedenkt, glücklich ist. Freilich müssen solche Versuche mit äußerster Vorsichtigkeit angestellt werden, damit dabei anderweitige Befruchtung vermieden wird, und man gewiß ist, von welcher Vermischung die Nachkömmlinge entstanden sind.

Noch immer giebt es Leute, unter diesen auch Quasikunstgärtner, die theils noch nichts von der Befruchtung der Pflanzen wissen, theils nicht glauben, sich lieber an die Einflüsse des lieben Mondes halten, und dabei die armen Kürbispflanzen jämmerlich kastriren, indem sie ihnen die männlichen Blumen unter dem Namen der falschen Blüten frisch wegschneiden, damit sie den Früchten nicht die Nahrung rauben sollen; zum Glück kommen sie gemeiniglich zu spät, wenn die Befruchtung mehrentheils durch Hülfe der Insekten, die von einer Blume zur andern fliegen, und den Saamenstaub mitbringen, schon geschehen ist, sonst würden sie oft wenig, oder gar keine Früchte bekommen. Daher trägt sichs oft bei einer solchen Behandlung zu, daß die Früchte sehr wenig Kerne enthalten, wel-

ches blos einer unvollkommenen Befruchtung zuzuschreiben ist.

Auch die Blätter darf man nicht abschneiden, weil die Pflanzen, und noch mehr die Früchte, durch diese eben so viel Nahrung, als aus den Wurzeln erhalten.

Wenn die Pflanze allzustark ranket, nehme man ihr lieber an schicklichen Stellen ganze Ranken weg, dieses thut ihr keinen Schaden.

Wer viele und große Früchte haben will, bringe die Kerne oder Pflanzen in fettes Erdreich, gönne ihnen hinreichenden Platz, auf dem sie sich ausbreiten könne, so wird es nie an Früchten fehlen.

Freundschaftliche Erinnerungen und Bemerkungen über den Vorschlag zur bessern Viehfütterung mit Haberschrot.

(Man sehe das 7te Stück dieses Magazins v. d. J. S. 107. ff.)

Allerdings verdient der ungenannte Herr Verfasser des hier bezeichneten Aufsatzes allen Dank dafür, daß er durch seinen Vorschlag, die Kühe in Zukunft mit Haberschrot zu füttern, zur Vermeidung des so außerordentlich hohen Preises eines so nothwendigen und unentbehrlichen Bedürfnisses, als die Butter ist, ein neues Mittel an die Hand geben, und auch seinerseits mitwirken wollte. Allein ob dieser Vorschlag nun auch wirklich so beschaffen ist, daß er weiter angerathen zu werden verdient, und ob die Ausführung desselben den guten Erfolg haben, und den wichtigen Vortheil gewähren würde, den er ihr zuschreibt; das ist eine Frage, welche nicht blos seine eigne Beobachtung und Erfahrung, sondern erst die allgemeine Erfahrung mehrerer Oekonomen und Landwirthe aus verschiedenen Gegenden, nach einer längern Zeit, als die, welche er darauf verwandt hat, entscheiden muß. Man erlaube mir also, hier gleich einige Erinnerungen und Bemerkungen zu machen, welche mir beim Durchlesen jenes Aufsatzes und bei einer nähern Prüfung des darin geäußerten Vorschlages beigefallen sind.

Der Verfasser geht von dem richtigen Grundsatze aus: „Wenn man den hohen Preis der Butter verringern — und, setze ich hinzu, ihrem

ihrem Mangel, der in diesem Winter hin und wieder schon auf dem Lande eintrat, völlig abhelfen will; — so muß man vor allen Dingen mehr auf Mittel sinnen, sie häufiger zu gewinnen, oder von den Kühen mehr Milch zu erhalten, damit man folglich auch mehr buttern kann. Und darin bin ich mit ihm völlig einverstanden.

Auch bin ich eben so fest, als er, davon überzeugt, daß eine sorgfältige, nicht zu karge, und von Zeit zu Zeit immer mehr verbesserte Fütterung das beste, und zugleich auch das geschwindeste Mittel ist, zu diesem Zweck zu gelangen. Ob es aber das einzige wäre, möchte ich fast bezweifeln, besonders wenn ich hier bedenke, wie viel Milch allein durchs Kaffeetrinken für den Buttergewinn verloren geht. Denn die Kühe geben, im Allgemeinen genommen, jetzt doch eben so gut, und eben so viel Milch, als ehedem; und doch haben wir jetzt weit weniger Butter. Also müßte man eben so sehr dahin sehen, daß nicht zu viel von der Milch, die man gegenwärtig wirklich erhält, durch überflüßige und oft unnöthige Consumtion verschwendet würde, als man Sorge dafür tragen soll, immer mehr Milch zu gewinnen.

Um letzteres zu erlangen, hat der Verf. überall Recht, wenn er in seinem Aufsatze die in mehrern Gegenden schon lange übliche Viehfütterung mit Schrot empfiehlt, die nicht blos, wie er sagt, zum Ersatz des mangelnden Heues dient, sondern den Mangel desselben doppelt ersetzt, und fürs Vieh in Rücksicht der Milch weit vortheilhafter ist. Doch berechnet auch hier der Landmann gar zu leicht den zu erhaltenden Vortheil gegen den zu machenden Kostenaufwand, vorzüglich bei den jetzigen hohen Kornpreisen, und da möchte nach seiner Rechnung wohl manche Kuh an Milch das schwerlich wieder aufbringen, was sie an Schrotfütterung kostet, besonders wenn man dieselbe eine geraume Weile fortsetzt. — Ob nun aber — und das ist hier die Hauptfrage — der Zusatz des Haberschrots gerade zum Kuhfutter so vortheilhaft in Rücksicht der Milch ist, als der Verf. bemerkt zu haben glaubt, das getraue ich mir gar nicht zu behaupten.

Freilich milchen die Kühe bei jeder Schrotfütterung besser, als sonst. Auch glaube ich gern, daß der Haber etwas dazu beiträgt, indem ich bemerkt habe, daß selbst mehrere Wöchnerinnen häufig Habergrütze genossen, um desto eher Milch für ihr Kind zu bekommen, wenn sie Mangel hatten. Daß aber, wie der Verf. meint, das Haberschrot besser, als eine gleiche Portion Rockenschrot, auf den Milchertrag wirke, ist nicht die Meinung sehr vieler erfahrner Landwirthe hiesiger Gegend. Sie halten unter den Schrotarten Haberschrot für das schlechteste, dann Rockenschrot, Gersten- und Bohnenschrot — vorzüglich aber das letztere — für das beste zur Hornviehfütterung.

Boh-

Bohnenschrot sollte also, bei der Erinnerung an die Schrotfütterung überhaupt, besonders fürs Vieh empfohlen werden. Und wenn gleich ein Himte Bohnen gegenwärtig noch einmal so viel kostet, als ein Himte Haber, so ist alsdann auch der Gewinn daraus doppelt; denn in jenen steckt ja weit mehr milchgebende Nahrung fürs Vieh, als in diesem!

Die vergleichende Rechnung, welche der Verf. zum Beweise seiner Behauptung zieht, scheint gleichfalls mir kein hinlänglicher Grund zu seyn, diese nun als wahr und erwiesen anzunehmen. Denn theils ist sie auf zu kurze Zeit gemacht, theils hält er höchst wahrscheinlich das, was Folge seiner guten sonstigen Fütterung war, blos für Folge des zur Fütterung genommenen Haberschrots. Wer seine Kühe so gut füttert, ihnen nebst Heckerling Rüben mancherlei Art, vorzüglich Runkelrüben, der Kühe liebstes Futter, Kartoffeln und Oelkuchentrank geben kann, wie der Verf. thut der muß auch ohne Haberschrot viel Milch von denselben erhalten.

Bei dieser Gelegenheit kann ich meine Verwunderung über zweierlei nicht verbergen, welches mir gleich bei der ersten Durchsicht jenes Aufsatzes sehr auffiel.

Zuerst frage ich, wie es nur möglich seyn konnte, daß der Verf. bei seiner so guten Viehfütterung (wenn ich anders die Worte desselben richtig verstanden habe) unter seinen sieben Kühen sogar fünf hat behalten können, die wintermilchend geblieben sind, und nur zwei frischmilchende? Wenn die Kühe sonst nur einigermaaßen gut gefüttert werden, so pflegen sie doch höchst selten altmilchend zu bleiben; und unter sieben Kühen dürfte wohl eine, höchstens zwei altmilchend bleiben; aber ganzer fünf? Wie ist das zu erklären? — Und dann ists mir auch höchst auffallend gewesen, daß er von seinen sieben Kühen, trotz des schönen Futters, welches sie nach seiner Aussage erhielten, dennoch nur wöchentlich Anfangs 8 Pf. Butter gewann! Dies läßt sich unmittelbar aus seiner Aeußerung folgern. Denn er sagt ja selbst, der Buttertertrag habe sich bei der Haberschrotfütterung gegen den beim vorigen Futter gerade verdoppelt: nun hat er nachher wöchentlich 8 Pfund Butter mehr gewonnen, folglich haben seine Kühe vorher wöchentlich nicht mehr als 8 Pfund geliefert; und das ist von sieben gutgefütterten Kühen, wenn auch gleich fünf altmilchende darunter sind, doch auffallend wenig Butter, da es in hiesiger Gegend, wo doch auch Mangel an Heu herrscht, oft Kühe giebt, die wöchentlich allein 5, 6, ja gar 7 Pf. Butter liefern! Oder wird in der Haushaltung des Herrn Verf vielleicht sehr viel frische Milch verbraucht?

Noch etwas darf ich hiebei zu bemerken nicht aus der Acht lassen. Der Verfasser läßt seinen Kühen unter andern Schlage- oder Oelkuchen ins Getränke geben. Und das ist allerdings sehr gut und nahrhaft für dieselben, und geschieht in sehr vielen großen und kleinen Haushaltungen. Allein die Oelkuchen sollen, wie man bemerkt haben will, der Milch und folglich auch der Butter einen besondern, etwas unangenehmen Geschmack geben. Vielleicht wäre es in dieser Hinsicht besser, wenn man sie den Kühen zwar, so lange sie nicht milchend sind, gäbe, zur Zeit des Milchendseyns aber wieder entzöge.

B —

— ln.

Hannöveriſches Magazin.

27tes Stück.

Freitag, den 3ten April 1801.

Einige Bemerkungen über den gewöhnlichen Cameral-Rechnungsſtyl, in Vergleichung mit der doppelten Buchhaltung.

Vom Hrn. Dr. Meißner in Göttingen.

In den letzten Jahrzehnden des geendigten Jahrhunderts iſt ſo mancher gute Vorſchlag, der zur Verbeſſerung und Vervollkommnung des Staats- und Privateigenthums abzweckte, verſucht und ausgeführt worden, daß man den jetzigen Zeiten den Vorwurf wohl ſchwerlich noch machen darf, aus Liebe zum Alten jede gegründete Neuerung verworfen zu ſehen. Es iſt aber nicht zu läugnen, daß manche verworfene Neuerung und mancher mißlungene Verſuch, für deſſen Brauchbarkeit ſich erfahrne Männer verbürgten, erſt noch die allgemeine Beſtätigung ihrer entſchiedenen Unbrauchbarkeit fürs gemeine Leben erwarten a).

Hierunter gehört, wie ich glaube, die allgemeinere Anwendung der bekannten doppelten Buchhaltung oder der kaufmänniſchen Rechnungsführung in doppelten Poſten. Mißtrauiſch, als gegen eine neue Erfindung, kann man gegen dieſe Rechnungsart nicht ſeyn, denn ſchon vor Jahrhunderten bediente man ſich ihrer, wenn auch nicht in jetziger vollkommnerer Geſtalt, in Staats- und Privatrechnungen b). Und auch jetzt iſt ſie von dem Kaufmannsſtande, in und außer Eu-

a) So beſtätigt ſich in den letzten Blättern des Reichsanzeigers die Erfindung, welche ſchon vor mehreren Jahren in Göttingen gemacht wurde, waſſerdichte Tücher zu verfertigen.

b) Die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft findet man ausführlicher in des Herrn Hofraths Beckmann Beiträgen zur Geſch. der Erfind. 1. B. 1. St. und 2. B. 2. St. — Postghaas Handbuch für Kaufleute 1. Bd. Vet. Buch-

Europa, als nothwendiges Hülfsmittel zur Handlung anerkannt, und seit ihrer Einführung aus Italien in den verwickeltsten und ausgebreitetsten Geschäften angewandt worden.

Warum ist sie in diesem Stande bloß einheimisch, und den Staats- und übrigen Privatrechnungen fremd geblieben? Ist ihre Anwendung auf letztere nicht so vortheilhaft, als die gewöhnliche Art der Rechnungsführung? Oder überwiegen zu große Schwierigkeiten und Hindernisse die zu erwartenden Vortheile ihrer allgemeinen Einführung?

Vielleicht geben folgende Bemerkungen einsichtsvollen Sachkennern Gelegenheit, ihre Erfahrungen hierüber mitzutheilen, und jene Fragen zu entscheiden. Meine Ansicht der Sache ist folgende:

I. Ein Hauptgrund des bisherigen Cameralrechnungsstyls liegt wahrscheinlich in der allmähligen Entwickelung der deutschen Cameral- und Finanzsysteme. — Man braucht nicht weit in der Geschichte zurück zu gehen, um jene in ihrer Kindheit anzutreffen; wo manche Gemahlin des Fürsten die Aufsicht über das ganze Cameralwesen allein besorgte, und Kerbhölzer förmlich gestellte Rechnungen und ihre Belege vertraten. Des Schreibens war damals noch wenig und so wenige konnten schreiben, daß man das Bedürfniß geschriebener Rechnungen hier nicht hatte oder nicht empfand. Es war schon ein großer Vorzug der Zeiten, als man, unserm Zeitalter näher, von Aufsehern und Verwaltern herrschaftl. Güter verlangen konnte, daß sie eine förmliche Rechnung zu stellen vermöchten. Eine größere Kunst konnte man dabei nicht verlangen, als mit der damaligen allgemeinen Cultur und dem engbegränzten Finanzsystem im Verhältniß stand. War der Vorrath oder Bestand am Anfange und Schlusse der Rechnung, auch Einnahme und Ausnahme, ohne pünktliche Genauigkeit neuerer Zeiten, angemerkt; so fand man schon alles aufgezeichnet, was man in der Rechnung finden wollte, und darin zu suchen verstand.

Es mußte aber bei geschriebenen Rechnungen bald nothwendig, und die Nothwendigkeit bald fühlbar werden, — man hatte es ja mit Kerbhölzern schon so gehalten, — über einzelne Hauptgegenstände einer Verwaltung nähere Auskunft in der Rechnung zu finden. Leicht war daher die Aufgabe erfunden und leicht war sie aufgelöst; alle Posten, welche einen Hauptgegenstand betreffen, unter be-

halter. — Klüpfteins Grundsätze der Wissenschaft, Rechnungen vollkommen einzurichten; Vorrede. — Desselben Lehre von der Auseinandersetzung im Rechnungswesen; im Vorbericht, und s. 142 folg.

besondern Rubriken zusammen zu stellen und aufzuführen. Da diese Form leicht erlernt war, die Uebersehung der einzelnen Theile erleichterte, die Sicherheit nicht gefährdete und die Rechnung etwas abkürzte, so wurde sie bei Privat- und herrschaftlichen Gütern allgemein angenommen.

II. Wie sich nach und nach die Regierungs- Polizei- und Cameralanstalten mehrten, größere Einnahmen und Ausgaben erforderlich wurden, und überhaupt die Fürstl. Privatwirthschaft zur Staatswirthschaft umgeschaffen wurde, da vermehrte das weitläuftigere Cassenwesen auch die Rechnungsgegenstände und Aemter, und das Rechnungswesen wurde ein wichtiger Theil der Finanzwissenschaft.

Allgemeine Landesgesetze und besondere Instructionen brachten es auf eine höhere Stuffe der Vollkommenheit, dadurch daß sie größere Sicherheit und Uebereinstimmung im Einzelnen, und leichtere Uebersehung und Revision im Ganzen bewürkten, — so weit es die bisherige Form erlaubte, die man im Wesentlichen beizubehalten für rathsam fand.

III. Vertraut mit dem Geiste und den Vortheilen der doppelten Buchhaltung, versuchten es patriotische Staatswirthe der Oestreichischen Monarchie im siebten Jahrzehende des verflossenen Jahrhunderts, die Staatsbuchführung nach jener Art umzuformen. Es gehörte Muth dazu und feste Ueberzeugung des Gelingens, ein Unternehmen zu Stande zu bringen, welches dem Staate schon einmal (1717) vergebliche Summen gekostet hatte. Man war aber mit den damals unrichtig gewählten Mitteln zu bekannt, als daß man nicht, bei besserer Wahl, sich einen glücklicheren Erfolg versprechen durfte.

Die Vorliebe zu dieser Wissenschaft wurde in Wien allgemein rege, und Personen aus allen Ständen suchten in den darüber gehaltenen öffentlichen Vorlesungen sich darin zu vervollkommnen. Große Güterbesitzer führten sie auf ihren Gütern ein, und befanden sich wohl dabei.

Aus Erfahrung schrieb der Fürst von Auersberg, einer der Ersten, die sie anwandten: „ich sehe diese Rechnung an, wie den wahren Glauben, „und jene, die die alte haben, wie „Thörichte, denen Gott noch nicht die „Gnade gegeben hat, hierin erleuchtet zu seyn; wie dann noch viele Ungläubige sagen: was hilft diese „Art Rechnung; diese macht kein „Gelderträgniß. Ich will sie aber „allenfalls überweisen, daß diese Art „Rechnung eine Ruthe ist, welche die „Beamten fürchten, ohne sie peitschen „zu dürfen, weil sie ihre Fehler und „was nicht seyn sollte, immer gleich „selbst ersehen und aus Schande ver-

„bessern müssen" c). Man machte auch die Anwendung auf das Rechnungswesen des Staats, und so viel bekannt ist, mit glücklichem Erfolg.

Rechtschaffene Cassirer verdankten dieser Wissenschaft, „daß sie dadurch „aus vielen Verwickelungen gekommen, vieles aus dem Dunklen ins „Klare gebracht sey und die Cassen „erhalten werden. Nun sehe Jeder„mann, dem nicht mit Weitwendig„keit und Unordnung gedient sey, erst „ein, wie dieses Werk zu Jedes Si„cherheit abziele." d)

Allein die Einrichtung dauerte nicht lange; nach einigen Jahren erlitt sie wieder Veränderungen, und die große Vorliebe zu jener Methode verschwand. Zu bedauern ist es, daß die nächsten Ursachen, welche diese Veränderung bewürkten, nicht bekannt geworden sind. Es wurden nachher für die Domainen u. Wirthschaftsämter, auf Kaiserl. Befehl, weitläuftige Formulare, mit einer Anweisung versehen, gedruckt, und die Rechnungen hiernach aufzustellen befohlen. Es ist darin der alte Cameralstyl verbessert; auf doppelt Buchhaltung ist aber nicht Rücksicht genommen worden e).

IV. Soll man nun denjenigen Schriftstellern Glauben beimessen, welche dieses Rechnungssystem der Doppia mit dem ökonomistischen System in eine Klasse setzen, und für gleich unanwendbar auf unsere Staatswirthschaften erklären? Oder lassen sich dagegen Gründe anführen, welche dessen Anwendung auf alle Gegenstände des Cameral- und Finanzwesens, nicht bloß möglich machen, sondern wichtig genug sind, sie als rathsamer und vortheilhafter zu empfehlen? Die wichtigsten Gründe, welche man bei jenen antrift, sind folgende:

1) Der allgemeine Rechnungsstyl eines Staats muß leicht und deutlich seyn, damit er jedem unteren Rechnungsbedienten zu erlernen nicht schwer falle, und bei der Revision keine Schwierigkeiten verursache. Der gewöhnliche Rechnungsstyl hat dieses Erforderniß als Vorzug vor der Doppia, die systematischer ist, und wis-

sen-

c) Klippstein Auseinanders. §. XVI.

d) Daselbst. §. 151.

e) Unterricht über die Entwürfe zu einer verbesserten Cameralrechnungsart auf den Domainen für die sämmtlichen Wirthschaftsämter der K. K. Cameral- Stiftungs- und Religionsfondsherrschaften und Güter, wie künftig auf allerhöchsten Befehl Sr. K. K. Ap. Maj. die Wirthschaftsrechnungen zu führen und zu erlegen sind. Wien 1785. 1ter Theil. 144 S. und 2ter Th. 3 Bde Formulare in Folio.

senschaftlich erlernt werden muß, welches von den Unterbedienten nicht verlangt werden kann.

2) Wollte man diesen auch bloß die ersten Aufschreibungen, oder Führung der Tazebücher übertragen, so müßten diese zu Rechnungsstücken erhoben werden, was sie nach gewöhnlichem Style nicht sind, und manchen Vortheil gewähren. Denn

3) sie müßten von andern Personen erst in Rechnung gebracht werden, ehe sie zur Revision gelangen könnten. Diese würde dadurch weitläuftiger und erschwert.

4) Das Personale würde vermehret, und das Rechnungswesen kostspieliger werden müssen. Joseph II. kann deswegen mit Recht gesagt haben: „um nicht um 30000 fl. betro„gen zu werden, muß ich 300,000 fl. „an Besoldungen zahlen."

5) Das Ganze verursacht mehr Schreiberei, da mancher Posten in mehrere Rubriken übertragen werden muß, und die Vortheile sind so groß und einzig nicht, daß man sie nicht durch das Tab-Karische erreichen, und mit der gewöhnlichen Rechnungsart auskommen könnte.

6) Vielmehr entsteht eine nicht geringe Schwierigkeit bei der Anwendung auf die so vielfache, ganz verschieden zu berechnende Gegenstände im Staate; so daß die Anwendung desto schwerer werden möchte, je zusammengesetzter das Rechnungswesen oder einzelne Verwaltungen sind.

Diesen vorgetragenen Gründen kann man, meiner Meinung nach, folgende Gegengründe entgegenstellen:

a) Man nimmt zu Verwaltungen und zu den untersten Rechnungsämtern keine Personen, die auf der untersten Stuffe der Aufklärung stehen, und alles bloß mechanisch betreiben, sondern Männer, die durch Erziehung oder Erfahrung zu einem beträchtlichen Grade der Cultur gelangt sind. Solchen kann es nicht schwer werden, den mechanischen Gang einer formellen Vorschrift einsehen zu lernen. Selbst in Wien wurden junge, ungeübte Leute zum Uebertragen genommen, die sich nur bei ihren Arbeiten nach den vorgeschriebenen Entwürfen richteten.

b) Das Tagebuch zu führen stimmt mit der gewöhnlichen Art überein, dazu bedarf es keiner besonderen Klugheit, und die Auseinandersetzung im Hauptbuche läßt sich eben so gut mechanisch erlernen, wie bei der andern Art f).

Denn

f) Schon vor mehreren Jahren bemerkte ein bewährter Schriftsteller, man möchte Kindern in Schulen Anleitung geben, über eine gewöhnliche Haushal-

Denn wenn die Rubriken vorgeschrieben sind, so muß die Uebertragung in manchen Stücken leichter werden, wie bei dem gewöhnlichen Manual. Auch letzteres erfordert Geschicklichkeit, wenn alle Posten so eingetragen seyn sollen, wie es Analogie des römischen Rechts und besondere Landesgesetze erfordern. Hauptsächlich ist bei der Doppia das eigentliche kaufmännische Journal ein Stein des Anstoßens, und dessen Führung macht gewöhnlich mehr Schwierigkeit, als das Hauptbuch. Man kann es aber entweder durch Hülfs- und Nebenbücher oder Zusammenziehungen bei vielen Gegenständen entbehrlich machen; oder man muß dessen Führung oberen Stellen übertragen, wo man hinreichende Kenntniß und Fähigkeit voraussetzen darf, und das Tagebuch zum Rechnungsstück erheben.

c) Dann werden aber die Rechnungsstücke vermehrt. Hiergegen läßt sich mit Grunde behaupten, daß dies mehr vortheilhaft als schädlich sey. Denn der Rechnungsführer soll Einnahme und Ausgabe aufschreiben, nicht um sie, mehr oder weniger zusammengezogen, unter allgemeinen Rubriken vorlegen zu können, sondern um sein ganzes Verfahren daraus genau beurtheilen zu lassen. Dies kann man bei der gewöhnlichen Einrichtung der Manuale, als den Concepten der Rechnung nicht, und deswegen hat man bei verschiedenen Cassen paraphirte Bogen und Gegenschreiber für nöthig gefunden, um diese ersten Aufschreibungen genauer und sicherer zu erhalten. Es ist folglich nichts ungewöhnliches, die ersten Aufschreibungen zu Rechnungsstücken zu machen, und wenn dies geschiehet, so kann das Hauptbuch dagegen kürzer gefaßt werden, als das Manual. Dieses erfordert zur leichten und geschwinden Uebersehung des Ganzen, so wie zur Beantwortung mancher Fragen, besondere Auszüge, die oft mit vieler Vorsicht entworfen werden müssen. Jenes Hauptbuch liefert sie entweder schon fertig, besonders wenn ein Journal geführt wird, oder sie lassen sich doch weit leichter daraus verfertigen.

d) daß die Revision dann mehrere Stücke zu revidiren bekommt, macht

haltung Rechnung führen zu können. S. Oesfeld's Anleitung zur Finanzrechnungswissenschaft, (Berlin 1773.) §. VI Die bekannte Anleitung des Herrn Hofraths Beckmann, die Rechnungen Kleiner Haushaltungen zu führen (2te Aufl. 1800.) könnte dazu vortrefflich genutzt werden.

macht sie auch nicht schwieriger, weil in diesen Aufsätzen eine gröſsere Ordnung herrscht, einer auf den andern sich beziehet, und die ganze systematische innere Einrichtung die Revision erleichtert. Die ersten Aufschreibungen häufen sich nicht, wenn sie monatlich oder vierteljährig eingeschickt werden müssen; Irrthümer und Fehler werden dann leichter und früher entdeckt und eher erledigt; die Ablage der Rechnungen geschieht pünktlich; es können keine Prätexita entstehen; die Revision wird nicht aufgehalten: folglich gröſsere Ordnung und Sicherheit zum Vortheile des Principals und Rechners bewürkt.

e) Manche Unkundige sehen die kaufmännische Buchführung als ein nothwendiges Uebel der Groſshandlung an, und halten sie für schwerer, als sie würklich ist. Den Grund davon findet man, wie mich dünkt, gröſstentheils in der Geschichte dieser Kunst oder Wissenschaft. Lange kannte der Kaufmannsstand, gleich andern Theilen der Handlungswissenschaft, die italiänische Buchhaltung, und wuſste sie praktisch anzuwenden, ehe sie als Wissenschaft bearbeitet wurde, und das Ansehen algebraischer Formeln verlohr. Nur mechanisch lernten sie junge Leute auf Comtoiren kennen, oder wurden von erfahrnen Buchhaltern darin unterrichtet. Diese suchten eben so sehr, wie manche unserer gewöhnlichen Rechenmeister in Rücksicht der sogenannten italiänischen Praktik, den Glauben so viel wie möglich zu befestigen: daſs eine so schwere Kunst weder in Büchern rechtschaffen gelehrt, noch daraus erlernt werden könne. Gelehrte brachten sie erst auf einfachere Grundsätze und vervollkommten sie dadurch, daſs sie ihre Anwendung auf Cameralgegenstände in praktischen Beispielen zu empfehlen suchten. Ein hierdurch berühmter Schriftsteller konnte daher zu seiner Zeit einen Hauptgrund, weswegen diese Wissenschaft nicht allgemeiner angewendet werde, darin finden, daſs sie selbst von den oberen Rechnungsbeamten zu wenig gekannt sey g). Denn bis dahin waren wenige Anweisungen vorhanden, welche durch faſslichen Vortrag und Gründlichkeit die Kenntniſs derselben erleichtern konnten. In den neuesten Zeiten hat man sich zwar über zu groſse Menge mehr, als über Mangel an Schriften zu beklagen, worin dieser Gegenstand für studierte und unstudierte Personen abgehandelt ist. Alle aber

g) Klipstein Auseinanderſ. S. 145.

aber, mit Ausnahme weniger, sind für den Kaufmann geschrieben, und für einen Cameralisten, der mit den technischen Ausdrücken der Handlung nicht hinlänglich bekannt ist, zu wenig anziehend, als daß er, einige Zeit auf das Studium dieser Rechnungsmethode zu verwenden, durch sie angereizt werden sollte. Sie wird um vieles leichter erscheinen, wenn die verschiedenen Cameralgegenstände, nach Theorie und Erfahrung, mehr bearbeitet sind.

(Der Schluß folgt.)

Etwas zur Beantwortung der Anfrage im 99ten Stück dieses Magazins vom vor. Jahre:

Was bedeutet der Zusatz in einer Urkunde von 1486.: am Avende Sante Johannis Evangelisten ghenomed vor der gülden Porten.

Dieser Tag ist der 6te Mai, welcher in Urkunden des Mittelalters häufig unter verschiedenen Benennungen vorkömmt:

Joannes ante portam, Joannes ante portam latinam, Visio Joannis evangeliste, S. Johanstag vor dem Wälischen Thor. S. Johanstag dez hailigen Zwelfpoten, den man nempt ante portam latinam, S. Johans Tag vorm Gulden Thor. Häusel vorm Thor. Nach der Meinung mehrerer Diplomatiker, der Gedächtnißtag des Evangelisten Johannes, als derselbe der Legende zufolge, zu Rom vor der porta latina in ein Gefäß mit siedendem Oel gesetzt und wunderbar erhalten wurde. Man findet dieses Fest erst seit dem 11ten Jahrhundert in den calendariis, und daß solches zum Andenken jener Legende gedienet, erhellet aus folgenden Umschreibungen, womit dieser Tag bezeichnet wird: „Sante Johannesdagh, „also he in dem Olije gheſoden wart: „S. Johans Evang. Tagk, als er zu „Rom in das siedende Oel gesaczt „war."

Mehrere historische data hierüber finden sich gesammelt, in Haltaus Jahrzeitbuch der Deutschen des Mittelalters, (in einer freien Uebersetzung) Erlangen 1797. 4. S. 103 u. 104. Zinkernagel Handbuch für Archivare und Registratoren, Nördlingen 1800. 4. S. 254.

Die Beantwortung der 2ten Frage, wegen des Werths verschiedener Münzen des Mittelalters, behält der Einsender dieses sich bevor.

H. M.

Hannöverisches Magazin.

28tes Stück.

Montag, den 6ten April 1801.

Einige Bemerkungen über den gewöhnlichen Cameral-Rechnungsstyl, in Vergleichung mit der doppelten Buchhaltung.

(Schluß.)

f) Man macht gegen die Einführung der doppelten Buchhaltung ferner den Einwand, daß sie kostbarer sey, weil mehrere Personen dazu erfordert würden. — Es kann auch die erste Einrichtung oder Einführung etwas mehr Aufwand verlangen; ist aber alles erst gehörig in Gang und zu Stande gebracht, so findet gewiß auch hierin der anerkannte Grundsatz der Staatswirthschaft seine Anwendung: je mehr ein Geschäft vereinfacht und die Arbeiten getheilt werden, desto mehr wird mit gleich großen Kosten ausgerichtet. Wenn der Unterschied der Kosten so beträchtlich wäre, wie er nach obiger Aussage angegeben wird, so möchte man freilich wohl auf alle fernere Versuche der Art Verzicht thun müssen. Daß es in Wien so gewesen seyn kann, mag ich nicht bestreiten; die Natur der Sache fordert es nicht. Es ist auch die Frage, ob viele Erspa rungen nachher bei der Hofrechencammer daselbst angebracht sind, wo 1784 über 420 Rechnungsbediente angestellt waren a). Mag auch der Aufwand dieser Methode etwas größer seyn, und das Personale der Rechnungsämter vermehrt werden müssen; so werden auch die wichtigsten Zwecke des ganzen Rechnungswesens mehr, und zum Theil einzig dadurch erhalten. Größere Ordnung nemlich, Genauigkeit und Sicherheit

b) Almanac de la cour pour 1784.

wird in die Rechnungen gebracht, eine pünktliche Ablage derselben, nebst leichter und baldiger Revision bewürkt, und endlich eine frühere Einsicht und leichtere Uebersehung des Ganzen und der einzelnen Theile des berechneten Gegenstandes erlangt. Die Erreichung dieser wichtigen Zwecke ist für jeden Gutsbesitzer sehr wünschenswürdig, der sein Eigenthum fremder Verwaltung anvertrauet hat. Wichtiger ist sie aber jedem Staate, der vielleicht manche Rechnung in einfachen Posten theurer erkaufen muß, als die doppelten Kosten ihm wären zu stehen gekommen b).

g) Daß die Doppia mehr Schreibens erfordere, und keine besonders großen Vortheile gewähre. — Diese Behauptung wird man Unkundigen leicht verzeihen. Allein selbst Kenner beider Rechnungsmethoden können diesem Urtheile beistimmen, wenn sie durch langjährige Uebung die alte Art lieb gewonnen, und die Anwendung der bessern Methode an keinem Beispiele noch versucht haben. Erst wenn man eine Rechnungsaufgabe über einerlei Gegenstand auf diese und jene Art auseinander gesetzt, und beide mit einander verglichen hat; — erst dann fühlt man die Vortheile und Nachtheile einer jeden, und wird gewiß von den Inconsequenzen des alten Styls völlig überzeugt. Dann wird es an letzterm auffallend werden, daß Rubriken und Kolonnen mit den einzelnen Posten im Widerspruche stehen, — daß Einnahmeposten auch unter der Ausgabe, und umgekehrt vorkommen, —wie ferner mancher Schuldner unter der Rubrik: verkauftes Vieh, oder verkaufte Naturalien, und auf ähnliche Art die Gläubiger aufgesucht werden müssen; — daß endlich so wenig aus den Tagebüchern als aus den Manualen die würkliche Einnahme und Ausgabe erscheinen, sondern die Gewährung erst dasjenige gewähren muß, was die Rechnung nicht vermag. Besonders wird man das Unbequeme und Unsichere der durchlaufenden Posten bemerken, und das allgemeine Urtheil gegründet finden: daß desto mehr Mißverhältniße, Unbequemlichkeiten und Unsicherheiten in einer solchen Rechnung zum Vorschein kommen, je weitläuftiger dieselbe ist und seyn muß.

h) Dies wird auch durch das Tabellarische der inneren Einrichtung eher vermehrt als vermindert. Zum Beweise berufe ich mich auf die

b) Ein Beispiel findet man von einem Ungenannten aufgestellt in des Herrn Hofrath Schlözers Briefwechsel. Heft 59. S. 315.

die schon angeführten Formulare der kaiserl. Domainenrechnungen, wo die tabellarische Methode befolgt ist.

1) Dagegen sind die inneren Vortheile der besseren Form, ohne Rücksicht der oben angeführten äußeren einleuchtend und unverkennbar. Die vielfachen und verschiedenen Gegenstände, welche bei Staatsrechnungen vorkommen, können hierin keinen wesentlichen Unterschied bewürken. Warum sollte das Vollkommnere nicht mit mehr Vortheil hierauf angewandt werden können, als das Unvollkommne, u. im Großen das ausgeführt werden können, was der Kaufmann im Kleinen, und einzig damit bewürkt. Auch haben schon Schriftsteller die Möglichkeit der Anwendung in solchen Fällen erwiesen c).

Betrachtet man die doppelte Buchhaltung genauer, so findet man folgende Vortheile darin enthalten:

1) in Rücksicht des Etats oder Voranschlags. Dieser wird von verschiedenen Rechnungsführern jährlich abgefaßt, und soll die im nächsten Jahre gewiß und wahrscheinlich vorfallende Einnahmen und Ausgaben anzeigen. Welche Leichtigkeit der Uebersicht verschafft aber nicht ein solcher, welcher nach Grundsätzen der Doppia behandelt ist, gegen denjenigen, der dem Cameralstyle gemäß angefertigt wird d). Hiezu kommt, daß ersterer der Rechnung selbst einverleibt wird, und einen Theil derselben ausmacht. Aus dieser Verbindung lassen sich dann manche Fragen beantworten, die von der anderen Rechnung nur durch schwierige Auszüge beantwortet werden können.

2) In gleicher Verbindung und zu demselben Zwecke dient das erste Schlußinventarium, oder Eingangs- und Schlußbilanz, worin das Activ- und Passivvermögen zu Anfange und Ende des Jahrs aufgeführt wird. Ferner die Verlust- und Gewinnstrechnung oder der Wirthschaftsausschlag. Desgleichen die besonderen Rechnungen der Gläubiger und Schuldner. Dies sind lauter Rubriken, welche man in Cameralrechnungen vergebens sucht.

c) Weitläuftig ausgestellte Staatsrechnungen findet man in Klipsteins Auseinanders. — und Müllers praktischen Lehrbuche über die Privat- und Cameral-Staatsrechnungen. Gött. 1790. Fol.

d) Man vergleiche diejenigen bei Klipstein und Müller l. c. mit denen, welche in Rößigs Encyclopädie, in den Beilagen und in von Burgsdorfs Forsthandbuche angegeben sind, dessen Formulare als vorzüglich brauchbar von mehreren Schriftstellern benutzt und empfohlen sind.

3) Die systematische Verbindungen dieser einzelnen Rechnungen mit einander, und ihre Beziehung auf alle übrige, giebt die Beantwortung vieler wichtigen Fragen, durch leichte Schlüsse, von selbst an die Hand. Folgende können zum Beispiel dienen:

a) Wie war das Activ- und Passivvermögen zu Anfange des Rechnungsjahrs beschaffen, und wie verhält es sich damit am Schlusse desselben?

b) Wie groß war zu beiden Zeiten das reine Vermögen, und um wie weit hat es sich vermehrt oder vermindert?

c) Welche Veränderungen haben dies bewürkt in Vergleichung mit dem Etat?

d) Wie groß ist der Ertrag, und reine Ertrag des Rechnungsstocks überhaupt, und jedes besondern Artikels?

e) Wie groß waren die alten Rückstände, und was ist darauf eingegangen?

f) Welche Rückstände sind dieses Jahr entstanden?

Die Beantwortung dieser und mehrerer Fragen ist dem gewöhnlichen Rechnungsstyle ganz fremd; wenn sie erzwungen werden soll, so muß es durch Anhänge, durch sogenannte Gewährungen, Restspecificationen und besondere Auszüge geschehen. Selbst diese bringen das nicht, und keine so deutliche Uebersicht hervor, als jene einzelnen Conti oder Rechnungen, welche alles besser im Zusammenhange vor Augen legen.

V. Nach diesen angeführten Thatsachen und Bemerkungen läßt sich, wie mich dünkt, der noch ziemlich allgemein herrschende Zweifel beurtheilen: ob die doppelte Buchhaltung auch bei der Landwirthschaft mit Vortheil könne angewandt werden? Warum soll ihre Anwendung bei diesem Gewerbe besonders schwer oder unvortheilhaft seyn, da es so vieles mit dem kaufmännischen Gewerbe gemein hat e).

Die Nebengewerbe der Landwirthschaft, als: Branntweinbrennerei, Bier- und Essigbrauerei und dergl., sind doch unstreitig, als Manufakturen und Fabriken betrachtet, einer kaufmännischen Behandlung fähig und bedürftig. Und die Geschäfte und Gegenstände der eigentl. Land- u. Forstwirthschaft geben keine besondern Gründe ab, weswegen man bei letzteren eine Ausnahme machen müßte. Denn die dabei vorkommenden sehr ins

e) Vergl. Berghaus Anleitung zum landwirthschaftlichen Rechnungswesen nach Grundsätzen der kaufm. Doppelbuchhaltung 1ter Theil. 1796 8. Die innere Einrichtung der Formulare scheint hier noch zu gekünstelt, nicht leicht und einfach genug zu seyn.

ins Einzelne und Kleine gehenden Vorfälle oder Posten, machen die Anwendung der Doppia nicht schwer.

Dies ist auch bei vielen Manufakturen und Fabriken der Fall, wo sie demungeachtet mit Vortheil angewandt wird. Nur dann wird die Anwendung schwerer, wenn bei einem Gewerbe, wegen vorhandener Menge und Geringfügigkeit einzelner Waarenartikel die Zu- und Abnahme der Quantität während des Rechnungsjahrs nicht angemerkt werden kann; hauptsächlich aber, wenn die jährliche Inventur oder Aufnahme des Waarenvorraths vielen Weitläuftigkeiten und Unbequemlichkeiten unterworfen ist.

Bei der Landwirthschaft ist die Inventur keinen so großen Schwierigkeiten unterworfen, und geschieht ohnehin, der Regel nach, jedes Jahr; daß hierin also beide Rechnungsarten gleich viel Arbeit verlangen.

Wie sehr aber eine Rechnungsart bei der Landwirthschaft Bedürfniß ist, welche obige Vortheile gewährt, dies ist speculativen Landwirthen längst bekannt, und von berühmten Oekonomen in den neuesten Zeiten hinlänglich dargethan worden.

At reditus jam quisque suos amat
et sibi quid sit
Utile, sollicitis supputat articulis.

Ovid.

Ein bewährtes Hausmittel gegen Brandverletzungen.

Ein Zusatz zu dem im 6ten St. des diesjähr. hann. Magazins bekannt gemachten Mittel.

So gut der als Hausmittel gegen Brandverletzungen angerühmte Weinessig wirklich ist, so verdient doch der ordinaire Kornbranntwein besonders für den Landmann aus mehreren Gründen den Vorzug, insbesondere, weil Weinessig nicht allenthalben zu haben, Kornbranntwein aber auch an den entferntesten Orten auf dem Lande zu bekommen ist, zum andern auch der Branntwein geschwinder würkt und heilt.

Man verfährt eben so damit, wie mit dem Weinessig vorgeschrieben ist, taukt nemlich ein Stück Leinewand in Branntwein, legt solches vier- oder achtfach zusammen, damit die Kraft nicht so schnell verfliegen könne, und legt es auf die Brandstelle. Ist die Brandblase noch nicht geöffnet, so kann man den Branntwein unvermischt auflegen, ist die Blase aber offen, und, wie bei starken Verletzungen zu seyn pflegt, die Blasenhaut

ganz

ganz abgerissen, so kann man die ersten Paar Mahle den Branntwein halb mit Wasser vermischen; wenn der erste heftige Schmerz nachgelassen, so wird der Branntwein unvermischt aufgelegt. Die Hauptsache ist, daß man das aufgelegte Leinewand nie trocken werden lasse, sondern sogar in der Nacht, so viel thunlich, mit Aufgießen des Branntweins fortfahre — wenn die Wunde groß ist. Es ist dabei nicht nöthig, den Verband abzunehmen, sondern man gießt den Branntwein nur zwischen der Haut und den Verband, bis man fühlt, daß alles völlig benetzt ist.

Nach 2, 3 bis 4 Tagen wird man auf der Wunde schon eine neue Haut bemerken, alsdann und eher nicht, bestreicht man die Brandstelle mit weißer Weintraubensalbe, wozu etwas Bleiweiß gemischt werden kann, continuirt aber mit Aufgießen des Branntweins, und binnen 8 Tagen ist gewiß eine große Wunde geheilt; kleine Wunden werden oft in 2 bis 3 Tagen heil.

Ich könnte unzählige Beispiele von der schnellen Heilung nach obiger Vorschrift bei geringen Brandverletzungen anführen, ich will aber nur einige größere bemerken, um nicht zu weitläuftig zu werden; hauptsächlich aber zu Widerlegung des allgemeinen Vorurtheils, daß Branntwein die Entzündung verursache oder vermehre:

Ein Kind von 5 Jahren wurde beim Herausgehen aus der Thür von einem eben hereintretenden Bedienten mit gekochtem Kaffee über den Nacken und den ganzen Rücken herunter begossen. Die Verletzung war stärker als eine Hand breit den ganzen Rükken herunter, so, daß man eine Serviette benetzen und auflegen mußte. Demunerachtet war es in sechs Tagen geheilt.

Ein hiesiger Bader, der heißes Wasser zum Barbiren ausfüllen wollte, wurde von dem umstürzenden Kessel im Weggehen von der Wade bis an den Hacken verbrannt. Es ward ihm zwar gerathen, gleich Branntwein aufzulegen, er verachtete aber dieses Mittel, und glaubte sich selbst heilen zu können, bis nach etwa drei Wochen das ganze Bein so sehr entzündet war, daß man Spuren vom nahen kalten Brande daran wahrnahm; nun griff er zum Branntwein, und bewürkte dadurch nebst dem Gebrauch der Weintraubensalbe, daß die heftige Entzündung gedämpft und er binnen 14 Tagen so weit hergestellt wurde, daß er umher gehen konnte.

Ein Mädchen stolperte beim Abnehmen eines großen Kessels vom Feuer, und fiel mit dem rechten Arm in den siedenden Kessel, so, daß der Arm über und unter dem Ellenbogen verbrannt wurde; es wurde sofort ein Handtuch mit Branntwein benetzt

und

und umgeschlagen, auch das Aufgießen des Branntweins nicht versäumt, da sie denn, ungeachtet sie sich dadurch, daß sie ans Wasser ging und waschen half, sich eine starke Entzündung zuzog, in sieben Tagen völlig geheilt war.

Diese Beispiele habe ich anzuführen nöthig geglaubt, um das Vorurtheil zu widerlegen, daß der Branntwein die Entzündung vermehre, welches gewiß ganz ungegründet ist.

Für die Bewohner des platten Landes, wo Aerzte und Wundärzte oft mehrere Meilen weit entfernt sind, kann dieses Mittel nicht genug empfohlen werden, und ich glaube bei solchen, die dessen sich bei Brandverletzungen bedienen, keinen Undank zu verdienen. Nur muß ich bestens empfehlen, die unabläßige Benetzung des aufgelegten Leinwands nicht zu versäumen, und sich aller andern Mittel dabei zu enthalten, welche gemeiniglich eine Eiterung der Wunde veranlassen, die aber der reine Branntwein nicht zuläßt.

W. m.

Beitrag zur Beantwortung der Anfrage im 41ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1797, die Vertilgung des Huflattigs betreffend.

Ungeachtet der Huflattig (Tussilago farfara Linn.) gegen viele Krankheiten dienlich ist, und man seine Blätter im Frühlinge als ein gutes Gemüse wie Spinat zubereiten, auch seine Wurzeln als Schwamm oder Zunder zum Feueranschlagen gebrauchen kann, so ist er bei alle dem doch für unsere Wiesen ein schädliches Unkraut, welches vertilgt werden muß.

Man hat hiezu verschiedene Mittel ausfindig gemacht, wovon folgende näher versucht zu werden verdienen:

1) Man befahre das Land, wo sich der Huflattig in Menge findet, mit Mergel, und zwar nach Verhältniß des Unkrauts mehr oder weniger. Auch kann man in Ermangelung desselben die Scheben oder den Abgang des Flachses dem Vieh unterstreuen, oder

a) Rothoss Hushälls-Magazin, T. I. p. 457. (Skara 1762. 8.) Vergl. Krünitz Encyklopädie Th. XXV. S. 571.

oder auch in die Mistgruben werfen, und mit diesem Miste den Acker düngen. Man kann den Mist auch noch mit Eichen- und Büchenasche bestreuen b).

2) Die Erfahrung hat auch im Kriege gelehrt, daß eine zwei bis dreijährige Ruhe, wo das Land gar nicht gepflügt wird, den Huflattig vertreibe. Das Kraut wird nemlich da abgefressen, und weil die Wurzeln durch keine frische Erde wieder bedeckt werden, so sterben sie von unten ab und vertrocknen. Am sichersten geht man, wenn man das Kraut bei heißen Tagen abstticht, wobei die Pflanzen gewiß verderben c). Weil der Huflattig besonders in großer Menge für das Land und die Saat eine große Last ist, so ersetzt seine gewisse Vertilgung durch dieses Mittel den etwanigen Verlust des langen Brachens doppelt.

3) Man vertreibt den Huflattig ebenfalls, wenn man die Aecker mit Esparcette besäet und sie so 10 bis 20 Jahre liegen läßt d). Dieses Mittel dürfte aber mit großen Schwierigkeiten verknüpft und am wenigsten anwendbar seyn.

Den Schaafen ist der Huflattig von großem Nutzen, und ein Präservativmittel gegen Fäule. In dieser Absicht kocht man eine Hand voll Blätter in Milch, mit einer halben Handvoll Ruß, drückt es durch, und giebt jedem Schaafe ein halbes Nössel davon lauwarm ein. Diese Bemerkung, ob sie zwar nicht eigentlich zur Beantwortung der Frage gehört, ist dennoch wichtig und kann ihren Nutzen haben.

J. G. L. B.

b) Hanndoerische Beiträge zum Nutzen und Vergnügen. 1760. Stück 6.
c) Hannöv. Magazin. 1767. S. 555 f
d) Stumpfs Lehr- und Handb. der ges. Feld- und Hauswirthschaft. Th. 2. S. 315. (Frankf. u. Leipz. 1794. 8.)

Armenisches Confect.

Die Armenier wissen den türkischen Weizen so artig zuzubereiten, daß er wie Confect aussieht. Man thut ein Paar Handvoll davon in eine verdeckte Casserolle, legt frische Butter dazu, setzt sie auf Kohlen und läßt sie wohlverdeckt kochen. Wenn die Körner erhitzt werden, fangen sie an zu prasseln und würden, wenn die Casserolle offen wäre, alle herausspringen. Alle Körner, wenn sie aufgeplatzt sind, bekommen das Ansehen von rothen oder gelben Papillons und werden so unter andern Confecten aufgesetzt.

Hannöveriſches Magazin.

29tes Stück.

Freitag, den 10ten April 1801.

Dem Andenken des Commerzraths Höpfner gewidmet

vom Geheimen Canzleiſecretair Brandes.

Der Commerzrath und Geheime Canzleiſecretair Höpfner beſorgte ſeit 9 Jahren die Direction des Hannöveriſchen Magazins, und ſchon in dieſer Hinſicht kann es nicht auffallend ſeyn, daß ſeinem Andenken ein Blatt in dieſem Magazin gewidmet wird. Es treten aber noch viel wichtigere Gründe hinzu, die die Bekanntmachung eines Andenkens rechtfertigen. Der Verſtorbene war nicht allein ein in den hieſigen Landen ſehr allgemein bekannter und geliebter, ſondern in ſo vielen Beziehungen um das Land hochverdienter Mann. Eben ſo wenig kann es auffallend ſeyn, daß einer, der im 23ſten Jahre mit Höpfner bei einem Collegio angeſtellt war, der gegen 20 Jahre ſein gewöhnlicher Tiſchgenoſſe war, der alſo eine vorzügliche Gelegenheit hatte, ihn genau zu kennen, ein Wort ſeinem Andenken weihet. Die Mittheilung der Privatanſpielungen des Freundes gehört nicht für das Publikum. Der Freund, der von ſeinem verſtorbenen Freunde öffentlich ſpricht, hat beſonders dahin zu ſehen, daß das Gute, was er von ihm ſagt, die ſtrengſte Prüfung aushalten könne. Dieſe Betrachtung muß ihn ſtets leiten.

Höpfner war 1748. zu Göttingen gebohren. Sein Vater war Hofrath und Profeſſor Juris zu Gieſſen, und ſeine Mutter die älteſte Tochter des verdienten Hofraths und Ordinarius der Juriſtenfacultät zu Göttingen Wahl, eine Frau von einem ſehr originalen thätigen Geiſte, die Antheil an der Ausarbeitung der ihrem Manne zufallenden Fakultätsarbeiten nahm. Mit der Mutter ſchien dieſer Sohn, wie er erzählte, viel Aehnlichkeit dem Geiſte nach zu haben. Er verlor ſie früh, und ihr Tod bereitete das Unglück der Familie. Der Vater ließ ſich aus Vorſorge für vier unerwachſene Kinder zu einer zweiten Heirath bewe-

bewegen, die unglücklich ausfiel. Der siebenjährige Krieg kam zu diesem Kummer hinzu, und beide Ursachen verkürzten das Leben des braven Mannes, der diese vier ganz unversorgte Kinder und sehr wenig Vermögen hinterließ.

Höpfner, im 11ten Jahre verwaiset, mußte mit manchen Beschwerlichkeiten kämpfen, die aber dem thätigen Geiste des muthvollen Knaben zum Sporn dienten, und seine natürliche Wildheit in Schranken hielten. Seine ersten gelehrten Kenntnisse empfing er auf der Schule zu Giessen, die damals ganz nach dem alten Schulzuschnitte eingerichtet war, aber häufig hat es der Verstorbene erzählt, wie gut es ihm gewesen sey, daß er in der Schule gezwungen worden, seinen Kopf und sein Gedächtniß anzustrengen. Der Unterricht seines 5 Jahre ältern Bruders des Verstorbenen, nachmaligen Geheimen Tribunalsrath zu Darmstadt, mochte auch einigen Einfluß auf die Erweiterung seiner gelehrten Kenntnisse haben.

Höpfner bezog die Universität zu Giessen früh. Seine trefflichen natürlichen Fähigkeiten machten, daß er es konnte, und die Nothwendigkeit, bald eine Versorgung zu suchen, daß er es mußte. Außer der Rechtswissenschaft beschäftigte er sich besonders mit der Mathematik. Wie frühzeitig schon sein lebhafter Geist alles auffaßte, er sich in alles hineinwerfen konnte, davon mag dieses zum Beweise dienen, daß er als Student ein Paar andern Studenten ein Collegium über die Fortification las.

In seinem 19ten Jahre kam er als Hofmeister in das Haus des Herrn v. d. Busche zu Ippenburg im Osnabrückischen, eines ältern Bruders des hiesigen Großvogts und Staatsministers, der vorher in den hiesigen Landen als Oberhauptmann zu Langenhagen angestellt gewesen war. Höpfner wurde von den beiden Aeltern seiner Eleven gleich wie der genaueste Freund des Hauses behandelt, und von dem Eintritt in dieses Haus an, nahm sein Schicksal eine sehr günstige Wendung, eine Wendung, die selbst durch einige anscheinend unglückliche Zufälle merkbar befördert wurde.

Kaum war er ein halbes Jahr in diesem Hause gewesen, als der Herr v. d. Busche, der ihm so viele Freundschaft bewies, starb. Sein Tod veranlaßte es, daß Höpfner seinem Bruder, dem damaligen Geheimen Rath in Osnabrück, noch näher bekannt ward, der von dieser Zeit an eine entschiedene Zuneigung für den lebhaften, muntern, geistvollen jungen Mann empfand, den er in seiner Familie oft zu sehen Gelegenheit hatte. Die verwittwete Frau v. d. Busche geb. von Hammerstein ging mit ihren Söhnen nach Holland, wo sie einen Anverwandten hatte, und wählte Leiden zu ihrem Aufenthalte, wohin Höpfner,

dem sie auf ausgezeichnete Weise wohlwollte, die Familie begleitete.

In einer Zeit, wo er zu Ippenburg sehr einsam lebte, war er, um der Langenweile zu entgehen, gezwungen, eine dort glücklicherweise vorräthige Bibliothek zu benutzen, viel zu lesen.

Das Landleben zu Ippenburg hatte also auf seinen Geist wohlthätig durch den Gebrauch dieser Büchersammlung gewirkt, die manche Saiten seines Kopfes anzog und weckte. Durch seinen Aufenthalt in Leiden geschah dieses auf eine andere Weise, aber nicht minder wohlthätig. Er bekam Gelegenheit, ein ganz neues, sehr merkwürdiges Land und eine ganz andere Nation kennen zu lernen. Von Leiden kam er mit seinen Eleven nach Cassel, wo dazumal sein ältester Bruder als Professor der Rechte bei dem Carolino angestellt war. Hier lebte er wieder unter andern Menschen in einer andern Welt.

Von Cassel aus bezog er mit dem ältesten Herrn v. d. Busssche, dem jetzigen Landdrosten zu Jburg, die Universität Göttingen. Höpfner fand in den Hofräthen Meister und Schlözer und ihren Familien nahe Verwandte und Freunde, und unter den Studierenden, die doch nicht viel jünger, wie er, waren, traf er viele Verbindungen mannichfaltiger Art. Von seinen Universitätsfreunden, die hernach auf eine ruhmvolle Art allgemein bekannt geworden sind, ist der Hofrath Leisewitz zu Braunschweig zu nennen.

Daß der Aufenthalt in Göttingen in Rücksicht der Ausbildung von Höpfners Studien nicht fruchtlos blieb, bedarf kaum einer Erwähnung.

Bei der Beendigung der Universitätsjahre des Herrn v. d. Busssche hätte Höpfner gern gleich einer Versorgung entgegen gesehen, die auch sein eifriger Gönner, der damalige Staatsminister v. d. Busssche zu Hannover, ihm zu verschaffen bemüht war. Allein in dem Augenblicke, da Höpfners Eleve die Akademie verließ, wollte sich dazu keine Gelegenheit finden. Höpfner hätte zwar die Zwischenzeit auf dem v. d. Busssischen Gute zu Ippenburg zubringen können; allein er wollte nicht unnütz, wollte niemanden auf die entfernteste Weise zur Last seyn, und entschloß sich also, den Herrn v. Ende, jetzigen Oberappellationsrath zu Celle, Sohn des damaligen Geh. Raths zu Osnabrück, auf die Universität nach Leipzig zu begleiten. Kaum war er abgereist, als ihm der Staatsminister v. d. Busssche die Stelle eines Auditeurs bei einem hiesigen, in Gibraltar sich befindenden Regimente antragen ließ, ein Antrag, der eine schleunige Antwort erwartete, die aber, da ihm der Brief durch seine Abreise erst zu spät eingehändigt werden konnte, nicht zur rechten Zeit erfolgte. Dieser, dem Anschein nach unglückliche Zufall ward die Ursache zu einer

weit beſſern Verſorgung für Höpfner, brachte ihn in eine Laufbahn, die wahrſcheinlich ſeinen Fähigkeiten angemeſſener war, in welcher er Gelegenheit erhielt, weit mehr Gutes zu wirken, als er ſehr wahrſcheinlich in der Carriere, die ihm die Auditeurſtelle in Gibraltar für die Zukunft eröffnet haben würde, auszurichten vermocht hätte. Die Vorſehung hatte durch dieſen anſcheinend unglücklichen Zufall väterlich für ihn geſorgt.

Sehr bald nachher ward die Regiſtratorſtelle bei der hieſigen Geheimen Canzlei erledigt. Der Geheime Rath v. d. Buſſche hatte Höpfnern nicht vergeſſen. Er that alles, ihm dieſe Stelle zu verſchaffen, und mochte hierin mit ſehr vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, da Höpfner ein Ausländer war, den faſt keiner im Lande kannte, es auch an brauchbaren Eingebohrnen zu dieſer Stelle nicht fehlen konnte. Glücklicherweiſe hatte Höpfners Vater den damaligen Großvogt und Staatsminiſter v. Gemmingen auf Univerſitäten geführt. Dieſer wollte ſeine Verbindlichkeiten, die er dem Vater ſchuldig war, auch gegen den Sohn erkennen, und trat den Abſichten des Herrn von dem Buſſche bei. Die Großen, die gegen einen ſolchen Mann, wie Höpfner, ihren Privatverbindlichkeiten dadurch ein Genüge leiſten, daß ſie ihn in des Königs Dienſt bringen, erwerben ſich zugleich ein wahres Verdienſt um den Landesherrn und um das Land.

Am Ende des Jahres 1775. kam Höpfner als Regiſtrator bei der Geh. Canzlei nach Hannover in eine ihm beinahe fremde Welt, in welcher er, außer einigen Mitgliedern der v. d. Buſſiſchen Familie und einigen Univerſitätsfreunden, keinen kannte. Von ſeinen Bekannten ward er gleich ſehr freundſchaftlich aufgenommen. Beſonders war dem Miniſter v. d. Buſſche Höpfners Umgang viel werth. Jener bedurfte Aufheiterung, die er nicht beſſer, als durch einen äußerſt lebhaften Kopf, wie Höpfner, der gleich gut mit der größten Leichtigkeit von ernſthaften Gegenſtänden ſprechen und munter ſcherzen konnte, zu erhalten vermochte.

Dieſe Eigenſchaften, die Höpfner in einem ſo hohen Grade beſaß, mußten bald ſeinen Umgang von Menſchen der verſchiedenſten Art aufſuchen laſſen. Schon ſein Aeußeres ſprach ſehr empfehlend für ihn. Seine Geſichtsbildung zeigte den Mann von einem ungewöhnlich lebhaften Geiſte, drückte Scharfſinn, Witz, Leichtigkeit und Schalkhaftigkeit aus. Er war zwar ſehr corpulent, aber ſelbſt in dem Gebrauche ſeines Körpers zeigte ſich in der frühern Zeit eine bei ſtarken Leuten nicht gewöhnliche Schnellkraft. Faſt an allen Gattungen von geſellſchaftlichen Vergnügungen konnte er hingebend Theil nehmen. Er theilte die Freuden der Tafel. Er war gut beim Spieltiſche zu gebrauchen, eine Zerſtreuung, die er in den erſten 10 Jah-

ren

ren seines hiesigen Aufenthalts fast leidenschaftlich liebte, zu der er aber hernach alle Neigung verlor. Weit wichtiger war jedoch seine unerschöpfliche Unterhaltungsgabe, die ein sehr jovialisches Temperament begleitete. Er sprach sehr viel über die mannichfaltigsten Gegenstände in den Gesellschaften der verschiedensten Art, in größern und kleinern, unter Männern in gemischten Zirkeln, mit den geistreichsten, mit den unbedeutendsten Menschen. Er gab sich der Gesellschaft hin, und wenn dieses Hingeben gleich mehr anscheinend als wirklich war, da ihn eine gewisse Klugheit selten verließ, einzelne Fälle abgerechnet, wo ihn etwa einmal seine Lebhaftigkeit hinreißen mochte, so wirkte dieses doch, ein allgemeines Zutrauen für ihn zu erregen, und das um so sicherer, da von seiner Seite dabei nichts eigentlich planmäßig angelegt war, sondern er den natürlichen Eingebungen seines Temperaments folgte. Für die eigentliche Gesellschaft mußte er von unschätzbarem Werthe seyn, und wenn er gleich sehr viel sprach, dabei seinen Unterredungen meistens eine scherzhafte Wendung gab, die ihn zuweilen zu Behauptungen von Paradoxen nöthigte, so konnte doch der beste Kopf den sehr geistreichen Mann dabei nicht verkennen, sondern mußte oft seine Fülle, seinen Witz, seine Gewandheit des Geistes in seiner gesellschaftlichen Unterhaltungsgabe aufrichtig bewundern.

Sehr natürlich war es also, daß Menschen aus allen Ständen, daß beide Geschlechter eifrigst bemüht waren, ihn in ihre Gesellschaften zu ziehen. Nicht leicht hat dazu einer weniger Schritte, wie Höpfner, selbst gethan. Die Bezeugungen von kleinen Aufmerksamkeiten, die den Zutritt in den geselligen Zirkeln gewöhnlich erleichtern, waren peinigend für ihn. Seine Lebhaftigkeit machte, daß er sie vergaß.

Uneingeladen ging er höchst selten in ein Haus. Die irrige Vorstellung, daß er einmal zur ungelegenen Zeit kommen möchte, wirkte auch mit, und in den spätern Zeiten seines Lebens war es ihm wegen seiner überhäuften Geschäfte beinahe unmöglich, das Conventionelle zu beobachten. In einer gewissen Zeit seines Lebens hat er die Clubs, von welchen er ein Mitglied war, fleißig besucht.

So einen großen Antheil er auch in den frühern Perioden an der Gesellschaft nahm, so verlangte sein so äußerst thätiger lebhafter Geist doch noch eine stärkere Nahrung. Fast in allen Zeiten seines Lebens las er viel, und beinahe für alle Gegenstände des menschlichen Nachdenkens, hatte er ein äußerst regbares lebhaftes Interesse. In der Rechtswissenschaft hatte er in seinen frühern Jahren nicht gemeine Kenntnisse gehabt. Philosophische Speculationen interessirten ihn ungemein. Er war in seiner Jugend der Wolfischen Philosophie zugethan,

und

und behielt späterhin eine Neigung für die Schule. Viele Behauptungen der neuern Philosophie und ihre Sprache waren ihm bis an sein Ende sehr zuwider. Er war ein sehr guter Lateiner, und hatte mehrere Schriftsteller der Römer fleißig gelesen. In Reisebeschreibungen war seine Lektüre ungemein ausgebreitet. Ueber theologische Gegenstände las er in seinen letzten Lebensjahren viel, vorzüglich gern Herders Schriften. Auch in der Bibel las er fleißig in mehrern Uebersetzungen, zog aber Luthers Uebersetzung allen andern weit vor.

Der Genuß seines Gartens leitete ihn späterhin auf Naturgeschichte, vorzüglich Botanik, die er, wie alles, was er ergriff, eine Zeit lang leidenschaftlich trieb. Die Werke des Witzes und des Scharfsinns in den lebenden Sprachen, die er kannte, mußten für einen Geist, wie der seinige, besonders in der Zeit seiner Blüte, äußerst anziehend seyn. Da es fast keine Gegenstände des menschlichen Wissens und Empfindens gab, für die er nicht Interesse fassen konnte, oder in irgend einer Periode seines Lebens sich wirklich interessirte, so ist eine weitere Aufzählung dieser Gegenstände unnütz. Am wenigsten interessirte er sich für neuere Geschichte und bildende Künste, aber für Musik hatte er viel Neigung, und in den frühern Zeiten seines Lebens spielte er selbst einige Instrumente.

Daß die Denkungsart eines Mannes, der sich für so viele Gegenstände interessirte, der alles, was er ergriff, mit der größten Lebhaftigkeit trieb, die ihm selten eine ruhige Empfindung des Genusses verstattete, nicht anhaltend einseitig seyn konnte, leuchtet von selbst ein. Abwechselungen war seine Denkungsart, wie bei allen äußerst lebhaften Menschen, in den verschiedenen Perioden seines Lebens unterworfen. Gegen das Neue konnte ein so lebhafter trefflicher Kopf gewiß darum nicht eingenommen seyn, weil es neu war, aber der Kopf war zu gut, um dem nicht haltbaren Neuen anhaltend ergeben zu bleiben, und wenn er auch in einigen Fällen sich von täuschenden Erwartungen eine Zeit lang hinreißen ließ, so kehrte er doch nach besserer Belehrung und richtiger Anschauung davon zurück. Bei der Vielseitigkeit seines Blicks, und gerade weil er dem Neuen als neu keinesweges abhold war, verdient es bemerkt zu werden, daß er vorzüglich in seinen letzten Lebensjahren die Ueberzeugung recht fest hielt, daß positive Religion Bedürfniß für die Menschheit sey, und daß es höchst nachtheilig wäre, die Religion ganz vom Staate zu trennen.

Daß ein so ausgezeichneter vorzüglicher Kopf, wie Höpfner, so gar wenig als Schriftsteller geliefert hat, kann denjenigen nicht befremdlich seyn, die die große Ausbreitung seiner geselligen Verbindungen in frühern Jahren

ren und ſpäterhin die drückende Laſt der Geſchäfte, die auf ihm ruhete, kannte.

In der erſten Zeit ſeines Hierſeyns war er Mitarbeiter an der allgemeinen deutſchen Bibliothek. Ein Paar kleine Aufſätze, die den Mann von Scharfſinn und Witz zeigen, in der Möſeriſchen-Klockenbringiſchen Manier, ſind von ihm für dieſes Magazin geliefert. Die ganze Stimmung und große Lebhaftigkeit ſeines Temperaments wirkte auch mit dazu, daß er ſich nicht größern ſchriftſtelleriſchen Arbeiten unterzog.

Bei dem Reichthume von Höpfners Kenntniſſen, bei der natürlichen Gabe, ſeine Ideen bei der Hand zu haben, und dem Lebendigen, der Lebhaftigkeit ſeiner Darſtellungsgabe, wird es erſt recht begreiflich, wie ſeine Unterhaltung ſo äußerſt anziehend faſt für alle Menſchen ſeyn mußte. Ohne dieſe vereinigten Eigenſchaften iſt es unmöglich, daß einer in die Länge auf den Namen eines ſehr guten unterhaltenden Geſellſchafters Anſpruch machen kann.

Jetzt müſſen wir aber Höpfnern von einer ungleich wichtigern Seite, von ſeiner wichtigſten, als Geſchäftsmann, betrachten.

Als Regiſtrator hatte Höpfner ſeine Arbeiten mit der ihm in allen Geſchäften eigenen Treue und Accurateſſe verrichtet. Der Miniſter v. d. Buſſche hatte ihm gleich bei ſeiner Dienſtanſtellung die Verſicherung gegeben, daß er weiter für ihn ſorgen wollte, und als Anfangs 1777. die Lüneburgiſche und Hoyaiſche landſchaftliche Expedition erledigt wurde, erhielt er dieſelbe, und ward zum Geheimen Canzleiſecretair ernennt. Das viele, im Ganzen ſehr erhebliche, was wir Landeseingebohrnen von Landesverfaſſung und Landeseinrichtungen von unſerer Kindheit an zufällig erlernen, konnte Höpfner nicht wiſſen; aber er gab einen der redendſten Beweiſe, daß der ausgezeichnete Kopf, auf ſeinen rechten Fleck geſtellt, dieſe Kenntniſſe völlig nachholen kann.

Mit der größten Wahrheit darf es Höpfners Nachfolger in dieſer Expedition verſichern, daß er nicht glaubt, daß es möglich ſey, die dahin gehörigen Arbeiten beſſer, als es Höpfner that, zu verrichten.

Anfangs 1786. ward Höpfnern die Lüneburgiſche Städte- und Polizeiexpedition beigelegt, und er gab die landſchaftliche ab. In eben dem Jahre ward er bei Errichtung des Commerzcollegii zum Commerzrath ernannt. 1787. erhielt er die Commerzexpedition bei Königlicher Regierung, und 1792. die Lüneburgiſche Salininſpection. In dem nemlichen Jahre ward ihm die interimiſtiſche Beſorgung der Generalpolizei- und der Calenbergiſchen Städte- und Polizeiexpedition,

benebst der Direction des Intelligenzcomtoirs, aufgetragen. 1794. wurde ihm die Besorgung dieser Geschäfte förmlich beigelegt, wogegen er dann die Lüneburgische Polizei- und Städteexpedition, so wie die Commerzexpedition, abgab.

In wie vielen und höchst wichtigen Geschäften Höpfner gearbeitet hat, wird schon aus dieser Uebersicht anschaulich, allein er erhielt noch mehrere besondere Aufträge, die theils mit seinen Geschäften in genauer, theils in keiner Verbindung standen. Zu den ersten gehört seine Anstellung in die niedergesetzte Münzcommission. Schon 1783. hatte er auf einen Auftrag angefangen, sich eifrigst mit den Münzsachen zu beschäftigen, und einen sehr ausführlichen, höchst lichtvollen Aufsatz darüber ausgearbeitet. Er hatte da klar und richtig gesehen, wo man vor ihm hier selten klar und richtig gesehen hatte. Die große Neigung, die Se. Königl. Hoheit, der Herzog von York, für Höpfner empfand, die durch persönliche Bekanntschaft entstanden war, und bis an Höpfners Tod, ungeachtet einer so langen Entfernung, fortdauerte, veranlaßte, daß er ihm die Besorgung mancher Geschäfte auftrug.

Höpfners wichtigste Eigenschaften als Geschäftsmann waren folgende:

1) Sein ganz ausgezeichneter trefflicher Kopf, sein schneller Geschäftsblick, der so leicht die Punkte faßte, auf welche es ankam, schnell nicht allein die gegenwärtige Lage der Sache, sondern auch die Reihefolge der Schritte, die zu thun waren, übersah. Seine Gewandheit des Geistes war bewundernswürdig groß. Nicht minder so seine Beurtheilungskraft in Geschäften. So klar und bestimmt er in Geschäften sah, eben so entfernt war er von einer windigen Projektenmacherei. Die Mittel und Wege, auf denen das Gute, was beschlossen worden, ausgeführt werden sollte, schöpfte er viel seltener aus den vorhin in den Sachen verhandelten Akten, als aus seinem hierin höchst fruchtbaren schöpferischen Kopfe. Er hat gewiß bei jeder Ausarbeitung einer Sache die dazu gehörigen Akten genau gelesen, und er besaß den für einen ausgezeichneten Geschäftsmann so nothwendigen Schnellblick, gleich das Wesentliche in einer weitläuftigen Schrift aufzufinden.

Mittel und Wege suchte und fand Höpfner aber in seinem Kopfe, und vertiefte sich nicht in eine weitläuftige Aktenleserei, die hierin öfterer verwirrt, als aushilft, zumal in denjenigen Fächern, in welchen er die größte Zeit seines Lebens arbeitete, in Polizeisachen, wo so oft ganz andere Umstände ganz andere Mittel erheischen.

Von

Von einer zwecklosen Aktenleserei hielt Höpfner sehr wenig, und eben so wenig von weitläuftigen präparatorischen Gutachten, die die Geschäfte der Subalternen, die sie ausarbeiten, und der Obern, die sie lesen müssen, unnütz vermehren.

Höpfner sah die Betreibung der Geschäfte an, als das Mittel, wodurch das Gemeinnützige, das Gute geschehen sollte, nicht damit geschrieben, sondern gehandelt würde. Höpfners Geist, seine natürlichen herrlichen Anlagen, ohne die er das nie geworden wäre, was er ward, waren nicht sein Verdienst, sondern ein Geschenk der gütigen Gottheit; aber

2) Seine Kenntnisse hatte er sich erworben. Ohne diese mannichfaltigen Kenntnisse, die er besaß, hätte selbst sein trefflicher Kopf das nicht ausgerichtet, was er leistete. Möchten wir doch bei recht vielen von unsern jungen Leuten die Lebhaftigkeit des Interesses wahrnehmen, in die das Lesen eines genievollen Buches Höpfnern versetzen konnte!

Noch sehe ich ihn vor mir, wie er sprudelte und sodierte, wie er Friedrichs Werke, de Pauws Untersuchungen über die Griechen, Rousseau's Bekenntnisse zuerst gelesen hatte. So wenig diese oder ähnliche Werke einen unmittelbaren Einfluß auf seine Geschäftsführung haben konnten, einen desto größern hatten sie mittelbar durch die Saiten des Geistes, die sie berührten und im Schwunge erhielten.

Einen weit größern und unmittelbaren Einfluß auf Höpfners Arbeiten hatte es aber, daß er kein gewöhnlicher Routinier, kein praktischer Pfuscher war. Die ganze Richtung seines Geistes war praktisch, allein er besaß einen großen Reichthum von allgemeinen Ideen, die er nicht blos dem Geschäftsleben, sondern eigentlichen Kenntnissen verdankte.

Im Disputiren und Theoretisiren trieb er wohl in der Hitze des Streits seine Theorie des Augenblicks zu weit, übersah Ausnahmen und Einschränkungen, aber keiner verstand es besser, wie er, den allgemeinen Grundsätzen die nöthigen Einschränkungen im Handeln beizufügen.

Das hiesige Land, seine Hülfsquellen, den Charakter der Nation, die Verhältnisse der Collegien unter einander, so wie die Verordnungen, die in seine Fächer gehörten, kannte er genau. Nichts war dürftig, geistlos, handwerksmäßig bei ihm. Seine Kenntnisse machten nicht eine

Masse, die er zum Gebrauche erst mühsam durchwühlen mußte. Was er wußte, brauchte nur von fern berühret zu werden, und gleich stand es ihm zu Gebote dar. Sein Gedächtniß war von der brauchbarsten Gattung.

3) Seine Rechtschaffenheit war über alles Lob erhaben. Wir leben, Dank sey es dem Himmel, in einem Staate, wo die Anzahl der rechtschaffenen Diener so groß und zahlreich ist, daß es kaum mehr Ruhm bringt, ein ehrlicher Geschäftsmann zu seyn.

Höpfnern kann es also nicht zum Verdienste angerechnet werden, daß er sich weder grob noch fein bestechen ließ, obgleich, wenn er weniger rechtschaffen gehandelt hätte, er sehr große Summen hätte erwerben können, ein Fall, in dem sich nur sehr wenige Menschen hier befinden, der aber bei Höpfner durch seine Amtsgeschäfte eintrat.

Was aber über alles Lob erhaben bleibt, ist seine höchst delikate Denkungsart, wovon ein sehr merkwürdiges Beispiel hier genannt werden muß. Wie auf seinen Antrag mehrere Feuchtsperren beliebt wurden, so ward zugleich auf seinen Antrag festgesetzt, daß keine Expeditions- und Fiscalgebühren für die zu bewilligenden Pässe entrichtet werden sollten, die sonst nach der bestehenden Taxe auf die gerechteste Weise dafür hätten bezahlt werden müssen. Höpfner kannte das Publikum: Er wollte nicht, daß man sagen sollte, die Feuchtsperre sey der Gebühren wegen angelegt. Durch die Aufopferung dieser Gebühren hat er viele Tausende, die ihm völlig rechtmäßig zukamen, weggeschenkt. Er, der sonst über mein und dein gar nicht leichtsinnig dachte, und Geld zur Befriedigung mehrer Neigungen gebrauchen konnte.

Wer muß nicht ein Gouvernement verehren und lieben, das so etwas ohne allen Prunk thut, wo der Minister seinen beträchtlichen Antheil an den Fiscalgebühren, und der Subalternen seine nicht minder wichtigen Expeditionsgebühren nicht an Nothleidende, sondern an Personen, die sie wohl bezahlen konnten, blos damit kein ungerechter, in diesem Falle der Maaßregel nachtheiliger Tadel sie treffe, verschenkt!

Eine andere nicht minder wichtige Seite von Höpfners Rechtschaffenheit war diese, daß er sich in seiner Geschäftsführung im mindesten nicht blos von allgemeinen, wenn noch so gegründeten Urtheilen leiten ließ. Kamen Anträge und Gesuche, die an sich ihm

ihm gut und billig schienen, so konnten sie sicher auf seine Unterstützung rechnen, er mochte übrigens von den Urhebern denken, wie er wollte. Die Neigung elender Seelen, gehässige Privatleidenschaften in die Geschäfte hineinzubringen, war ihm ganz fremd. Er konnte überhaupt nicht anhaltend hassen, und die schändliche Begierde, jemand wehe thun zu wollen, hat nie Eingang in seinem Herzen gefunden. Er wußte, daß, wenn der Staat gute Diener haben wollte, der erste Schritt dazu sey, die Diener gut zu bezahlen. Gern hat er also passende Wünsche zu Dienstverbesserungen befördert, und sie den Dienern gegönnt.

4) Seine Thätigkeit. Die Last der Geschäfte, die auf Höpfnern ruhete, war sehr groß, vorzüglich in den Jahren von 1792. bis Ende 1794., wenn sie auch gleich hernach stets höchst beträchtlich blieb. Ohne seinen schnellen Geschäftsblick und seine leichte Gabe in Arbeiten, wäre es unmöglich gewesen, daß er nur einigermaassen hätte durchkommen können. Er arbeitete von sehr früh Morgens bis des Abends spät, und in seinen letzten 9 Lebensjahren genoß er der Erholungen und Zerstreuungen so wenig, wie ein Mann, der nicht blos Buchstaben mahlt, sondern wahrhaft mit dem Kopfe arbeitet, nur irgend genießen kann, wenn er nicht stumpf werden will. Bewundernswürdig war es besonders, wie er das beschicken konnte, was er beschickte, weil die Unterbrechungen der Arbeit, der Ueberlauf von Personen von allen Ständen, die ihre Angelegenheiten ihm mündlich vortrugen, so außerordentlich groß war.

Aus allgemeinem Wohlwollen, und um keinen vor den Kopf zu stoßen, sprach er alle, die zu ihm kamen, nicht aus Eitelkeit, denn dieser Ueberlauf war ihm herzlich lästig. Er beklagte sich gegen seine Freunde desfalls auf das lebhafteste, ward äußerst ungeduldig und aufgebracht darüber, ließ es aber den Einzelnen, die ihn so zur ungelegenen Zeit störten, nie merken.

Höpfner würde noch mehrere große Sachen ausgearbeitet haben, wenn ihn nicht die unzählige Last der kleinen Geschäfte daran verhindert hätte, die ein anderer eben so gut, wie er, auszuarbeiten vermochte, oder wenn auch minder gut, wo es doch Gewinn für das Ganze gewesen wäre, wenn man sie ihm hätte abnehmen können. Um nur einen Fall unter mehrern anzuführen, so fühlte Höpfner, ob er gleich ein Hagestolze war, das

Bedürfniß einer Bedienten-Wittwen-Kasse zu gut, um sich nicht mit der Ausarbeitung eines Plans derselben zu beschäftigen, wenn er Zeit dazu hätte erübrigen können. Höpfners ursprünglich treffliche Gesundheit erleichterte ihm seine Arbeiten.

5) Gab es wohl nie einen Geschäftsmann, der weniger geneigt war unnöthige Schwierigkeiten zu machen, als Höpfner. Ein jeder, der die Behandlung der Geschäfte kennt, weiß, daß die Hälfte der vorkommenden Sachen durchgesetzt oder nicht durchgesetzt werden kann, je nachdem man sie aufnimmt oder sie betreibt. So wenig wie es gut ist, gedankenlos wirkliche und erhebliche Schwierigkeiten in dem Eingange eines Geschäfts zu übersehen, eben so nachtheilig ist es wenigstens, wenn man in dem Anfange einer Sache gleich alle Schwierigkeiten gehoben sehen oder keine unternehmen will, bey der sich Schwierigkeiten finden, da sich in dem Laufe der Sache manches demnächst von selbst ebnet, und manche Ideen zur Ueberwindung der Schwierigkeiten, nach der Natur des menschlichen Geistes, erst in dem Gange der Sache entstehen. Nichts schlägt die gemeinnützigen Absichten, die guten Plane, die Wünsche anderer Menschen so nieder, als wenn man ihnen, ohne weitz Ueberlegung, stets mit einem: das geht nicht antwortet. Die Linie zwischen den beiden schädlichen Extremen ist äußerst fein. Bei Höpfner war die Facilität in die Plane und Wünsche anderer hineinzugehen, eine Sache des Temperaments. Es kostete ihm viel, den Menschen, die nicht zu seinen genauesten Freunden gehörten, ein Nein auf ihre Wünsche und Anträge, ja, selbst auf ihre Gedankenäusserungen, zu erwiedern. Natürlich hat er auch das Nein sagen bey seinen Geschäften lernen müssen, aber seine Art nein zu sagen, zeigte doch den Menschen von allen Ständen so vielen guten Willen, daß wohl nie einer beleidigt von ihm gegangen ist. Er sprach überhaupt freymüthig und offen über viele Gegenstände, sagte den Leuten nicht alles, aber ließ sie glauben, daß er ihnen alles in Vertrauen gesagt habe. Seine Facilität in die Gedanken anderer hineinzugehen, hat gewiß im Ganzen auf das Wohlthätigste für die Geschäfte gewirkt. War er wohl einmal in dem ersten Augenblicke zu nachgebend gewesen, so half ihm doch seine Gewandheit des Geistes, eine Eigenschaft, die er in einem so hohen Grade besaß, bald einzulenken, und die gehörigen Modificationen eintreten zu lassen. In schriftlichen Aufsätzen konnte er viel leichter, wie mündlich nein sagen.

6)

6) Sein Geschäftsstyl war Muster eines guten Geschäftsstyles. Er vereinigte alles dazu erforderliche. Er war sehr kurz, sehr bestimmt, sehr deutlich, voller ungesuchten Würde. Höpfner haßte alle Weitschweifigkeit, alles Bestreben nach einer sogenannten Schönschreiberey in Geschäften, die wohlgefällig sich selbst hört. Er war durchdrungen von der Ueberzeugung, daß ein Gouvernement in einem ruhigen befehlenden Tone schreiben müsse. Er vermied sorgfältig alle beleidigende Aeußerungen und Ausdrücke. Wo aber Zurechtweisungen und Verweise nöthig waren, da schrieb er sehr grade und derbe, doch mit dem größten Anstande.

Seiner Meinung nach, sollte ein Verweis recht gefühlt und nicht in ein süßsaures Komplimentengewand eingehüllt seyn.

Mit seinem Lobe war er so wenig verschwenderisch wie mit dem Tadel, um die Menschen nicht zu verwöhnen, dem Lobe nicht seinen Werth durch zu häufige Aeußerungen desselben zu nehmen; aber jede vorzügliche Arbeit, jede vorzüglich gemeinnützige Idee suchte er durch den Ausdruck eines kurzen Beyfalls zu belohnen und zu ermuntern.

Unter Höpfners großen Eigenschaften für Geschäfte war freylich die des Styls die unbedeutendste, allein da grade sein Styl ein so vollkommenes Muster abgab, so verdiente auch dieser einer Erwehnung.

Seine Gabe zum mündlichen Vortrage kam der zum Style gar nicht gleich, so gut er auch in geselligen Unterredungen sprach. Zum eigentlichen Vortrage fehlte es ihm an Ruhe, die er so vollkommen mit der Feder in der Hand besaß. Dabey konnte er eine gewisse Verlegenheit im mündlichen Vortrage nicht überwinden.

Zu allen den trefflichen so höchst selten vereinigten Eigenschaften eines Geschäftsmannes kam bey Höpfner viel Glück hinzu, ohne welches er manches nicht so gut durchgeführt haben würde. Es läßt sich sehr gut begreifen, daß manche Menschen nichts ausrichten können, manche Sachen schief gehen müssen; aber ähnliche treffliche Eigenschaften, wie Höpfner sie besaß, bringen nicht immer ähnliche Wirkungen wie bey ihm hervor. Die Vorsehung begünstigt die Arbeiten und Plane des Einen vor denen des Andern auf die ausgezeichnendste Weise.

Glück gehört durchaus zu allen Unternehmungen und Höpfner hatte Glück, was er selbst eingestand. In seinen Geschäften, in manchen

andern Begebenheiten seines Lebens, in der allgemeinen Anerkennung seiner großen Verdienste, in seiner Krankheit, in seinem Tode war er glücklich. Nie sind wohl so sehr ausgezeichnete Verdienste so allgemein anerkannt als die seinigen. Seine Obern haben ihm stets die größten Beweise ihrer Achtung und Werthschätzung gegeben, eine Anerkennung des Verdienstes, die beide Theile gleich ehrt. Hohe und niedere liebten Höpfner und schäzten seine Verdienste, was sich bei seinem Absterben auf das deutlichste zeigte, denn nie ist wohl Einer zur Ruhe eingegangen, der so allgemein bedauert wurde, wie er.

Nicht in Hannover allein, sondern auch in den andern größeren Städten des Landes, Celle, Lüneburg, Göttingen, im ganzen Lande genoß er des völligen Zutrauens, das er so reichlich verdiente. Wenn er dem Neide gleich nicht ganz entging, so war ihm doch im Ganzen gewiß keiner so wenig ausgesetzt als er.

Viele der Hauptzüge von Höpfners Charakter liegen schon in dem vorhin gesagten. Er war von einem sanguinischen aber dabei sehr reizbaren Temperamente, von allgemeiner Gutmüthigkeit, sehr weich bei dem Anblicke des menschlichen Leidens von aller Art. Zur Unterstützung der wohlthätigen Anstalten der hiesigen Stadt hat wohl schwerlich einer seines Standes so viel wie er beigetragen, und doch war darauf seine Mildthätigkeit nicht beschränkt.

Nicht dem Lande allein, sondern auch der Person unsers allgemein verehrten und geliebten Landesherrn und seinem erhabenen Regentenstamme war Höpfner von ganzer Seele ergeben. Alle königliche Prinzen, die ihn kannten, kannten auch seinen Werth.

Höpfner war in manchen psychologischen Rücksichten ein merkwürdiger Mensch, deren Entwickelung aber nicht hierher gehört. Als Mensch hatte Höpfner auch Fehler oder Schwächen. Wer darf aber bei so vielen Vorzügen des Geistes und des Herzens noch nach Fehlern fragen? Soll durchaus der hauptsächlichste seiner Fehler genannt seyn, so war es dieser, daß er nicht immer ein bestimmtes Gefühl von der Größe seines eigenen Werths hatte.

Höpfners genaueste Freunde, waren seit langer Zeit äußerst für den Ausgang einer heftigen Krankheit besorgt, wenn diese ihn einmal treffen sollte. Seine Eltern, seine sämmtliche Geschwister waren nicht alt geworden. Er selbst hatte jedoch, bis etwa vor zwölf Jahren, einer blühenden Gesundheit genossen, podagrische Zufälle abgerechnet.

In

In seinem gewöhnlichen Leben, besonders in der lezten Zeit war er sehr mäßig, aber bei den mannigfaltigen Parthieen, an denen er in den ersten zehn Jahren seines Hierseyns Theil nahm, ward von ihm in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung, an der Quelle des Genusses, nicht die gehörige Rücksicht auf Diät genommen, was bei Menschen, deren Kopf so feurig thätig wie der seinige war, besonders schädlich wirkt. Er hatte, um eine ihm lästige Corpulenz zu vermindern, aus eigenem Antriebe sich des Gebrauchs des Essigs und der Weinsteinsäure in großer Maaße, als eines Gegenmittels bedient. In den lezten Jahren war sein starker Körper sehr abgefallen, er hatte viele Zähne verlohren, seine unerschöpfliche geräuschvolle Munterkeit in Gesellschaft war dahin. Abwesenden Freunden, die ihn wiedersahen, fiel besonders dieses sehr auf. In Geschäften war aber nicht die mindeste Veränderung der Stärke und Thätigkeit seines Geistes wahrzunehmen. Besonders herrlich zeigten sich beide Eigenschaften noch im verwichenen Winter, durch seine rastlosen Bemühungen auf Mittel und Wege zu sinnen, das Steigen der nothwendigen Lebensmittel zu mindern, nicht allein Hannover, sondern auch Celle mit dem gehörigen Kornvorrathe zu versehen; Bemühungen, die größentheils durch den guten Erfolg belohnt wurden.

Mit seiner Gesundheit, die einige Jahre vorher durch mancherlei Beschwerden gelitten hatte, war er nach seiner eignen Aussage besser in diesem Winter zufrieden, und diejenigen, die täglich um ihn waren, fanden ihn auch heiter. Ach! keiner seiner genauesten Freunde wußte es, daß er den Keim des Todes schon in sich trug. Einen offenen Schaden am Fuße hatte er lange vernachläßigt, verschwiegen und erst, wie schon der Brand eingetreten war, sandte er zum Arzte. Die geschickteste, medicinische und chirurgische Hülfe war trotz der größten angewandten Bemühungen vergebens. Ein äußerst heftiges betäubendes Fieber kam hinzu. Vier Tage vor seinem Ende dictirte er noch. Fast bis zum Augenblicke des Todes war er sich seiner bewußt, aber er ahnete wahrscheinlich nicht die große Gefahr, in der er schwebte, wenigstens konnte er in den lezten Tagen nicht diesen Gedanken, so wie irgend einen andern, lange festhalten und verfolgen. Er hat äußerst wenig gelitten, klagte nur über Mattigkeit und entschlief sehr sanft.

Er hat nicht sehr am Leben gehängt, hat es ohne physische Leiden, ohne einen bittern Todeskampf und in der Ueberzeugung von einer künftigen Fortdauer mit Bewußtseyn verlassen.

Das

Das sind die besten Trostgründe für alle, die ihn liebten. Möge unsrer aller Tod so seyn, wie der seinige war! Er hat sein Leben nur bis in das drei und funfzigste Jahr gebracht, aber es war ein höchst thätiges, obgleich nicht langes Leben. Ein gefühlvoller und einsichtsvoller Freund wandte gleich bei der Nachricht seines Todes Tacitus Worte sehr treffend auf ihn an: Opportunitate mortis felicissimus.

Höpfner war nie vermählt; nach seines Bruders, des Geheimen Tribunalsrath in Darmstadt, Tode nahm er sich dessen Kinder väterlich an. Er, der eine Familie hier am Orte hatte, genoß das Glück zwei Jahre vor seinem Ende seine älteste Nichte hier sehr glücklich und gut verheirathet zu sehen, was ihm die Aussicht auf Familienfreuden auch für die Zukunft eröffnete.

Uns allen, die wir näher um Höpfnern standen, legt sein Andenken die heilige Verpflichtung auf, uns eifrigst zu bestreben ihm in den vielen, seltenen und trefflichen Eigenschaften ähnlich zu werden. Wir müssen durch die angestrengtesten Bemühungen das wenigstens zu erreichen suchen, seinen unersetzlichen Verlust minder fühlbar zu machen.

Hannöverisches Magazin.

30tes Stück.

Montag, den 13ten April 1801.

Einige Bemerkungen über die Sitten und Charakter der Mauren in Afrika. — Bemerkungen über die große Wüste Zahara, über die wilden und zahmen Thiere in derselben.*)

Die Mauren in Nordafrika sind in viele Stämme unterschieden, deren mächtigste die Stämme Trasarr und Il Braken sind, welche die nördlichen Ufer des Senegall bewohnen. Die Stämme von Gedumah, Jafnoo und Ludamar, obgleich nicht so zahlreich wie die vorgenannten, sind dennoch sehr mächtig und kriegerisch, und jeder derselben wird von einem König oder Oberhaupt regiert, welcher über seine Horde unumschränkte Gewalt ausübt, ohne ein gemeinschaftliches Oberhaupt anzuerkennen. In Friedenszeiten ist Viehzucht die Beschäftigung des Volkes. Die Mauren leben auch hauptsächlich von dem Fleische ihrer Heerden, und stets in übertriebener Gefräßigkeit oder Enthaltsamkeit. Zufolge der strengen und oftmaligen Fasten, welche ihre Religion auferlegt, und die mühseligen Reisen, welche sie durch die große Wüste unternehmen, sind sie im Stande, sowohl Hunger als Durst mit außerordentlicher Standhaftigkeit zu ertragen; wenn sie aber Gelegenheit finden, ihre Eßlust zu befriedigen, so verschlingen sie gewöhnlich mehr bei einer Mahlzeit, als für einen Europäer zu dreien hinlänglich seyn würde.

Sie kümmern sich wenig um Ackerbau, indem sie ihr Korn, ihr Baumwollenzeug und andere Nothwendigkeiten von den Negern für Salz eintauschen, welches sie aus den Salzbrunnen in der Wüste graben.

*) Ein kurzer Auszug aus Mungo Parks Reise in das Innere von Afrika in den Jahren 1795, 1796 und 1797 ꝛc.

Die natürliche Unfruchtbarkeit des Landes ist so groß, daß es nur wenig Stoff zu Manufakturen liefern kann. Die Mauren wissen jedoch ein starkes Tuch zu weben, womit sie ihre Zelte decken. Das Garn dazu wird von ihren Weibern aus Ziegenhaar gesponnen, und sie bereiten ihre Viehhäute zu Sattlin, Zäumen und andern Lederwaaren. Sie besitzen ferner hinlängliches Geschick, ihr inländisches Eisen, welches sie von den Negern erhalten, zu Speeren, Messern und auch Kochtöpfen zu verarbeiten, allein ihre Säbel und andere Waffen, so auch ihr Feuergewehr und Munition, tauschen sie von den Europäern für Negersclaven ein, die sie auf ihren räuberischen Streifereien sich verschaffen. Ihr Haupthandel von dieser Art wird mit den französ. Kaufleuten am Senegalflusse getrieben.

Die Mauren sind unstreitig sehr gute Reuter. Sie reiten sehr kühn, und ihre Sattel, welche vorne und hinten sehr hoch sind, geben ihnen einen festen Sitz. Wenn sie überdem auch fallen, so ist der Boden allenthalben so weich und sandig, daß sie selten Schaden nehmen.

Ihr größter Stolz und eine ihrer größten Belustigungen ist, das Pferd völlig ausrennen zu lassen, und es dann so plötzlich anzuhalten, oder zu pariren, daß es mit dem Hintertheil ganz nieder gedrückt wird. Sie sezzen einen großen Werth auf ihre Pferde, denn die größere Geschwindigkeit derselben setzt sie in den Stand, so viele räuberische Einfälle in das Land der Neger auszuüben. Sie füttern sie drei oder viermal des Tages, und geben ihnen des Abends gewöhnlich sehr viele Milch zu trinken, welche die Pferde sehr zu lieben scheinen.

Die Mauren sind eifrige Mahomedaner, und besitzen neben der abergläubischen Andächtelei auch die ganze Verfolgungssucht ihrer Sekte. Sie haben bei Benowa keine Moschee, sondern verrichten ihre Andachtsübungen in einer Art offener Umzäunung von Matten. Der Priester ist zugleich der Schulmeister für die Jüngern. Seine Schüler versammeln sich jeden Abend vor seinem Zelte, wo bei dem Lichte eines großen von Buschholz und Kuhmist genährten Feuers, einige wenige Denksprüche aus dem Koran gelehrt, und sie in den Grundsätzen ihres Glaubens eingeweihet werden.

Ihr Alphabet ist wenig von dem in Richardsons arabischer Grammatik unterschieden. Sie schreiben immer mit den Vocalpunkten.

Ihre Priester geben sich selbst das Ansehn, etwas von ausländischer Litteratur zu wissen. Ein Priester von Benowa versicherte Hrn. Park, daß er die Schriften der Christen lesen könne. Er zeigte ihm eine Anzahl barbarischer Schriftzeichen, die, wie er versicherte, das römische Alphabet wären.

wären. Hierauf brachte er andere, eben so unverständliche zum Vorschein, die er für das Kallam il indi oder persische ausgab.

Sein Büchervorrath bestand aus neun Quartbänden, welche meist Religionsbücher waren, denn der Name Mahomed war fast auf jeder Seite in jedem Bande in rothen Buchstaben zu sehen. Seine Schüler schrieben ihre Lehraufgaben auf dünne Bretter, da Papier für allgemeinen Gebrauch zu theuer ist. Die Knaben waren hinlänglich fleißig, und schienen sehr vielen Wetteifer zu besitzen. Sie trugen ihre Bretter über ihre Schultern hängend, wenn sie in ihren gewöhnlichen Beschäftigungen begriffen waren. Wenn so ein Knabe einige von ihren Gebeten auswendig gelernt hat, und gewisse Stellen des Korans lesen und schreiben kann, so wird er für hinlänglich unterrichtet gehalten, und beginnt mit diesem geringen Kenntnißvorrath seine Laufbahn. Von seiner Gelehrsamkeit aufgeblasen, blickt er verächtlich auf den ungelehrten Neger herab, und ergreift jede Gelegenheit, über seine nicht sowohl unterrichteten Landsleute sich, sie pedantisch verachtend, zu erheben.

Die Erziehung der Mädchen wird ganz und gar vernachläßigt. Geistesvorzüge werden von den Weibern nicht geachtet, und von den Männern wird deren Mangel nicht als Unvollkommenheit des weiblichen Charakters betrachtet. Sie werden als eine geringere Thierart angesehen, und scheinen nur zu Werkzeugen der sinnlichen Lüste ihrer herrschsüchtigen Gebieter erzogen zu werden. Wollust wird daher als ihre Hauptvollkommenheit, und sklavische Unterwürfigkeit als ihre erste Pflicht angesehen.

Das Begraben ihrer Todten geschieht von den Mauren geheim, in der Abenddämmerung und gewöhnlich nur wenige Schritte von dem Zelte. Auf das Grab pflanzen sie eine besondere Art Gesträuch, und ihre Verehrung für die Todten ist so groß, daß kein Fremder sich unterstehen darf, ein Blatt abzupflücken, oder auch nur anzurühren.

Die mauriſchen Hochzeiten werden durch Rührung der Tabata oder groſſen Trommel angekündigt. Eine große Anzahl Personen beiderlei Geschlechts kommen dabei zusammen, aber ohne jene heitere Freude, welche bei einer Negerhochzeit herrschend ist. Hier ist weder Gesang noch Tanz, noch irgend eine andere Ergötzlichkeit. Ein Weib schlägt die Paucke, und die andern Weiber machen eine Art Chor daraus, indem sie hin und wieder kreischend aufschreien; wobei sie zur selbigen Zeit ihre Zungen mit wunderbarer Schnelligkeit von einer Seite des Mundes nach der andern werfen. Herr Park fand es bald langweilig, dieser Ceremonie länger zuzusehen, und war wieder in seine Hütte gegan-

gen, wo er fast schlafend saß, als ein altes Weib mit einer hölzernen Schale in der Hand herein trat und ihm andeutete, sie bringe ein Geschenk von der Braut. Ehe er von der Verwunderung, welche diese Botschaft erregte, zurück kam, goß das alte Weib ihm gerade ins Gesicht, was die Schale enthielt. Da er fand, daß es eben die Art Weihwasser war, womit, wie man sagt, unter den Hottentotten der Priester ein unverheirathetes Paar besprengt, so fing er an zu argwohnen, die alte Dame würde aus boshafter Schadenfreude dazu vermocht. Allein sie versicherte ihn sehr ernsthaft, daß es ein hochzeitlicher Segen von der eigenen Person der Braut wäre, und welcher bei dergleichen Gelegenheiten von den jungen unverheiratheten Mauren als ein Beweis ausgezeichneter Gunst betrachtet werde. Da dies nun der Fall war, so trocknete er sein Gesicht ab, und sandte der Dame seine schönste Danksagung.

Die Mauren haben sonderbare Begriffe von weiblicher Vollkommenheit. Grazie in Gestalt und Bewegung, eine durch Ausdruck belebte Physiognomie sind ihrer Meinung keineswegs wesentliche Eigenschaften. Für sie ist Dickseyn und Schönheit einerlei Begriff. Eine Frau, die nur mäßige Ansprüche macht, muß so beschaffen seyn, daß sie nicht gehen kann, ohne von einem Sklaven unter jedem Arm gestützt zu werden, und eine vollkommene Schönheit ist eine Kameelsladung. Zufolge dieses herrschenden Geschmacks für ungebührliche Dicke, geben die mauritschen Damen sich ungemein viel Mühe, schon in frühem Alter dazu zu kommen; und zu diesem Endzweck werden viele der jungen Mädchen von ihren Müttern gezwungen, eine große Menge von Kouskus a) zu verschlingen, und jeden Morgen eine ungeheure Schaale mit Kameelsmilch angefüllt auszutrinken. Man kehrt sich nicht daran, ob das Mädchen Lust zum Essen und Trinken hat oder nicht. Die Kouskus und die Milch müssen hinunter, und werden öfters durch Prügel hinunter getrieben. Park sah eine arme Dirne, welche mit der Schale an den Lippen wohl eine Stunde lang weinend saß, während ihre Mutter mit dem Stock in der Hand auf sie Achtung gab, und den Stock ohne Barmherzigkeit arbeiten ließ, sobald sie sahe, daß ihre Tochter nicht mehr schluckte.

Dieser wunderliche Gebrauch, statt Unverdaulichkeit und Krankheit hervor zu bringen, bedeckt gar bald die junge Dame mit derjenigen Rinde von Fleisch und Fett, welche in den Augen eines Mauren der Liebreiz selbst ist.

Da die Mauren alle ihre Kleidung von den Negern kaufen, so sind ihre Weiber genöthigt, in ihrem Putz sehr genüg-

a) Eine Art Pudding von im Mörser zu Mehl gestoßenem Mais.

genügsam zu seyn. Sie begnügen sich im Allgemeinen mit einem breiten Stück baumwollenen Zeuges, welches um die Hüften geschlagen wird, und als ein Unterrock bis fast auf die Erde herab hängt. An den obern Theil dieses Zeuges werden zwei viereckigte Stücke, das eine vorne, das andere hinten genähet, welche über die Schultern befestigt werden.

Der Kopfputz ist gewöhnlich eine Bandage von baumwollenem Zeuge, wovon einige Theile breiter als andre sind, welche zur Bedeckung des Gesichts dienen, wenn sie in der Sonne gehen. Sehr oft aber verschleiern sie sich, wenn sie ausgehen, vom Kopf bis zu den Füßen.

Die Beschäftigungen der Frauenzimmer sind nach den Graden ihrer Wohlhabenheit verschieden. Die Königin Fatima und einige andere von hohem Range bringen, gleich den vornehmen Damen in Europa, ihre Zeit hauptsächlich mit Besuchen, mit Andachtsübungen und mit Beschauung ihrer eigenen Reize in einem Spiegel zu.

Die Weiber von einer geringern Classe beschäftigen sich mit verschiedenen häuslichen Pflichten. Alle sind sehr eitel und redselig, und wenn irgend etwas sie mürrisch macht, so lassen sie ihren Sklavinnen, über welche sie mit strenger und despotischer Gewalt herrschen, ihren Zorn empfinden. Der Zustand dieser armen Gefangenen ist bewei nenswürdiges Elend. Bei Tagesanbruch müssen sie in grossen Schläuchen, die Giebas genannt werden, von den Brunnen Wasser herbei schleppen, und so bald für die Familie und die Pferde, denn die Mauren ersparen gewöhnlich ihren Pferden die Mühe, nach den Brunnen zur Tränke zu gehen, hinlänglich Wasser gebracht worden, so müssen sie das Korn stampfen und das Essen bereiten. Da dies immer in freier Luft geschieht, so sind die Sklaven der vereinigten Hitze, der Sonne, des Sandes und des Feuers ausgesetzt. In den Zwischenzeiten ist es ihre Obliegenheit, das Zelt zu säubern, die Milch zu buttern, und andere Hausdienste zu verrichten. Hiezu kömmt, daß sie schlecht beköstigt und oft grausam bestraft werden.

Die Mannskleidung der Mauren von Ludamar ist nur wenig von derjenigen der Neger unterschieden, ausgenommen, daß sie das charakteristische Kennzeichen der mahomedanischen Sekte, den Turban, allgemein angenommen haben, welcher hier immer von weißem baumwollenen Zeuge getragen wird.

Diejenigen Mauren, welche lange Bärte haben, prangen damit, als einem Zeichen arabischer Abkunft, mit hochmüthiger Selbstzufriedenheit. Der große Hause des Volks aber hat kurzes

ges und krauses Haar, welches allgemein von schwarzer Farbe ist.

Die einzigen Krankheiten, welche Hr. Park unter den Mauren bemerkte, waren Wechselfieber und Rothlauf, zu deren Heilung von alten Weibern öfters geheimnißvolle Mittel eingegeben werden. Gewöhnlich aber wird die Natur sich selbst überlassen. Auch die Pocken sollen öfters unter ihnen sehr verheerend seyn.

Die Gerechtigkeitspflege ist bei ihnen schnell und entscheidend, Lebensstrafen jedoch werden selten, oder nie, es sey denn über Neger, verhängt.

Obgleich der Reichthum der Mauren hauptsächlich in ihren zahlreichen Viehheerden besteht, so ist doch der größte Theil des Volks, da das Hirtenleben nicht hinlängliche Beschäftigung gewährt, vollkommen müssig, und bringt den Tag mit geringfügigen Gesprächen über ihre Pferde zu, oder mit Entwerfung ihrer Raubunternehmungen gegen die Negerdörfer.

Der gewöhnliche Versammlungsort der Müßigen ist das Zelt des Königs, wo die Gesellschaft sich mit vieler Freiheit unterredet; wenn sie aber von ihrem Oberhaupte sprechen, so herrscht nur eine Meinung, in dem Lobe ihres Königs sind sie einstimmig. Lieder werden zu seinem Ruhme gedichtet, welche sie ihm öfters in Concert vorsingen. Diese sind dermaßen mit grober Schmeicheiei überladen, daß man ein mauritscher Despot seyn muß, um sie ohne Eckel und Erröthen anzuhören.

(Der Schluß folgt künftig.)

Preisaufgaben aus Mähren.

Von Brünn aus bin ich unterm 8ten März d. J. besonders beauftragt und ersucht worden, die nachfolgenden sechs wichtigen, von einem Mährischen Edelmann zur Feier des neuen Jahrhunderts aufgegebenen Preisfragen auch dem niedersächsischen Publikum bald möglichst bekannt zu machen.

Besagter Edelmann verspricht:

1) Einen Preis von funfzig Dukaten für das gründlichste Werk über den Werth des Lebens eines einzelnen Unterthanen für den k. k. Staat in staatswirthschaftlicher Hinsicht.

2) Einen Preis von funfzig Dukaten für die umständlichste Beantwor-

wortung der Frage: Was für Krankheiten, Zufälle und geheime Ursachen giebt es, welche die Bevölkerung in jeder Provinz der k. k. Erblande am meisten vermindern? Welches sind die wahren Ursachen ihrer Entstehung, und die sichersten Mittel, denselben zuvor zu kommen?

3) Einen Preis von funfzig Dukaten für die ausführlichste Beantwortung der Frage: Was für Maschinen und Erfindungen zur Rettung des menschlichen Lebens aus verschiedenen Gefahren sind bekannt? Und welche verdienen vor Andern den Vorzug?

4) Einen Preis von funfzig Dukaten für die lehrreichste Beantwortung der Frage: Was für menschenfreundliche Feste sollten dem Volke, um es zur Menschenliebe zu ermuntern, gegeben werden? Und was wäre bei Veranstaltung derselben zu beobachten?

5) Einen Preis von funfzig Dukaten für die interessanteste Beantwortung der Frage: Was für Gegenstände, die auf Menschenwohl Beziehung haben, verdienen vorzüglich durch Preisfragen genauer untersucht zu werden?

6) Einen Preis von funfzig Dukaten für die beste Beantwortung der Frage: Was für Verordnungen zur Abstellung aller bisher üblich gewesenen Grausamkeiten gegen alle Arten von Thieren, und zur Einführung einer zweckmäßigern Einrichtung in Beziehung auf Verpflegung der Thiere, Anstrengung ihrer Kräfte, Verkürzung ihres Leidens bei der Schlachtung, und auf andere sie betreffende Gegenstände, sollten vorzüglich erlassen werden?

Diejenigen, denen es gefällig seyn wird, obige Aufgaben zu beantworten, werden ersucht, ihre Abhandlungen in deutscher Sprache, leserlich geschrieben, unter einer beliebigen Devise — nebst einem mit eben derselben bezeichneten versiegelten Zettel, in welchem der Name, Charakter und Wohnort des Verfassers steht, an den Herausgeber des patriotischen Tageblatts in Brünn, oder an Herrn Victor Heinrich Riecke daselbst, vor dem letzten December 1801. einzusenden.

Zur Beurtheilung des Verdienstes der eingeschickt werdenden Abhandlungen sind competente Richter gewählt, und die Preise werden bei dem Herrn Herausgeber des eben erwähnten patriotischen Tageblatts und Herrn Riecke in Brünn deponirt werden. Auch ist dafür gesorgt, daß, wenn der Tod den Preisaufgeber etwa hindern sollte, die Preise zu bezahlen, sie von seinem Erben ganz sicher und prompt bezahlt werden.

Die

Die Namen der Herren Verfasser derjenigen Beantwortungen, denen die Preise zuerkannt worden, werde ich demnächst in diesem Magazin öffentlich anzeigen.

Schließlich ersuche ich die Herren Herausgeber von Journalen, imgleichen die Zeitungsexpeditionen, denen gegenwärtige Bekanntmachung zu Gesicht kömmt, gehorsamst, solcher in ihren Blättern gleichfalls eine Stelle zu vergönnen.

Hannover
im März 1801.

G. F. Wehrs,
Ritter des Königl. Schwedischen Wasaordens und Herzogl. Mecklenb. Strelitzischer Hofrath.

Besonderes Pfandrecht.

Hauptmann Turner erzählt in dem Berichte über seine Gesandtschaft nach Thibet, daß, wenn in dem Districte Coochbahar ein Reiat oder Bauer eine Summe Geldes schuldig ist, und seinen Gläubiger nicht befriedigen kann, er angehalten wird, seine Frau zum Pfande zu geben, bis die Schuld abgetragen ist.

Es fügt sich, wie man ihm versichert hat, bisweilen, daß ein solches Weib ein, zwei, auch drei Jahre uneingelöst bleibt, und wenn sodann, während ihres Aufenthalts bei dem Gläubiger, lebendige Zeugen ihres nahen Verhältnisses mit ihm zum Vorschein gekommen sind, so gehört die Hälfte der kleinen Familie dem Pfandinhaber, und die andere dem eigentlichen Ehemann.

Anfrage.

Welches sind die ältesten gedruckten Intelligenzblätter in Deutschland?

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

31tes Stück.

Freitag, den 17ten April 1801.

Einige Bemerkungen über die Sitten und Charakter der Mauren in Afrika. — Bemerkungen über die große Wüste Zahara, über die wilden und zahmen Thiere in derselben.

(Schluß.)

Der König unterscheidet sich durch einen schönern Anzug, der gewöhnlich aus blauem baumwollenem Zeuge, welches von Tombuctoo kömmt, oder aus weißem Linnen oder Moußlin von Marocco besteht. Er hat auch ein größeres Zelt, wie jeder andere, über welches ein weißes Tuch ausgebreitet ist. Aber in seinem gewöhnlichen Umgang mit seinen Unterthanen wird aller Rangunterschied sehr oft bei Seite gesetzt. Er ißt öfters mit seinem Kameeltreiber aus einer Schale, und ruhet während der Tageshitze auf eben dem Lager.

Die Kosten seiner Regierung und Haushaltung werden von einer Taxe auf seine Unterthanen bestritten, welche jeder Hausvater entweder in Korn, in Zeuge, oder in Goldstaub entrichten muß; ferner in einer Abgabe von den verschiedenen mauriſchen Korvers oder Wasserplätzen, welche gewöhnlich in Vieh erhoben wird; endlich durch eine Abgabe von allen Kaufgütern, welche durch das Reich gebracht werden, und die gewöhnlich in Natur erlegt wird. Allein ein großer Theil der Einkünfte des Königs rührt von Plünderung der Privatpersonen her. Die Negereinwohner von Ludamar und die reisenden Kaufleute fürchten sich, reich zu scheinen, denn der König, welcher in den verschiedenen Städten Spione angestellt hat, um ihm von dem Vermögen seiner Unterthanen Auskunft zu geben, ist sogleich mit irgend einem wichtigen Vorwand bei der Hand, sich ihres Eigenthums zu bemächtigen, und

Reichen ihren Mitunterthanen in der Armuth gleich zu machen.

Herr Park hatte nicht Gelegenheit, die Zahl der mauriſchen Unterthanen des Königs genau zu erfahren. Die kriegeriſche Stärke von Ludamar beſteht in Reuterei. Dieſe iſt wohl beritten, und ſcheint in Ueberfällen und Scharmützeln ſehr geſchickt zu ſeyn. Jeder Reuter hält ſich ſein eigenes Pferd und bringt ſeine Ausrüſtung mit, die aus einem großen Säbel, aus einer Doppelflinte, einem kleinen rothen ledernen Beutel für die Kugeln und einem Pulverhorn, welches über die Schultern gehängt wird, beſteht. Er bekömmt keinen Sold noch irgend ſonſt etwas, ausgenommen, was er durch Plünderung ſich verſchafft. Die Pferde ſind ſehr ſchön und ſo ſehr geſchätzt, daß die Negerfürſten öfters 12 bis 14 Sklaven für ein Pferd geben.

Ludamar hat zur nördlichen Grenze die große Wüſte, (oder Sahara, Zahara). Dieſe Wüſte läßt ſich als einen Ocean von Sand betrachten, der eine Oberfläche darſtellt, die dem Umfange nach beinahe halb ſo groß als Europa iſt, die ihre Meerbuſen und Buchten, ſo wie auch Inſeln hat, die mit Gehölz und Wieſen bedeckt ſind, und zum Theil eine ſtarke Volksmenge enthalten, die einer bürgerlichen Ordnung und regelmäßigen Regierung unterthan iſt. Der größere oder weſtliche Theil dieſes Sandoceans, der zwiſchen Fezzan und dem atlantiſchen Meere liegt, iſt nicht weniger als 50 Caravanentagereiſen von Norden nach Süden, oder 750 bis 800 Meilen breit, und noch einmal ſo lang; ohne Zweifel die größte Wüſte der Erde.

Dieſer Theil enthält nur wenige Inſeln, und dieſe ſind überaus klein; der öſtliche Theil hat deren mehrere, und einige derſelben ſind ſehr groß. Fezzan, Taboo, Ghanat, Agadez, Angela, Bondoa, gehören unter die vorzüglichſten; außerdem giebt es noch eine Menge kleinerer.

Der größte Theil der Wüſte, welcher durchaus waſſerlos iſt, wird ſelten von einem menſchlichen Weſen betreten, ausgenommen, wo durch dieſelbe die Handlungskaravanen einen mühſamen und gefährlichen Weg ſich bahnen. An einigen Stellen dieſer unermeßlichen Wüſte iſt der Boden mit niedrigem abgeſtumpftem Geſträuche bewachſen, welches den Karavanen zu Wegezeichen dient, und den Kameelen eine kümmerliche Nahrung giebt. In andern Theilen erblickt der verzweiflungsvolle Wanderer, wohin er auch ſeine Augen wendet, nur einen weiten unbegrenzten Raum von Himmel und Sand; eine traurige unfruchtbare Leere, wo das Auge keinen Gegenſtand findet, auf den es haften könnte, und welche das Gemüth mit ſchmerzhafter Beſorgniß erfüllt, vor Durſt zu verſchmachten. Umringt von dieſer ſchrecklichen Oede, erblickt

der

der Reisende die todten Körper der Vögel, welche der Sturm aus glücklichern Regionen hieher schleuderte, und wenn er die furchtbare Lage seines noch zu durchwandernden Weges traurig erwägt, so horcht er mit Entsetzen auf das Geheul des tobenden Sturmes, des einzigen Tones, welcher die feierliche Stille der Wüste unterbricht.

Die wenigen wilden Thiere, welche diese melancholischen Regionen bewohnen, sind die Antelopen und der Strauß, deren Schnelligkeit im Laufen sie fähig macht, die entfernten Wasserplätze zu erreichen. An den Grenzen der Wüste, wo das Wasser häufiger ist, werden Löwen, Parder, Elephanten und wilde Schweine angetroffen.

Von zahmen Thieren ist das Kameel das einzige, welches die mühselige Reise durch die Wüste aushalten kann. Durch die besondere Organisation seines Magens ist es im Stande, auf 10 bis 12 Tage Wasser mit sich zu führen. Sein breiter und nachgebender Fuß ist für ein sandiges Erdreich recht geschaffen; und durch eine besondere Bewegung seiner Oberlippe kann es das kleinste Laub von dem dornichten Gesträuch der Wüste während des Weges abbeißen. Das Kameel ist daher das einzige Lastthier für die Karavanen, welche in verschiedenen Richtungen von der Barbarei bis Nigritien die Wüste durchkreuzen. Da dieses nützliche und gelehrige Thier von mehrern systematischen Naturhistorikern hinlänglich beschrieben worden, so ist es überflüßig, hier von seinen Eigenschaften weitläuftiger zu handeln.

In ihrer Hautfarbe sind die Mauren den Mulatten in Westindien ähnlich. In ihrem Ansehn aber ist etwas widerliches, welches die Mulatten nicht haben. In den Zügen der meisten bemerkt man einen Hang zur Grausamkeit und eine niedrige List, und man kann ihre Physiognomie nie ohne sehr unangenehme Empfindungen betrachten. Wegen der stieren Wildheit ihrer Augen sollte sie ein Fremder für ein Volk von Wahnsinnigen halten. Ihren verrätherischen und boshaften Charakter geben sie in ihren räuberischen Ueberfällen der Negerdörfer zu erkennen. Sie bemächtigen sich oftmals, ohne im geringsten gereizt worden zu seyn, und zuweilen unter den schönsten Freundschaftsbetheurungen, plötzlich des Viehes der Neger, und öfters der Neger selbst. Die Neger üben selten Wiedervergeltung aus.

Der kühne Unternehmungsgeist der Mauren, ihre Kenntniß des Landes, und vor allen die große Schnelligkeit ihrer Pferde, machen sie zu so gefährlichen Feinden, daß die kleinen Negerstaaten, welche die Wüste begränzen, in unaufhörlicher Angst leben, so lange die mauriſchen Horden in der

Nachbarschaft sind, und, von Schrekken gelähmt, an keinen Widerstand denken.

Gleich den wandernden Arabern ziehen die Mauren, nach den Jahrszeiten, oder der Viehtriften wegen, von einem Orte zum andern. Wenn im Monat Februar die Sonnenhitze jede Art der Vegetation in der Wüste versengt, brechen sie ihre Zelter ab und nähern sich den Negerstaaten gegen Süden, wo sie bis zum Eintritt der Regenzeit im Julius sich aufhalten. Um diese Zeit, nachdem sie Korn und andere Nothwendigkeiten für Salz von den Negern eingetauscht haben, reisen sie wiederum gegen Norden ab, und verweilen in der Wüste, bis die Regenzeit verstrichen ist, und erstere, durch die Sonnenstrahlen versengt, völlig wieder unfruchtbar wird.

Diese rastlose und wandernde Lebensart gewöhnt sie zu Beschwerlichkeiten, und verstärkt zu gleicher Zeit die Bande ihrer kleinen Gesellschaft, wodurch ihre fast unüberwindliche Abneigung für Fremde erzeugt wird. Von aller Gemeinschaft mit gebildeten Völkern getrennt, und stolz auf einen Vorzug, der den Negern mangelt, den sie aber auch nur sehr unvollkommen besitzen, die Kenntniß der Buchstaben nemlich, sind sie zugleich das eitelste, hochmüthigste, und zugleich das abergläubigste, grausamste und intoleranteste Volk der Erde, indem sie in ihrem Charakter den blinden Aberglauben des Negers mit der wilden Grausamkeit und Treulosigkeit des Arabers vereinigen.

Etwas aus drei malabarischen Sittenbüchern. *)

Die Malabaren bewahren in gewissen Büchern sehr vortreffliche Sittenlehren und Lebensregeln unverdorbener Menschenvernunft auf. Merkwürdig ist es, daß ein Frauenzimmer die Urheberin von vier der vorzüglichsten Sittenbücher dieser Nation seyn soll. Dieses Frauenzimmer hieß *Aweiar*, und lebte, wie die Malabaren erzählen, zu den Zeiten der drei Könige Seren, Sorhen und Pandien. Seren regierte in Tirutschinapalli, Sorhen in Tanschaur, und Pandien in Madurei. Sie war, wie die Sage lautet, von großem Verstande, erwarb sich allerlei Kenntnisse, lernte die Gesetzbücher, strebte, gleich andern Weisen, nach der höchsten

*) S Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien. 4ter Band. Halle 1796.

sten Tugend, blieb stets unverheirathet, verließ den Umgang mit andern Menschen, und führte in Wäldern ein einsames Leben.

Sie schrieb die Sittenbücher Atuſudi, Konneiwenden, Mudurei u. Nalwali. Diese bestehn aus lauter kurzen Denksprüchen, die nur mit wenigen, aber vielbedeutenden Worten ausgedrückt sind.

Das Atuſudi ist in den Tamulischen Schulen eins der ersten Bücher, in welchem die Kinder, nachdem sie das A B C gelernt, weiter zum Lesen angeführt werden.

Folgende Sittensprüche sind aus den drei ersten der genannten Bücher entlehnt.

Aus dem Atuſudi:

Thue gerne wohl.
Laß den Zorn fahren.
Hindere niemand an der Gutthätigkeit.
Laß den Muth nicht sinken.
Wenn du issest, so gieb auch andern.
Rede zum Frieden.
Höre niemals auf zu lernen.
Sage nicht alles, was du siehest.
Ehre Vater und Mutter.
Thue deinem Leibe keinen Schaden.
Wohlthaten vergiß nicht.
Nimm in allem die rechte Zeit in Acht.
Rede nicht falsch, beißend und betrügerisch.
Lerne, weil du jung bist.
Schütze den, der zu dir seine Zuflucht nimmt.
Trachte nach einem guten Namen.
Meide die Niederträchtigkeit.
Deinen Freund verlaß nicht.
Suche niemand zu schaden.
Brauche deine Hand nicht zum Bösen.
Sey nicht leichtsinnig.
Halte dein Wort.
Sey sanftmüthig.
Ergieb dich dem Spiel nicht.
Sey vorsichtig in deinem Thun.
Bedenke, mit wem du umgehst.
Sey nicht träge.
Speise und kleide die Armen.
Hänge der Traurigkeit nicht nach.
Unterscheide wohl, was gut und was böse ist.
Lästere die Gottheit nicht.
Fange nichts an, was du nicht ausführen kannst.
Brauche keine Schimpfreden.
Sey ein Helfer der Geringen.
Mache dich mit bösen Buben nicht gemein.
Rede nicht anders, als du denkst.
Prahle nicht.
Strebe nach Wissenschaften.
Sey ehrlich.
Lebe mit deinen Mitbürgern wohl.
Beschäftige dich stets mit Gottes Gesetz.
Folge denen, die verständiger sind, als du.

Aus

Aus dem Sittenbuche Bonneiwenden:

Ungezogene Kinder sind wie ein Gifttrank.

Durch Lügen geht Wohlstand zu Grunde.

Sei auch gegen Geringere höflich.

Jeder hat seine Fehler.

Wenn du auch noch so gelehrt bist, so brüste dich doch nicht.

Weisheit ist schätzbarer, als baares Geld.

Der Mund des Verläumders ist wie ein Feuer vom Winde angefacht.

Spiel und Stolz machen Schmerzen.

Einem Gottesverächter kann nichts gelingen.

Besser ist's, vom Ackerbau, als von der Schmeichelei leben.

Wenn das Herz rein ist, wird man nicht betrüglich handeln.

Wer dem Arzt nicht zahlen will, kann auch nicht gesund werden.

Aus den Früchten erkennt man die Tugend.

Hüte dich vor Lügen, Mord und Diebstahl.

Weise müssen nichts im Affect thun.

Sanftmuth ist der beste Schmuck des Frauenzimmers.

Thust du jemand Gutes, so thue es aus gutem Herzen.

Nach der Seligkeit trachten, ist das beste Geschäft.

So lange du lebest, verherrliche Gott.

Aus dem Sittenbuche Mudurei.

Erzeigt dir jemand eine Wohlthat, so denke nicht, er muß dies allezeit thun. Brauche sie vielmehr so zu deinem Besten, als der Cocusbaum das Wasser, womit er begossen wird, zu seinem Wachsthum, der hernach selbst wohlthätige Früchte trägt.

Wohlthaten, die einem Tugendhaften erzeigt werden, bleiben wie Buchstaben in Stein gegraben. Wohlthaten aber, die man einem Ungesitteten erzeigt, sind wie Buchstaben auf Wasser geschrieben.

Die Naga (gefährliche Brillenschlange) kennt ihren eigenen Gift. Furchtsam versteckt sie sich also. Die giftlose Wasserschlange wandelt aber ohne Furcht umher. Also handelt einer, der ein böses Gewissen hat, furchtsam und versteckt. Bei einem guten Gewissen kann man aber frei einhergehen.

Sandelholz verliert seinen Geruch nicht, wenn es auch noch so klein gerieben wird; also behält auch ein rechtschaffener König selbst im Unglück seinen königlichen Sinn.

Werden kluge Leute arm, so wissen sie sich wieder zu helfen. Werden es Unverständige aber, so bleiben sie es. Wenn auch ein Gefäß von Gold zerbricht, so bleibt es doch Gold. Zerbricht aber ein töpfern

Ge-

Gefäß, was kann daraus wieder werden?

Wenn einem Weisen auch bis auf den Tod unrecht geschieht, so wird er sich doch gegen seinen Beleidiger großmüthig bezeigen.

Wer, wie die Vögel, die von einem leeren Teiche zum andern fliegen, plaudernd umher geht, ist der Freundschaft unfähig. Wer aber treu bleibt, wie die Wasserpflanzen Kolti Ambel und Nejdel, bis der Teich vertrocknet, mit dem allein mache Freundschaft.

Heilsam ist es, mit Tugendhaften umzugehen, die Vorschriften derselben zu hören, ihre Tugenden zu erzählen, und ihnen willige Folge zu leisten.

Wie sich die schönen Vögel Annam auf einem mit Lilien umwachsenen Teiche freundschaftlich niederlassen; so ist es auch, wenn Weise zusammen kommen. Wie aber im wilden Walde die Krähen einander hacken; so zanken sich auch die Unverständigen mit einander.

Der Rumfordsche Digestor.

Der Rumfordsche Digestor ist ein gegossenes eisernes Geschirr, mit einem eingeschliffenen Deckel und Luftstöpsel, wider das Zerspringen, versehen. Für Arme ist dieser Topf äußerst nützlich, für Reiche aber angenehm.

Man kann in demselben dasjenige, zur Nahrung erhalten, was bisher weggeworfen oder verflogen ist. So nützt man Rind- Schaf- Kalb- oder jede andere Knochen, wenn man selbige mit etwas Salz, und wenige Zoll hoch mit Wasser bedeckt, einige Minuten kochen, dann abschäumen läßt, und so, nach befestigtem Deckel, auf, oder nahe an das Feuer bringt, auch in einem Ofen bei gelinder Wärme 8 bis 10 Stunden in sich selbst dampfen läßt, woraus eine kräftige Brühe erfolgt. Wenn man diese Brühe durch ein Sieb oder Seigetuch hat laufen lassen, kann man sie mit Wasser verdünnen, und mit Erbsen, oder jedem andern Gemüse zu Suppen und dergl. von neuem kochen. Das Fett davon gebraucht man statt Butter oder Schmalz zu allerhand Gebackenem, auch Mehlspeisen, Kuchen und dergl. Verdünnt, und mit etwas Hefen und ein wenig Mehl vermischt, kann man wohlschmeckendes Brod zu einem dreibaren Nahrungsmittel für Tagelöhner und Soldaten, und für Kinder ein angenehmes Müschen daraus bereiten

reiten. So kann man nach Belieben Kartoffeln mit dieser Brühe sehr schmackhaft, und mit hinzugethanem Fleische und Teige, Pasteten aller Art, zu recht wirthschaftlicher Hausmannskost machen.

Ganz besonders aber ist dieses Gefäß oder Geschirr zum Kochen des Rindfleisches und der Bouillons vorzüglich vortheilhaft, indem die ganze Kraft des Fleisches, die sonst durch Ausdünstung in die Esse verfliegt, behalten und concentrirt wird, wobei sowohl am Geschmack als an der Zuthat und an der Feurung lauter Gewinn zu befinden ist; auch kann man nach Verhältniß der Größe in jedem Gefäß wenig oder mehrere Maaß verkochen.

Knochen werden eben so wohl, als das Fleisch, durch das Futter des Viehes gebildet und ernährt, folglich braucht man keine Abneigung gegen deren Genuß zu hegen. Und da das Geschirr so bedeckt ist, daß weder Ruß noch Rauch hinein fallen kann, Eisen auch das reinste und gesundeste aller Metalle ist, so ist es auch darum allen andern vorzuziehen.

Ich beantworte, ohne mich zu nennen, die Anfrage und Bitte im 59sten Stück d. Mag. v. v. J. um Nachricht über die blauen Flecken auf der Kuhmilch.

Ich habe selbst bei einem großen Haushalt mehrere Jahre hinter einander, und bei einer Anzahl von 40 milchenden Kühen, vielen Schaden von der blauen Milch erlitten; mehrere gemachte Versuche, empfolene und gebrauchte Mittel waren aber fruchtlos. Eine genaue Beobachtung der Fütterung hat folgendes Resultat hervorgebracht: Die Entstehung der blauen Milch rührt von dem Genusse ungesunder Kräuter her. Es hat sich die blaue Milch bei meinem Vieh in etwas gegeben, sobald ich die Vorsicht gebrauchte, kein anderes Heu oder Nachgras zu füttern, als welches von besonderer Güte und auf keinen maschartigen oder bruchigen Wiesen gewachsen war, und der Gebrauch folgendem Mittels hat die Krankheit zu verschiedenen Mahlen völlig gehoben:

R. Belladonna,
recent tri't ½ Drachma.
F. Lingn. Nr. 1.

Von diesem Pulver bekömmt jede Kuh 2 Tage hinter einander eins pro Dosi mit Wasser früh Morgens nüchtern, in einer Stunde wieder trocknes und kein grünes Futter, und dann zu saufen.

Den 3ten Tag giebt man von demselben Pulver nur 1 Drachma Lig. Nr. 2., 24 Stunden nach dem Gebrauch der ersten Pulver sub Nr. 1.

Diese Heilungsmethode erfordert zwar etwas Mühe, aber wenig Kosten, und nur 3 Tage Zeit. Die Belladonna darf aber nicht in größerer Quantität, als vorgeschrieben ist, gebraucht werden.

Digitized by Google

Hannöveriſches Magazin.

32tes Stück.

Montag, den 20ten April 1801.

Herrn Mag. Liljeblads Auszug aus ſeinem Tagebuche einer Reiſe durch das nördl. Schweden, über den Nutzen des Isländiſchen Mooſes zu Speiſen, beſonders in theuren Jahren.

Aus dem Haushaltungsjournal überſetzt von Hrn. J. G. L. Blumhof.

Den 8ten Junius. Bei dem Hrn. Prof. Fougt in Nora in Angermannland wurde uns das große Elend geſchildert, welches durch die in Nord-Angermannland und in ganz Weſtbothnien herrſchende Hungersnoth entſtanden war. Die Erndte des vorigen Jahrs war durch einen zeitigen Froſt total verlohren gegangen, und die Noth war jetzt allgemein.

Die Landleute hatten, um ſich zu nähren, zu allerhand unzweckmäßigen Mitteln ihre Zuflucht genommen; allein man verſpürte auch bereits von einer ſolchen unkundigen Wahl die unglücklichſten Folgen. Wir hatten die weitläuftigen und am meiſten nothleidenden Gegenden zu durchreiſen, und ich kann die Rührung nicht beſchreiben, welche ich dabei empfand. Vor einigen Wochen hatte ich zu Upſala eine Abhandlung von den zum Nothbrod dienlichen Gewächſen a) herausgegeben und öffentlich vertheidigt: jetzt war ich in den Gegenden, wo dieſe am nöthigſten wurden. Von dem Nutzen und der Nothwendigkeit meines Gegenſtandes überzeugt, mußte ich jetzt natürlich der Erſte ſeyn, der auf die Anwendung davon denken, und zeigen ſollte, daß meine akademiſche Arbeit nicht bloß fürs Catheder und zu einer Magiſterpromotion nützlich ſey. —

a) Academiſk Afhandling om Växters nyttjande til Nödbrod; publice förſvarad for Lagerkranſen, af S. Liljeblad. Upſala. B.

Mein Gedächtniß führte mich von einem Naturprodukte zu dem andern. Aber die Schwierigkeit, das eine zu versuchen, und die Unzulänglichkeit des andern machten, daß ich auf hundertlei Entwürfe gerieth. Fast verzweifelnd besuche ich die nächsten Hügel, und finde da für meine Absicht ein zweckmäßiges Gewächs — das isländische Moos (Lichen Islandicus), welches ich in meiner Abhandlung unter allen wildwachsenden am meisten gelobt hatte.

Ich unterließ nicht, einige Stauden davon zu sammeln, und ging zurück, um zu zeigen, wie sie mit Vortheil könnten genutzt werden. Das Ansehen dieses Gewächses, welches mehr einem ausgedörrten Reisig von Heide (Erica), als einer nützlichen Speisepflanze glich, schien anfangs Mißtrauen zu erwecken; doch versprach die Frau Probstin Fougt mit diesem Moose, nach meiner Anweisung, Versuche zu machen.

Unsere Reise wurde fortgesetzt. Wir passirten viele Heiden und Bergrücken, wo Lichen islandicus häufig stand.

Den 10ten Junius. Gegen Abend kamen wir auf der Station oder dem Gasthofe Ava an. Nahe vor dem Hause pflückte ich etwas von dem Moose ab, und warf es in den Wagen. Ich war jetzt Willens selbst Versuche damit zu machen. Das Isländische Moos ist unter den Einwohnern von Island lange bekannt gewesen, und zu einer guten und wohlschmeckenden Speise gebraucht worden. Mehrere Reisende stimmen darin überein, und ich weiß nicht, warum es nicht bei uns (in Schweden) eine anwendbare Nahrung werden könnte, besonders da, wo es im Ueberfluß wächst, und ohne sonderliche Mühe eingesammelt werden kann.

Sobald wir im Gasthofe angelangt waren, ließ ich warmes Wasser machen, goß es auf das Moos in ein Faß, und ließ es die Nacht stehen. Des Morgens ließ ich es von Nadeln und Erdtheilchen reinigen und abspülen, und nachdem das Wasser abgegossen war, in Milch kochen. Hierdurch wurde ein Theil aufgelöst, die Milch dick, schwimmend und gelblich. Dieses wurde ein wohlschmeckendes Gericht, beinahe wie eine dicke Eiermilch.

Man konnte die Milch zusammen mit dem Moose, welches alsdann angenehm, beinahe wie wohlschmeckendes Gemüse in einer dicken Suppe war, essen. Der Geschmack war ein wenig bitter, aber doch angenehm. Hätte das Moos längere Zeit im ersten Wasser gestanden, so wäre diese Bitterkeit mehr und mehr ausgezogen. Wir fanden aber doch den Moosbrei recht gut, und aßen alle mit vollkommenem Appetit davon. Das, was mich am meisten freuete, war, daß

Herr

Herr Ekholm, welcher vorher gegen unser Gericht einiges Mißtrauen äusserte, solches, nachdem er es geschmeckt hatte, ebenfalls gut fand.

Den 11ten Junius. Auf der westlichen Seite der Station Angersjö fuhren wir wieder über Heiden, wo Lichen islandicus in großer Menge gefunden ward. Hier nahm ich ein Paar Händevoll mit in den Wagen, so viel nämlich zu einem neuen Versuch hinlänglich war.

Bei der Ankunft auf Södermjöles Gasthofe oder Station (Gastgifvaregärd) bereiteten wir das Moos auf eben die Weise wie vorher; anstatt aber das Bittere in warmen Wasser auszuziehen, gossen wir die Nacht über kaltes Wasser darauf. Des Morgens reinigten und spülten wir es ab, und gossen eine Zeitlang warmes Wasser hinzu, welches auch hernach abgegossen wurde. Hierauf nahmen wir eine Kanne Milch (denn wir mußten etwas mehr haben, weil unsere Gesellschaft mit einem andern Reisenden, einem Färber Fersmann von Hernösand, vermehret worden war; auch wollten wir den uns zusehenden Leuten von unserm Gerichte etwas mehr zu kosten geben), und kochten es nun wie vorhin. Die Frau des Gastwiehs, eine bescheidene und verständige Alte, hatte bisher unsern Anstalten mit Stillschweigen zugesehen; aber jetzt, da wir von der Zubereitung dieses Mooses zur Speise zu reden anfingen, gerieth sie in einige Verwunderung und fragte im Ernste: ob dieses Moos denn wirklich zum Essen tauge? Als wir mit Ja antworteten, und daß wir bald eine nahrhafte Speise daraus bereiten würden, brach sie in die Worte aus: „Jetzt sehe ich, wie unrecht wir den Unterricht unsers Landeshauptmanns verstanden haben. Er sagte uns, daß wir dieses Moos (nebst mehreren Gewächsen) in der Hungersnoth zur Speise nehmen sollten. Wir haben dieses aber übel ausgelegt, und es als eine Härte angesehen.“ Sie gab dabei zu erkennen, daß, da es viele Moose gäbe, die nicht brauchbar seyn dürften, und keiner da wäre, durch den sie das rechte kennen lernen könnten, sie sich auch des Unterrichts ihrer Obern nicht zu bedienen gewußt hätten.

Ich ersuchte die Wirthin, unsere Suppe abzukochen, und weil sie etwas Zucker und Kaneel im Hause hatte, so ließ ich die Suppe damit würzen. Wir bekamen hievon ein Gericht, welches an Geschmack mit den besten wetteiferte. Ich erinnerte mich, was Schreiber in not. ad mat. med. Linn. sagt: Licheaem Isl. ob voluptatem ad magnatum vocari mensas.

Ich kann sagen, daß man mit diesem Gericht traktiren kann, wen man will. Welcher Vortheil würde

dies für das Land seyn, wenn wir allgemein dieses Moos kennten, besonders da, wo es im Ueberfluß gefunden wird.

Wir verzehrten alle hier ein gutes Frühstück und befanden uns jetzt, wie die vorigen Tage, recht wohl. Wir bemerkten keine purgirende Unbequemlichkeit, sondern daß das Moos vielmehr sehr nahrhaft war. Ungeachtet wir weder Brod noch sonst etwas weiter gegessen hatten, reiseten wir doch bis spät auf den Nachmittag. Zu Mittage konnten wir unsere Moos kocherei nicht anwenden, weil wir auf der Reise uns im Gasthofe nicht so lange aufhalten konnten, als dazu nöthig war. Doch unterließen wir nicht, die Leute allenthalben von dessen Brauchbarkeit in der Hungersnoth zu unterrichten, und zwar — daß man sich desselben auf mehrere Weise, als bloß zum Brei, vortheilhaft bedienen könne, — daß man es trocknen und davon Mehl zu Brod, Grütze ꝛc. bereiten könne. (Hiebei führten wir das Beispiel der Isländer an, welche kein Korn gebrauchen, so lange sie noch zureichenden Vorrath von diesem Moose haben). — Daß ferner Arbeitsleute und andere davon eben so satt würden, als von der Nahrung irgend eines Getreides, — daß dieses Moos in einem Lande, wo viel Milch ist, auf verschiedene Weise bereitet, nicht nur eine gewöhnliche, sondern auch eine Festtagsspeise werden könne ꝛc.

Wir fragten mehrere: ob sie dieses Moos kennten, aber wir fanden Niemand, der es mit Sicherheit zu unterscheiden wußte, oder dem sein Nutzen bekannt war.

Eine Frau sprach zwar von Toppmossa, welches sie für das rechte hielt, und von welchem Jemand ihr gesagt hatte, daß es, mit Milch gekocht, gegen Brustkrankheiten nützlich sey. Als wir uns aber näher davon unterrichteten, so war es die weiße Abart von dem Rennthiermoose (Lichen rangiferinus v. alpestris). Ich sagte ihr, daß dieses Moos ebenfalls eine nährende Eigenschaft habe, und man es auch zur Speise bereiten könne; sie meinte aber, daß dies nicht anginge (wenigstens ist es nicht so gut, als das isländische).

Ein anderer gelehrter Mann glaubte Lichen Islandicus zu kennen: wie er es uns aber auf dem Felde zeigte, so war es Hundsflechte (Lichen caninus). Ein solcher Irrthum kann in der Anwendung und Güte der Sache einen großen Unterschied machen, und zeigen, wie nöthig es ist, daß man auf den rechten Charakter, wodurch die Gewächse von einander unterschieden werden, Acht habe.

Den 12ten Junius waren wir die Nacht über in der Stadt Umeå. Hier warnten uns mehrere Leute vor der Hungersnoth, welche in den übrigen

gen Westbothnien herrschte, und riethen uns, von der Stadt Lebensmittel mitzunehmen. Wir verließen uns aber darauf, daß Milch und Moos, so wie bisher, allenthalben zu finden seyn würde. Unsere Hoffnung betrog uns nicht. Die Noth nahm zwar mehr und mehr zu, allein unser Vorrathshaus nahm auch immer besser zu, je weiter wir ins Land hineinkamen.

Den 13ten Junius. In dem Gasthofe Gumboda bereiteten wir wieder ein Gericht Moos. Wir ließen das Moos die Nacht über in warmen Wasser stehen, und merkten nur, daß es darin schneller und besser als in kaltem bereitet wird. Die Leute wunderten sich über die einfache, schnelle und gute Speisebereitung, wo aus einem trockenen, einige Stunden vorher vom Felde gepflückten Gewächse, ein so gutes und wohlschmeckendes Gericht wurde.

Den 14ten Junius kamen wir durch große Wälder und Heiden, wo eine Menge Fichten umgehauen und die Borke zu Mehl, Brod ꝛc. abgeschält war. Auf diesen Heiden wuchs häufig Lichen islandicus.

Hier konnte man sehen, wie wenig die Unwissenheit sich ihres Vortheils zu bedienen weiß. Eine bessere Nahrung ließ man unbenutzt, und nahm zu einer schlechten seine Zuflucht. Wie leicht wäre es nicht einem Prediger, wenn er die nützlichen Produkte der Natur kennte, oder irgend einem andern, der das Zutrauen des gemeinen Mannes hätte, sowohl in der Kirche, als auch bei andern Gelegenheiten, die Landleute in einer so wichtigen Sache zu unterrichten! Er könnte dadurch die väterliche Vorsorge anwendbar machen, und die Vorsicht des Schöpfers, welcher einem armen Lande hinreichende Gewächse zu Nothbrod gegeben, augenscheinlich darstellen. Aber, wie viele haben nicht in einer so dringenden Sache umsonst ihre Stimme erhoben! —

Auf Selets Station wurde von dem Unterricht des Landshauptmanns geredet, daß ein Moos zur Speise dienlich sey, aber keiner wußte, welches es war. Es ist zu bemerken, daß Polytricha, Brya, Mnia, und mehrere auch Moose genannt werden b), welche aber nicht zu Nahrungsmitteln tauglich sind.

Eine Frau zeigte Rennthierflechten (Lichen Rangiferinus) vor, und fragte: ob dieses nicht dasselbe sey? Da ich ihr aber sagte, was ich vorher sehen

b) Nämlich Polytrichum, Haarbuthmoos mit 2 Abarten: commune und alpinum; Bryum, Knotenmoos, auch Mnium, mit 12 Abarten nach Linnee und Hedwig. S. Suckows Anfangsgr. d. theoret u. angew. Botanik, Th. 2, Bd. 3. S. 158 f. Blumhof.

schon in Rücksicht des Lichen rangiferinus, variat. alpestris gemeldet habe, so ersuchte sie mich, unser Isländisches Moos näher zu sehen. Als dieses geschehen war, sagte sie, daß dieses auch zwischen dem Rennthiermoose gefunden wäre, daß sie aber damit keinen Versuch zur Speise gemacht habe. Ich fragte: ob und wozu sie Rennthiermoos sammelten? Sie berichtete, daß sie es sammelten, und seit einigen Jahren mit Vortheil zum Viehfutter gebrauchten. Sie zeigte mir an einer Wand einen Haufen davon und sagte: „Dieses geben wir dem Vieh, und es bekömmt ihm sehr wohl. Wir sieden das Moos zuvor im Wasser, und geben es dem Vieh als Brühfutter. Es wird auf den Heiden mit Harken im Herbst zu diesem Gebrauch eingeerndtet." —

Es wäre zu wünschen, daß überall, wo Rennthiermoos wächst, dieser Nutzen in den Haushaltungen bekannt wäre.

Es wurde uns hier und an mehreren Orten das Brod von Baumrinde gezeigt, welches dünn war und ziemlich gut aussah; es war in dünne Kuchen gebacken. Es wird von Fichtenborke bereitet, mit Zusatz von etwas Korn und Kleien. Die Borke wird von den Fichten im Frühjahre, wenn der Saft eintritt, abgenommen, das Aeußere oder der dickere Theil wohl abgeschabt, und der feinere getrocknet, zerhackt, gedroschen oder gestoßen und gemahlen.

Das Brod ist sehr bitter, und hat etwas herbes, worin es das des Isländischen Mooses weit übersteigt, denn dieses ist bittersüß (dulci amarus); doch läßt es sich von Personen, die daran gewöhnt sind, und auch Butter und andere Kost dazu haben, essen. Wir konnten es aber nicht vertragen.

Außer diesem Brode wird in diesem Lande auch Stroh- oder Stampfbrod gebraucht. Dieses bereitet man von Rocken- oder Gerstenstroh, welches von einer besonders dazu eingerichteten Maschine zerhackt oder zerstampft, und hernach gemahlen wird. Dieses Brod aber ist am allerschlechtesten.

Das Rindenbrod hörten wir doch weiter nicht tadeln, als daß es bitter sey; aber das Stampfbrod wurde überall getadelt, daß es nicht nur einen üblen Geschmack, sondern auch auf den menschlichen Körper den nachtheiligsten Einfluß hätte. Magen, Glieder, Beine ꝛc. schwellen an, und oft folgen tödliche Krankheiten darauf, dennoch zwingt den Menschen die Noth, sich dieser elenden Speise zu bedienen, besonders alsdann, wenn die Rinde nicht vom Holze abgenommen werden kann.

Auf-

Außer dem Isländischen Moose fand sich hier ein ziemlicher Vorrath von andern berühmten Pflanzen zum Hungerbrod, als:

Keimetragender Knöterich (Polygonum viviparum, schwed. Mortåg oder Mårtog) c).

Schmalblättriger Weiderich Epilobium angustifolium, schw. Rimjölksgräs) d).

Sumpfschlangenkraut (Calla palustris, schwed. Missne).

und andere.

Das Brod aus dem Mehl von Calla palustris (Missnebröde) kannten sie nicht, worüber ich mich anfangs wunderte, ich erfuhr aber nachher, daß es bloß unter den Finnen in Nordwestbothnien und Ostbothnien gebräuchlich sey.

In Junerwiks Gasthofe ließen wir wieder Isländisches Moos auf die gewöhnliche Art kochen. Es ward nun unsere gewöhnliche Speise des Morgens, oder wo wir über Nacht blieben. Wir befanden uns immer wohl dabei, und verspürten keine Unbequemlichkeit davon. Für meine Person deuchte es mir, daß es schleimlösend sey.

Ich hatte zu Upsala und vorher immer eine schwache Brust, einen trocknen Husten und Engbrüstigkeit gehabt, jetzt bekam ich einen freieren Spielraum fürs Athemholen, hustete dabei einen dicken Schleim oder Eiter herauf, und bemerkte eine Besserung an meinem ganzen Körper.

(Der Schluß folgt.)

c) Von dieser Pflanze wird nach Gmelin (Flor. Sib.) von den Tungusen, Samojeden und Kamtschadalen, die getrocknete Wurzel zu Mehl gemacht und so zu Milchbrei gekocht. Bl.

d) In Kamtschatka wird diese Pflanze, so wie auch ihre Wurzel, statt Gemüse gegessen. Auch das Kraut des breitblättrigen Weiderichs (E. latifolium) wird in Sibirien gegessen. Vergl. Suckow u. Theil 2. Band 2. Seite 352. Bl.

Ueber

Ueber die Erziehung der Zwetschenbäume aus ihren Steinen.

Es ist Gewohnheit der meisten Baumerzieher, die Stämme, die aus den Wurzeln alter Zwetschenbäume ausschießen, zu verpflanzen, weil dies wenig Mühe kostet; dabei ist immer geklagt worden, daß Kernstämme so schwer zu erziehen wären, indem die mit oder ohne Fleisch in Reihen gelegte oder gesäete, mit Erde bedeckte oder bloß ausgestreuete Steine selten oder in geringer Zahl aufgingen. Ich theile nun hier eine weit bessere Methode, Zwetschenstämme aus Kernen zu erziehen, mit, auf welche ich durch Zufall gekommen bin.

Man werfe nemlich die gesammelten Zwetschensteine vor dem Aussäen in ein Faß, und gieße Mistjauche oder faules Mistpfützenwasser darauf, so daß dasselbe ungefähr einen Fuß hoch über den Kernen steht.

In diesem Zustande bleiben die Steine zwei bis drei Wochen stehen. Dann werden sie, wenn vorher die über der Oberfläche aufschwimmenden und unbrauchbaren weggeworfen worden, auf ein Gartenbeet linienweise in Rinnen gelegt und mit einem bis zwei Zoll Erde bedeckt.

Im Frühjahre gehen so gelegte Kerne beinahe alle auf und die Pflanzen wachsen rasch und freudig heran.

Durch dieses Verfahren wird nicht nur die äußere steinerne Hülle mürbe gemacht, sondern es dringen auch die feinen salzigen und öhlichten Theile in das Innere des Saamenkorns, schwellen den Kern auf und geben ihm zur Zeit der Entwickelung mehr Kraft, die mürbe gewordene Steinhülle vollends zu durchbrechen.

Die auf diese Art erzogenen Stämme wachsen sehr schnell, und die Bäume werden weit gesunder und dauerhafter, haben im Verhältniß mit der Krone regelmäßige Wurzeln, und erlangen, weil sie durch Wurzelschößlinge nicht entkräftet werden, ein höheres Alter, als die Bäume von Wurzelausläufen; denn diese haben gleichsam einen Busch von Haar- und andern in sich gewachsenen besenartigen Wurzeln, die gleich im ersten Jahre nach der Aussetzung wieder ausproßen, und den Mutterstamm, wenn die Wurzeln nicht alle Jahre von ihren Schößlingen gereinigt werden, auszehren.

W— — —

Hannöveriſches Magazin.

33tes Stück.

Freitag, den 24ten April 1801.

Herrn Mag. Liljeblads Auszug aus ſeinem Tagebuche einer Reiſe durch das nördl. Schweden, über den Nutzen des Isländiſchen Mooſes zu Speiſen, beſonders in theuren Jahren.

(Schluß.)

Den 18ten Junius reiſten wir durch große Wälder, wo viele Fichten niedergeſchlagen waren, deren Borke zu Brod abgeſchält war. Die Felder waren überall mit L. Islandicus, und zuweilen ſo ſehr bedeckt, daß ſie am Wege ganz braun ausſahen. Niemals bin ich ſo gerührt geweſen. Ich kannte die Vortrefflichkeit dieſes Mooſes zur Speiſe, ſowohl durch andere als eigene Erfahrung. Hier ſah ich es hingegen ganz unbemerkt ſtehen. Die Vorſehung hatte dieſen, jetzt am meiſten von Hunger geplagten Gegenden den größten Vorrath von dieſem nützlichen Gewächſe verliehen.

Unſer Bauernpoſtillion (Skjutsbonde) berichtete uns, daß die Hungersnoth in Calix und den angränzenden Oertern ſo groß ſey, daß das Volk vor Hunger umgefallen, und in den Wäldern mit einer Handvoll Stroh im Munde todt gefunden ſey; andere lebten ausgehungert und durch die ungeſunde Nahrung mit Krankheiten überhäuft, höchſt unglücklich.

Wir trafen in dieſen Wäldern einen Kerl an, der uns ſeine Noth klagte und ſeine geſchwollenen Hände und Füße zeigte. Wir gaben ihm den Rath, daß er von dem hier ſo häufig wachſenden braunen Mooſe, ſowohl zur Arznei, als auch zur Lebensnahrung, ſammeln und kochen ſollte. Auf der Station Grönäs erhielten wir weitere Nachricht, von dem großen Elende in Calix-Kirchſpiel. Wir waren deſto ſorgfältiger, dem Volke das L. Islandicus als ein le-

bensmittel kennen und gebrauchen zu lehren.

Auf dem Gasthofe (Station) trafen wir (den 19ten Junius) den Adjunct des Predigtamts in N. Calix, Hrn. Crisp. Tingwall, an; wir erzählten ihm unsere gemachten Versuche, und baten ihn, uns auf ein Frühstück zu besuchen, um selbst von unserm Gericht zu kosten. Er fand die Güte des Mooses, und versprach nächsten Sonntag die Gemeine (Versamlungen) zusammen zu rufen, und sie von dieser Speisematerie zu unterrichten. (Er war sonst als ein wohlthätiger Mann in seiner Gemeine bekannt. Unter andern verrichtete er selbst die Einimpfung der Blattern bei den Kindern seiner Zuhörer, und war darin so glücklich, daß von 70 im vorigen Jahre Eingeimpften bloß ein Einziges gestorben war.) Er fürchtete indessen in Rücksicht dieses Speisesurrogats viele Vorurtheile, die man allen neuen Vorträgen hartnäckig entgegensetzte, und daß die Leute etwas, wovon aus der Vorzeit keine Beispiele vorhanden wären, schwerlich annähmen.

Ueberhaupt fand ich auch selbst die Leute sowohl gegen dieses als andere ungewöhnliche Eßsurrogate, als Kohl, Kartoffeln und mehrere Erdfrüchte, sehr von Vorurtheilen eingenommen. Erst in den letztern Jahren haben Standespersonen und Prediger durch ihre Beispiele zu deren Einführung in die Haushaltungen mit würken können. An mehrern Orten aber fand ich auch, daß das Volk unsere Anweisung mit Dank annahm; einige beklagten, daß sie dieses nicht eher gewußt hätten. Sie sagten, daß die schwerste Hungersnoth jetzt bereits vorbei sey. Sie hätten sich auch nunmehr Baumrinde und Kornvorräthe aus den südlichen Gegenden angeschafft. Hätten sie dieses Mittel im Herbst, oder im Anfange des Frühjahrs gekannt und gesammelt, so würde dieses für sie ein großer Vortheil gewesen seyn.

Um die Stadt Torneä und den niedrigen Landstrichen oberhalb derselben schien Lichen Islandicus seltener zu werden. Aber statt dessen war der keimetragende Knöterig (Polygonum viviparum), das Nothbrod der Samojeden, sehr häufig. Unsere Umstände auf der Reise ließen es nicht zu, einige Versuche damit zu machen.

Auf der Insel, worauf die Stadt Torneä liegt, fanden wir einiges Isländisches Moos, und machten damit in der Stadt den 21ten Junius Versuche. Unser Wirth, der Rathmann Swanberg und der Apotheker Colberg leisteten uns bei der Mahlzeit von unserm Gericht Gesellschaft.

Auf der Reise nach Lappland und in Lappland selbst, fanden wir von

dies

diesem Moose fast nichts, so daß wir uns in langer Zeit nicht desselben bedienen konnten. Auf niedrigem, thonigtem und fettem Erdreiche, so wie auf den hohen und beständig mit Schnee bedeckten Bergen, wächst das Isländische Moos nicht. Doch wurden wir bei der Wiederkunft nach Ober-Torneå-Kirchspiel nach der Seite von Enotäkis den

21ten Julius auf Ylios Fjäll, durch den Wachsthum und die Menge von Isländischen Moose fast überrascht. Diese Fjälle (Alpen) sind zwar hohe und kahle Landstrekken; sie bestehen aber aus Gerölle und etwas Staubsand, auf welchem das Moos sehr gut, und zuweilen in solcher Menge fortkommt, daß davon ganze Fjällstrecken bräunlich aussehen. Wir ließen hier unsern Gefährten einen Haufen Moos zusammenbringen, und nahmen ihn mit nach der weiter unten liegenden Kolonie Akiaslomal.

Hier fanden wir das Moos fast besser, als irgendwo vorher. Wir kochten es mit der Hälfte Wasser und der Hälfte Milch, und es war doch so gut, daß wir nichts von seiner vorigen Schmackhaftigkeit vermißten. Ob die Größe und bessere Reife des Mooses, oder das Klima darauf, wie auf gewisse Arten von Beeren, die hier besser sind als in den südlichen Gegenden, würke, kann ich nicht entscheiden; so viel weiß ich, daß es recht gut war.

Hier glauben wir den meisten Nutzen gestiftet zu haben. Denn wir fanden sowohl die Leute für unsere Speisematerie mehr eingenommen, und trafen auch das Moos in solcher Menge an, daß sehr viele Personen, wie in einem zweiten Island, ihre Nahrung davon haben konnten. Nie vergesse ich, mit welcher Erkenntlichkeit uns Frauen und Männer in dieser Kolonie für unsern Unterricht dankten.

Den 29ten Julius. Bei der Ankunft in Karungi oder Carl Gustavs Gemeine, sagte uns der Prediger Kneif, daß man nach unserer Abreise in Torneå weitere Versuche mit dem Isländischen Mooſe angestellt, und es sehr gut befunden habe. Er bat mich, nachzusehen, ob nicht auf den angränzenden Höhen dieses Moos anzutreffen sey? Ich willfahrte seinem Begehr, und ungeachtet ich solches auf diesen Strekken nicht sonderlich fand, so bemerkte ich doch, als ich mich genauer darum bemühete, so viel (ganz nahe beim Pfarrhofe), daß wir damit einen kleinen Versuch machen konnten.

Frau Kneif verbesserte das Moos mit Hülfe der Kunst etwas. Sie ließ dasselbe zu feiner Grütze zerhäkken, und kochte es nachher in Milch. Hievon bekam man einen Brei, welcher

der einer sehr guten Grütze glich. Fremde, welche auf Mittag aus der Stadt kamen, hätten schwerlich gewußt, was das für ein Gericht sey, wenn nicht jemand auf die Vermuthung gefallen wäre, daß dieses derselbe Brei sey, welchen einige in der Stadt nach unserer Anweisung zu kochen angefangen hätten. —

Mehrere Schriftsteller stimmen darin überein, daß dieses Moos nicht nur sehr schmackhaft a) ist, sondern daß es auch statt Korn gebraucht werden kann b), daß es ferner sehr nahrhaft c), gesund d) und eines der zweckmäßigsten Nahrungsmittel für einen schwachen Magen und eine kränkliche Brust ist e).

Zusatz des Herrn Modeer

Das Isländische Moos verdient gewiß alles Lob, was ihm im Vorhergehenden beigelegt wird; daß es aber zum Brodbacken nicht wohl gebraucht werden kann, hat Hr. Probst Hesselius durch Versuche gezeigt. Von ihm hat man eine vollständige Angabe, sowohl von der Eßbarkeit dieses, als auch des Rennthiermooses, welches zu Brod dienlich ist. Ich weiß nicht, ob Olaffsen sagte daß auf Island vom Isländischen Moose allein Brod gebacken wird, indem ich sein Buch nicht besitze; aber in des Herrn Leibmedicus Dr. Hofbergs Anvisning til Wäxt-Rikets Kännedom, wo sowohl Olaffsen als Horrebow angeführt werden, finde ich, daß auf Island von diesem Moose eine wohlschmeckende, nahrhafte Grütze bereitet wird, wozu man es am meisten gebraucht, auch daß zuweilen mit Vermischung von gewöhnlichem Mehl Brod daraus gebacken wird, und daß eine Tonne wohl gereinigtes und gepacktes Moos eben so kräftig angesehen werde, als 2 Tonnen Korn. Die Einwohner auf Island sammeln dieses Moos kurz vor der Heuerndte, am liebsten bei Regenwetter, reinigen und trocknen es entweder an der Sonne oder beim Feuer, worauf es fein zerstoßen wird. Hr. Mag. Liljeblad verdient für den Eifer, womit er diese Flechte bekannter zu machen sucht, gewiß die Achtung und Erkenntlichkeit seiner Mitbürger, besonders in den Gegenden des Landes, wo die Kenntniß desselben so nöthig scheint.

a) v. Trolle Bref rörande en Resa til Island. p. 83.
b) S. Olaffsens Reise durch Island
c) S. Scopoli Ann. hist. natur. Horrebow u. a.
d) Derselbe.
e) Bergius mat. med. p. 155.

Herrn

Herrn Pehr Osbecks
Erfahrungen von der Fortpflanzung des gemeinen Haarmooſes (Polytrichum commune) durch Pferde.

(Aus den Kongl. Svenſka Vet. Acad. Nya Handl. Tom. XIX. pag. 171 — 176.)

Mit denjenigen Gewächſen, welche wir Flechten und Mooſe nennen, hat man ſich beſonders in neuern Zeiten viel beſchäftigt; erſtere ſind größtentheils in den Abhandl. der Königl. Schwediſchen Akademie vorzüglich gut abgebildet, beſchrieben und ihr Nutzen in der Färberei gezeigt *), ſo wie letztere unter dem Namen der Laubmooſe nach Hedwigs Anleitung nunmehr deutlich unterſchieden werden können. Ohne eine ſolche Forſchung und Unterſuchung iſt es auch unmöglich, den Nutzen oder Schaden derſelben vollkommen zu entwickeln und dem Publikum darzuſtellen.

Sie machen im Gewächsreiche ein weitläuftiges Gebiet aus; indeſſen war die Kenntniß dieſer kleinen kryptogamiſchen Einwohner bei den ältern Naturforſchern ziemlich eingeſchränkt, ſo daß ſelbſt unſer großer Archiater Linnée bei meiner Rückkunft aus Oſtindien, woher ich einige Mooſe mitgebracht hatte, äuſſerte: daß er ſich nie vorſtellen könnte, daß dieſe in Indien gefunden wären.

Sie ſind auch in den wärmern Ländern viel ſeltener, weshalb wir, die wir ſolche im Ueberfluß haben, um ſo mehr darauf bedacht ſeyn müſſen, ſie genau zu unterſcheiden und ihre Vortheile oder Nachtheile zu unterſuchen.

Man hat die Frage aufgeworfen: wie die Mooſe von den Wieſen ausgerottet werden könnten? Die Antwort auf dieſe Frage iſt relativ. Mooſe, welche oben auf der Erde liegen und den Graswurzeln Schutz gewähren, müſſen beibehalten werden; die, welche Steine bekleiden, thun eben ſo wenig Schaden, ſondern dienen vielmehr zum Verſtopfen in hölzernen Wänden und zwiſchen Steinen in Brunnen, Mauern ꝛc., und werden, wenn ſie endlich verweſen, zu Erde. Sphagnum paluſtre hingegen thut, ungeachtet es

*) Beſonders von den Herren Acharius und Weſtring. Von den Färbeverſuchen dieſes letztern iſt bereits in dieſen Blättern Nachricht gegeben.

es in Schweden wenigstens auf eben die Weise, wie die vorhergehenden, zwischen Holz und Steine gestopft, auf geschwollene Beine gelegt, und von den Lappen zu Windeln für ihre Kinder gebraucht wird, auf den Wiesen so großen Schaden, daß man ihm möglicher Weise durch gezogene Gräben Einhalt thun muß. Bloß in Torfgräben oder Mooren, wo es mit der Zeit endlich zu Torf wird, kann man es dulden.

In Schweden wachsen zwar hin und wieder einige kleine Mnia und Brya auf Aeckern, machen aber wenig Unbequemlichkeit; sie werden bei der Kultur der Aecker leicht zerstört, und sind ein Zeichen, daß das Land frisch gedüngt werden muß.

Dagegen muß man auf das Haarmoos desto aufmerksamer seyn, und ihm auf Wiesen, so viel wie möglich, zuvorkommen, besonders wenn es solche Stellen einnimmt, wo man mit Vortheil Gras erndten könnte, welches von diesem Laubmoose ganz verdrängt wird.

Polytrichum commune Linn. Flor. Svec. 966.

Polytrichum commune, surculo simplici prolifero, foliis lineari — lanceolatis serrulatis; capsulis oblongis tetraëdris. O. Swartz. Kongl. Vetensk. Acad. Handl. 1795. p. 270.

Gemeines Haarmoos, schwedisch Björnmossa.

Dieses Haarmoos ist zwar wegen seines ökonomischen Nutzens, als zu Ofenwischen, zu Betten für die Lappen und — Bären, bekannt, da es nemlich in den Wäldern von ziemlicher Länge wächst, und in dieser Hinsicht kann man es wohl dulden, besonders in Bohus Län, wo man es den Pferden als Heckerling schneidet, welches sie gern fressen, und man es auch gerade in der Jahrszeit haben kann, wo (außer auf Heiden, die sich nicht allenthalben finden) grüne Gewächse selten sind. Weil es aber sehr tiefe Wurzeln hat, andere Gewächse ganz verdrängt, und große Strecken zum Graswuchs untauglich macht, so darf man es weder auf guten Wiesen, noch weniger auf Feldern dulden. Gleichwohl gedeihet es auf freyem Felde, wo es an Wasser und Holz fehlt, am besten.

Daß oft Pflanzen von Thieren und Vögeln an solchen Stellen, wo man sie vorher nie gesehen, fortgepflanzt werden, lehrt die Erfahrung. Auf diese Weise fand ich Spartium scoparium, welches mir im Garten ausging, außerhalb desselben unter anderem Holze; eben so Daphne mezereum unter abgelegenen Bäumen, und auf Aeckern die beschwerliche Wucherblume (Chrysanthemum segetum), deren Saamen niemals un-

unter der Saat oder dem Miste gewesen war sich aber demungeachtet mehrere Mahle an einigen Stellen in meinen Feldern zeigte. Sie würde zwar mit möglichster Sorgfalt weggeschaft, aber durch das Vieh der Nachbaren wieder dahin gebracht.

Bei der Koppelwirthschaft, wo jeder seinen Acker eingehegt oder eingeschlossen hat, würde dieser Nachtheil wegfallen. Auch bemerkte ich eines Jahrs in einem Rockenfelde, an einer einzigen Stelle am Wege, eine Menge Radel oder Ralen (Nelampyrum arvense, schwed. Skallra oder Skälla), welche vermuthlich durchs Vieh, oder durch Futterstroh, worin sich die Körner befunden, dahin gebracht worden.

Ich könnte noch mehrere Beispiele von Pflanzen anführen, welche durch Vögel von entlegenen Oertern hieher gebracht zu seyn schienen.

Endlich aber hat mich auch die Erfahrung gelehrt, daß ebenfalls Moose, deren Saamen so fein und schwer zu säen sind, durchs Vieh leicht fortgepflanzt werden können. Auf einem meiner Aecker, den ich zu Wiesen hatte liegen lassen, wo vorher gar kein Moos zu sehen war, bemerkte ich mehrere Jahre nach einander, verschiedene, meistens runde Flecke, dick mit Haarmoos bewachsen, wo es seiner Gewohnheit gemäß alle andere Gewächse verdrängt hatte. Es war mir auffallend, dieses Moos, welches auf der ganzen Feldflur umher sonst nirgends wuchs, hier zu finden, und ich war Willens, diese Wiese oder den dazu bestimmten Acker mit Pferdemist zu düngen, um den bessern Kuhmist für die in Kultur stehenden Aecker aufzusparen. Allein bei genauerer Beobachtung fand ich, daß gerade da, wo die Pferde hingestallt hatten, das Moos sich eingewurzelt hatte.

Ich änderte also meinen Plan, weil es mir sehr wahrscheinlich wurde, daß die Pferde, welche von dem Moose gefressen hatten, solches von andern Stellen hergebracht hätten, und es war vergeblich dasselbe ganz auszurotten, da es auf diese Weise jährlich wieder fortgepflanzt wurde. Außerdem sahe ich, daß das Moos kein sonderliches Gedeihen hatte.

Hieraus sieht man, wie nöthig es ist, die Pferde von den Ackerfeldern, so viel wie möglich, zu entfernen, und solche bloß in Wälder oder auf solche Felder zu treiben, die wenigstens alle 2 Jahr kultivirt werden, wo sich überall gar kein solches Moos findet.

J. G. L. Bl.

Etwas über den Anbau des Honiggrases.

Das noch nicht allgemein bekannte Honiggras kommt in schlechtem und gutem Erdboden fort, und treibt in gutem Boden 20 bis 30 gegen vier Schuh hohe Halme und einen Schuh lange Blätter. Die Aussaatszeit des Saamens ist im Spätfrühjahre, wenn gar keine Fröste mehr zu erwarten stehen; auf dürrem oder magern Flugsande muß man ihn früher säen, als auf tiefem feuchten Grunde.

Die Quantität des auszusäenden Saamens betreffend, so erfordert ein Stück Land von 100 Quadratruthen 10 bis 12 Pfund. Man beackert das Feld hiezu, wie zum Getreidebau, reinigt es von Unkraut, und macht wo möglich wegen besseren Fruchthaltung des Bodens breite Ackerbeete.

Im ersten Jahre wächst das Honiggras zwar nicht lang genug zum Abmähen, aber doch hoch genug zum Abweiden, und giebt im Herbst eine vortrefliche nahrhafte Weide. Im zweiten Jahre hingegen bestockt und vermehrt sich dieses Gras außerordentlich, und fährt alle Jahre im Bestokken fort; in gutem Boden kann es im zweiten Jahre schon zu Ende des Aprils wenigstens einen Schuh hoch zum ersten Abschnitt taugen, und kann alle 3 Monate wieder abgemähet werden, denn es wächst im Herbst bis anhaltender Frost und Schnee eintrift, fort, und kommen ihm hierin keine andern Grasarten und Futterkräuter gleich. Wenn man aber frühzeitigern Nutzen von diesem Honiggrase haben will, so säe man es unter Kleesaamen, und auf 100 R. werden 4 bis 5 Pfund Saamen erfordert. So viel Erndten aber im zweiten Jahre der Klee giebt, so viel, ja um vieles höher, hat man Honiggras einzuerndten, und wenn der spanische Klee im vierten Jahre ausgeht, nimmt es an dessen Stelle den ganzen Platz ein. Es ist auch nicht so gefährlich wegen des Aufblähens, bei Vieh zu verfüttern, als der bloße grüne Klee, und kann als gemischtes grünes Futter ohne Sorge sogleich nach dem Abmähen dem Vieh als Futter aufgesteckt werden, weil es unter allen Gräsern dem Rindvieh, Pferden u. Schaafen das angenehmste und gedeihlichste Futter ist, und Kühe besonders sehr viel Milch davon geben.

Eine mit Honiggrase ausgesäete Wiese giebt nicht allein kräftigeres, sondern auch viel mehr Heu als jede andere, weil dieses Gras immer fortdauert, und mit vollem Rechte ewiges Gras benennt werden kann; nur muß eine solche Wiese oder neu angelegter Grasplatz zwei Jahre lang vor Abhütung durch Schaafe verschont bleiben; nachher aber, wenn der Platz stark bestockt ist, giebt es die früheste und gesundeste Weide für Schaafe und Lämmer.

Hannöveriſches Magazin.

34tes Stück.

Montag, den 27ten April 1801.

Bemerkung
über die Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten in der Amtsvogtei Ilten, in beſonderer Beziehung auf den im 8ten und 9ten St. des neuen hannöveriſchen Magazins v. d. J. befindlichen Aufſatz.

Die Aufhebung der Gemeinheiten gehört unſtreitig zu den glücklichſten Verſuchen, welche zur Aufnahme des Nahrungsſtandes im vorigen Jahrhundert gemacht worden ſind.

Sehr viele Verbeſſerungen, die in der Landwirthſchaft anzubringen ſtehen, bleiben unvollkommen, ſo lange die Gemeinheit ihren Platz behauptet. Die gemeinſchaftliche Benutzung eines Grundſtücks hindert die beſte Cultur deſſelben, und es kann den ihm möglichen höchſten Ertrag nicht gewähren, weil die Intereſſenten ihren eignen beſten Einſichten nicht immer folgen können.

Es iſt daher ſo rühmlich als heilſam, dazu beizutragen, dieſes allgemeine Hinderniß landwirthſchaftlicher Cultur aus dem Weze zu räumen und die Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten zu einem Mittel zu machen, wodurch die Vermögensumſtände der Unterthanen verbeſſert und die Unbequemlichkeiten ihres Lebens vermindert werden.

Der Verfaſſer des Aufſatzes von dem geringen Nutzen gemeiner Hud und Weide ꝛc. im 8ten und 9ten St. des neuen hannöverſchen Magaz. von dieſem Jahre, verdient daher Dank, wenn er, von dieſer Wahrheit ſelbſt überzeugt, ſie zu verbreiten, Bekehrungen von alten Irrthümern zu bewürken, und dadurch zur Beförderung des Wohls ſeiner Mitunterthanen, beſonders in der Amtsvogtei Ilten, beizutragen ſucht. In dieſer Amtsvogtei giebt es der ſehr unbedeutenden Vortheil bringenden (z. B. der dem

Steinwedler Waldes Erben zugehörenden) Gemeinheiten mehrere, und es dürfte hier durch Theilung derselben der Wohlstand der Eingesessenen um so viel gewisser verbessert werden, wenn derselben die vorzüglich in dieser Amtsvogtei so sehr nöthige Abwässerung vorginge.

Wenn man nun auch nicht mit allen Angaben des Verfassers einverstanden ist, und gegen manche derselben noch einiges zu erinnern seyn dürfte, so läßt man die Abhandlung dennoch, in so fern sie Gründe für Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten enthält, auf ihrem Werth beruhen, und schränkt sich hier bloß darauf ein, des Verfassers Beantwortung der von ihm berührten Frage:

Wie zu theilen sey?

so weit die Amtsvogtei Ilten bei derselben interessirt ist, noch näher zu prüfen.

Der Verfasser beantwortet nemlich die Frage: wie zu theilen sey? dahin, daß selbige in Ansehung der Amtsvogtei Ilten keine fernere Erörterung bedürfe, weil das Herkommen die Regel bestimme, daß jeder Freie oder Reihemann eben so viel haben müsse, wie sein Mitgenosse, und sucht diese allgemeine Regel durch folgende Sätze zu unterstützen:

1) der Köthener trage zu den allgemeinen Ausgaben, die Liquidationskosten genannt, so viel bei, wie der Voll- und Halbhöfener, müsse mithin mit diesem bei einer Theilung der Gemeinheiten zu gleicher Theilung gehen; welcher Satz mir jedoch irrig zu seyn scheint.

Die in der Amtsvogtei Ilten wohnende Voll- Halb- und Kothhöfener sind allerdings Freie, und daher so genannt, weil sie die von dem Verfasser erwehnten Freiheiten genießen, das Schuster- und Schneiderhandwerk, auch Handlung, ohne Concession treiben dürfen.

Für diese Freiheiten bezahlen sie jährlich eine gewisse Abgabe, welche Liquidationsgeld genannt wird.

Zwischen den Voll- und Halbhöfenern an der einen, und den Köthenern an der andern Seite, hat vorhin eine lange Differenz darüber obgewaltet, wie eines jeden Beitrag zu diesem Liquidationsgelde bestimmt werden solle, und ist dieselbe, was namentlich die Dorfschaft Sehnde betrift, endlich von Königl. Churfl. hoher Landesregierung dahin entschieden, daß für die Zukunft dasselbe in folgenden nach dem Himteneinfall bestimmten Classen:

die 1te Classe von 2 – 12 Hmt. Einf.
– 2te — – 12 – 24 — —
– 3te — – 24 – 36 — —
– 4te — – 36 – 48 — —

und darüber aufgebracht werden müsse.

Der

Der Verfaſſer wird daher ſchwerlich weder in Abrede ſtellen, daß der Voll- und Halbhöfener nach den größeren mehrere Hinten Einfall erfordernden Grundbeſitzungen auch zu dem Liquidationsgelde mehr beitrage als der Köthener, welcher jenen an Beſitzungen nicht gleich kommt, noch ferner behaupten, daß die Theilung der Gemeinheiten nach Kopfzahl hieraus folge.

Daß dieſe Einrichtung in mehreren Dörfern der Amtsvogtei ſich finde, glaubt man mit Gewißheit annehmen zu können. Geſetzt aber auch, daß das Liquidationsgeld nach Kopfzahl zu gleichen Theilen aufgebracht würde, ſo liegt der Grund davon in dem Rechte, was jeder Freye hat, die benannten Freiheiten in dem nemlichen Grade wie ſein Mitgenoſſe zu benutzen.

Ganz unpaſſend würde es jedoch ſeyn, wenn man aus dieſer lediglich auf den Genuß der Freiheiten ſich einſchränkenden Einrichtung, und von dem Liquidationsgelde überhaupt auf den Antheil eines Freien an den Gemeinheiten argumentiren wollte.

2) Die Freien oder Reiheleute wären Eigenthümer des gemeinſchaftlich genutzt werdenden Grundes und Bodens oder der Gemeinheiten, mithin als ſolche ohne Rückſicht, ob ſie Voll- Halb- oder Kothhöfener ſind, Miteigenthümer, deren jeder ein gleiches Recht habe, und bei einer Theilung gleichen Antheil bekommen müſſe.

Der Vorderſatz des Verfaſſers hat ſeine Richtigkeit; in den mehrſten Dörfern ſind die Freien Eigenthümer der Gemeinheiten; die Folge aber, welche aus dem richtigen Vorderſatze gezogen wird, dürfte den Rechten wohl nicht gemäß zu achten ſeyn.

Mehrere Perſonen können Eigenthümer eines Grundſtücks ſeyn, deswegen aber an dieſem Grundſtücke dennoch nicht ein gleiches Eigenthum haben. Aus dem Begriff eines Miteigenthums folgt, der Regel nach, nicht ein gleiches Recht, und ein Anſpruch auf gleichen Theil; es kommt hiebei auf Beſtimmungen und Modificationen an.

Geſetzt aber, des Verfaſſers Schlußfolge wäre an und für ſich richtig, wie ſie es doch nicht iſt, ſo würde doch im gegenwärtigen Fall bei der Theilung einer Gemeinheit nicht darauf geſehen werden können, ſondern Landesobſervanz und wohl erworbene Rechte würden ganz allein entſcheiden müſſen.

Die Voll- und Halbhöfener haben von jeher bis auf dieſe Stunde gröſſere Grundbeſitzungen gehabt wie die Köthener, ſie haben alſo auch auf dieſelben mehr Vieh wie dieſe halten können und müſſen.

Mit diesem mehrerem Vieh haben sie von jeher die gemeine Hud und Weide genutzt, für den Genuß dieser Weide aber auch den Viehschatz, ausserdem auch vom Hofe, für den Besitz ihrer Aecker und Wiesen, Contribution bezahlt, und sonstige Kosten, z. E. Krieges- und Gemeindefuhren und Einquartirung getragen.

Wegen dieser Abgaben und Lasten ist ihnen nach der Landesobservanz so viel Weide und Raum zugestanden worden, als sie für ihr Vieh, Ackerbetrieb und zur Führung ihrer Wirthschaft nöthig haben, und sie haben daher ein um so viel größeres Recht an gemeiner Hud- und Weide sich erworben, welches ihnen auf keinen Fall geschmälert werden kann, und von keinem Justizcollegio abgesprochen werden wird.

Strube Rechtl. Bed. Th. 3. Bd. 8. pag. 64.

Es fällt natürlich auf, daß der Verfasser aus dem Liquidationsgelde, welches auf Theilung der Gemeinheiten gar keinen Bezug hat, die Theilung nach Kopfzahl zu begründen suchet, dagegen der Contribution, des Viehschatzes und sonstiger Lasten, welche mit den Gemeinheiten in genauester Verbindung stehen, und bei weitem das richtigste Principium für eine Theilung derselben an die Hand geben, gar nicht gedenkt.

Dergleichen Lasten, außer dem Liquidationsgelde, tragen in der Amtsvogtei Ilten alle Freie, nach dem Betrage ihrer Besitzungen, und werden, namentlich zu Sehnde, Contribution und Viehschatz nach folgendem Verhältniß aufgebracht:

I. Contribution.

a) Vom Hofe, und zwar

1) einem Vollhofe	4 rl.	– gr.	– pf.
2) — Halbhofe	3 "	– "	– "
3) — Kothhofe	2 "	– "	– "
b) von 1 Ht. Einfall	– "	3 "	3 "
c) von 1 Fuder Wiesenwachs	– "	20 "	2 "

II. Viehschatz.

a) von einem Pferde	– "	18 "	– "
b) von einer Kuh	– "	13 "	4 "
c) von einem Schweine	– "	2 "	2 "
d) — — Schaafe	– "	3 "	3 "

Hiebei kömmt allerdings noch in Betracht, daß, wenn Seuchen das Vieh weggerafft haben, wie zu Sehnde im letzten Jahrhundert zweimal der Fall gewesen ist, nach den Grundbesitzungen alsdann ausgemittelt wird, wie viel Vieh jeder Hof halten kann, nach welchem Grundsatze denn jedesmal das nicht existirende Vieh von jedem Hofe verschatzt werden müssen.

Wenn man also diese Umstände der verdienten Aufmerksamkeit würdigt, wenn man überlegt, daß Voll- und Halbhöfner so viel mehr Grundbesitzungen haben, und darauf einen so viel stärkern Viehstapel halten können

und

und müssen, und so viel mehrere Lasten tragen, als die Köthener, so fällt, wenn man auch von dem erworbenen, und durch Landesobservanz bestätigten Rechte der erstern abstrahiren wollte, doch die Billigkeit in die Augen, daß sie nach ihren Grundbesitzungen auf einen größern Antheil der Gemeinheiten sichere Rechnung machen dürfen.

Gerade diese Classe von Unterthanen ist für den Staat die unentbehrlichste, und ihre Conservation verdient die größte Aufmerksamkeit. Wie würde es ihnen aber gehen, wenn sie bei einer Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten vor den Köthenern, deren Unterdrückung man jedoch auf keine Art beabsichtigt, sondern nur ihre Zurückführung in gehörige Gränzen wünscht, nicht voraus bedacht werden sollten? Ihre Abgaben und Lasten würden fortdauern, ihr Viehstapel würde dagegen verringert, und in allen Betracht ihre Wirthschaft einem nicht abzuwendenden Verfalle ausgesetzt werden.

3) Wären, nach der vom Verfasser aufgestellten Regel, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag gemeinschaftliche Reviere und Holzungen getheilt worden.

Es möchte dem Verfasser wirklich schwer werden, über diese Behauptung einen stringenten Beweis zu führen, den man doch erwarten muß, wenn sie Glauben verdienen soll.

Gemeinde Hud- und Weidereviere sind bis jetzt, so viel man weiß, in der Amtsvogtei Ilten noch nicht zur Theilung gekommen, vielleicht aber wohl hie und da unbedeutende Parcelen, bei deren Theilung die Voll- und Halbhöfner den Fuß der Contribution zu urgiren entweder der Mühe nicht werth gehalten, oder vergleichsweise darunter nachgegeben haben, daß nach Kopfzahl hat getheilt werden dürfen. Solche Theilungen können ohnehin bei einer allgemeinen Theilung sämmtlicher Gemeinheiten, wobei so ganz offenbar der fernere Bestand der Höfe in Frage kommt, gar nicht zur Regel gemacht und daraus Folgerungen hergeleitet werden, weil sie überall nichts beweisen.

Mit der Theilung der Holzungen, deren der Verfasser erwähnt, hat es wiederum eine ganz besondere Bewandniß. Dieselben sind entweder von jeher im Zuschlage gewesen, oder sie haben auch zugleich zur Viehweide gedient. Im ersten Falle sind sie aus dem Grunde, weil jedem Eigenthümer die Anpflanzung auf gleiche Art oblag, und der eine so gut wie der andere dazu beitragen mußte, nach Kopfzahl getheilt und im Zuschlage geblieben. Im andern Falle ist zwar die Theilung des Holzes nach Kopfzahl aus dem nemlichen Grunde auch geschehen, der Boden ist aber wie vorher Viehweide geblieben, mithin nach den Grundbesitzungen genutzt. Zu dem ersten Falle liefern die den Gemein-

meinden Ilten und Bilm gehörige Holzungen, auch die Gemeinde Ahlten wegen ihrer Holzung, die Horst genannt; zu dem letztern die Dorfschaft Ahlten, in Ansehung ihres Holzes, der Wald genannt, ein klares Beispiel.

Die Holzung vor Sehnde, das Lah genannt, war gleichfalls nie zugeschlagen gewesen, und beständig zur Viehweide genutzt; das Holz allein hätte also zwar aus obigem Grunde nach Kopfzahl getheilt werden, der Grund und Boden aber Viehweide bleiben müssen. Der immer mehr einreißende Holzmangel war jedoch ein Beweggrund, daß man die Viehweide durch gütliches Nachgeben aufhob, und die Holzung zu deren Conservation auf immer in Zuschlag legte. Diese nicht abzuleugnende Thatsachen bezeugen, daß dieser dritte Satz für des Verfassers Regel nichts beweiset.

Das bisher Gesagte hält man zum Beweise, daß des Verfassers oben bemerkte Regel unrichtig, für die Amtsvogtei Ilten nicht anwendbar, und nach derselben weder bisher getheilt ist, noch künftig getheilt werden kann, um so mehr für hinreichend, als daßselbe auf bekannte Thatsachen, Landesobservanz und wohl erworbene Rechte sich gründet, und das Resultat giebt, daß die Gemeinheiten in der Amtsvogtei Ilten nicht nach Kopfzahl, sondern nach den Grundbesitzungen unter die Interessenten billig zu vertheilen sind.

H. A. C — e.

Von rothen Rüben zur Rindviehfütterung.

Die Rangel- oder Runkelrübe, auch Dickwurzel genannt, welche sich zur Fütterung des Rindviehes, im Sommer durch ihre großen saftreichen Blätter und mehrmaliges Abblatten derselben; im Winter aber durch Zerstoßung ihrer dicken Wurzel so sehr empfiehlt, ist eine Spielart der rothen Rübe, wesfalls die Blätter der Runkelrübe oft röthlich gestreift sind.

Ihre Saamenkörner sind sich auch sehr ähnlich, und der Unterschied zeigt sich blos in der Farbe, weil die von den Runkelrüben ins Weißliche, und die von den rothen Rüben etwas ins Röthliche fallen.

Es ist daher, wenn man von beiden Saamen erziehen will, nicht anzurathen, diese Rüben neben einander zu setzen. Dies muß wenigstens

stens in einer guten Entfernung geschehen, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß die rothen Rüben ausarten sollen, bei welchen man das Dunkelrothe liebt.

Bauet man letztere, so sind erstere ganz entbehrlich, und man entzieht seinem Hornviehe dadurch überall nichts; vielmehr bin ich aus gemachten Proben der Meinung geworden, daß sie demselben wegen ihres mehrern Saftes und ihrer kühlenden Eigenschaft noch zuträglicher sind, man auch an Milch gewinnt, und selbige keinen Geschmack davon annimmt, welches hingegen, wenn Rangelrüben häufig gefuttert werden, der Fall zu seyn pflegt.

Die rothe Rübe kann das Abblatten eben so gut und oft vertragen, wie die Runkelrübe, und ihre Blätter und Wurzeln werden im geilen Lande, welches ein Jahr vorher wohl gedüngt und recht tief umgegraben ist, vollkommen so groß und dick. Die Rübe an sich wird ungleich länger, wenn sie beim Verpflanzen nicht an der Spitze verkürzt wird, welches man am sichersten verhütet, wenn die Saamenkörner sofort an diejenige Stelle gelegt werden, wo die Rüben unverpflanzt stehen bleiben sollen, und hat den Nutzen, daß man 14 Tage früher zum Abblättern schreiten kann, indem jede Pflanze durch das Versetzen eine Zeit lang in ihrem Wachsthum gestört und aufgehalten wird.

Beide Rübearten haben sonst auch das mit einander gemein, daß sie keinen Frost leiden, und den Winter über im freien Lande nicht ausdauern können.

In verdeckten Gruben, oder in Kellern in etwas feuchtem Sande aufbewahrt, bleiben sie bis gegen Johannis frisch, und treiben viele Blätter. Man darf solche aber von den rothen Rüben nicht mit einem Messer abschneiden, weil sie sich sonst verbluten, die rothe Farbe verlieren und blaß werden. Reißt man dagegen das Kraut mit der Hand ab, so schadet es ihnen nicht.

Wer Versuche damit anstellen will, wird finden, daß sie als Viehfutter vortheilhafter, mithin den Runkelrüben weit vorzuziehen sind.

Beiläufig bemerke ich noch, daß sie, in Würfeln zerschnitten und gedöret, als Zusatz zum Kaffee, denselben wohlschmeckend machen.

J. A. B.

Nach-

Nachtrag zur Abhandlung im 83. und 84. St. d. Mag. von 1797. den Seekohl (Crambe maritima Linn.) betreffend.

Von C. F. A. Müller in Göttingen.

In oben genannten Blättern suchte ich die Leser des gemeinnützigen Hannöverischen Magazins, nach Anleitung einer, mir zu Händen gekommenen kurzen Anzeige des leider nun schon verstorbenen Curtis, auf den Seekohl, vornehmlich auf dessen Cultur für die Küche aufmerksam zu machen. Der um die Pflanzenkunde und gründliche Gärtnerei so sehr verdiente Curtis gab nachher, kurz vor seinem Tode, eine vollständige Beschreibung desselben unter dem Titel heraus: Directions for cultivating the Crambe maritima or Sea Kale for the use of the table. By William Curtis, author of the Flora Londinensis. Printed by St. Couchman, and published by the Author, 1799. mit einer ausgemalten Kupfertafel, welche die erste und sehr getreue Abbildung eines Blatts und Blumen tragenden Stengels des Meerkohls, dessen Befruchtungs- und Fruchttheile darstellt. Diese Schrift ist für den Botaniker und Liebhaber der feinen Gemüsearten gleich interessant. Ersterer findet da die vollständigste Bestimmung; letzterer neue Vortheile in der Cultur dieser Pflanze für solche Tafeln, wo feines und außerzeitiges Gemüse geschätzt wird. Ich glaube, daß das deutsche Publikum eine Uebersetzung jener Abhandlung, welche im Schröderschen Verlage hieselbst bald die Presse verlassen wird, gern aufnehmen werde; um so mehr, da selbige theils durch die in der Vorrede vom Hrn. Prof. Hoffmann mitgetheilten Notizen, theils durch die von mir gelieferten beträchtlichen Zusätze, unverkennbare Vorzüge vor dem Original erhalten hat. Der Hr. Prof. bringt Beweise bei, daß der Seekohl wildwachsend auch an den Ufern des nördlichen Deutschlands einheimisch sey. Er macht zugleich auf eine andere Pflanze der Art, Crambe Tataria, aufmerksam, die in der That viel zu merkwürdig ist, als daß Versuche mit ihr zu vernachläßigen wären. Ich hatte Gelegenheit, während 3 Jahren die Cultur des Seekohls zu beobachten und Erfahrungen zu sammeln, welche besonders für den Bau desselben in unsern Gegenden wichtig sind.

Hannöverisches Magazin.

35tes Stück.

Freitag, den 1ten Mai 1801.

Verzeichniß der Lectionen, die auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld von Ostern bis Michaelis 1801 gehalten werden sollen.

Verschiedene Ursachen machen es rathsam, vor der diesmaligen gewöhnlichen Anzeige der Lectionen einige in öffentlichen Nachrichten vorhin bereits bekannt gemachte Einrichtungen von neuem in Erinnerung zu bringen, welche die auf dem Pädagogio üblichen Ferien, und die damit verbundenen Reisen der Scholaren betreffen.

Gänzliche Ferien, so daß gar keine Lectionen gehalten würden, finden auf dem Pädagogio nicht Statt, und können nicht Statt finden, da der Cötus der Scholaren sich nie ganz entfernt. Alle Arten von Ferien bestehen also bloß darin, daß nicht volle und nicht die gewöhnlichen, sondern täglich einige Lectionen weniger gehalten werden. Ferien dieser Art sind in den ersten vierzehn Tagen nach Ostern und Michaelis, weil dies die bestimmten Zeiten des Abzugs der von hier gehenden, und der Ankunft der neuen Scholaren sind; und außer dem im Julius und August, während der sogenannten Hundstage. Diese letztern, welche vier Wochen und einige Tage dauren, sind der entferntern Zöglinge wegen angesetzt, um zu den Ihrigen reisen zu können, zugleich aber auch, den Lehrern selbst einige Zeit zur Erholung zu gönnen.

So wenig es gern gesehen wird, wenn Aeltern ihre Söhne in allen eben genannten Ferienzeiten vom Pädagogio abrufen, oder denselben auf ihr Gesuch abwesend zu seyn erlauben, weil dadurch beträchtliche Versäumnisse entstehen; so viele Ursachen haben wir dennoch zu wünschen, daß, wenn Aeltern ihre Kinder einmal bei sich zu sehen verlangen, sie die Hundstagsferien, als die in jedem Betrachte passendsten, dazu wählen, nicht aber die unbequeme Einrichtung treffen

möchten, ihre Söhne um Ostern oder Michaelis zu sich kommen und dagegen in den längern Erndteferien auf dem Pädagogio bleiben zu lassen. Dabei ist auch die Erinnerung und Bitte zu wiederholen, daß von den Reisen der Untergebenen dem Rector jedesmal vorher Anzeige gemacht, den Scholaren aber nicht verstattet werden möge, weder vor dem Anfange der Ferien ihre Abholung zu veranlassen, noch über die ihnen bestimmte Zeit auszubleiben.

Da übrigens keine Veränderungen am Pädagogio vorgefallen sind, welche eine öffentliche Bemerkung erforderten; so gehen wir zur Anzeige unsrer bevorstehenden Lehrstunden ohne weitere Vorrede über.

1. Sprachlectionen.

In Ansehung der lateinischen Sprache sind sämmtliche Scholaren in drei Classen vertheilt.

Die untere oder Vorbereitungsclasse hat wöchentlich dreizehn lateinische Lehrstunden. Der Rector Pätz unterrichtet sie in den Elementen der Sprache am Montage und Donnerstage von 3 — 4: erklärt ihr zugleich mit beständiger Beziehung auf den Elementarunterricht in zwei andern Stunden, am Dienstage und Freitage von 5 — 6, die von Sörgel herausgegebenen Erzählungen des Cicero, und läßt sie wöchentlich einmal von einem deutschen Aufsatze eine lateinische Uebersetzung fertigen, die von ihm schriftlich verbessert und öffentlich beurtheilt wird: am Freitage von 8 — 9.

Der Collaborator Müller lieset mit dieser Classe den Justinus vom 22ten Buche an statarisch in vier Stunden wöchentlich: am Montage und Donnerstage von 9 bis 10, und Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11; der Collaborator Zinserling aber den Cornelius Nepos, mehr cursorisch, am Dienstage und Sonnabende von 8 — 9 und am Donnerstage von 10 — 11, und unterrichtet und übt sie zugleich in der lateinischen Prosodie: Mittwochs von 8 — 9.

Der mittlern Classe, welche wöchentlich eilf lateinische Lectionen hat, erklärt der Rector die zweite Hälfte der Briefe des Cicero an Verschiedene, nach der Folge der Zeit in der sie geschrieben sind, und zwar statarisch: Montags und Donnerstags von 9 — 10, Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11. Mit dieser Lection steht eine andere, am Dienstage von 8 — 9 in Verbindung, in welcher die Untergebenen, nach vorher erklärten Regeln des Styls, im Lateinschreiben geübt werden.

Der

Der Collaborator Müller lieſet mit dieſer Claſſe, mehr curſoriſch, die erſte Decade des Livius vom 6ten Buche an: Dienſtags u. Freitags von 5 — 6 und läßt ſie zugleich lateiniſche Exercitien fertigen, die von ihm ſchriftlich verbeſſert und öffentlich recenſirt werden: am Freitage von 8 — 9.

Der Conrector Brohm erklärt der mittlern Claſſe einen lateiniſchen Dichter, und fährt in Ovid's Metamorphoſen fort, aus welchen die vorzüglichern Fabeln ausgewählt werden: am Montage und Donnerstage von 4 — 5, und Mittwochs von 8 — 9.

Der oberſten Ordnung wird in neun Stunden wöchentlich Unterricht in der lateiniſchen Sprache gegeben. Der Collaborator Zinſerling wird in einer ſtatariſchen Lection fortfahren Cicero's Geſpräch vom Redner zu erklären und ſelbiges zu Ende bringen: am Montage und Donnerstage von 9 — 10, und am Freitage von 10 — 11. Am Dienſtage von 10 — 11 werden lateiniſche Aufſätze der Scholaren über ſelbſt gewählte Materien, nebſt den von andern darüber gefertigten ſchriftlichen Cenſuren verbeſſert und beurtheilt.

Der Conrector lieſet mit dieſer Claſſe curſoriſch die Geſchichte des zweiten Puniſchen Krieges von Livius: Dienſtags und Freitags von 5 — 6; und

Der Rector wird ihr am Montage und Donnerstage von 4 — 5, und Mittwochs von 8 — 9 Horazens Oden nach einer Auswahl erklären. In allen dieſen Lehrſtunden der oberſten Claſſe werden zugleich Uibungen im Lateinſprechen angeſtellt.

Denjenigen Scholaren, welche die griechiſche Sprache nicht lernen, wird eine lateiniſche Lection am Montage und Donnerstage von 5 — 6 gegeben, in welcher ihnen der Rector die von Döring herausgegebenen Eclogas veterum poëtarum latinorum erklärt, und zwar dieſes Mahl die Auszüge aus den elegiſchen Dichtern.

Außerdem ſetzt der Rector ferner für künftige Juriſten zur Erklärung des Textes der Inſtitutionen einige Privatſtunden aus; ſo wie auch von ihm ſowohl als andern Lehrern in der lateiniſchen Sprache noch beſonderer Unterricht in Privatſtunden gegeben wird.

In der griechiſchen Sprache wird in vier auf einander folgenden, von den lateiniſchen Ordnungen übrigens unabhängigen Claſſen Unterricht ertheilt.

Die unterſte oder Vorbereitungsclaſſe unterweiſet der Collaborator Müller in den Anfangsgründen der Sprache, wobei zugleich die Heinzelmanniſche Sammlung kleiner Aufſätze zur Anwendung geleſen wird: am Montage und Donnerstage von 5 — 6, Dienſtage und Freitage von 2 — 3.

Mit der zweiten proſaiſchen Claſſe fährt der Collaborator Zinſerling fort, die Auszüge aus Diodor im zweiten Theile der von Stroth edirten Aegyptiacorum zu leſen: Montags und Donnerstags von 5 — 6. In denſelben Stunden erklärt

der Conrector der erſten proſaiſchen Claſſe die von Bieſter herausgegebenen vier Platoniſchen Dialogen, Meno, Crito u. ſ. w. und endlich wird eben derſelbe

mit der poetiſchen Claſſe oder Suprema Homer's Odyſſee in Auszügen leſen: Dienſtags u. Freitags von 11 — 12.

In der hebräiſchen Sprache unterrichtet der Collaborator Müller diejenigen, welche Theologie ſtudiren wollen, am Montage und Donnerſtage von 11 — 12 nach Diederichs Grammatik, und legt zur Uebung im Analyſiren leichte Stellen aus einem hiſtoriſchen Buche des A. T. zum Grunde.

Die Unterweiſung und Uebung in der deutſchen Sprache beſorgen der Conrector und Subconrector, am Dienſtage und Freitage von 10 bis 11. Der Subconrector unterrichtet die untere Claſſe nach Adelungs kleiner Sprachlehre; der Conrector aber die obere nach Eſchenburgs Theorie. In beiden Lectionen wird außer der theoretiſchen Unterweiſung vorzüglich auf Uebung in eignen Verſuchen, die nach den Kräften der Scholaren beſtimmt werden, geſehen.

Für die franzöſiſche Sprache iſt ein eigner Lehrer, der Lector Schulenburg vorhanden; und die Scholaren ſind in fünf Claſſen vertheilt.

Die fünfte Claſſe wird in den Anfangsgründen der Sprache unterwieſen, zu deren Anwendung leichte Erzählungen aus der Grammatik geleſen werden: Dienſtags und Freitags von 6 — 7.

Mit der vierten Claſſe wird die franzöſiſch Ueberſetzung des Campeniſchen Robinſon geleſen; auch werden leichte Stücke aus dem Deutſchen in's Franzöſiſche überſetzt: Montags und Donnerstags von 6 — 7.

Die dritte Ordnung lieſet den zum Gebrauche der Schulen herausgegebenen Auszug aus Anacharſis Reiſen und fertigt franzöſiſche Exercitia

eitien: am Montage und Donnerstage von 11 — 12.

Mit der zweiten Classe wird nach Endigung der Voltairischen Henriade das Gedicht; les Jardins par Mr. de Lille gelesen, und sie fertigt zugleich französische Aufsätze: Dienstags und Freitags von 11 bis 12.

Der ersten Classe endlich wird die zweite Hälfte der Georgiques françoises par Mr. de Lille erklärt, wobei die Uebungen im Sprechen fortgesetzt auch größere französische Aufsätze gefertigt und öffentlich beurtheilt werden: Mittwochs und Sonnabends von 11 — 12.

Privatunterricht giebt der Lector auf Verlangen denen, die sich im Schreiben und Sprechen besonders zu üben wünschen, oder die in den Anfangsgründen noch besondere Unterweisung bedürfen. Auch wird er die, außer den vorgeschriebenen, ihm eingelieferten Ausarbeitungen gern durchsehen und verbessern.

Die englische und italiänische Sprache wird allein in Privatstunden gelehrt: die englische vom Conrector und Subconrector; die italiänische vom Conrector allein. Die zu lesenden Bücher werden den Kenntnissen der Scholaren gemäß bestimmt, und mit dem Lesen zugleich Uebung im Schreiben beider Sprachen verbunden.

2. Wissenschaftliche Lectionen.

Den Religionsunterricht besorgt der Rector, und legt dabei Griesbachs Anleitung zum Studium der populären Dogmatik zum Grunde: Montags und Donnerstags von 8 — 9.

Eben derselbe trägt auch einem Theile des Cötus die griechische Litteratur vor, und macht die Zuhörer vornehmlich mit den classischen Schriftstellern und deren Werken, auch durch Vorzeigung der von denselben in der öffentlichen Bibliothek vorhandenen besten Ausgaben, hinlänglich bekannt: Dienstags und Freitags von 2 – 3.

Den im verflossenen Semester angefangenen Vortrag der Römischen Alterthümer setzt der Collaborator Zinserling mit der obern und mittlern lateinischen Classe fort, und wird damit zu Ende kommen: am Montage und Donnerstage von 3 — 4.

Die neue Geographie lehren der Subconrector und der Collaborator Müller in zwei abgesonderten Classen, am Dienstage und Freitage von 9 — 10. Beide nehmen Fabri's kurzen Abriß zum Leitfaden. Der Collaborator Müller wird mit der untern Classe, nachdem die Geographie von Europa geendigt ist, die übrigen Erdtheile durchgehen; der Subconrector aber die obere Ordnung

nung mit der Beschreibung von Frankreich, der Schweiz, Spanien u. s. f. hinzufügen.

Eine Zeitungsstunde wird für die untere geographische Classe vom Collaborator Zinserling, und für die obere vom Subconrector gehalten; am Montage von 10 – 11.

Die allgemeine Weltgeschichte lehrt der Conrector nach dem Lehrbuche von Schröckh. Der ersten historischen Classe wird er die alte Geschichte von den frühesten Zeiten an bis zur Erbauung Roms, am Dienstage und Freitage von 3 bis 4; der zweiten Classe aber die Geschichte von den Völkerwanderung an bis auf die Kreuzzüge vortragen: Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10.

In der reinen Mathematik unterrichtet der Subconrector beide mathematische Classen. Der obern wird er den Theil der Geometrie, der die Lehre vom Kreise und die Stereometrie enthält, nebst der ebenen Trigonometrie vortragen, Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10; der untern hingegen die ersten Anfangsgründe der Geometrie, am Dienstage und Freitage von 3 — 4. In beiden Classen diesen Klügels Anfangsgründe zum Leitfaden. Auch ist er bereit einigen Scholaren im Feldmessen und Rissemachen besondern Unterricht zu ertheilen.

Eben derselbe unterrichtet in der Naturgeschichte die beiden obern lateinischen Classen, Donnerstags von 10 — 11, und Sonnabends von 8 — 9. Für den bevorstehenden Sommer wird er die Botanik, so weit sie für die Scholaren brauchbar ist, lehren, und, wenn Untergebene zum eignen Botanisiren Lust zeigen werden, ihnen dabei mit gutem Rathe zu hülfe kommen.

Da den Subconrector die Reihe trift, die unter den drei obern Lehrern abwechselnde Nachmittagsstunde Mittwochs und Sonnabends von 4 — 5 zu halten; so wird er sie anwenden, die Naturgeschichte des Menschen vorzutragen.

Im Vortrage der Physik, in welcher die oberste lateinische Classe unterrichtet wird, fährt er nach Nicolai's Lehrbuche fort, am Dienstage und Freitage von 8 — 9.

Endlich wird vom Subconrector die oberste lateinische Classe in der Logik unterwiesen, wobei Jacobs Grundriß der allgemeinen Logik zum Leitfaden dient. Die Zuhörer werden zugleich in Fertigung größerer deutscher Aufsätze geübt. Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11.

Von den Lehrern und Collaboratoren wird abwechselnd, Mittwochs von 1 — 3, auf dem Bibliothek-

zim-

zimmer ein Converſatorium gehalten; und jeder derſelben übt auch wöchentlich ein mahl eine ihm angewieſene Anzahl von Scholaren im Declamiren.

Im praktiſchen Rechnen wird die erſte arithmetiſche Claſſe, die vornehmlich aus ſolchen Untergebenen beſteht, welche die griechiſche Sprache nicht lernen, vom Subconrector geübt: Dienſtags und Freitags von 4 — 5. In der zweiten Claſſe beſorgt dieſe Uebung der Cantor Kandelhart in denſelben Stunden.

In der Calligraphie unterrichtet gleichfalls der Cantor die untere lateiniſche Claſſe, am Montage und Donnerstage von 4 — 5.

Im Zeichnen und Malen giebt der Zeichenmeiſter Wiegleb Unterweiſung.

Unterricht in der Muſik geben drei Maitres: der Organiſt Zimmermann im Clavierſpielen; der Muſikus Meyer auf der Geige, Flöte, Clarinette und andern Inſtrumenten, und der Cantor Kandelhart auf der Harfe und in Vocalmuſik. Auch halten dieſe Muſiklehrer am Dienſtage und Freitage nach Tiſche, zur Uebung der Scholaren im Zuſammenſpielen ein Collegium Muſikum, an welchem auch Lehrer Theil nehmen.

Der Muſikus und Tanzmeiſter Meyer ertheilt im Tanzen die nöthige Unterweiſung.

Nachricht,

wie die Indianer am Miſſiſippi das Maismehl zubereiten.

(S. das 66te Stück dieſes Magazins vom Jahre 1793. S. 1054 f.)

In dem Journal hiſt. ſur les matieres du tems, Tom. LXXVII. meldet Recolin daß das Mehl vom Mais oder Mahis (Zea Mays Linn. Frumentum Indicum, Mays dictum, C. Bauh.), die Hauptſpeiſe faſt aller nordamerikaniſchen Völkerſchaften ſey. Neuere Reiſebeſchreiber ſind mit ihm darin einſtimmig, und weil das Verfahren von der Zubereitung dieſes Mehls leicht nachgemacht werden kann, ſo wird eine kurze Nachricht davon hier nicht am unrechten Orte ſtehen.

Man läßt die Maiskörner anfangs im Waſſer halb gar kochen, hernach das Waſſer davon ablaufen und

und ihn austrocknen. Sobald er recht trocken ist, wird er in einer eignen dazu verfertigten Schüssel geröstet und mit Asche vermischt, damit er nicht verbrenne. Auch muß er beständig umgerührt werden, um die nöthige röthliche Farbe zu bekommen. Wenn er diese Farbe erhalten, wird die Asche wieder davon abgesondert, er wird gereinigt, und hierauf mit trockner Bohnenkrautasche und etwas Wasser in einen Mörser gethan. Man stößt alles gelinde, so platzen die Hülsen der Körner, welche zu Grütze werden.

Diese Grütze klein gestoßen und an der Sonne getrocknet, giebt ein Mehl, das sich überall hin verführen läßt, und sich, wenn man es zu Zeiten an die Sonne setzt, wohl ein halbes Jahr erhält.

Wenn die Einwohner es zur Speise gebrauchen wollen, so füllen sie das Gefäß nur um den dritten Theil davon voll, und das übrige mit Wasser. In einigen Minuten quillt das Mehl auf und ist eßbar.

Es ist sehr nahrhaft und für Reisende eine sehr gesunde Speise. Sie werden von dieser Nahrung nicht krank und ihre Kräfte auch nicht geschwächt. Die nordamerikanischen Jäger und Pelzhändler bedienen sich ihrer bei ihren weiten Handelsreisen, in jenem großen und weitläuftigen Erdstriche.

Wegen seiner vortheilhaften und mannigfaltigen Benutzung steht der Mais auch etwas hoch im Preise.

Cook fand auf seiner dritten und letzten Entdeckungsreise, daß zu Santa Cruz auf Tenneriffa, ein Scheffel Maiskörner drei und einen halben Schilling (einen Reichsthaler vier Gutegroschen) kostete. (Siehe seine dritte Reise um die Welt, aus dem Englischen von G. Forster. Berlin 1787. 4. Band 1. Seite 14.)

Hannöverisches Magazin.

36tes Stück.

Montag, den 4ten Mai 1801.

Versuche und Erfahrungen
betreffend die zweckmäßigsten Mittel, Eichen in Baumschulen zum Anpflanzen zu erziehen, wie auch die bei dem Pflanzen der Heister anzuwendenden Handgriffe, welche das Gedeihen einer Eichenpflanzung vorzüglich befördern.

Unwiderſprechlich wahr iſt es, daß die in Deutſchland jetzt faſt allgemein werdenden Klagen über den Mangel des Eichenholzes gegründet ſind; und doch findet man leider, daß, wenige Forſten ausgenommen, die Mittel, die man anwendet, unſre Nachkommen vor ähnlichem Mangel zu ſchützen, ſo ſehr von dem Wege, den die Natur uns vorſchreibt, abgehen, daß der Zweck, aller angewandten großen Koſten und Anſtrengungen ungeachtet, nie erreicht wird.

Den Grund dieſer vergeblichen Bemühungen glaube ich in folgenden Mängeln gefunden zu haben:

1) ſind die meiſten unſerer Unterforſtbedienten ſelbſt zu wenig mit dem Zuſtande bekannt, in welchem ſich ein Eichheiſter befinden muß, wenn man durch Verpflanzung einen guten Baum aus ihm zu erziehen gedenkt;

2) habe ich gefunden, daß faſt durchgehends das Geſchäft des Eichenpflanzens entweder dem Holzknechte und einigen Tagelöhnern überlaſſen bleibt, ohne daß der Revierforſtbediente ſich beſonders um deren Benehmen dabei bekümmert, wodurch es denn oft geſchieht, daß ein Baum gepflanzt wird, deſſen Angehen ſeiner Beſchaffenheit nach ganz unmöglich iſt, oder der doch nie ein guter Bauſtamm werden kann; oder das Anlegen der Pflanzkämpe und der Pflanzungen wird unter Aufſicht des Holzknechts den Unterthanen, welche jeder einige Tage

Forstarbeit zu thun, oder einige Stämme zu Dienste zu pflanzen schuldig sind, überlassen.

Die seit einigen Jahren von mir nachgesehenen Forstregister, in welchen die an jedem Forstorte jährlich gepflanzte und trocken gewordene Zahl von Eichhelstern aufgeführet ist, wie auch die in Revieren darüber angestellten Beobachtungen, daß von 100 gepflanzten Stämmen fast nie unter 10, oft aber auch über 50 trocken geworden waren, haben mich von dem Grunde meiner Behauptungen überzeugt.

Die Hoffnung, daß die in diesem Theile der Forstcultur noch unerfahren gebliebenen Forstbedienten, durch die hierüber von mir gemachten Wahrnehmungen in mehrern Gegenden, und selbst hirein aufgestellten Versuche zu zu einigem Nachdenken geleitet werden, hat mich vorzüglich zur öffentlichen Bekanntmachung dieser Abhandlung bewogen.

Von Anlegung der Eichelkämpe.

Die Auswahl des zu einem Eichelkamp erforderlichen Platzes, wie auch dessen Größe, bestimmt jederzeit das locale, d. h. die entweder schon vorhandenen, oder doch gewiß in wenig Jahren durch den Abtrieb des haubaren Holzes zu erwartende Blöße, von welcher ich voraussetze, daß sie nur durch Anpflanzung wieder in Bestand gesetzt werden könne, weil entweder der zu leichte Bestand an altem Holze, oder unbezwingliche Hudeberechtigungen die Anlegung eines Zuschlags und Wiederwuchses durch natürliche Besaamungen verbieten. Die Qualität des dazu nöthigen Bodens übergehe ich ganz, weil ein Forstort, der jetzt noch Spuren seines ehemals guten Eichenbestandes zeigt, auch künftig noch gutes Eichenholz wird liefern können, ob ich gleich in keinem solchen, und überhaupt in keinem Forste einen solchen tief gehenden, mit einer 3. 4 — 5 Fuß hohen Lage von Dammerde beglückten Boden, den viele Forstschriftsteller zur Anzucht der Eiche verlangen, gefunden habe.

Die Bearbeitung eines von mir zum Eichelkampe bestimmten Platzes unternahm ich auf folgende Art:

Die darauf befindlichen Stucken wurden nebst ihren Seitenwurzeln ganz ausgerodet, und darauf der Platz, auf dem im folgenden Jahre die Besaamung vorgenommen werden sollte, im Herbste so gepflügt, daß stets zwei Furchen zusammen gepflügt wurden, wodurch das ganze das Ansehn von Rabatten erhielt, die 1½ Fuß von einander entfernt waren; so blieb der Fleck den Winter und folgenden Sommer liegen. Der durch den Pflug umgelegte Rasen verfaulte, und hatte Zeit, sich zu setzen, ohne daß Höhlungen dazwischen bleiben konnten, welches auch durch den freien

Ueber-

Uebergang des Viehes noch mehr verhindert wurde. Kurz vor der im Herbste vorzunehmenden Aussaat der Eicheln ließ ich den Platz mit einem 3 Fuß tiefen und 4 Fuß breiten Graben, und einer auf den Aufwurf des Grabens gepflanzten 5 Fuß hohen Hainebüchenhecke befriedigen; alsdann wurde auf der Mitte jeder Rabatte eine 2 Zoll tiefe Rinne gemacht, die Eicheln in solche gelegt, und mit ein Paar Finger hoher Erde bedeckt.

Auf diese Art habe ich mehrere Eichelkämpe bereits seit einigen Jahren angelegt, welche den besten Fortgang haben, und wegen der Entfernung der Reihen gute, unten stämmige Heister liefern, welche demnächst ihre eigene Schwere tragen, und ohne grossen Schaden der stehen bleibenden bequem gerodet werden können. Hat der Eichelkamp nun 4, 5 — 6 Jahre Ruhe gehabt, und sind die Pflänzlinge 2 — 4 Fuß hoch, so ist es Zeit, ihnen die Pfahlwurzel zu nehmen. Die Versuche, welche ich hievon habe machen sehen, indem man die Stämme aushob, ihnen die Pfahlwurzel abschnitt, und sie wieder pflanzte, um sie dadurch zu guten Pflanzheistern zu erziehen, waren nicht so gerathen, daß von den Stämmen viel gutes zu erwarten war. Ich glaube daher, daß es nicht unwillkommen seyn wird, wenn ich eine, meines Wissens noch nicht öffentlich bekannt gemachte Methode, welche ich im Colbitzer Oberforst des Herzogthums Magdeburg bei dem Förster Fickert vor einigen Jahren zu beobachten Gelegenheit hatte, und welche durch den guten Erfolg, den genannter Forstbediente seit vielen Jahren davon aufzuweisen im Stande ist, sich auszeichnet, auch andern Forstmännern zur Nachahmung empfehle.

Die Eicheln wurden eben so, wie ich vorher angegeben, in Reihen auf erhöheten Rabatten gelegt; darauf, wenn die Stämme die Höhe von 3 — 4 Fuß erreicht haben, wurden an der einen Seite der Reihe die Wurzeln von der Erde entblößt, und mit einem scharfen Eisen die Pfahlwurzel in schräger Richtung unter den Stämmen abgestoßen, und die Erde wieder an die Wurzeln gebracht. Das hiezu erforderliche Eisen hat die Gestalt eines schmalen Grabespatens. Das Blatt unten ist etwa 5 Zoll, und oben 6 Zoll breit, desgleichen eben $\frac{1}{2}$ Zoll dick, 10 Zoll lang, und hat einen eisernen Stiel mit einem Knopfe darauf. Der Stiel ist ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll dick, und das Ganze hat eine Schwere von 15 — 18 Pfund. Diese beträchtliche Schwere ist deswegen nöthig, damit der, welcher das Abstoßen der Pfahlwurzel verrichtet, ohne daß er besondere Kräfte anzuwenden braucht, welche die Richtung verändern könnten, bloß dahin sehen kann, daß er die Pfahlwurzel treffe, welche bei wenig anzuwendenden Kräften durch die Schwere des darauf wirkenden scharfen Instruments leicht vom

Stamm getrennt wird. Die hiedurch entstehende Verwundung heilt die Natur bei den jungen Stämmen sehr bald, und natürlich weit eher, als solches bei starken, vielleicht Arms dikken Heistern, die ihre Pfahlwurzel behalten haben, geschehen kann, welche sehr häufig auch bei den besten Seitenwurzeln durch die Fäulung, welche das Abstoßen der starken Pfahlwurzel veranlaßt, ausgehen. Um mich von der Zuverläßigkeit dieser Methode zu überzeugen, hatte Herr Fickert die Gefälligkeit, einen schon seit einigen Jahren gepflanzten, im besten Wachsthum stehenden Heister wieder auszuheben, an welchem ich, obgleich der Kamp, aus dem er genommen war, im tiefen sandigten Boden lag, nicht einmal die Spur einer daran gewesenen Pfahlwurzel entdecken konnte.

Ein sehr großer Vortheil ist übrigens für die Stämme dieses in den ersten Jahren vorgenommene Abstossen der Pfahlwurzel deswegen, weil hiedurch die Zahl der Seitenwurzeln ungemein vermehrt wird, indem der ganze Trieb nun auf diese wirken kann. Bei dem Stamm, dessen Wurzeln ich zu sehen Gelegenheit hatte, war dieses wenigstens der Fall, und Hr. Fickert versicherte, daß sich alle seine Pflanzungen in diesem Zustande befänden, wovon mich auch ihre äusserst gute Beschaffenheit überzeugte.

Die Mittel, welche zum guten Angehen eines Pflanzheisters am meisten beitragen, sind folgende: Das Haupterforderniß eines Heisters, den man verpflanzen will, ist, daß derselbe einen geraden Wuchs habe, nicht zu geschlossen aufgewachsen und stämmig sey. Fehlt bei dem erstern das letzte Erforderniß, ist er zwar gerade, aber nicht stämmig, so wird man vergebens Mühe anwenden, und schwerlich wird viel daraus werden, weil er nach ausgebrochenem Laube nicht Stärke genug haben wird, sich zu halten; der Kopf hängt zur Erde nieder, und richtet sich nicht wieder auf. Einen Heister, der unten am Stamm 2 — 4 Zoll im Durchmesser und die gehörige Steifigkeit hat, halte ich zum Verpflanzen gut. Ist er zu schwach, so leidet er zu viel von den Beunruhigungen des Viehes, des Schnees und Windes. Hat man nun aber Eichelkämpe, welche bald pflanzbar werden und zu geschlossen stehen, alsdann lasse man die schlechtern, von denen doch nicht viel zu erwarten ist, weil sie im Wachsthum gegen die stärkern zurück geblieben sind, aushauen, so werden die stehen bleibenden in wenig Jahren die Stämmigkeit erlangen, welche zu einem guten Pflanzheister erforderlich ist.

Die von mir beim Eichenpflanzen mit dem besten Erfolg angewandten Handgriffe sind endlich folgende: ½ — 1 ganzen Fuß von dem Stamme, je nachdem er stark ist, lasse ich mit dem oben beschriebenen schweren Eisen rund um den Stamm einen Zirkel stos-

ſtoßen, wodurch die Seitenwurzeln auf dieſe Länge abgeſchnitten werden. ½ Fuß von dieſem erſtern wird ein zweiter Zirkel geſtoßen, und die zwiſchen beiden ſtehende Erde und abgeſtoßenen Wurzelenden werden mit der Hacke heraus gehackt, ſo daß ein ½ Fuß breiter und 1 Fuß tiefer Graben um den Fuß des Heiſters entſteht; alsdann faßt einer der Roder, (deren zu jedem Eiſen drei gehören, um ſich ablöſen zu können) den Stamm, und biegt ihn nur wenig nach einer Seite; ein anderer ſtößt in ſchräger Richtung mit dem Rodeeiſen nach der Mitte zu unter den Stamm, bis er die Pfahlwurzel ſo tief als möglich mit dem Eiſen erreicht. Ob letzteres geſchehen, fühlt er ſehr bald, und es bedarf alsdann nur eines ſtarken Stoßes, ſo iſt die ganze Pfahlwurzel, ohne zu ſpalten, durchſchnitten, und der Heiſter los. Alle daran befindliche Erde wird nun auf das ſorgfältigſte daran gelaſſen, und der Heiſter an den Ort ſeiner Beſtimmung gebracht. Jetzt wird er ausgeſchnadelt, welches, je ſtärker der Stamm und je ſchlechter die Wurzeln ſind, deſto ſtärker vorgenommen wird, ſo daß in dieſem Fall nur wenig Zweige an der Krone bleiben; die Spitze wird nicht abgeſtutzt, wie man leider noch oft ſieht; die Wurzeln, ſo weit ſie geſpalten ſind, werden ſchräg abgeſchnitten, und ſo wird er in das für ihn beſtimmte Loch geſetzt.

Dieſes Loch macht man eine ſtarke Hand breit größer, als der Fuß des Heiſters iſt, damit man bequem mit dem Fuße dazu kommen und die Erde antreten kann. Iſt Waſſer in der Nähe, ſo wird, ehe man den Stamm hinein ſetzt, etwas gute Erde ungefähr eine Hand hoch in das Loch geworfen, ½ Eimer voll Waſſer dazu gegoſſen, und dieſes mit dem Spaden zu einem Brei gerührt. Durch die Schwere des nun hinein geſetzten Heiſters wird dieſer Brei in alle Zwiſchenräume dringen, und kein leerer Raum am Stamm bleiben.

Die beſte Erde, welche ſich in der Nähe unter dem Raſen findet, wird darauf zwiſchen der Wand des Lochs und dem Fuße des Heiſters eingeworfen, ſolche feſt getreten, bis alles eben und der Heiſter gerade ſo tief in die Erde gekommen, wie er geſtanden hat. Iſt er hiedurch ſo befeſtigt, daß er, wenn man ihn oben bewegt, unten ſich nicht rührt, ſo wird deſſen fernere Verwahrung durch Raſen und auf folgende Art unternommen: Eine Hand breit vom Stamm werden die Raſen 2 — 3 Fach über einander ſo im Zirkel gelegt, daß ſie einen Wall um den Heiſter bilden, in welchem er frei ſteht, und nur an der Oſtſeite zwiſchen dem Heiſter und Raſenwall wird ein Keil von Raſen geſteckt und noch ½ Eimer voll Waſſer in dieſes, den Stamm einſchließende Becken gegeben. Hiedurch wird die Abſicht, den Stamm gegen die Gewalt des Windes zu ſchützen, auf das beſte erreicht, denn die rund herum auf den

Enden

Enden der Wurzeln liegende Rasen drücken stets auf selbige, daß sie sich nicht leicht vom Winde heben lassen, und der an der Ostseite steckende Kil ist gleichsam eine Rücklehne, die alles Anbinden an Stangen und Pfähle überflüßig macht, welches bei großen Plantagen eine beträchtliche Holzverschwendung verursacht, und wodurch ohnehin man mache es wie man will, die Heister gewiß verderben, und an der Borke oft ganz unheilbar beschädigt werden. Das zuletzt angegossene Wasser zieht langsam durch die festgetretene Erde, und erhält solche den ganzen Sommer hindurch feucht.

Ein sehr überzeugendes Probestück, daß Eichheister, auf diese Art ohne Pfähle und Stangen gepflanzt, der Gewalt des Windes zu widerstehen vermögen, haben meine, bei dem äußerst heftigen Windsturme am 9ten Novbr. 1800. fest stehen gebliebenen Heister gegeben. Sie sind, obgleich der Süd- und Westwind ungehindert auf sie wirken kann, glücklich stehen geblieben. Höchst nachtheilig aber ist das fast durchgehends übliche Verfahren, daß, um den Stamm zu befestigen, Erde und Rasen 2 — 3 Fuß am Stamme herauf gehäuft werden. In den, drei Jahre lang von mir interimistisch administrirten Forsten des Amts Niedeck, fand ich einige nicht unbeträchtliche Eichenpflanzungen; leider war aber kaum die Hälfte der gepflanzten Stämme, und an einigen Orten noch weniger als die Hälfte grün, und auch diese wenigen grün gewordenen kämpften mit dem Verderben, wovon ihr krankes Ansehn, die schwachen Triebe und das viele daran befindliche Moos mich überführeten.

Um den Grund des Trockenwerdens so vieler schönen Stämme zu erfahren, ließ ich sie alle ausgraben und fand, daß sie bei den besten Wurzeln trocken geworden wären, weil sie 2 Fuß und mehr über ihren gewohnten Stand mit Erde angehäuft, und ordentlich um jeden Heister eine Bank von Rasen gebauet war. Daß an Orten, wo die Pflanzungen kein Jahr mit dem Viehe verschont bleiben, das Beschlagen derselben mit Dornen nicht zu versäumen ist, versteht sich wohl von selbst. Ich ließ die Dornen in Längen von 3 — 4 Fuß hauen. Diese wurden alsdann über den um den Stamm gelegten Rasen so hoch ins Kreuz gelegt, als es zum Abhalten des Viehes genug war darauf über die Dornen her ein starker Stock gefügt, und derselbe an jedem Ende mit einem Haken, welcher in den Rasenwall geschlagen wurde, befestigt. Sobald nun das Vieh sich an den Stämmen schaben, oder die jungen ausschlagenden Loden abfressen wollte, wurde es von den weit vom Stamme abstehenden Dornen in die Beine gestochen, und zog sich geschwind wieder zurück.

Die Resultate in Ansehung des Angehens der von mir im genannten Reviere

viere nach der angegebenen Methode unter meiner steten persönlichen Aufsicht gepflanzten Eichen sind endlich diese. Im Frühjahre 1798. pflanzte ich 2200 Stück, wovon gewiß die Hälfte 3 — 5zöllig war; und jeder weissagte mir wegen Stärke der Heister wenig Gutes. Von dieser Zahl sind bis jetzt, also im 4ten Jahre seit der Anlage, trocken geworden 45 Stück.

Diese, so wie die weiter hin erwähnte Plantage wurden auf besagte Art eingeschlemmt. Im Frühjahre 1799. wurden 1400 Stück aus einem rothen fetten Thonboden in einen nicht sonderlichen Sandboden, wo die Sandfelsen hin und wieder zu Tage ausgingen, gesetzt, und wegen Mangel an Wasser nicht eingeschlemmt. Von dieser Pflanzung erwartete ich wirklich nicht gar viel, weil die Verschiedenheit des Bodens mich besorgt machte, daß die einen feuchten Thonboden gewohnten Heister in dem trocknen Sande kaum grün werden, oder doch viele ausbleiben würden. Daß dieses jedoch nicht geschah, muß ich den Umständen beimessen, daß erstlich bei dem Pflanzen ein ziemlich starker Schnee fiel, welcher einige Tage anhielt. Hiedurch geschah es, daß vieler Schnee nebst Erde an die Wurzeln geworfen wurde, und vielleicht die Stelle des Wassers vertrat. Zweitens blieb, obgleich die Stämme ¼ Stunde gefahren werden mußten, alle Muttererde an den Wurzeln, und diese in der Vermischung mit dem sandigten Boden gab eine, vermuthlich der Eiche zuträgliche Erde ab. Ich finde wenigstens jetzt, daß diese stärker treiben, als die in ihren vorigen Boden versetzten Stämme.

Endlich wurden im Frühjahre 1800 an demselben Orte, wo im J. 1798 die ersten 2200 Stück gepflanzt waren, die Plantage mit 1300 Stück erweitert; von diesen sind bis jetzt, nemlich im ersten Frühjahre, vertrocknet, 5 Stück. Diese unglaublich geringe Zahl hat mich selbst in Erstaunen gesetzt. Der Grund, den ich davon anzugeben weiß, ist der, daß die von mir beim Ausheben gebrauchten Leute nach und nach mehrere Fertigkeit in diesem Geschäft erlangt haben; denn sie fingen an, das Eisen schräger anzusetzen, so daß die Pfahlwurzel tiefer gefaßt, die Verwundung unbedeutender, und das Aufspalten derselben vermieden wurde.

Die Resultate dieser Arbeiten haben mich auf den Gedanken geführt, daß diese von mir angewandte und hier beschriebene Methode des Eichenpflanzens der Sache am angemessensten sey, und mir wird nichts angenehmer seyn, als wenn Liebhaber solcher Anlagen, die nicht gleiches Glück mit mir gehabt haben, sich an Ort und Stelle von der Wahrheit dessen, was ich hier gesagt habe, überzeugen wollen.

(Der Schluß folgt künftig.)

Vom vielfachen Nutzen der Vogelbeeren.

So wie viele Dinge nicht zu einerlei Gebrauch in der Welt sind, so ist es auch mit den Vogelbeeren. Sie sind nicht allein da, die Krammetsvögel damit zu fangen, und mit diesem Leckerbissen den Gaumen zu befriedigen, sondern sie sind noch vortheilhafter.

Es giebt verschiedene Hausthiere, als: die Kühe, Ziegen und Schaafe, die sie begierig fressen. Die Schweine fressen sie auch, wenn sie ihnen unter ihr Futter gemengt werden. Unter dem Federvieh lieben sie die Puter und Gänse. Die Haushühner lassen sie liegen, es sey denn, daß sie recht hungrig sind, oder daran gewöhnt werden. Die Kühe fressen sie auf Häcksel sehr gerne. Ich habe gesehen, daß jemand so viel eingesammelt hatte, daß er 4 Wochen hindurch 5 Kühen alle Tage 2 Futter davon auf den Häcksel gab. Da die Vogelbeeren traubenweise abgepflückt werden, und auf diese Art sich nicht mit dem Häckerling vermengen lassen; so werden sie vorher in einem Stoßeimer zerstoßen, und mit dem Häcksel gegeben. Nach Gutdünken kann man einer Kuh 2 bis 3 Hände voll geben.

Die Vogelbeeren fangen im Anfange des Augusts schon an reif zu werden, und in der Mitte d. M. sind sie völlig zum Abpflücken reif. Beim Abnehmen bleiben 2 bis 3 Blätter daran, und mit diesen Blättern werden sie auf einen luftigen Boden einer guten Hand hoch hingeschüttet. Durch das Laub kommen sie hohl und lustig zu liegen, daß sie nicht verderben können. — Wenn diese Blätter anfangen trocken zu werden, so können sie in hohe Haufen zum Aufbewahren und Gebrauch zusammengeschüttet werden.

Das Holz des Vogelbeerbaums ist einem jeden bekannt; daher ist es nicht nöthig, solches zu beschreiben. Nur bemerke ich noch, daß es fruchtbare Bäume sind, die nicht ein Jahr versagen, und fast immer voll tragen.

Seiner vielnützigen Frucht wegen belohnt es sich wohl der Mühe, diese Holzart fleißig anzupflanzen, da sie ohnedem mit allen Arten Erdreich fürlieb nimmt.

Anesebeck. J. Köhne.

Hannöverisches Magazin.

37tes Stück.

Freitag, den 8ten Mai 1801.

Versuche und Erfahrungen

betreffend die zweckmäßigsten Mittel, Eichen in Baumschulen zum Anpflanzen zu erziehen, wie auch die bei dem Pflanzen der Heister anzuwendenden Handgriffe, welche das Gedeihen einer Eichenpflanzung vorzüglich befördern.

(Schluß.)

So viel ist aber gewiß, daß das Gerathen solcher Anlagen vorzüglich davon abhängt, daß der Revierforstbediente, der solche dirigirt, stets sich dabei befinde, selbst mit Hand anlege, und einen guten Aufseher, der die Brauchbarkeit eines Stammes beurtheilen kann, im Eichelkampe bei dem Roden habe. Wird aber dies Geschäft dem Holzknechte überlassen, dem höchst selten einmal die Anweisung zu Theil geworden ist, wie er ein Weidenreis stecken muß, oder gar unter der Aufsicht eines solchen unwissenden Holzknechts, den Unterthanen anvertraut, oder, was noch schlimmer ist, den Strafdiensten, die mit Widerwillen ihre Zahl Stämme, die sie zu pflanzen schuldig sind, ohne dazu taugliche Instrumente aus der Erde wurgen, und sie, ohne Mutterserde daran zu lassen, mit zerrissenen Wurzeln wieder einige Fuß hoch über denselben mit Erde bewerfen; so kann freilich nichts herauskommen, die Heister werden verdorben, und der Wald bleibt leer, wie vorher. Ist nun auch eine Pflanzung so angelegt, wie ich es verlange, und die Entfernung der Heister von einander ist nicht zweckmäßig gewählt, so wird doch sehr wenig daraus werden. Man erhält, wenn sie nicht wenigstens in einer Nähe von 10, höchstens 12 F. in Verband gesetzt werden, selten einen guten langschäftigen Baustamm, wohl aber häufige Masteichen mit 10 — 12 Fuß langen Stammenden und

vielen zum Bauen selten brauchbaren Aesten.

Aus diesem Grunde muß ich die hin und wieder noch übliche Sitte, die Eichen auf 30 Fuß Entfernung, und zwischen dieselben Kopfhainebüchen zu setzen, gänzlich und als höchst unzweckmäßig verwerfen. Die Eichen wachsen ungemein sperrig, schließen sich doch endlich, und unterdrücken die Hainebüchen. Man verfehlt hiebei also seine Absicht; man erndet von den Hainebüchen kein Brennholz, weil sie wegen Beschattung von den Eichen nicht treiben können, und erzieht einen sehr lichten Eichenbestand von sehr kurzem schlechten Bauholze. Lieber theile man einen solchen von Hude nicht zu befreienden Ort, bepflanze die eine Hälfte geschlossen mit Eichen, und die andere mit Kopfhainebüchen, so erlangt man von beiden, was man wünscht, gute Eichen und einträgliches Kopfholz.

Am empfindlichsten ist es mir aber, wenn ich sehe, daß gute Eichheister auf lichte alte Eichenbestände, oder solche Orte, aus denen seit langer Zeit schon das beste Holz ausgefacht ist, gesetzt werden. Von diesen ist immer die Hälfte verloren; die unter den alten Eichen stehenden verkümmern gewiß, wenn sie nicht schon in den ersten Jahren nach dem Pflanzen vertrocknen, und geben, wenn sie bei dem Fallen der oben stehenden auch das Glück haben, nicht umgeschlagen zu werden, einen schlechten Bestand an Masteichen. Die entfernter von denselben stehenden, einen guten Wuchs versprechenden Stämme werden aber meistens von den Aesten der niedergehauenen oder vor Alter umfallenden alten Eichen gefaßt, ihrer starken Aeste dadurch beraubt, unheilbar beschädigt, oder gar der ganze Stamm von ihnen abgeschlagen. Hat man einen solchen lichten alten Bestand, so haue man ihn lieber von einer Seite an, so daß man freien Raum zum Pflanzen gewinnt, und fahre nach und nach mit dem Abtrieb und Wiederbesetzung des Orts fort.

So viel es übrigens ohne große Kosten geschehen kann, beobachte man bei dem Eichenpflanzen egale Entfernung und gerade Linien. Es gereicht solches einer Pflanzung sehr zur Zierde; wiewohl man es gar wohl geschehen lassen kann, falls gerade auf einer Stelle, wo ein Heister hintrifft, etwa starke Stücken oder sonstige mühsam wegzuräumende Hindernisse sich fänden, daß ein Stamm ein Paar Fuß außer seiner Linie gesetzt werde.

Westerhof. K. v. Berßenbrüch.

Ueber den gegenwärtig so sehr hoch gestiegenen Lohn der Dienstboten, und einige üble Folgen desselben.

Zu keiner Zeit ist wohl der Lohn der Dienstboten aller Art, nicht bloß in der Stadt, sondern auch schon in den meisten Gegenden auf dem Lande so hoch hinauf getrieben, als gerade jetzt, wo er nun beinahe überall doppelt, bisweilen dreifach so viel beträgt, als vor etwa 50 Jahren. Allein zu keiner Zeit hat man auch wohl die üblen Folgen desselben zu seinem Nachtheile deutlicher und stärker empfunden; und zu keiner Zeit sind die Beschwerden der Herrschaften über ihr Gesinde häufiger und gerechter gewesen, als in unsern Tagen. Es ist also einmal Zeit, auf eine Sache die allgemeine Aufmerksamkeit zu richten, wobei so viele interessirt sind, und die deswegen schon längst hätte zur Sprache kommen müssen, damit man desto eher auf die zweckmäßigsten und wirksamsten Mittel denken könne, wie das einreißende Uebel am geschwindesten und leichtesten gehoben, oder ihm doch wenigstens für die Zukunft ein wenig Einhalt gethan wird.

Fern sey es indessen von mir, hier als öffentlicher Ankläger der dienenden Classe unter meinen Nebenmenschen aufzutreten! Das ist keineswegs die Absicht dieser Zeilen. Ich kenne die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit dieses Standes, seine mannichfaltigen Pflichten und Obliegenheiten, und die oft drückende Last und mühsame Erfüllung dieser Pflichten nur zu gut, als daß ich nicht alles, was in meiner Macht steht, anwenden sollte, den Mitgliedern desselben seinen sauren, beschwerlichen Beruf auf alle mögliche Art zu erleichtern und zu versüßen. Auch schmerzt es mich jedes Mahl, wenn ich bemerken muß, daß die ihnen gebührenden Rechte nicht gehörig erfüllt, oder ihnen die Achtung, die sanfte Schonung und Zurechtweisung, und die freundliche Liebe, die sie doch mit allem Rechte von ihren Herrschaften fodern können, nicht immer bewiesen werden; denn sie sind ja auch Menschen, noch dazu so nützliche und unentbehrliche Mitglieder einer jeden Gesellschaft, und eben so gut unsere Brüder und Schwestern, als es die höhern und Reichen sind; ja selbst ein großer Theil unserer Bequemlichkeit und unserer häuslichen Ruhe und Freude, mithin auch unserer irdischen Glückseligkeit hängt lediglich von diesen unsern dienstbaren Hausgenossen ab.

Aber deswegen darf doch kein ehrlicher Mann sauer süß und böse gut heißen; und glaube auch ich nicht den Schein der Härte und Ungerechtigkeit auf mich zu laden, wenn ich hier als wahr und zuverläßig den Satz behaupte: „Der Lohn der Dienstboten ist in unsern Tagen zu

groß, zu übermäßig, und das ist nicht gut!" Ich will ihn beweisen, durch die üblen Folgen, die daraus nicht für die Herrschaften allein, sondern für das Gesinde selbst entspringen.

Es giebt Bediente in Städten jetzt, welche, Livree, allerlei Geschenke und Sporteln abgerechnet, ohne Kost über 100, ja oft über 200 Rthlr., und mit der Kost 20, 30, 40 Rthlr. und drüber erhalten; mancher Kutscher steht sich eben so hoch. Köchinnen, Haushälterinnen, Aufwärterinnen u. Dienstmädchen mit 4 — 8 Louisd'or und drüber Gehalt nebst freier Beköstigung sind nicht selten anzutreffen; und oft steht sich ein Hausknecht jetzt so hoch, als sich sonst kaum der Informator des Hauses stand. So ist's in der Stadt; so wird's nun auch schon auf dem Lande. a)

Nun ist es zwar freilich der Billigkeit äußerst gemäß, daß, da alle entbehrliche und unentbehrliche Lebensbedürfnisse jetzt oft um mehr noch, als ums alterum tantum im Preise gestiegen sind, oder vielmehr der Werth des Geldes sich ansehnlich verringert hat, man auch auf eine allmählige, verhältnißmäßige Erhöhung des Lohns für's Gesinde bedacht seyn mußte; denn so wenig wie wir jetzt mit einer kleinen Summe so viel Ausgaben bestreiten können, als unsre Vorfahren vor einem halben Jahrhunderte, eben so wenig können es unsere Dienstboten in ihrem Verhältnisse auch. Allein verhältnißmäßig hätte diese Lohnerhöhung bleiben müssen, nicht übertrie-

a) In der Gegend, wo der Verfasser lebt, geht es seit längerer Zeit schon rar ums Gesinde, und muß dasselbe also mit theurem Lohn erkauft werden. Damit indeß sich auch der Städter hiervon einen Begriff machen könne, giebt er hier das Verzeichniß dessen, was eine gewöhnliche Hausmagd hier bekömmt:

1) An Miethgeld	1 Rthlr.	12	Mgr.
2) An Lohn 10 Gülden à 20 ggr.	5 —	20	—
3) 26 Ellen grobe Leinwand à 7 mgr.	5 —	2	—
4) 7 Ellen feine à 9 mgr	1 —	27	—
5) 1 Paar Schuhe und 1 Paar Pantoffeln	2 —	12	—
6) Für Tuch und Mütze	1 —	12	—
7) 1 Hbt Lein zu säen, nur gerechnet zu	2 —	18	—
8) 14 Tage Urlaub, oder täglich dafür 1 ggr.	— —	21	—
9) Um Fastnacht 3 freie Tage u. 3 Pf. Flachs	— —	27	—
10) Zum Weihnachten gewöhnlich	— —	24	—
Summa	21 Rthlr.	31	Mgr.

und das ohne Sporteln und ohne Beköstigung, die immer theurer wird, weil man sogar schon Kaffee verlangt.

trieben werden. Nur zu deutlich fangen die schlimmen Folgen dieser Uebertreibung schon an sich zu äußern. Richten wir zuerst unser Augenmerk auf die Classen der Dienstboten selbst, so finden wir hier gleich folgendes, welches mir mittelbare oder gar unmittelbare Folgen ihres hohen Lohns zu seyn scheinen.

1) Pracht, Luxus und Verschwendung sind in diesem Stande nie so tief eingedrungen und so allgemein ausgebreitet gewesen, als jetzt. Man muß sich zum höchsten wundern, wenn man bedenkt, wie weit sogar gemeine Dienstmädchen selbige treiben! Selbst die kostbarsten Kleidungsstücke werden angeschaft, und keine einzige Mode wird versäumt. So spitz die Schuhe auch zulaufen mögen, so kurz die Taille auch getragen werden mag; alles, alles wird gleich nachgeahmt. Nur eine Staatsuhr an der Seite noch, und ein umlockter und frisirter Kopf, und man wird schwerlich mehr Frau und Magd unterscheiden können. So habe ich selbst auch Bediente gekannt, die, wenn ihre Herrschaft gerade abwesend war, dann ihre Collegen aufs feierlichste einluden, ordentlich Ball und Tanzgesellschaft hielten, und selbige mit Chokelade- und Punsch im Ueberfluß und Uebermaaß bewirtheten. — Ist das nicht wahrer Uebermuth? Kömmt das dem Stande zu? — Wer wollte ihm seine Freuden und Vergnügungen versagen, worauf seine Mitglieder eben so viel und oft noch mehr Anspruch, als andere Menschen haben; aber solche Ausschweifungen können doch unmöglich gebilligt werden! Und sie sind Folgen ihres jetzigen großen Gehalts.

2) Eine andere noch traurigere Folge, die unmittelbar aus dieser ersten sich erklären läßt, und welche sich jetzt leider! mehr, als zu häufig unter der Classe der Dienstboten zeigt, ist die, daß selbige auf diese Weise mehr als je der Gefahr ausgesetzt sind, Veruntreuungen aller Art an ihrer Herrschaft zu begehen. Es pflegen zwar viele derselben nicht immer auszukommen; aber selbst die, welche ans Tageslicht kommen, wie groß, wie unerwartet, wie schimpflich und schändlich sind sie oft! Ich könnte hier mehrere anführen, wenn es nicht besser wäre, sie zu verhindern, als sie auszubreiten. Und woher rühren sie? Durch ihren ansehnlichen Lohn verleitet, machen solche Leute jetzt mehr Aufwand als sonst, und weil sie diesem keine Gränze zu setzen wissen, so müssen sie zu solchen unerlaubten Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um die erforderlichen Kosten zu

bestreiten, und keine Schulden zu machen. Eben daher rührt

3) das jetzt so überhand nehmende insolente Betragen des Gesindes gegen seine Herrschaft. Wenn fand man mehr Eigensinn, mehr Trotz, mehr Widerspenstigkeit unter denselben als gerade in unsern Zeiten? Selbst in Gegenwart fremder Personen entblöden sich oft die Dienstboten nicht mehr, den ihrer Herrschaft schuldigen Respect aus den Augen zu setzen. Verweiset diese es ihnen, so haben sie trotzige Gegenrede; klagt sie, so können sie zehn Herren für einen finden, und der eine giebt immer mehr als der andere.

4) Endlich ist auch Trägheit und Saumseligkeit in Erfüllung ihres Dienstes oft eine Folge ihres hohen Lohns. b) Die Herrschaft muß jetzt schon herzlich gern zufrieden seyn, wenn sie nur einigermaaßen die Pflichten ihres Gesindes erfüllt sieht. Ueber Langsamkeit und unnöthiges Zaudern darf sie nicht keifen, wenn sie nicht, was immer sehr unangenehm bleibt, alle Augenblicke mit ihrem Gesinde wechseln will. Auch ist jetzt schon häufiger, als jemals unter dieser Classe von dem sogenannten Devoir die Rede; man fragt sich oft erst, ob dieses oder jenes auch Pflicht sey zu thun, ob es nicht Stand und Würde entehre? Traurige Zeiten! — Und sie haben wir dem übermäßigen Lohn zu verdanken, den wir ihr ertheilen. —

Außer diesen üblen, und zum Theil gefährlichen Folgen entstehen noch für die Herrschafte selbst mehrere daraus, welcher gewiß jedermann, der Gesinde zu halten nöthig hat, gern überhoben wäre.

1) Man muß jetzt weit mehr Geld und Kosten auf Haltung des Gesindes verwenden, als ehemals. Die Wahrheit dieses Satzes empfinden gewiß diejenigen am nachdrücklichsten, die durch ihre Lage in die Nothwendigkeit gesetzt sind, eine beträchtliche Anzahl Dienstboten aller Art zu halten. Doch auch derjenige schon, der bei geringern Einkünften nur

b) Dieser Fehler scheint sich jetzt sogar auch auf die Tagelöhner auf dem Lande zu erstrecken. Vor der Zeit des siebenjährigen Krieges erhielten sie in der Gegend des Verf. nebst freier Kost täglich nur 3 mgr., nachher aber 4 mgr; und doch wird jetzt eine Stiege Korn weniger gedroschen, und ein Boten Flachs weniger verarbeitet, ob man ihnen gleich im Winter des Nachmittags auch Branntwein giebt, welches ehedem nicht geschah.

nur eine Magd halten kann und muß, fühlt das Gewicht dieser Last, und stimmt gern in obige Behauptung ein.

2) Und dabei hält es doch jetzt weit schwerer an manchen Orten, Gesinde zu bekommen. Wie viel schwieriger ist es, als ehedem, einen guten Diener, einen guten Knecht, eine gute Magd zu bekommen! Wie viel Ueberlegung, Anschläge, Wege, Fürsprache und Briefe sind oft erst erforderlich, ehe man hierin zu seinem Zweck gelangt! Ist man denn endlich so weit gekommen, so muß man

3) Oft noch dazu den Trotz des neuen Gesindes geduldig ertragen, welches glaubt es selbst thäte der Herrschaft einen Gefallen damit, daß es in ihren Dienst träte, muß in seine Grillen sich fügen, und mit seinen Schwächen, seiner Trägheit und Saumseligkeit eine bisweilen mehr, als menschliche Geduld und Nachsicht haben. Eine traurige Lage, wenn der Herr von seinem Diener, die Frau von ihrer Magd dependirt, und jene diesen schmeicheln müssen, um sie nur zu behalten, oder mit ihnen gut und auf einem friedlichen Fuß durchzukommen. Wo bleibt der Unterschied, wo Thätigkeit, wo Ehrfurcht und Respect? — Ja, wenn man alsdann noch immer einen fidum Achaten bekäme, der nicht bloß Diener, sondern zugleich auch treuer Freund wäre, aber

4) Nie war man wohl mehr in Gefahr, Veruntreuungen aller Art zu erleiden, und sich betrogen zu sehen, als gerade jetzt. So groß der Lohn auch seyn mag, den man seinem Gesinde jährlich giebt, so reicht er doch bei mehrern dieser Classe schwerlich zu, um den Kleiderstaat und Aufwand führen zu können, der jetzt wirklich von ihnen geführt wird. Und da sie nun selten viel eigenes Vermögen haben, so muß oft die Herrschaft ohne ihr Wissen das austhun, was dazu erforderlich ist. —

Schon genug des Uebels, das aus jener eingeführten übermäßigen Besoldung der Dienstboten entspringt! Aber wie ihm nun am geschwindesten, am leichtesten und nachdrücklichsten gesteuert werden könnte? Diese wichtige Frage dürfte ich wohl am Schlusse meines Aufsatzes nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Ich antworte also hierauf:

Meines Erachtens giebt es nur folgenden doppelten Weg, worauf man dem Unwesen am ersten Einhalt thun kann:

Entweder müßten die Einwohner eines Orts insgesammt sich einmüthiglich vereinigen und es sich zum unverbrüchlichen Gesetz machen, ihren

ren Dienstboten zwar einen billigen, aber doch nicht so hohen und nicht übermäßigen Lohn geben zu wollen, und den in unabbittliche Strafe zu nehmen, der seinem Gesinde mehr gäbe, als üblich und beschlossen wäre.

Oder die respectiven Obrigkeiten, auch Landesregierungen müßten sichs gefallen lassen, dazu mitzuwirken: 1) Durch eine Verordnung, wodurch der Aufwand und Kleiderstaat der Dienstboten bei scharfer Strafe mehr eingeschränkt würde. 2) Durch eine Verordnung, nach welcher diejenigen Personen der Volksklasse, welche dienen könnten und nicht wollen, eine stärkere Contribution erlegen müßten, und 3) durch eine Verordnung, worin, so viel thunlich wäre, der Lohn jeder Art von Dienstboten näher bestimmt und festgesetzt würde.

B —

B —

Etwas, die Holzersparung betreffend.

In unsern Zeiten, wo die Brennmaterialien im Preise hoch stehen, und wo Deutschland die Folgen von der Fahrläßigkeit empfinden muß, die man in den vorigen Jahrhunderten in Ansehung der Cultur der Forsten und Waldungen sich zu Schulden kommen ließ, ist es rathsam, auf jede Erfindung und auf jede Einrichtung aufmerksam zu seyn, welche darauf abzweckt, den Mangel der gewöhnlichen Brennmaterialien zu mindern und weniger fühlbar zu machen. In Paris bemerkte Heinzmann folgende nachahmungswerthe Oekonomie mit dem Holze. Die dasigen Bäcker brennen Tannenholz in ihren Backöfen, schaufeln aber, sobald der Ofen gehörig erhitzt ist, die Kohlen, welche noch brennend und glühend sind, heraus, werfen sie in einen eisernen Kessel, und schließen diesen mit einem Deckel, damit keine Luft hinzu kömmt, fest zu. Diese Kohlen, welche auf diese Art in wenig Minuten erlöschen und kalt werden, können nachher zum Kochen, auf dem Heerde vortrefflich genutzt werden, indem sie schnell in Glut gerathen und hinreichende Hitze gewähren. Viele Pariser kaufen den Bäckern solche Kohlen ab, und bezahlen für Körbe voll derselben einige Sous. Auch in Hauswirthschaften, worin vieles Holz verbrannt wird, hält man sich eiserne Cassetolle, deckt die Kohlen zu, und erhält sich so den noch brauchbaren Rest, der sonst zu Asche verglimmen würde. Beinahe aller Kaffee wird von ihnen bei solchen Kohlen gemacht, und ohne die Benutzung derselben würde der Holzmangel in der Hauptstadt Frankreichs oft äußerst drückend seyn.

Digitized by Google

Hannöveriſches Magazin.

38tes Stück.

Montag, den 11ten Mai 1801.

Ueber den Zuſatz des Hopfens bei dem Bierbrauen, und über Erſatzmittel des Hopfens.

— — — tentanda via eſt — — —

Virg.

§. 1.
Vorerinnerungen.

Der jetzige hohe Preis des Hopfens hat ziemlich allgemein das Verlangen hervor gebracht, daß man an ſeiner Stelle eine andere Pflanze möchte anwenden können. Nachſtehender Aufſatz iſt der Beantwortung der Frage, was hiezu am paſſendſten ſeyn möchte, gewidmet. Da aber die meiſten Bierbrauer nicht Chemiker zu ſeyn pflegen, ſo ſteht eine kurze Ueberſicht der Theorie des Bierbrauens, um ſo mehr, da dadurch die Beantwortung jener Frage erleichtert und vorbereitet wird, in dieſem Blatte (deſſen Hauptabſicht die Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe auch unter der nicht eigentlich ſogenannten gelehrten Claſſe iſt) wohl nicht am unrechten Orte, wenn ſie auch nur Dinge enthält, welche dem gelehrten, und mit den Entdeckungen der letzten zwanzig Jahre bekannten Brauer nicht unbekannt ſind.

Das Bierbrauen mit allen Vorbereitungen beſteht in nichts anderm, als daß man Getreide in den Stand ſetzt, in die Weingährung überzugehen, jedoch ſo, daß in dem Produkte auch die ſchleimigen Theile erhalten werden. Unter allen Beſtandtheilen der Gewächſe iſt nur der zuckerartige fähig, erſt jene Gährung zu erleiden. Um nun in den Getreidearten ſo viel Zucker (oder vielmehr Schleimzucker) zu vermehren, geſchieht das Malzen, welches nichts iſt, als eine künſtliche Vegetation, wodurch der Kleber (Leim, thieriſch-vegetabiliſche Materie, glutinöſe Stoff) abgeſchieden, und zur Bildung des Leims verwendet wird, und die Beſtandtheile des Stärkmehls eine ſolche Veränderung erleiden, daß dadurch die Menge des ſchon vorhandenen Schleimzuckers vermehrt wird. Iſt dieſe Vegetation nun bis zu dem

Punkte fortgerückt, von dem die Erfahrung gelehrt hat, daß, wenn man sie weiter gehen ließe, nicht nur kein Schleimzucker mehr erzeugt, sondern der schon erzeugte wieder zersetzt werden würde, so muß sie unterbrochen werden, welches durch ein völliges Austrocknen, das Darren, geschieht. Hierauf werden die Keime von dem Malze abgesondert, und dieses wird den Bedingungen ausgesetzt, wodurch es zum Gähren kömmt. Diese sind Wärme und Wasser. Das geschieht nun durch Extraction (in dem Maischbottig) und durch die eigentliche Gährung, welche gewöhnlich nicht ganz vollendet, sondern unterbrochen wird.

Man sieht aus dieser kurzen Theorie des Bierbrauens, daß der Hopfen nicht durchaus nöthig ist, um Bier zu erhalten, wie er denn auch nicht zu allen, und besonders nicht zu den meisten süßen Bieren hinzugesetzt wird. Er befördert weder die Gährung, wie die Hefen, noch die schnellere Extraction, noch, da er auch erst während des Brauens zugesetzt wird, die Entwickelung des Schleimzuckers.

§. 2.

Zusatz des Hopfens.

Dennoch aber ist der Zusatz von Hopfen zu der Würze, (dem Malzextrakte, welches aus dem Maischbottig in den Gährbottig geschüttet, und darin klar gekocht ist) sehr nützlich. Alle bittere Pflanzenextracte haben die Eigenschaft, die Gährung aufzuhalten, und länger als andere Stoffe des Pflanzenreichs unverdorben zu bleiben. Auch befördern sie großentheils die Verdauung. Der Zusatz des Hopfens zu dem Biere hat daher einen mehrfachen Zweck. 1) Das Bier zu einem, die Verdauung befördernden Getränke zu machen. 2) Zu bewirken, daß die Würze langsamer gähre, damit die Gährung nicht einen gewissen Punkt überschreite, und man statt eines geistigen Getränks ein saures essigartiges erhalte. Deswegen wird auch im Sommer der Würze mehr Hopfen zugesetzt, als im Winter, indem die größere Wärme, welche in jener Jahreszeit sich findet, die Gährung befördert. 3) Um auch die unmerkliche Gährung des Biers aufzuhalten, welche auch dann noch fortgeht, wenn schon die bemerkbare Gährung aufgehört hat, und also die Haltbarkeit des Biers zu befördern. 4) Um dem Biere einen bitterlichen, den Gaumen reizenden Geschmack zu geben, und ihm etwas von dem faden Geschmack zu benehmen.

§. 3.

Vorgeschlagene Ersatzmittel des Hopfens.

Um den Hopfen entbehren zu können, hat man andere und wohlfeilere Mittel an seine Stelle zu setzen gesucht. Hiezu scheinen die bittern Pflanzen und Pflanzentheile am meisten geeignet zu seyn. Doch ist nicht

jede

jede bittere Pflanze hiezu brauchbar, indem Harze und ätherische Oele, auch wenn sie bitter sind, gar nicht angewendet werden können, besonders da die ersten nicht auflösbar im Wasser sind, und die letzten sich schon bei einer mäßigen Hitze verflüchtigen. Es ist nur der bittere Extraktivstoff, welcher sich in den wässerigen Extrakten befindet, obgleich auch dieser nicht von einerlei Art zu seyn scheint. Es wird nicht schwer seyn, aus den Preisen dieser Ersatzmittel, der Menge der durch Wasser ausziehbaren Theile, der eigenthümlichen Bitterkeit derselben, und ihrem mehr oder weniger reinen Geschmack die Vortheile, welche ihr Gebrauch gewähren würde, zu bestimmen, besonders was die Ersparung betrifft, indem von dem Geschmack der Wasserauflösung noch nicht bestimmt, wenn gleich wahrscheinlich, auf den Geschmack des Bieres kann geschlossen werden.

Vorgeschlagene Mittel dieser Art sind: 1) Quassiaholz (von der Quassia amara et excelsa Linn.), 2) Rheinfarn (Tanacetum vulgare Linn.), 3) Quendel (Thymus serpyllum Linn., Serpyllum officinarum, Feldkümmel) 4) Dosten (Origanum vulgare L. braune Dosten, Wohlgemuth), 5) Kardobenedikten (Centaurea benedicta L., Carduus benedictus officin.), 6) Tausendgüldenkraut (Gentiana Centaurium L., Centaurium minus officin.), 7) Wermuth (Artemisia absinthium L., Absinthium vulgare officin.), 8) Weidenrinde (von mehr Weidenarten, als: Salix alba, pentandra, fragilis, vitellina und amygdalina L.), 9) Rothgentianwurzel (von Gentiana lutea L., Radix Gentianae rubrae officin.), 10) Zottenblumen (Menganthes trifoliata Linn., Trifolium seu aquaticum officin. Bitterklee, Fieberklee, Wasserklee), ja sogar 11) Post (Ledum palustre Linn., Rosmarinus sylvestris officin., Anthos sylvestris Officin., Kienporst, Schweinsporst, Porsch, wilder Rosmarin; ein Verzeichniß, welches sich um mehr als die Hälfte vermehren ließe, wenn es nützlich wäre, überflüßige Vorschläge zu thun.

Ein Mittel, welches als allgemeines Ersatzmittel des Hopfens dienen soll, muß 1) der Gesundheit nicht nachtheilig, sondern vielmehr heilsam seyn, und die Verdaulichkeit des Bieres befördern. 2) Es muß eine angenehme und hinlängliche Bitterkeit besitzen; auch ist es nicht zu verwerfen, wenn es etwas aromatisch schmeckt. 3) Seine Bitterkeit muß dem Extracte anhängen, nicht aber etwa von einem Harze oder ätherischen Oele herkommen. 4) Es muß wohlfeiler als der Hopfen, und zwar auch dann noch seyn, wenn derselbe wieder zu einem mäßigern Preise hinabgesunken seyn würde. 5) Es muß häufig und leicht zu haben seyn. 6) Sein Gebrauch darf nicht mehr Schwierigkeiten machen, als der Gebrauch des Hopfens. 7) Sein Preis muß nicht

bloß jetzt, sondern in so weit sich das wahrscheinlich bestimmen läßt, für diese Gegend immer ziemlich derselbe seyn, nicht schnell steigen und fallen, noch von der Willkühr der Kaufleute großer Handelsplätze abhängen. 8) Hieraus folgt, daß es, so viel als möglich ist, ein einländisches Produkt seyn müsse, indem sonst über dies dadurch dem Auslande ein nicht unbeträchtlicher Tribut bezahlt werden würde.

§. 4.

Kann man das gewöhnl. Bier, besonders im Winter, nicht ohne allen Zusatz bitterer Pflanzentheile ziehen?

Wenn man auch auf das, was die Gesundheit des Biers bei der Anwendung solcher Kräuter etwa gewinnen möchte, keine Rücksicht nehmen wollte, und auch nicht darauf, daß der Geschmack jenes Getränks dabei gewinnt, welche beiden Rücksichten doch nicht ganz zu übersehen sind, besonders wenn eine Gemeinde ein gewisses Bier zu nehmen genöthigt ist, im ersten, und wenn der Verdienst des Brauherrn von der Willkühr der Käufer abhängt, im zweiten Falle; so hat man noch in Anschlag zu bringen, daß bei dem Brauen selbst die Behutsamkeit und Vorsicht verdoppelt werden müsse, und daß es schwer seyn wird, bei einer schnell eintretenden gelinden Witterung das Sauerwerden des Biers zu verhindern; auch wird sich das Bier, wenn man jene Unbequemlichkeit beim Brauen durch verdoppelte Vorsorge vermieden hat, dennoch bei weitem so lange nicht halten. Ob es gleich möglich ist, ein Bier ohne Hopfen u. dgl. zu brauen, so ist es doch nicht rathsam, wegen der dadurch leidenden Güte und Haltbarkeit des Biers; es sey denn, daß eine völlig andere Einrichtung beim Brauen getroffen, und ein Bier von einer andern Art gebrauet würde.

§. 5.

Post. Ledum palustre Linnaei.

Ehe ich zu andern brauchbaren Pflanzen komme, finde ich es dem Zwecke dieses Aufsatzes nicht unangemessen, auch dieser zu erwähnen, welche bei einigen Brauereien, wahrscheinlich aus Gewinnsucht, angewendet seyn soll. Da der Post zu den betäubenden Kräutern gehört, so haben verschiedene geglaubt, die Stärke des Biers dadurch zu vermehren und sich eine ausgebreitetere Kundschaft zu verschaffen. Allein außer dem, daß der Geschmack etwas herbe ist, verdient eine solche Handlung auch noch die Ahndung der Gesetze, denn sie ist eben so strafbar, oder vielmehr, wegen des stärkern Gebrauch des Biers, noch strafbarer, als die Schärfung des Essigs durch Seidelbast (Daphne mezereum L.), denn der Post macht das Bier betäubend und narkotisch, und der öftere Genuß eines solchen Biers kann auf die Gesundheit sehr nach-

nachtheilig wirken. Obgleich ein solches Bier schnell zu Kopfe steigt, kann es demungeachtet sehr schwach syn, das heißt, wenig Weingeist und viel wäßrige Theile enthalten.

Dieser, oft mehrere Fuß hohe, ästige Strauch hat weiße an den Enden der Zweige einen Strauß bildende Blumen, und ist sehr kenntlich durch seine zurückgeschlagenen, oben glatten, unten etwas wolligen Blätter.

§. 6.

Rheinfarn (Tanacetum vulgare L.) Quendel (Thymus serpyllum L.) und Dosten (Origanum vulgare L.)

Alle diese Kräuter besitzen einen nicht sehr angenehmen Nebengeschmack. Ihre Bitterkeit kömmt großen Theils von den ätherischen Oelen, welche zu ihren Bestandtheilen gehören, her.

Der Rheinfarn riecht gewürzhaft und kampferartig. So ist auch sein Geschmack mit einer Beimischung von Bitterkeit. Er giebt kaum ein Fünftheil wäßriges Extract. Sein Geschmack und Geruch würden das Bier wahrscheinlich zu einem unangenehmen Getränke machen.

Der Geruch und Geschmack des Quendels ist freilich ganz angenehm, allein er hat nicht die erforderliche Bitterkeit, sondern ist fast ganz gewürzhaft. Auch scheint dieser Geschmack fast allein von dem ätherischen Oele des Quendels herzukommen.

Derselbe Fall findet Statt bei Dosten, welches Kraut ebenfalls Geruch und Geschmack größtentheils von dem ätherischen Oele, welches man daraus gewinnen kann, enthält.

§. 7.

Quassiaholz, Lignum Quassiae amarae et excelsae Linnaei.

Dieses Holz ist sehr und rein bitter. Dennoch hat sein Gebrauch in den Brauereien sehr viel gegen sich, denn 1) ist es ein durchaus ausländisches Produkt, dessen freilich jetzt verhältnißmäßig niedriger Preis ganz von den Kaufleuten der großen Handelsplätze, welche es aus Jamaika, den Karaiben und Guiana beziehen, abhängt und sehr unsicher ist; 2) giebt es sehr wenig Extrakt, ob dieses gleich an 8000 Theile seines Gewichts Wasser bitter macht; auch erfordert die Bereitung dieses Extrakts mehr Arbeit, indem das Holz zerkleinert, vorher in Wasser eingeweicht und lange gekocht werden muß.

Seine Anwendung würde auch wegen der Mühe und der Zeit, welche erforderlich sind, um die im Wasser auflösbaren Theile auszuziehen, sehr vertheuert werden. Alles dieses macht es gewiß, daß die Anwendung des Quassiaholzes bei den Brauereien, ungeachtet seiner Bitterkeit und guten

Wir-

Wirkung auf die Gesundheit, als unstatthaft zu verwerfen sey. Ihr Gebrauch zur Herstellung der Verdauung, bei gallichten und intermittirenden Fieber- und andern Krankheiten, ist bekannt.

§. 8.

Kardobenedikten. Centaurea benedicta Linnaei.

Diese Pflanze gehört zur neunzehnten Linneischen Classe, deren Kennzeichen fünf verwachsene Staubfäden und (mit wenigen Ausnahmen) zusammengesetzte Blumen sind. Die Ordnung ist die, worin die weiblichen Blumen unfruchtbar sind, und nur die Zwitterblumen Saamen tragen (Syngenesia frustranea).

Man erhält aus dieser Pflanze kaum den vierten Theil wäßriges Extrakt. Ich bekam aus acht Loth des zerschnittenen Krauts 2¼ Loth eines noch sehr dünnen Extrakts, welches nicht viel dicker als ein Zuckersaft war. Das Extrakt ist ziemlich rein bitter. Ein Theil desselben wurde mit 64 Theilen Wasser verdünnt. Dieses Wasser wurde davon etwa in eben dem Grade bitter, als die Auflösung einer gleichen Menge eines eben so dicken Hopfenextrakts in derselben Menge Wasser. Die Pflanze wächst übrigens nur auf den griechischen Inseln und in Spanien wild; bei uns wird sie in Gärten gezogen.

Frisch hat diese Pflanze nur sehr wenig Geruch. Die Farbe der Wasserauflösung des Extrakts (ein Theil desselben in 64 Theilen) ist schön dunkel- oder karminroth und die Auflösung ist durchsichtig. Da man an einigen Orten gern braunes Bier trinkt, und, obgleich fälschlich, das, was eine weißere Farbe besitzt, für schwächer hält, so ist es nicht ganz aus der Acht zu lassen, welches Extrakt stärker färbt, obgleich vorzüglich das Darren des Malzes die Farbe bestimmt. Diese Pflanze befördert die Verdauung, wie auch die folgende.

§. 9.

Tausendgüldenkraut. Gentiana Centaurium Linnaei.

Diese in Deutschland einheimische Pflanze findet sich sehr häufig und ist einjährig. Im Linneischen Systeme gehört sie zur zweiten Ordnung der fünften Classe (Pentandria digynia), deren Kennzeichen fünf Staubfäden und zwei Staubwege sind. Der Geschlechtscharakter (von Gentiana) ist: eine einblättrige, unten röhrenförmige Blumenkrone, eine zweiklappige einfächrige Kapsel, zwei nach der Länge stehende Fruchtboden und kleine Saamen. Der Charakter der Art ist eine fünfspaltige trichterförmige Blumenkrone, ein stets zweifach getheilter Stengel und ein einfacher Stempel. Das trockne Kraut giebt ein Viertel bis drei Achtel eines sehr bittern Extrakts. Aus 4 Loth des zer-

zerschnittenen Krauts erhielt ich 1½ L. eines eben so dünnflüssigen Extrakts, als das im vorhergehenden §. erwähnte.

Die Pflanze selbst besitzt keinen Geruch. Die Bitterkeit aber ist sehr rein. Die Bitterkeit des Extrakts steht zu der des Hopfen- oder Kardobenediktenextrakts in dem Verhältnisse von 5 : 2, denn 160 Theile Wasser wurden durch dieses Extrakt eben so bitter, als 64 Theile Wasser durch dieselbe Menge des Kardobenediktenextrakts. Die Farbe der Wasserauflösung dieses Extrakts ist bei weitem heller, als bei dem vorigen, und durchsichtig.

§. 10.

Wermuth. Artemisia absinthium Linnaei.

Diese Pflanze gehört zur neunzehnten Classe des Linneischen Pflanzensystems (s. §. 8.), und zu der Ordnung derselben, worin sowohl die weiblichen Blumen als die Zwitterblumen fruchtbar sind. (Syngenesia superflua). Der Geschlechtscharakter ist: der Kelch besteht aus dachziegelförmig auf einander liegenden zugerundeten und an einander anliegenden Schuppen, im Strahle der Blume befinden sich keine Blumenkronen, der Fruchtboden ist fast zottig (subvillosum), ein Federchen (Pappus) ist nicht da. Das Kennzeichen der Art ist: zusammengesetzte vielspaltige Blätter, fast kugelrunde hängende Blumen und ein zottiger Fruchtboden. Unten sind die Blätter weiß, die obere Seite ist weißlich.

Diese Pflanze giebt ein flüchtiges Oel, welches aber nur wenig bitter ist. Desto bitterer aber ist das Extrakt, welches sowohl das Wasser, als der Weingeist herausziehen. Die Menge des wäßrigen Extrakts beträgt kaum ein Drittheil des angewendeten Krauts. Seine Bitterkeit verhält sich zu der des Hopfenextrakts etwa wie 6 – 8 : 1. Sie ist aber, so wie auch der Geruch, widerlich. Die Farbe des in 64 Theile aufgelöseten Extrakts ist dunkler, als bei der vorhergehenden Pflanze, und viel undurchsichtiger. Diese perennirende Pflanze, welche auch in Gärten gezogen wird, wächst sehr häufig auf Kirchhöfen und an Wegen. Sie wird bei Schwäche der Verdauung, gegen Gelbsucht, Würmer und Wechselfieber gebraucht.

§. 11.

Weidenrinde. Von verschiedenen Weidenarten.

Diese Rinde besitzt einen etwas bittern zusammenziehenden Geschmack und einen etwas balsamischen Geruch. Die Bäume, von denen sie genommen wird, sind allgemein bekannt, und wachsen sehr häufig an Straßen und in sumpfigen Gegenden. Sie dient in der Heilkunde als Ersatzmit-

mittel der Chinarinde, besonders in Wechselfiebern, auch wohl bei geschwächter Verdauung.

An Extrakt erhielt ich aus 8 Loth nur $2\frac{1}{2}$ Loth, welches bei weitem mehr adstringirend als bitter schmeckte, und in der letzten Eigenschaft dem Hopfen bei weitem nicht gleich kam. Wenn also auch diese Rinde angewendet syn sollte, so glaube ich doch kaum, daß es mit Vortheil geschehen sey, weil man, um den Hopfen zu ersetzen, bei weitem mehr hätte nehmen müssen, und das Bier dadurch einen unangenehmen Geschmack würde bekommen haben. Die Farbe des in 64 Theilen Wasser aufgelöseten Extrakts ist dunkelbraun.

§. 12.

Rothgentialwurzel. Radix Gentianae luteae Linnaei.

Die Pflanze, wovon diese Wurzel kömmt, gehört zu eben dem Geschlechte, wozu Tausendgüldenkraut (s. §. 9.) gehört. Der Charakter der Art, wodurch sie von jenem unterschieden wird, ist: die Blumenkronen sind fast fünfspaltig und radförmig, die Kelche sind scheidenartig. Die Blumen sind groß und gelb, mit vielen Punkten besetzt. Der Stengel wird an vier Fuß hoch. Das Vaterland dieser Pflanze ist der gebirgigte Theil Europa's, als die Gebirge in Schweden und Norwegen, die Appenninen, das Pyrenäische Gebirge, die Alpen Helvetiens, Tyrols, Baierns, Schlesiens und Inneröstreichs, die Karpathen und der Schwarzwald. Die Wurzel selbst ist fingerdick, schwammig, runzlich, inwendig gelb und äußerlich braun.

Mit Wasser und Weing zieht sie ein sehr bitteres Extrakt. Ich erhielt etwa 3 Loth aus 8 L. der Wurzel. Nach andern soll sie über die Hälfte geben. Jedoch muß ich bemerken, daß ich diese Kräuter und Wurzeln nur ein Mahl ausgekocht habe. Die Bitterkeit dieses Extrakts verhält sich gegen die Bitterkeit des Hopfen- oder Kardobenediktenextrakts etwa wie 10 – 12 : 1. Sie ist ziemlich rein.

Die Farbe des in 64 Theilen Wasser aufgelöseten Extrakts ist gelblichroth, fast honiggelb. Auch ist es sehr durchsichtig. In der Heilkunde wird dieses Extrakt sehr häufig bei Fehlern der Verdauung, bei Krankheiten der Leber, in Kacherien der Gelb- und Bleichsucht, gegen Würmer, in Wechselfiebern und in andern Krankheiten mehr gebraucht.

(Der Schluß folgt künftig.)

Hannöveriſches Magazin.

39tes Stück.

Freitag, den 15ten Mai 1801.

Ueber den Zuſatz des Hopfens beim Bierbrauen, und über Erſatzmittel des Hopfens.

(Schluß.)

§. 13.

Zottenblume. (Menyanthes trifoliata Linn.)

Dieſe Pflanze gehört zur erſten Ordnung der fünften Claſſe des Linneiſchen Syſtems, welche ſich durch fünf Staubfäden und einen Griffel auszeichnet. (Pentandria monogynia.) Der generiſche Charakter iſt: die Blumenkrone iſt behaart, die Narbe iſt zweilappig, die Kapſel einfächrig und zweiklappig. Der Charakter der Art ſind die dreifachen Blätter. (Fol. terna.) Der Stamm der Pflanze iſt ein Blumenſtiel, welcher oft einige Fuß hoch wird und keine Blätter trägt. Die Blumen ſtehen auf ſeiner Spitze in einer Aehre. Der Kelch iſt fünftheilig, die Blumenkrone fünfſpaltig. Die Einſchnitte derſelben ſind auf der einen Seite mit vielen, ſehr langen weißen Haaren beſetzt und zurückgebogen. Aus der Wurzel kommen an langen Stielen die dreifachen Blätter, welche eiförmig, ganz randig, glatt und vollgrün ſind, hervor. Dieſe Blätter haben keinen Geruch, aber einen ſehr bittern Geſchmack, welcher äuſſerſt rein und ohne jeden, auch den geringſten, Nebengeſchmack iſt. Dieſe Pflanze wächſt in Deutſchland (auch auf dem Harze) ziemlich häufig auf ſumpfigen Wieſen, in und an Gräben und an andern feuchten Orten. Bei Wechſelfiebern, Kacherie, Gicht, und vorzüglich bei Fiebern der Verdauung, auch bei mehrern andern Krankheiten iſt der Gebrauch des wäſſerigen Extracts dieſer Blätter von ganz vorzüglichem Nutzen. Sie geben die Hälfte an Extract. Auch ich erhielt durch zweimaligen Aufguß und Digeſtion aus 8 Loth, 4 Loth an Extract, obgleich ein ſehr dünnes, welches ich auch nicht von mehr Conſiſtenz haben wollte, damit daſſelbe nicht

etwa branstig werden möchte. Die Bitterkeit desselben verhält sich zur Bitterkeit des Hopfenextracts etwa wie 12 — 16 : 1.

Die Farbe des mit 64 Theilen Wasser verdünnten Extrakts ist dunkler, als bei allen vorigen, außer dem Weidenextrakte, nnd geht, gegen das Licht gehalten, aus dem Dunkelrothen ins Schwarze über.

§. 14.

Hopfen. (Humulus lupulus Linn.)

Der Hopfen ist zu bekannt, als daß davon noch eine äußere Beschreibung gegeben werden dürfte. Ich bereitete das Extract durch Digestion in der Blase bei einer nicht zu starken Hitze. Das übergehende Wasser roch nicht stark, jedoch so, daß der Geruch wie der Geschmack und das Trübseyn auf das Daseyn eines ätherischen Oels schließen ließen. Aus 16 Theilen des Krauts erhielt ich etwa 5 Theile eines sehr dünnen Extracts, der ziemlich bitter war, und einen geringen, vielleicht von etwas noch beigemischtem ätherischen Oele herkommenden Nebengeschmack besaß. Die Farbe desselben war beinahe eben so, wie die des Wermuthextracts (§. 10.)

Fast alle Extracte geben bei ihrer Auflösung in Wasser Niederschläge, welche daher entstehen, daß sich der Extractivstoff, welcher sich vorher im Wasser aufgelöst hatte, während des Einkochens mit Sauerstoff verbindet, und nun dadurch unauflöslich im Wasser wird, obgleich auch wohl bisweilen der Niederschlag von Harz, das dem Wasser beigemengt ist, herkömmt. Es kömmt daher sehr viel darauf an, wie die Extracte bereitet sind, ob die Luft einen ungehinderten Zugang gehabt habe u. s. w., weil dadurch die Menge des zersetzten Extractivstoffs vermehrt und vermindert wird. Doch thut auch die Verschiedenheit der Pflanzen selbst viel dabei.

Von den obigen Extracten gaben die Blätter der Zottenblume den beträchtlichsten Niederschlag; beinahe eben so viel Hopfen und Kardobenedikten; etwas weniger Tausendgüldenkraut, Wermuth und Weidenrinde, und am allerwenigsten Rothgentianwurzel.

§. 15.

Welches unter den Ersatzmitteln des Hopfens hat den Vorzug?

Unter obigen Pflanzen sind die Kardobenedikten wegen ihrer verhältnißmäßig geringen Bitterkeit und als größtentheils ausländisches Produkt, auch weil sie nicht einmal so viel Extrakt geben, als der Hopfen, so wie der Wermuth, wegen seines unangenehmen Nebengeschmacks und widerlichen Geruchs, nicht gut anzuwenden. Mehr Empfehlung verdient das Tausendgüldenkraut; wenn man es aber

mit

mit Rothgentian und Zottenblumen vergleicht, so sieht man, daß seine Bitterkeit bei weitem geringer sey. Dieses Verhältniß wird noch vermehrt, wenn man bedenkt, daß diese weit mehr Extract geben, als jenes. Unter Rothgentian und Zottenblumen verdienen die letzten den Vorzug, weil sie noch etwas bitterer, reiner bitter, wohlfeiler, allgemeiner verbreitet, und ganz einländisches Produkt sind, dessen Preis immer in seiner Wohlfeilheit bleiben dürfte. Beide sind als bittere Arzneien sehr bekannt und von dem größten Nutzen, beide geben eine sehr beträchtliche Menge Extract. Bei der Anwendung der Zottenblumen muß man aber noch anmerken, daß sie nicht frisch, sondern getrocknet angewendet werden müssen. Diese Blätter müssen vor dem Blühen eingesammelt werden. Ihre Blütenzeit fällt im April bis in den Junius. Auch in England sollen sie statt des Hopfens beim Ale gebraucht werden.

§. 16.

Art der Anwendung dieser Mittel beim Brauen.

Da der Hopfen etwas aromatisches oder vielmehr ein flüchtiges Oel bei sich hat, wodurch seine Bitterkeit modificirt wird, so ist es am besten, den Hopfen mit der kochenden Würze zu infundiren. Denn desto weniger der Hopfen mit dem Biere gekocht wird, desto stärker scheint dieses nachher zu seyn. Will man das Bier brauner, bitterer und dicker, aber weniger köpfend haben; so muß man einen Absud von Hopfen zusetzen. Läßt man ihn aber mit der Würze kochen, so verliert er, besonders an seinem Nebengeschmack, welchen man so gern erhält.

Den Hopfen, wie es bei manchen Brauereien gewöhnlich ist, in der Braupfanne zu rösten, ist durchaus schädlich, weil dadurch alles Flüchtige desselben gänzlich zerstört wird, wie der Geruch, welcher davon in die Höhe steigt, zeigt; da unterrichtete Brauer, um dieses beizubehalten, ihn nicht einmal gerne lange kochen lassen, wie denn auch die Braupfanne sehr darunter leidet, und das Bier überdies sehr leicht davon einen branstigen Geschmack bekommen kann.

Bei den andern Kräutern und Wurzeln ist es am besten, die Würze damit kochen zu lassen, weil ihre Bitterkeit fast einzig vom Extractivstoffe abhängt, und von diesem desto mehr von der Würze aufgelöst wird, je länger die Pflanzen oder Wurzeln mit derselben gekocht werden. Vom Tausendgüldenkraute müßte man beinahe die Hälfte so viel als Hopfen nehmen, von der Rothgentianwurzel $\frac{1}{12}$, und von den Zottenblumen $\frac{1}{14} - \frac{1}{16}$. Da nun der Hinten Hopfen 2 Pf. wiegt, wie ich gefunden habe, oder $2\frac{1}{4}$, wie man an einigen Orten annimmt, so würden 1 Pfund Tausendgüldenkraut, 5–6 Loth Rothgentianwurzel und 4–5

Loth Zottenblumenblätter höchstwahrscheinlich dieselben Dienste thun, welche ein Himten Hopfen leistet. Wollte man gern den Geschmack, welchen das Bier von dem Hopfen bekömmt, beibehalten, so könnte man, wo sonst ein Himten Hopfen gebraucht wird, von einem dieser Mittel die Hälfte der angegebenen Menge nehmen und mit der Würze kochen lassen, und nachher einen halben Himten Hopfen mit derselben infundiren. Jedoch glaube ich, daß den meisten ein Bier, wozu bloß die so äußerst reinbittern Blätter der Zottenblumen genommen wären, angenehmer schmecken würde. Will man ja dem Biere gern einen aromatischen Geschmack geben, so kann man eine geringe Menge von Zitwerwurz oder Galgand mit der Würze kochen lassen, oder eine Messerspitze voll gestoßene Muskatennuß in dem Gährbottig hinzuthun, oder Nelken und Citronenschaalen mit warmem Biere infundiren, und dieses zu dem ganzen Gebraue hinzuthun.

§. 17.

Ist es räthlich, anstatt des Weizens Gerste zum Brauen zu nehmen?

Bei dem theuern Einkaufe des Weizens ist es immer ein sehr beträchtlicher Vortheil, wenn man, ohne das Bier zu verschlechtern, anstatt desselben Gerste nehmen könnte. Hier nimmt man an, daß Weizen und Gerste an Masse durch das Malzen in dem Maaße zunehmen, daß man auf 100 Himten Frucht 152 Himten geschrotenes Malz erhalten müsse. Der Himten geschrotenes Weizenmalz wiegt 31 Pfund, der Himten geschrotenes Gerstenmalz aber nur 24 Pfund. Aus einem Pfunde Weizenmalz erhält man 27, und aus einem Pfunde Gerstenmalz 24 Loth Extrakt, von einer sehr großen Dicke und einer grauschwarzen, bei dem Gerstenmalze dunklern Farbe. Diese Extracte scheinen, dem Geschmack nach zu urtheilen, eine gleiche Menge Schleimzucker zu enthalten. Aus der Vergleichung der Gewichte und der Menge des Extrakts erhellet also, daß die wirksamen Theile in einem Himten Weizen zu denen in einem Himten Gersten sich verhalten, wie $31 \times 27 : 24 \times 24 = 837 : 576 = 93 : 64$, oder daß $1\frac{1}{2}$ Himten Gerste etwas mehr, und $1\frac{2}{3}$ Himten etwas weniger thun, als 1 Himten Weizen.

Da man hier (in Cellerfeld) schon lange gewünscht hatte, anstatt des Weizens Gerste zu nehmen, so ist damit zum Theil der Anfang schon vor einiger Zeit gemacht. — Ein hiesiges Gebrau ist 21 Tonnen, jede zu 60 Stübchen oder 240 Maaß. Hiezu wurden sonst 29 Himten Weizen und 29 Himten Gerste genommen, woraus man von jeder Art 44 Himten geschrotenes Malz erhielt. Hierin waren nach obiger Angabe also etwa 1943 Pfund extractive Theile. An deren Statt nahm man nachher 15 Himten Weizen und 50 Himten Gerste, woraus 23 Himten Weizenmalz, und

und 76 Himten Gerstenmalz geliefert werden mußten. Hierin befanden sich also etwas über 1969½ Pfund extractive Theile. Wollte man nun ganz Gerste dazu nehmen, so wären nach obiger Rechnung 72 Himten Gerste zu nehmen, welche 109½, oder über 109⅔ Himten Malz geben würden, welches beinahe 1970 Pfund extractive Theile enthalten würde. Da an trocknen Malze aus 50 Himten Gerste (welche 76 Himten geschrotenes Malz geben) 60½ Himten in das Brauhaus geliefert werden, so würden von 72 Himten Gerste, etwa 87⅛ Himten trocknes Malz geliefert werden müssen.

§. 18.

Versuche im Großen mit Zottenblumen anstatt des Hopfens.

Man hat schon in dem hiesigen Brauhause Versuche mit den Blättern der Zottenblume angestellt. Der Herr Richter Ebert und der Senator Herr Revisor Kast, welche schon mehr Verdienste um das Brauwesen sich gemacht haben, ergriffen auch diese Gelegenheit, den Nutzen der Gemeinde zu befördern. Von ihnen erhielt der hiesige geschickte Braumeister Leischner den Auftrag zu einem Gebrau, wozu sonst 2 Himten Hopfen und im Sommer 3 genommen wurden, einen halben Himten Hopfen und 6 Loth zerschnittene Blätter der Zottenblume zu nehmen. Das Bier fiel so gut aus, als man es nur wünschen konnte. Ein Maaß Würze, die ich mit Hefen anstellte, und mit 5 Gran in 64 Theilen Wasser aufgelöstem Extrakte jener Blätter vermischte, wurde auch ein Bier von vorzüglicher Güte. Nachher ist auch im hiesigen Brauhause ein Gebrau mit bloßem Bitterklee bereitet, wozu ebenfalls nur 6 Loth genommen sind. Auch hievon ist das Bier so ausgefallen, als wenn die gewöhnliche Menge Hopfen hiezu genommen wäre. Will man also kein Bitterbier brauen, so ist es genug, anstatt eines Pfundes Hopfen, 2 Loth von den Blättern der Zottenblumen zu nehmen. Zu Bitterbieren wird es ganz vorzüglich seyn, und einen dem englischen Ale ähnlichen Geschmack hervorbringen, wie ich das schon an dem Quarte, welches ich selbst anstellte, und mit einigen Granen Extrakt bereitete, bemerken konnte. In großen Brauanstalten wird nach dem jetzigen Preise des Hopfens die Ersparung einige hundert Thaler jährlich betragen, da in allen Apotheken das Pfund Bitterklee zu 4 Sgr. wird erhalten werden können. In größern Mengen kann man es noch wohlfeiler haben, das Pfund zu 2 Sgr. bei dem Apotheker Burchard in Blankenburg, zu 2 Sgr. 3 Pfennig in der Materialhandlung bei Batsch und Barrels in Naumburg.

Cellerfeld. F. Ch. Drechsler.

Etwas über die Bindheimsche Erfindung, kupfernes und eisernes Küchen- Speise- und anderes Hausgeräth mit einem Firniß zu glasiren.

Der gelehrte Apotheker, Hr. Joh. Jacob Bindheim in Moskau, Mitglied der freien ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg, und der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde, hat schon vor mehrern Jahren einen Firniß erfunden, womit kupferne und eiserne Küchen- Speise- und andere Hausgeräthe, statt der bisherigen Verzinnung, gleichsam glasirt wird, und worüber man in von Crells chemischen Annalen für 1784. Nr. 7., in Krünitz ökonom. Encyclop. ꝛc. mehrere Nachricht findet.

Die gerühmten Vorzüge dieser Erfindung bewogen die russ. kaiserl. ökonomische Gesellschaft in St. Petersburg, sich schon vor einigen Jahren bei dem Erfinder, durch ihren damaligen Secretair, den Hrn. Ritter und Staatsrath v. Relchen, nach einer in Rücksicht auf Gesundheit, Bequemlichkeit u. s. w. so wichtigen Sache näher zu erkundigen, und besonders anzufragen: ob Hr. Bindheim seit der Entdeckung erhebliche Verbesserungen gemacht habe: Das Folgende ist das Wesentlichste mehrerer Antworten.

Seit der ersten Bekanntmachung dieser Sache in von Crells chem. Annalen, wurde Hrn. Bindheims Verfahren im Magazin für gerichtliche Arzneikunde, in den Berlinischen Intell. Blättern, in Krünitz Encyclopädie und in mehrern Büchern beschrieben, und besonders in der Anwendung auseinander gesetzt. Die Glasirung oder Firnisirung werde von allen für die Gesundheit sicherer, als die sich oft so ungleiche, immer aber zweideutige Verzinnung gefunden. Sie sey auch dauerhafter, wohlfeiler und schöner, und überdem auch nicht blos für metallenes, sondern auch für irdenes Geräthe, Schüsseln, Teller, Trinkgeschirre, Löffel ꝛc. die durch diese Ueberfirnisirung zur Aufbewahrung saurer Speisen und Getränke ꝛc. geschickt würden.

Das Verfahren dieser Glasirung, besonders metallener und vorzüglich kupferner Geräthe, wie Hr. Bindheim es jetzt mittheilen könne, und wie es auch beim Braunbraten der Butter deren Angriff widerstehe, (dieses war eingewendet worden) ist folgendes:

Der Firniß.

Man nimmt 4 Unzen weißen und klaren Kopal, zerpulvert und schüttet ihn in einen leeren Topf, der 1 Pf. Wasser halten kann, deckt ihn zu und setzt ihn auf Kohlen. Der Kopal wird bald anfangen zu rauchen und zu schäumen, und wenn er mit braungelbem Schaum bis an den Rand des Topfes gestiegen ist, so erhält man ihn lange in dem Grade

Grade der Hitze, bis man sieht, daß er fallen will; darauf rührt man die Materie mit einem heißen eisernen Spatel um und läßt sie so lange schmelzen, bis sie als ein Oel ohne kleine Stückchen vom Spatel abfließt. Der Kopal ist sich zwar nicht immer gleich, hiezu taugt er aber immer, wenn man bloß beobachtet, daß der härtere zum Schmelzen eine stärkere und längere Hitze erfordert, und sich hütet, daß er nicht verbrenne. Den wohlgeschmolzenen Kopal nimmt man vom Feuer, läßt ihn erkalten, und gießt 8 Unzen weißes reines Terpentinöl (nicht unreines gelbes Kienöl) darauf, und läßt es verdeckt, bei gelindem Feuer kochen. Die Auflösung erfolgt bald, und wird nach dem Erkalten abgeklärt. Man raucht recht feines unverfälschtes Leinöl über Feuer so lange ab, bis es kalt Syrupsdicke zeigt.

Von diesem Leinöl und dem aufgelösten Kopal mischt man gleiche Theile, läßt beide ein Paar Minuten gelinde kochen, und seiget es durch Leinwand. Diesen ganz fertigen Firniß kann man in Flaschen, so lange man will, aufbewahren.

Die Lackirung und Glasirung.

Wenn man z. B. ein kupfernes Gefäß überfirnissen oder glasiren will, so reibt man das sehr reingemachte Metall an der innern Fläche mit Essig, oder macht es dadurch weich, daß man es mit Branntweinsschlamm, oder einem andern sauren Brei gefüllt, einige Stunden stehen läßt, wäscht es denn ab und trocknet es. Nach dieser Vorbereitung erwärmt man das Geräth und überstreicht die innere Seite mit dem Firniß mittelst eines Pinsels dünne und sehr gleich. Wenn der Ueberstrich trocken ist, so wird er auf gleiche Art zum zweiten, auch wohl zum dritten, und selbst zum vierten Mahle wiederholt. Wenn denn auch der letzte Anstrich in gelinder Wärme recht trocken geworden, so erhitzt man das Gefäß so stark, daß der aufgestrichene Firniß zu rauchen anfängt und dunkelbraun wird; hiemit hält man so lange an, bis der Firniß auf dem noch heißen Metalle nicht im geringsten mehr an die Finger klebt, und fest genug ist, jedem Eindruck gar nicht nachzugeben. Es erfordert Aufmerksamkeit und Uebung, nicht nur den Firniß recht gleich und recht dünn aufzustreichen, sondern, und noch mehr, zu verhüten, daß er nicht in zu starker Hitze austrockne, zusammenfließe oder Blasen werfe; besonders aber, daß bei dem letzten starken Trocknen, welches man ein Einbrennen nennen könnte, keine Fehler im Grade der Hitze vorgehen. Hierin ist am leichtesten zu fehlen.

Die von dem Lackirer verlangte Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit ist jedoch nicht größer, als daß sie ein jeder, ohne vorausgesetzte Kenntnisse

nisse und Geschicklichkeiten leicht fassen, und bei gehöriger Aufmerksamkeit zum völligen Besitz der ganzen Manipulation und zu sichern Erfolgen gelangen kann.

In Moskau lackiren auch einige Bekannte des Hrn. Bindheim große Kupfertafeln, nach Aufstrich und Einbrennen ohne alle fremde Hülfe, ganz fehlerlos. Gewandte Leute werden, vermuthet Herr Bindheim, vielmehr noch sicherere Richtwege im Verfahren finden, und auf mehrere Vollkommenheiten in Absicht der Dauer, und gewiß auch auf Verschönerungen, z. B. für Tischgeräth, verfallen.

Wahrscheinlich wird für diese Arbeit, wenn sie nur einigermaaßen im Großen getrieben wird, für das Trocknen und Einbrennen ein geheizter Ofen Statt finden, der in verschiedenen Kammern gerade den erforderlichen Grad der Wärme und Hitze gleichförmig haben kann; die Firnißbräune läßt sich vermuthlich durch Farben oder aufgelegte Figuren von Metallblättern u. s. f. zieren. — Die Kosten der Ueberfirnißrung sind geringer, als die der Verzinnung; eine Kasserolle z. B. die 3 Pfund Wasser faßt, erfordert zu dem dreimaligen Ueberstrich nur $1\frac{1}{2}$ Drachmen Firniß.

Daß die Behandlung des eisernen Geräths von der des kupfernen fast in nichts abweiche, und daß Zinn und Blei diesen Ueberzug nicht ertragen, braucht kaum angeführet zu werden.

Töpferwaare läßt sich firnissen und einbrennen, der Firniß hält auch, und ist deswegen der gewöhnlichen, für die Gesundheit zweideutigen Bleiglasur vorzuziehen; nur verschluckt irdenes Zeug mehr Firniß, als metallenes.

Auch hölzernes Geräth läßt sich firnissen; aber nur nicht stark einbrennen.

(Der Schluß folgt im 41sten Stück.)

Hannöveriſches Magazin.

40tes Stück.

Montag, den 18ten Mai 1801.

Mittheilungen aus der Geſchichte in Beziehung auf den deutſchen Ackerbau der letzteren zehn Jahrhunderte.

Vom Herrn Hofrath Jacobi in Celle.

I.
Von dem Ackerbau zu Carls des Großen Zeiten.

Das letzte Denkmahl der fernen Vorzeit zu vertilgen, wo unſtetige Hirten und umherſchwärmende Krieger ſich zuerſt anſiedelten, ohne ſich ſelbſt noch auch andern in der Benutzung des unbebauten Landes völlig beſtimmte und dauerhafte Grenzen zu ſetzen, dazu war nach dem Gange der Begebenheiten der Ablauf vieler Jahrhunderte nöthig.

Bevor aller gemeinſchaftliche Gebrauch der ungetheilten Erde aufhört, muß erſt der Ackerbau einen gewiſſen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, und dieſer wichtigſte Gewinn der ausgebildeten Schöpfungskraft ſchwacher Menſchen, konnte in Deutſchland nicht ſo geſchwinde Fortſchritte als anderwärts machen a).

Längſt

a) Dieſer Gedanke führte mich auf die Unterſuchungen, deren Reſultate ich hier mit dem Vertrauen öffentlich bekannt zu machen wage, daß ſelbſt denen, welche ihrer nicht ganz unkundig ſind, dennoch ein erneuerter Ueberblick in der gewählten Zuſammenſtellung willkommen ſeyn könnte. Anlaß zu obigem Gedanken gaben mir Verhandlungen über die Mittel, wodurch der Weg einer möglichſt ausgedehnten Aufhebung der Gemeinheiten im Fürſtenthum Lüneburg gebahnt, und dieſer Provinz Gelegenheit angewieſen werden möchte, ſich mit Wohlthaten zu beglücken, deren unſchätzbarer Werth nur der einzigen ihr gewährten Erhöhung noch fähig und würdig war, daß die herzlichſte Theilnahme unſers beſten Landesvaters, die Beförderung der wichtigen Angelegenheit würkſamſt unterſtützte. Wenn dereinſt ſpäte Nachkommen, an fruchtbaren Feldern und futterreichen Wieſen, da ihre Augen weiden, wo ſie gegenwärtig Freunde der ſchönen Natur und der Menſchheit unwillig wegwenden; dann müſſe ihr

Längst schon waren mächtige und blühende Staaten unter milderen Himmelsstrichen empor gewachsen, wieder zertrümmert worden, und hatten anderen ein glänzendes Daseyn durch ihre Vernichtung gegeben, wie Künste und Wissenschaften auf Deutschlands rauhen Boden zu keimen anfingen, in seinem unfreundlichen Clima die ersten Früchte trugen. Mit ihnen aber schlich sich zugleich der Stoff ein, der die finsterste Barbarei erzeugte, während welcher das Menschengeschlecht aus den männlichen Jahren in ein kindisches Alter herabgesunken zu seyn schien.

Wie Carl der Große bei Stiftung seiner weitläuftigen Monarchie diesem Rückfalle so sorgsam vorzubeugen suchte, fand er unter den Deutschen schon Sinn für Ackerbau. Eigenthum, die erste Grundlage seiner Entwickelung, war nicht unbekannt mehr. Dies beweisen die Gesetze der älteren deutschen Völkerschaften. Zaun und Graben galten bereits für Merkmahle eines rechtmäßigen Besitzes; der Pflug und alle andere Ackerbaugeräthschaften standen unter dem Schutze der Gesetze. Ja es gab einzelne Anordnungen, die selbst unser aufgeklärtes Jahrhundert beschämen. Dahin glaube ich rechnen zu dürfen, daß bei den Westgothen ein jeder, der im Frühjahr Vieh auf Wiesen trieb und den Graswuchs verhinderte, bestraft wurde b).

Auch hatte man eigene Feldgerichte. Unter den Sachsen war dergleichen zu Marsburg oder Stadt-Berge, welches sich über 72 Höfe erstreckte, die in den Graf- und Herrschaften Dassel, Göttingen, Nordheim, Catlenburg und Lutterberg belegen waren, vor welchem die Besitzer jener Höfe alle Klagen anbringen konnten, die ihnen durch Beeinträchtigungen an Acker, Gärten, Wiesen und Weiden verursacht wurden c).

Dennoch aber blieb für Carl den Großen noch viele Gelegenheit über, sich um Verbesserung des Ackerbaues verdient zu machen.

Un-

Herz noch dankbar das Andenken der Königlichen Milde verehren, wodurch die Umschaffung wilder Einöden in gesegnete Gefilde, so ganz vorzüglich erleichtert worden ist! Sollte es wohl entschuldiget zu werden brauchen, daß ich mit dieser Aufforderung eine Abhandlung begleite, die uns an den vergangenen, jetzigen und künftigen Zustand des vaterländischen Ackerbaues erinnert.

b) Anton Geschichte der deutschen Landwirthschaft. 1ter Theil. S. 108.

c) Rethmeier Braunschweig-Lüneburgische Chronik. 2ter Theil. 1stes Cap. S. 83 und 84.

Unterſucht man indeſſen näher den inneren Haushalt ſeiner Landgüter aus den Nachrichten, welche uns davon aufbehalten ſind; ſo zeigen ſich überall Merkmahle eines noch geringen Ackerbaues, einer unvollkommenen Wirthſchaftsführung und großen Mangels an der Kunſt, dem Erdboden den höchſten Ertrag abzugewinnen und ihn auf das beſte zu benutzen.

Nur zweimahl diente der Acker zur Beſtellung mit Früchten. Nach den beiden Erndten von Winter- und Sommerkorn folgte Brache, und trat alsdann gemeinſchaftliche Hütung wieder ein d). Einen großen Theil der Erndte nahm die Ausſaat hinweg, und einen andern verzehrten die Pfründner, welche nemlich als Hausgeſinde und Handwerker auf den Gütern gehalten wurden. Beträchtliche Vorräthe zum Handel konnten daher nicht entſtehen, wie die Inventarien von einigen kaiſerlichen Domainen beweiſen, die nach der Vorſchrift Carls des Großen zu Weihnachten jährlich aufgenommen werden mußten.

In Stefanswerth, zu welchem 740 Morgen Ackerland und ſo viel Wieſen gehörten, daß 600 Karren Heu gemacht werden konnten, fand man, beſage der davon vorhandenen Urkunden, gar kein Getreide, außer 50 Karren, welche den Pfründnern, 72 an der Zahl, ausgetheilt wurden, womit ſolche bis zu Johannis ihre Verſorgung erhielten e).

Ergiebiger war der Vorrath zu Asnapium. An Wirthſchaftsertrage enthielt ſolcher 90 Körbe alten Spelt von vorigem Jahre, woraus 450 Pfund Mehl gemacht werden konnten und 100 Mut Gerſte, deren 5 auf einen Malter gerechnet worden zu ſeyn ſcheinen f); vom laufenden Jahre 50 Körbe Spelt, 60 waren zur Ausſaat gebraucht; 40 Mut Gerſten, 60 waren zu Saamen genommen; 98 Mut Rocken waren ganz ausgeſäet; 1800 Mut Gerſte, 100 waren ausgeſäet; 430 Mut Haber; 1 Mut Bohnen, 12 Mut Erbſen g).

Von einem andern Gute wurden angegeben, 80 Körbe alten Spelt, woraus 400 Pfund Mehl gemacht werden konnten; 90 Körbe Spelt von der letztern Erndte, zu 450 Pfund Mehl angeſchlagen. 700 Mut Gerſte zum Haushalt und 600 Mut zur Saat h).

d) Anton a. a. O. S. 375.
e) Anton — S. 244.
f) Anton a. a. O. S. 393.
g) Anton a. a. O. S. 250. und 51.
h) Anton a. a. O. S. 258.

Auf einem vierten gleichfalls unbenannten Cammergute begriff der Wirthschaftserwerb folgende Früchte in sich: 20 Körbe vorjährigen Spelt, woraus 100 Pfund Mehl werden konnten; 20 Körbe von der letzteren Erndte, 10 waren ausgesäet; 60 Mut Rocken, 100 waren zur Aussaat verbraucht; 150 Mut Gerste, 300 waren ausgesäet; 200 Mut Haber waren ganz zur Aussaat verwendet i).

In dem Verzeichnisse des fünften Guts sind aufgeführt: 20 Körbe alten Spelt vom vorigen Jahre; von 30 Körben der letzteren Erndte war einer wieder ausgesäet; Gerste 400 Mut, und eben so viel war gesäet worden k).

Das Mißverhältniß sowohl zwischen den Winter- und Sommerfrüchten, als zwischen der Aussaat und dem Vorrathe, welches man in obigen Verzeichnissen wahrnimmt, zeugen für einen unregelmäßigen Haushalt.

Um so merkwürdiger ist es dann, daß der Nutzen des guten Saamens nicht unbekannt war. Carl machte es in dem 32ten Gesetze der Verordnung über die kaiserlichen Güter den Beamten zur Pflicht, für den besten Saamen zu sorgen, und wenn solcher nicht gebauet würde, ihn anderwärts herzunehmen l).

Wie sehr aber damals Deutschland noch mit Wäldern bedeckt war, läßt sich aus der unmäßigen Schweinezucht abnehmen, welche den andern Viehstapel weit übertraf.

Zu Asnapium zählte man 260 große Schweine, 100 junge und 5 Borken. 10 Schinken mit Speck vom vorigen Jahre, und 200 neue waren vorräthig m).

Auf einem andern Gute befanden sich 150 große und 100 kleine Schweine; vom vorigen Jahre 80 und von der neuen Mast 100 Schinken mit Speck n).

Von einem dritten wurden verzeichnet: 90 große und 70 kleine Schweine; 60 Schinken mit Speck vom vorigen Jahre und 50 von der neuen Mastung o).

Im

i) Anton ꝛc. S. 261.
k) Anton ꝛc. S. 264.
l) Anton ꝛc. S. 204.
m) Anton ꝛc. S. 251.
n) Anton ꝛc. S. 258.
o) Anton ꝛc. S. 261. und 262.

(u

In dem Verzeichniſſe eines vierten ſtehen aufgeführt: 150 große und 100 kleine Schweine; vom vorigen Jahre 200 Schinken mit Speck und von der neuen Maſtung 50 p). Unter ihnen waren, wie in den vorher genannten Fällen, die Zinsſchinken nicht mit begriffen.

Wenn der geringen Ausbreitung des Ackerbaues ungeachtet dennoch Kornausfuhr möglich war, wie wir aus Carls Verordnung wider dieſelbe zur Zeit der Theurung erſehen q), ſo durfte doch dieſe wohl nur auf den Grenzen und an den Flüſſen Statt gefunden haben, wo Mangel an geebneten Wegen den Transport nicht verhinderte, auch konnte ſolche nur daher entſtehen, weil man nicht gewohnt war, den Ueberſchuß mehrerer Erndten lange aufzubewahren. Selbſt auf den kaiſerlichen Cammergütern blieb gezeigtermaaßen nur ſehr wenig von der vorigjährigen Erndte liegen.

Außerdem was die Bewirthſchaftung der Domainen zur Verbreitung des Ackerbaues beitrugen, halfen nicht weniger die Stiftungen der Klöſter denſelben befördern, welche große Strecken Landes, wo vorher dicht bewachſene Wälder und rohe Steinklippen waren, zu fruchtbaren Gefilden umformten. Die erſte Bearbeitung war wenigſtens ihr Werk, obgleich in der Folge, wie hernach vorkommen wird, die geiſtlichen Beſitzungen die weiteren Fortſchritte des Ackerbaues, mehr aufhielten als beſchleunigten.

Die neue Laſt des Zehntens, welche Carl einführte, ſtand mit ſeinen übrigen Veranſtaltungen für die Aufnahme des Landbaues ſehr im Widerſpruche. Bei vielen Deutſchen war der Widerwille dagegen ſo groß, daß nicht ſelten die Zehntpflicht ganz erlaſſen werden mußte, um ſie zur Annahme des Chriſtenthums zu bewegen r).

Noch drückender aber als die Zehnten waren die Heerbannespflichten. Sobald ein Krieg bevorſtand, legte der Graf in ſeinem ganzen Diſtricte auf zwei Drittheile des im Felde ſtehenden Getreides Beſchlag, um ſolches als Magazinkorn zur Armee abzuführen s).

Oefterer jedoch als dieſer Fall eintrat, wurden die Bebauer des Landes mit Beſchickungen der königlichen Bedienten heimgeſucht. Wenn ein Sende-

p) Anton ꝛc. S. 264.

q) Anton ꝛc. S. 388.

r) Strubens Nebenſtunden. 5ter Theil. Abh. XXXV. S. 204.

s) Lang hiſtoriſche Entwickelung der deutſchen Steuerverfaſſung. S. 30.

Grafen oder anderer Abgeordneter in die Provinz kam, was häufig geschah; so mußte nicht nur ihm und seinem Gefolge allenthalben unentgeldliches Quartier gemacht, sondern auch von Station zu Station Pferde und Wagen geliefert, und freie Beköstigung verabreicht werden. Diese richteten sich nach der Verschiedenheit des Standes. Die Bischöfe erhielten die reichlichste Versorgung, ihnen gebührten täglich 40 Brote, 3 Frischlinge, 3 Eimer Bier, ein Schwein, 3 Hühner, 15 Eier, 4 Mut Haber t).

Allein hierbei ließen es die lästigen Gäste nicht bewenden, sie überschritten die Grenzen dessen, was ihnen bestimmt war, auf mancherlei Weise u).

Neben jener beschwerlichen Bürde waren die übrigen Auflagen, welche die freien Heerbannesglieder zu tragen hatten, nicht weniger drückend. Doch übertrafen solche noch um vieles die Dienste und Naturallieferungen, welche den Grundherren von den Bebauern des Landes geliefert werden mußten. Drei Tage wöchentlich waren sie zur Verrichtung der vorkommenden Bestellungs- und Erndtegeschäfte, Weiber und Kinder aber zu den häuslichen Arbeiten auf den Hofsitzen der Grundherren verpflichtet. Ihre Naturallieferungen bestanden in Korn, Bier, Brot, Hühnern, Schweinen u. s. w. x).

Aufmunternd konnte es endlich auch für den Ackerbau nicht seyn, daß die unmittelbare Besorgung desselben mit dem Makel der Unanständigkeit behaftet war. Die freien Landeigenthümer, welche bloß Krieg und Jagd für edle Beschäftigungen hielten, entzogen sich sogar der nähern Wirthschaftsaufsicht. Leibeigene, deren Abhängigkeit verschiedene Grade hatte, leiteten den Haushalt, baueten die Felder, verrichteten die Wirthschaftsdienste, und verfertigten nicht nur alles Acker- und Nahrungsgeräthe, sondern auch die Kleidungsstücke der Herrschaft und ihrer Familie.

II.

Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, welche nach Carls des Großen Zeiten im Allgemeinen dem Ackerbau hinderlich gewesen sind.

Die Hülfsmittel des Ackerbaues aus der vorhin berührten Periode wirkten weniger dauerhaft auf die Folgezeit, als die damals vorhandenen Hindernisse. Doch fehlt es auch den nachherigen Epochen eben so wenig, als

t) Lang a. a. O. S. 22. und 23.

u) Grupen disceptationes forenses Obs. IV. Pag. 902. 903.

x) Lang am angezogenen Orte. S. 45, 46, 47.

als jener, an Eigenthümlichkeiten, welche vortheilhaft oder nachtheilig für den Ackerbau waren. Um nicht zu weitläuftig zu werden, will ich nur die vornehmſten davon namhaft machen.

Friedliche Stille, ohne welche der Landbau nie aufblühen kann, war in den vorherigen Jahrhunderten eine noch größere Seltenheit, als in den letztverfloſſenen. Anhaltende Einfälle der benachbarten Normänner, Wenden und Hunnen richteten die traurigſten Verwüſtungen an. Wie jedoch aus jedem Uebel irgend etwas Gutes zu entſpringen pflegt; ſo veranlaßten die zerſtöhrenden Händel mit den genannten fremden Völkern, daß Heinrich I. die vorhandenen Städte bevölkerte und mehrere feſte Plätze anlegte, woraus neue entſtanden.

Freilich geſchah dies nicht ohne anfängliche Beläſtigung des Landbaues, weil diejenigen, welche ſich damit abgaben, ein Drittheil des Ertrages an die Vertheidiger der Wälle und Mauren abliefern mußten. Nach und nach aber bewirkte die dadurch gegründete Abſonderung der ſtädtiſchen Gewerbe vom Ackerbau, deſſen zunehmenden Flor.

Schneller und beſſer würde es indeſſen damit gelungen ſeyn, wenn man eben ſo ſorgfältig darauf bedacht geweſen wäre, dem von der Lehnsverfaſſung erzeugten Rechte des Stärkeren Einhalt zu thun und die verderblichen inneren Fehden ganz zu vertilgen.

Allein die damalige Barbarei und der Sittenverfall war ſo groß, daß im erſten Drittheil des eilften Jahrhunderts, nur unter dem Schutze des Aberglaubens, mit Hülfe des gefürchteten geiſtlichen Bannſtrahls, in einigen Gegenden Deutſchlands die ſogenannten Gottesfrauzen eingeführt werden konnten, welche an gewiſſen Tagen die Ausübung des Fauſtrechts unterſagten, und namentlich auch die Vorſchrift enthielten, daß kein Ackersmann, wenn er auf dem Felde arbeitete, dahin ginge, oder zurückkehrte, angegriffen werden ſollte y).

Keineswegs war es aber hiebei die Abſicht der immer ſtärker ſich empor hebenden päbſtlichen Hierarchie, allen innern Streitigkeiten ein Ende zu machen. Vielmehr half ſolche gerne den bürgerlichen Krieg erregen, welcher 1070. gegen Heinrich III. ausbrach, und benutzte denſelben zur Vergrößerung ihrer Macht.

Zu gleichem Zwecke ließ ſie alle Laien immer tiefer in Ungewißheit und Aberglauben verſinken, und nachdem

y) Pütter Reichsgeſchichte. S. 174 und 175.

dem sie es zu einem hohen Grade damit gebracht hatte, gelang es ihr leicht, Deutschland durch die Kreuzzüge sehr zu entvölkern z). Weil nach ihrem verbreitetern Grundsatze, wie Gott mehr als Menschen zu gehorchen sey, kein König seine Unterthanen, kein Lehnherr seine Vasallen, kein Gutsherr seine Bauern, kein Gläubiger seine Schuldner, keine Frau ihren Mann, kein Vater seinen Sohn davon zurückhalten dürfte; so mußten nothwendig in allen Verhältnissen aus diesen abentheuerlichen Zügen vielfache Zerrüttungen entstehen.

Im Mai 1147. entführte Conrad III. aus Deutschland siebenzig tausend Mann zu Pferde und dreimal hundert tausend Mann zu Fuß nach Jerusalem, wovon kaum der zehnte Theil zurückkam aa).

Denselben Weg zog Kaiser Friedrich II. im Jahre 1189. mit hundert und funfzig tausend M. bb)

Solche Ausleerungen konnten auch für den Ackerbau nicht anders als höchst nachtheilig seyn. Auf die Zukunft erhielt jedoch derselbe einigen Ersatz dafür, durch die von den heimkehrenden Kreuzfahrern mitgebrachten Kenntnisse und Sämereien, unter welchen letzteren sich der für die unfruchtbaren Provinzen Deutschlands so wichtig gewordene Buchweitzen mit befunden haben soll.

Immittelst hatten die inneren Befehdungen gleichfalls einen ununterbrochenen Fortgang. Es wurden solche sogar in dem Landfrieden von 1187. zu Nürnberg für gesetzmäßig erklärt: wenn sie drei Tage vorher gehörig angekündigt würden. Bloß Mordbrennerei ward, obwohl ohne Erfolg, bei Strafe der Acht verboten, auch untersagte man den Bauern das Kriegeswesen cc).

(Der Fortsetzung folgt künftig.)

z) Pütter a. a. O. S. 200.
aa) Pütter ꝛc. S. 234.
bb) Pütter a. a. O. S. 254.
cc) Pütter ꝛc. S. 255.

Anfrage.

Giebt es wohl ein Mittel zur Ausrottung des sogenannten Duwocks oder Schachtelhalms (Equisetum arvense), welches sicher und auf die Erfahrung gegründet ist? Die bisher vorgeschlagenen und vom Einsender dieses versuchten Mittel zur Vertreibung dieses schädlichen und lästigen Unkrauts sind ohne Erfolg gewesen. Z.

Hannöveriſches Magazin.

41tes Stück.

Freitag, den 22ten Mai 1801.

Mittheilungen aus der Geſchichte, in Beziehung auf den deutſchen Ackerbau der letztern zehn Jahrhunderte.

(Fortſetzung.)

Gegen das Ende des Jahrhunderts erging dieſe Reichsacht wider Heinrich den Löwen, woraus blutige Kriege entſtanden. Streitige Kaiſerwahlen und wichtige Succeſſionsfälle machten die Verwirrungen in Deutſchland weit über die Hälfte des folgenden Jahrhunderts hinaus fortdauernd. Ein neuer Landfriede, den Rudolph von Habsburg im Jahre 1287. auf dem Reichstage zu Worms errichtete, beſtätigte unter gewiſſen Bedingungen die Rechtmäßigkeit der Fehden, und weil vorher zu ſehen war, daß dieſe Landplage nur wenig dadurch verringert werden möchte, ſo zerſtörte er im Jahre 1290 über 70 Raubſchlöſſer. a) Man merkte aber dennoch keine Abnahme der Befehdungen, und daher konnte dann auch der durch ſie veranlaßte Hanſeatiſche Bund nicht ganz den wohlthätigen Einfluß auf den Ackerbau haben, den erweiterter Kunſtfleiß und Handel in ruhigern Zeiten nothwendig hätten bewirken müſſen.

Während dieſes unheilbaren Uebels verminderte die fürchterliche Peſt, welche im Jahre 1349 Deutſchland heimſuchte, die Zahl ſeiner lebenden Einwohner faſt um ein Drittheil. b)

Nach einer ſolchen Abnahme der Arbeiter und Verzehrer war langehin ein blühender Zuſtand des Feldbaues ganz unmöglich.

Unter den größern Händeln, welche im folgenden Jahrhunderte ſolchen verhinderten, ſind der Huſſiten- und

a) Pütter a. a. O. S. 301.

b) Pütter S. 354.

der sogenannte sächsische Bruderkrieg wohl die merkwürdigsten. Ersterer breitete sich über viele deutsche Reichslande aus, und letzterer traf besonders Sachsen sehr hart, welches unter beiden fast 30 Jahre hindurch die beschwerlichsten Drangsale erlitten hat. c)

Je häufiger die ansehnlichsten deutschen Fürsten während des gedachten Jahrhunderts mit einander im Kriege verwickelt waren, desto leichter ward es andern, ihre Rach- und Raubsucht zu befriedigen, daher denn namenlose Befehdungen fast ganz Deutschland einer Mördergrube ähnlich machten.

Die bevölkerten, und gegen das damalige Geschütz noch gut befestigten Städte, wußten unmittelbare Ueberfälle ziemlich abzuwehren. Allein das arme offene Land wurde bei jeder Gelegenheit um so härter mitgenommen. Durch sein Verderben hoffte man nicht ohne Grund, wechselseitig des andern Macht zu schwächen.

Wenige Beispiele aus einem kurzen Zeitraume in einem kleinen Bezirke werden hinlänglichen Begriff davon geben können, wie traurig damals das Schicksal derer gewesen ist, welche den Acker baueten.

In einer Fehde der Städte Göttingen, Einbeck und Northeim mit den Herzogen von Braunschweig und Lüneburg, dem Bischof von Hildesheim und verschiedenen Grafen verbrannten erstere im Jahre 1465 zwei Dörfer, letztere aber viere. d) Weit ärger wütheten beide Theile im folgenden Jahre. Die Göttinger brannten 20 Dörfer ab, und die Herzöge 9. e)

Ein gleiches wiederfuhr im Jahre 1467 zwölf Dörfern von den Herzoglichen Truppen. Im Jahre 1479 zündeten Einbecker Bürger, wegen einer Fehde mit Herzog Wilhelm von Göttingen, 9 Dörfer an. f)

Alle deutsche Chroniken sind leider nur zu reich von ähnlichen Begebenheiten. Mit größtem Rechte verlangten daher die Stände auf dem im J. 1495 gehaltenen Reichstage zu Worms die Vollziehung des Landfriedens und der Cammergerichtsordnung. Von der Zeit an näherte sich das Faustrecht seinem Ende, obgleich noch im 16ten Jahrhunderte dann und wann es die gelähmten Kräfte aufs neue zu versuchen wagte.

Die

c) Hunger Geschichte der Abgaben in Sachsen. S. 10.

d) Rethmeyer Braunschw. Lüneb. Chronik. 1. Th. pag. 746.

e) Zeit- und Geschichtbeschreibung der Stadt Göttingen. 1. Th. S. 109. 110.

f) Rethmeyer S. 746 — 747.

Die wichtige Religionsverbesserung, welche diesen Zeitpunkt so berühmt gemacht hat, konnte aber anfangs das unschätzbare Gute, was sie stiftete, gegen das veranlaßte Uebel nicht zum Uebergewicht bringen. Spaltungen allerlei Art entstanden zwischen Landesherrn und Unterthanen, Obrigkeiten und Bürgern, Geistlichen und Laien, nicht weniger aber unter den verschiedenen Fürsten selbst.

Aus dieser Quelle nahm jedoch der Bauernkrieg nicht seinen Ursprung, der so viele Tausende vom Pflug auf die Schlachtbank führte, und die gesegnetesten Gegenden Deutschlands verwüstete. Der Schmalkaldische, der zufällige Folge der neuen Lehre war, gab aber nur ein unvollkommenes Vorspiel von dem dreißigjährigen, der das 17te Jahrhundert so leidenvoll machte.

Freund und Feind beeiferten sich in diesem, durch die härtesten Erpressungen und zügellosesten Ausschweifungen Deutschlands Fluren mit Disteln und Dornen zu überziehen, seine Dörfer unbewohnbar zu machen. Armuth und drückende Abgaben war der Nachlaß, welchen die Ueberlebenden von den Verstorbenen beim Friedensschlusse erbten. Die Errichtung stehender Heere sicherte zwar dagegen, daß die Ruhe nie wieder so lange unterbrochen werden konnte; hielt aber auch die Erholung der erschöpften Länder auf. Am Ende des Jahrhunderts verewigte noch Ludwig XIV. seinen Namen durch Verwüstung der fruchtbaren Pfalz.

Unter den Kriegen des letztverflossenen Jahrhunderts waren die schlesischen und der siebenjährige für den deutschen Landbau am verderblichsten.

Sie lehrten aber auch mehr als alle vorhergehende, daß sein Flor vorzüglich die Macht verleihe, Angriffe siegreich abzuwehren und Frieden zu gebieten. Ihm aufzuhelfen, ward allgemeines Regierungssystem. Schon zeigten sich die heilsamsten Wirkungen davon, wie der traurige Mißwachs in den Jahren 1771 und 1772 solche nicht bloß hemmte, sondern sie auf eine Zeitlang rückgängig machte.

Das gesegnete Sachsen verlor in diesem Zeitraume 150,000 seiner Einwohner durch Mangel an hinreichendem Lebensunterhalt. g) — In andern deutschen Provinzen, wo die Sterblichkeit weniger groß war, wurden demnach fast überall die Kräfte des Ackerbaues gelähmt. Mit ihrer allmähligen Herstellung aber schwang sich derselbe zu einer Höhe hinauf, die er noch nie erreicht hatte, und mit Ausnahme der bedauernswürdigen Gegenden, wo der neueste Krieg sich nieder-

g) Hunger Geschichte der Abgaben S. 98.

niederließ, der den Palläſten angekündigt wurde, und die niedrigſten Hütten eben ſo ſehr, wie jene, auslerte, hat derſelbe durch ganz ungewöhnliche Preiſe aller einheimiſchen Produkte, zu ſeiner letzten Aufnahme beigetragen.

III.

Einige beſondere Urſachen, welche das Emporkommen des Ackerbaues aufgehalten haben.

Schon in dem Angeführten liegt Beweis genug für die Behauptung, daß nach dem Laufe der verzeichneten Begebenheiten, der deutſche Ackerbau nicht früher allgemein zu ſeinem jetzigen Wohlſtande gelangen konnte.

Um aber dieſen Satz, von welchem ich ausgegangen bin, noch mehr zu verſtärken, will ich die übrigen Urſachen zu entwickeln ſuchen, welche unter den berührten Hinderniſſen ſeine Ausbildung verzögert haben, dann aber durch Thatſachen zu beweiſen mich bemühen, daß der Ackerbau nach und nach mit langſamen Schritten blühender und einträglicher geworden iſt.

Unmöglich konnte er beides in den Zeiten werden, wie die Bearbeitung des Ackers, und ſogar die nächſte Aufſicht über den Haushalt zu den verächtlichen Geſchäften gehörte, deſſen Uebernahme ſich für keinen freien Mann geziemte. Die ſchärfſte Strenge erſetzt nie den Trieb zur Arbeit, den die Hoffnung des eigenen Gewinns und der Verbeſſerung des Familienwohlſtandes hervor bringt. Wird aber auch durch harte Zucht die beſte Beſtellung des herrſchaftlichen Feldes erzwungen; ſo bauet doch nie der Leibeigene mit dem Fleiße eines Eigenthümers den zu ſeinem Unterhalt beſtimmten Boden. Es liegt auch in der Natur der Sache, daß ſelbſt bei gutem Willen hiezu, dieſer oft mißlingen muß, weil es für die Sicherheit einer ergiebigen Erndte durchaus nöthig iſt, bei der Wahl der Haushaltsgeſchäfte von fremden Dienſtleiſtungen ganz unabhängig zu ſeyn. So ſehr, von der Seite betrachtet, es dem Leibeigenen unmöglich gemacht wird, von ſeinen Ländereien immer den höchſten Nutzen zu ziehen; ſo unvermeidlich iſt es, daß er ſich einer trägen Sorgloſigkeit überläßt, wenn ihn der Herr in Zeiten des Mangels und bei eintretendem Alter unterhalten muß.

Nie wird deshalb da, wo ein ſolches Verhältniß Statt findet, der Geſammtertrag des Landbaues ſeine möglichſte Höhe erreichen. Es kann da ein Ueberfluß an reichen Begüterten, aber kein blühender Staat ſeyn, und wenn gleich die Leibeigenſchaft dem Grundherrn die Verbeſſerung ſeines Landhaushalts erleichtert, wie dieſes die Beiſpiele von Mecklenburg und Holſtein erweiſen; ſo kann doch ohne Aufhebung der Leibeigenſchaft nie der

Auf-

äußerste Grad eines allgemeinen Wohlstandes dauerhaft erreicht werden. Dieses verhindert außer den schon benannten Ursachen auch noch der Mangel an Freiheit, bei der Wahl der Niederlassung, und dem ungebundenen Entschlusse zum Heirathen, womit eine gute Bevölkerung, welche der Aufnahme des Ackerbaues so sehr zum Vortheile gereicht, ganz unvereinbar ist.

Wie unbekannt vormals richtige Bestellungsgrundsätze gewesen, davon kann man sich leicht aus ihren neuesten Berichtigungen und der noch immer nicht allgemeinen Beobachtung derselben einen Begriff machen.

Geringschätzung des Düngers dürfte wohl in den ältern Zeiten zu den gewöhnlichsten Fehlern gehört haben. Der neu ausgebrochene Boden trug Anfangs ohne diese Hülfe, und der Reichthum an Vieh verleitete, für dasselbe auf entfernten Weiden Nahrung zu suchen.

Hätte man vordem nicht das Vieh auf längere Zeit von den Hufen getrennt; so würde man jetzt nicht noch Weideberechtigungen antreffen, die gar keinen Nutzen gewähren können, wenn das Vieh in einem Tage hin und zurückgetrieben werden soll. Daß diese Gewohnheit nicht ganz selten gewesen, läßt sich auch daher schließen, weil es Beispiele giebt, daß bei Weideverleihungen in ältern Zeiten die mögliche Rückkehr vor Ablauf des Tages an den Ort, wo es aufgestellt war, als Gränzbezeichnung eingedungen worden.

Dies geschah unter andern, wie der Graf Adolph von Holstein und der Graf Bernhard von Ratzeburg, der Stadt Lübeck wegen ihrer Weide und Gränzen beschwerlich fielen, und Kaiser Friedrich I. ihr im October 1187 das Privilegium ertheilte, daß die Bürger ihr Vieh in dem ganzen Gebiete des Grafen Adolph sollten weiden lassen dürfen. b)

Erst später scheinen die Schäfereien, entweder auf Veranlassen der zu den Zeiten des Hanseatischen Bundes so sehr vermehrten Wollenweberei, oder auch, weil man die Vortheile des Düngers besser kennen lernen, dem Landbau beschwerlich geworden zu seyn. Hierin glaube ich den Grund wahrzunehmen, warum in so vielen deutschen Provinzen Verfügungen ergangen sind, um solche zu beschränken.

Die Statuten der Stadt Göttingen von 1454 geben die Vorschrift, daß keiner einen eigenen Schäfer halten soll, der nicht 4, oder wenigstens

b) Willebrands Hansische Chronik I. Abtheil. S. 29.

3½ Hufe Landes hat, und 400 Schafen in zwei Hürden. i)

Im Fürstenthum Braunschweig Wolfenbüttel verordnet der Salzdahlunsche Landtagsabschied von 1597 Art. 33. daß nur dann dem Landesfürsten und den Ständen es frei stehen soll, Schäfereien auf dem Ihrigen anzurichten, und die sie haben, zu vermehren, wenn es ohne eines andern Schaden und Beschwerung geschieht.

Durch den Vergleich, welchen Herzog Heinrich der jüngere mit der Stadt Braunschweig am 20. Oct. 1553 errichtete, wird festgesetzt daß mit dem Treiben der Schafe eine gebührliche Maaße gehalten werden sollte, damit die Armuth derentwegen unverdorben bleiben möchte. k)

Nach der Magdeburgischen Polizeiordnung darf niemand Schafe halten, der nicht von Alters dazu befuge ist, und in der Oberpfalz waren die Schäfereien des Adels dahin beschränkt, daß sie sich damit auf ihren eigenen Gründen behelfen, und keine benachbarte Gründe berühren sollten. l)

Allgemeiner und sehr viel nachtheiliger ist wohl immer der Schaden gewesen, den die übermäßige Schonung des Wildes dem Ackerbau verursacht hat.

In ältern Zeiten übte jeder Landeigner die Jagd auf seinen Grundstücken aus. Nur den Geistlichen ward dies Lieblingsgeschäft untersagt. Alle andere Eigenthümer durften das Wild tödten, was ihren Pflanzungen schädlich war oder werden konnte. Abgesonderte Bannforsten und befriedigte Thiergärten enthielten das gehegte Wild. m)

Römische Rechtslehrer brachten zuerst das Jagdregal auf. n) Seitdem aber wurden häufig die schönsten Feldfrüchte ein Raub des gefräßigen Wildes. Ueberall, wo es Stände giebt, die das Recht haben, für allgemeines Wohl mit sorgen zu helfen, da findet man auch in der Geschichte ihrer Verhandlungen Beschwerden über die Plagen des Wildes.

Im Gandersheimischen Landtagsabschiede vom 10. Octbr. 1601. §. 7. machte sich Herzog Julius gegen die Stände verbindlich, „ihre Wildbahnen also anstellen zu wollen, daß sich die Landstände und arme Unterthanen mit Fuge nicht zu beschweren“, o) und durch den Hannoverischen Landtagsabschied vom 3. April 1639

i) v. Pufendorf Obs. T. III. Hpp. Pag. 195.

k) Rethmeyer Braunschw. Lüneb. Chronik. Pag. 927.

l) Struben Rechtliche Bedenken. IV. Th. Pag. 298.

m) Anton Geschichte der deutschen Landwirthschaft. S. 469.

n) Ueber Wildschaden S. 26. vom Amtm. Wedemeyer zu Eldagsen 1760.

o) Calenb. L. O. Cap. VIII. n. 1.

1639 ertheilte Herzog Georg die Versicherung, „es mit der Wildbahn also anordnen und halten zu wollen, daß daher den Unterthanen kein Schade geschehen möge, und daß zu solchem Ende Seine Fürstl. Gnaden das Wildpret zu rechter Zeit schlahen, auch den Unterthanen das Schrecken und Abjagen mit guter Bescheidenheit verstatten, und sonsten zu der Leute Schaden keine neue Wildbahn anlegen wollte.“ p)

Wie die Stände des Fürstenthums Lüneburg im Jahre 1679 wegen Uebermaaße des Wildes Beschwerde führten, machten sie zwölf Aemter und Amtsvogteien namhaft, wo vorzüglicher Schaden davon bemerket worden.

Um diesen zu verringern, kauften sie dem Landesherrn sechs Jahre hernach 1500 Stück Hochwild ab, die binnen kurzer Frist erlegt werden sollten. q) Eine gesetzliche Vorschrift vom 24. Mai 1745 befiehlt, daß bei dem Contributionsansatze neu ausgerodeter Ländereien mit darauf gesehen werden sollte, ob solche gar sehr und beständig dem Wildfraße ausgesetzt wären.

In einem Berichte, welchen die Beamte zu Burgwedel von dem Schaden, den die Dänischen und kaiserlichen Truppen während eines zweimonatlichen Aufenthalts und auf verschiedenen Durchzügen verursacht, im Jahre 1627 abgestattet haben, findet sich auch mit, daß solche in den zu dem kleinen Amte gehörenden Forsten 250 Stück großes Wildpret getödtet hätten.

Bei dem am 17. Nov. 1568 gehaltenen Beilager des Grafen Günther des Streitbaren zu Schwarzburg wurden verzehrt 120 Hirsche, 116 Rehe und 150 große und kleine wilde Schweine. r)

Nicht alle andere deutsche Staaten haben sich so weisen und landesväterlichen Verfügungen zur Verminderung des Wildes zu erfreuen gehabt, wie die Churhannöverischen in neuern Zeiten.

p) Calenb. L. O. Cap. VIII. n. 5.

q) Denen, welche genauer mit den Gegenden bekannt sind, wo das Wild weggeschossen werden sollte, wird es vielleicht angenehm seyn, noch folgende nähere Angaben hier eingerückt zu finden. Es sollten getödtet werden: in der Burgvogtei und Amtsvogtei Eicklingen 150; in der Amtsvogtei Burgwedel und Winsen an der Aller 250.; in der Amtsvogtei Bissendorf 50.; in Bergen und Hermannsburg 150.; im Amte Winsen an der Luhe 200.; in den Dannenbergischen Aemtern 200.; im Amte Bodenteich 50; Gifhorn 200, und Meinersen 50 Stück.

r) Olla Potrida von 1781. 3. Stück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Bindheimsche Erfindung, kupfernes und eisernes Küchen- Speise- und anderes Hausgeräth mit einem Firniß zu glasiren.

(Schluß. Siehe das 39ste Stück.)

Ausbesserung und Reinigung des überfirnißten Metallgeräths.

Wenn das Geräth vom Fallen ꝛc. Beulen bekömmt, so springt der Firniß nicht leicht ab, sondern bekömmt nur, und oft kaum sichtbare Risse, Man klopft die Beulen von außen aus, und bedeckt den Bolzen, der die Firnissung berührt, mit etwas Weichem; dann überstreicht man blos die Risse und andere Fehler, mittelst eines kleinen Pinsels, mit vorräthigem Firniß.

Die Reinigung für häuslichen Gebrauch geschieht mit Wasser oder einer schwachen Aschenlauge; auch vom Scheuren mit sehr feinem Sande, oder was man nehmen will, nutzt der Firniß nur langsam ab, und wenn dieses geschehen, so wird eine neue Lackirung vorgenommen.

Nutzen und Gebrauch des überfirnißten Metallgeräths.

In kupfernen, gut überfirnißten Geräthen kocht Wasser, und eben so Milch, ohne die geringste Veränderung zu erleiden.

Weingeist, der 1 Viertelstunde darin kochte, hatte nichts aufgelöst.

Essig und verdünnte Salpetersäure halten im Kochen dem Firniß und dem Kupfer nichts an.

Eine starke Kochsalzauflösung hatte nach halbstündigem Kochen, ob sie gleich in demselben Gefäß erkaltete, nichts aufgelöst.

Flüchtig Alkali, welches in einem solchen kupfernen Gefäß digerirt worden, zeigte keine Spur von Kupfer.

Grüne Bohnen in einem so lakkirten kupfernen Gefäß bereitet, waren, als sie 6 Tage in demselben gestanden, auf keine Art kupfrig; ein Hund fraß sie ohne allen Nachtheil.

Butter kann in einem solchen Geräth bei einer Hitze, die das Zinn abschmelzt, braun gebrannt werden, ohne daß die Lackirung leidet.

Ueberhaupt können also saure, salzige und fette Speisen und allerlei Getränke, Pöckelfische und Fleisch, saure und salzige Früchte, Essig- u. Salzgurken, Essig ꝛc. in den gefirnißten kupfernen Gefäßen ohne allen Nachtheil der Gesundheit bereitet, und in denselben, so lange man will, aufbewahrt werden. Es ist also in Küchen, auch auf den Tischen zu Trinkgeschirren überhaupt, vorzüglich aber in Spitälern, Lazarethen, Casernen, Fabriken und allen großen Einrichtungen, von ausgezeichneter Nützlichkeit.

Hannöverisches Magazin.

42tes Stück.

Montag, den 25ten Mai 1801.

Mittheilungen aus der Geschichte in Beziehung auf den deutschen Ackerbau der letzteren zehn Jahrhunderte.

(Fortsetzung.)

Auf den Churſächſiſchen Landtagen gehören fortwährend die Beſchwerden über Anhäufung des Wildes zu den gewöhnlichen. — Vor einigen zwanzig Jahren veranſtaltete noch der Herzog von Würtenberg bei Anweſenheit des vorigen Kaiſers von Rußland eine Jagd, auf welcher, öffentlichen Nachrichten zufolge mehrere tauſend Stück Wild zuſammen getrieben waren, und ähnliche Jagden fielen noch während des letzten Viertels vom jüngſtverfloſſenen Jahrhundert im Heſſen-Darmſtädtiſchen nicht ſelten vor.

Schwerlich würde England durch Einhägung der Aecker in Verbeſſerung der Landwirthſchaft ein ſo glänzendes Muſter haben geben können, wenn es dort mit dem Jagdrechte gleiche Bewandniß, wie in Deutſchland, hätte.

Vorzüglich lag es jedoch an mittelbar wirkenden Urſachen, daß der Landbau ſich nur langſam heben konnte. Hiezu iſt durchaus der Reiz des Geldgewinns erforderlich, und dieſer entſteht erſt durch gehäufte Nachfrage, die wegfallen muß, ſo lange die Geſchäfte ſich nicht vervielfältigen und von einander abgeſondert werden.

Wenn der Landeigenthümer die Nutzung des Bodens, wovon der Bebauer lebt, durch Dienſte und Naturalien ſich vergüten läßt, die Verarbeitung des Hausgeräths und Kleidung aber wieder mit Naturalien oder Ländereigenuß bezahlt, wenn auf der andern Seite der Bebauer des Ackers ihm nöthige Producte ſelbſt hervorbringt, und mit eigenen, oder ſeiner Familie Händen, Hausgeräth und Kleidung ſich ſchafft; ſo behelfen ſich dieſe mit Erzielung deſſen, was die Befriedigung des Landeigenthümers und ihre eigene Subſiſtenz erfordert. Nichts erweckt bei ihnen die Neigung,

auf etwas Mehreres Mühe zu verwenden, weil bei solchem Verhältnisse ihr Ueberfluß nicht sehr gesucht wird, folglich der Absatz unsicher ist.

Diese Lage der Umstände erhielt sich nun in den mehrsten Gegenden von Deutschland sehr lange.

In der Verordnung Carls des Großen über seine Landgüter lesen wir, daß außer den weiblichen Arbeitern, welche besonders die Weberei und Kleidung besorgen mußten, noch in dem Bezirke eines jeden Beamten gehalten werden sollten, Eisenschmiede, Goldschmiede, Schuster, Dreher, Zimmerleute, Schildmacher, Seifensieder, Brauer, Bäcker, Netzmacher und andere Arbeiter, die hier zu erzählen zu lang wäre. a)

Eine gleiche Einrichtung fand bei den Klöstern Statt. Sie mußten nach ihren Ordensregeln sich auf öden Bergen und in trauriger Einsamkeit anbauen, ohne Gemeinschaft mit andern zu haben, welches sie dann nöthigte, für alle Bedürfnisse selbst zu sorgen. b)

Wie zahlreich auch andere Güter bewohnt gewesen, ist aus der uns aufbehaltenen Nachricht abzunehmen, daß im Jahre 1093. auf einem derselben 1050 Menschen gestorben seyn sollen. c)

Gleichwohl waren, wie dieser Fall sich ereignete, schon über hundert Jahre nach dem von Heinrich veranstalteten Anbau der Städte verflossen.

Allein diese späterhin so wichtig gewordene Einrichtung konnte anfangs weiter nichts, als durch Schutz gegen auswärtige Feinde dem Ackerbau nützen. Denn einmal mußten, wie schon erwähnt worden, die Ländereieigenthümer den dritten Theil ihrer Produkte an die ersten Bewohner der Städte abliefern, welche Abgabe ihren vorherigen Ueberschuß natürlich sehr verringerte, weil nur der 9te Mann in die Stadt zog, und für die andern achte und deren Familien nicht mehr als zwei Drittel der Produkte zurückbehalten werden durfte. Zweitens aber machte erst Heinrich V. im 12ten Jahrhundert ein Reichsgesetz darüber, daß auch Handwerker das freie Bürgerrecht genießen sollten, d) und seitdem ging erst diese Classe von Bürgern in einen Zustand über, wo der Gewinn ihrer Arbeiten auch solchen Landbauern vortheilhaft werden konnte, die mehr Produkte an sie verkauften, als sie Waaren von ihnen nahmen.

Auch

a) Anton. S. 271.
b) Fischer Geschichte des deutschen Handels. 1. Th. S. 68.
c) Fischer a. a. O. S. 58.
d) Lehmann Speyersche Chronik. B. IV. Cap. 14.

Auch nachher scheideten sich die Geschäfte der übrigen Bürger und des Landmanns nicht scharf genug. Einer bedurfte des andern zu wenig, weil ein Theil der Bürger starken Ackerbau und Viehzucht trieb, welcher Fall besonders bei solchen Städten eintrat, die Fürstliche Domainengüter pfandsweise besaßen.

Im Jahre 1539. überließ die Stadt Göttingen bei eingetretenem Mißwachse von ihrem Vorrathe 18000 Malter Korn an die Stadt Einbeck, e) und im Jahre 1546. half die Stadt Lüneburg in und außer Landes dem Kornmangel ab. f) Selbst an solchen Orten, wo Hofhaltungen gehalten wurden, verschafften diese dem Landmann unmittelbar wenig Absatz, weil alles bis auf die geringste Kleinigkeit aus den Haushaltungen der Cammergüter geliefert wurde. Auch die Fürstliche und Stadtdienerschaft erhielt einen großen Theil ihrer Besoldung in Naturalien. Hierin glaube ich den Aufschluß davon zu finden, daß nach der Polizeiordnung der Stadt Celle von 1537. nur ein Bäcker täglich verpflichtet seyn sollte, Brod in der Brodkiste feil zu haben, und den Fleischern geboten wurde, unter sich die Ordnung zu halten, daß zweimal in der Woche frisch geschlachtetes Fleisch gekauft werden könnte. g)

Die Städte beförderten also lange hin den Absatz der Produkte des Landmanns bei weitem nicht in dem Verhältnisse ihrer Consumtion.

Wie hiedurch nun der geschwindere Erweiterung des Landbaues Abbruch geschah; so scheinen mir auch die großen Besitzungen der Klöster demselben sehr nachtheilig gewesen zu seyn, weil solche in mehrerer Hinsicht die Bevölkerung schwächten, und die Gelegenheit des Produktenabsatzes verringerten. h) Es gab Klöster, wie z. B. Walkenried, welche über 40 Güter hatten. i) Gerne räume ich ein, daß in den Zeiten, wo die wenigen noch geretteten Wissenschaften ein ausschließliches Eigenthum der Mönche waren, diese auch wohl die beste Bestellungsweise beim Ackerbau, und die vortheilhafteste Haushaltsführung angewandt haben, und, von der Seite

e) Zeit- und Geschichtbeschreibung der Stadt Göttingen. 1. Th. pag. 38.
f) Schomaker Chronick der Stadt Lüneburg. Mspt.
g) Hagemann Miscellanen zur Erläuterung des Celleschen Stadt- u. Bürgerrechts. S. 19. und 20.
h) Daß weitläuftige Familienbesitzungen ebenfalls der Verbesserung des Feldbaues hinderlich gewesen, hat Adam Schmith in dem Werke vom Nationalreichthum 1. B. S. 579. gezeigt.
i) Leuckfeld Historische Beschreibung von Walkenried. Cap. XIX.

betrachtet, die ansehnlichen Besitzungen der Klöster Nutzen schafften, wie denn auch der Cisterzienserorden sich der Verbesserung des Landbaues vorzüglich angenommen haben soll. k) In so fern aber Bevölkerung die Hülfsmittel des Erwerbs vermehrt da von ihr Mannichfaltigkeit der Beschäftigung und leichter Absatz der Produkte ganz vorzüglich abhängt, mußte es nothwendig auf den Ackerbau nachtheiligen Einfluß haben, wenn der Ländereireichthum der Klöster die Gelübde der Ehelosigkeit so sehr begünstigte, wenn das Gesetz Carls des Großen, keinem Wallfahrer die Herberge abzuschlagen, ganze Schaaren von Müßiggängern dazu einladete, sich ohne mühsame Arbeiten Unterhalt und Bequemlichkeit zu verschaffen, l) und Güter, welche viele tausend fleissige Familien hätten ernähren können, nur dazu dienten, die Schwelgereien üppiger Prälaten zu befriedigen, und wohllüstige Mönche zu mästen.

Eine andere Mißgeburt der hierarchischen Allmacht richtete noch größeres Unheil für den Ackerbau an.

Das päbstliche Gesetz welches keinem Christen Geld auf Zinsen auszuleihen erlaubte, und nur Lombarden und Juden mit dem Zinsgenusse privilegirte, veranlaßte bei der Seltenheit des Geldes vielerlei wucherliche, den Landbau drückende Erfindungen, hinter welchen gewöhnlich eine Verzinsung von 10 pro Cent verborgen wurde. Dieses Uebel dauerte steigend bis ins 16te Jahrhundert fort m), und Luther klagt darüber, daß die Städte Leipzig, Frankfurt und Augsburg für ihre Darlehne 30 bis 40 pro Cent Zinsen nähmen. n) Bei jenem hohen Zinsfuße halte ich es für ein sehr ungünstiges Verhältniß, wenn im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderte nach dem gewöhnlichen sächsischen Cammeranschlage, der Nutzungsertrag der Güter und Grundstücke zu 10 pro Cent geschätzt zu werden pflegte. o) Ist dieses Einkommen von der reinen Pacht zu verstehen, so konnten in den Zeiten, wie 10 pro Cent der niedrigste Zinsfuß war, diejenigen, welch· Geld in Grundstücken anlegten, ohne Schaden bleiben, nicht aber, wenn der niedrigste Zinsfuß über jene Summe hinaus ging, oder obige Angabe auf die Nutzung geveuret werden müßte, welche der Eigenthümer bei eigener Cultur zu erwarten hatte.

Ansehnlich war schon die Masse der edlen Metalle vergrößert, wie jener Wucher den höchsten Grad erreichte.

k) Fischer a. a. O. S. 482.
l) Fischer S. 377.
m) Fischer S. 285 bis 298.
n) Schlözers Briefwechsel 7. Th 41. Heft.
o) Hunger Geschichte der Abgaben. S. 11.

reichte. Man machte aber nicht immer von den entdeckten reichen Minen guten Gebrauch. Im Jahre 915 ward dem Herzog von Böhmen so viel Gold und Silber aus seinen Bergwerken geliefert, daß er nicht wußte, wozu er es anwenden sollte, und einen Theil davon vergraben ließ. p)

Für die Böhmische Nation hatten die unterirdischen Schätze so vielen Reiz, daß sie sich fast allein mit dem Bergbau beschäftigte, und den Ackerbau darüber verabsäumte, woraus denn häufig Hungersnoth entstand. q)

Die spätere Entdeckung der sächsischen Silberbergwerke zu Schneeberg und Zwickau, welche sich bei ihrem Aufbruch in den Jahren 1471. und 1472. so ergiebig zeigten, daß ein Klumpen von 400 Centner gediegenen Silbers auf einmal ausgegraben, und das Silber überhaupt den Gewerken ungemünzt zugewogen wurde, verursachte in Sachsen die traurigste Zerrüttung.

Es wurden diese Schätze nicht zur Beförderung des Ackerbaues und der Manufakturen angewendet.

Ihre Besitzer, die sich schnell und ohne Mühe bereichert hatten, verfielen in einen unvernünftigen Luxus; der Preis der Waare ward dadurch plötzlich hinauf getrieben, Materialien und Arbeitslohn vertheuerten sich binnen 11 Jahren so sehr, daß man neben andern Polizeiverfügungen auch zum Besten des Landbaues das Gesindelohn gesetzlich bestimmen mußte. r)

Ungeachtet nun in der Folge mit der Ausbeute der deutschen Bergwerke sich noch die Reichthümer von Peru und Mexico vereinigten, so entstand dennoch während des dreißigjährigen Kriegs eine solche Geldnoth, daß man es für nöthig fand, in dem westphälischen Frieden die heruntergekommenen Gläubiger gegen unzeitige Executionen zu sichern.

IV.

Vortheile der neuern Zeiten, in Hinsicht des vermehrten Verbrauchs einiger Arten von Feldfrüchten, und der hinzugekommenen größeren Mannigfaltigkeit der Producte.

Die Vortheile, welche jetzt der Landbau, in Vergleichung mit ältern Zeiten, wegen der erleichterten Geldanleihe voraus hat, erhalten, durch die vergrößerte Consumtion wegen der zugenommenen Bevölkerung überhaupt

p) Fischer a. a. O. S. 271.
q) Fischer S. 91.
r) Hunger a. a. O. S. 14 — 23.

haupt, besonders aber in Hinsicht des vermehrten Verbrauchs verschiedener Feldfrüchte und der hinzu getretenen größern Mannigfaltigkeit der Producte, einen nicht geringen Zuwachs.

Unläugbar haben zwar mit dem Verfall der Bierbrauereien der Gersten- und Hopfenbau sehr abgenommen. Dagegen aber ist in einem weit größeren Verhältnisse der Weitzen- Rocken- und Flachsbau gestiegen. Von den ersten beiden Artikeln verbrauchen die seit hundert Jahren ganz außerordentlich vermehrten Branntweinbrennereien so große Quantitäten, daß man ohne zuverläßige Register-Angaben sie kaum auszudrücken wagen mag.

Im Fürstenthum Lüneburg kann man die Himtenzahl der Früchte, welche jährlich zu Branntwein geschroten wird, auf 170.000 anschlagen, und in dem kleinen Fürstenthum Grubenhagen verbrannte man während eines Jahrs 24954 Himten. s) Welch ein Umfang von Feldern mag nicht dazu erforderlich seyn, um die Früchte hervor zu bringen, woraus jährlich die Städte Nordhausen u. Quedlinburg, die sich durch dieses Gewerbe vorzüglich in Deutschland berühmt gemacht haben, Branntwein verfertigen?

Eine andere, nicht ganz unbedeutende Weitzenconsumtion veranlasset der Haarpuder, welcher zu den Zeiten Ludwig XIV. noch nicht allgemein in Frankreich gebräuchlich war, t) mithin wahrscheinlich erst noch später in Deutschland eingeführt seyn wird.

Der Flachsbau ist bereits sehr früh bei den Deutschen üblich gewesen. Schon der älteste Schriftsteller der Longobarden sagt, daß die Flachsfelder längst den Ufern der Donau in ihrem grünen Schmucke geglänzt hätten. u)

Auch findet man Leinwand mit unter den ältern deutschen Handelsartikeln als eine Waare von Wichtigkeit. In dem Freibriefe, den Herzog Johann von Brabant im Jahre 1315. dem Hanseatischen Bunde ertheilte, ward der gebleichten und ungebleichten Leinwand gedacht, v) und in dem Befehle Königs Heinrich IV. von England von 1401. kommen Stücke Leinwand zu 100 Ellen vor. w)

Ungeachtet aber kein Zeug so beliebt zu seyn verdient, und sich im gleichen Grade allgemein unentbehrlich

s) Annalen der Braunschw. Lüneb. Churlande. 6ter Jahrgang. 1stes Stück. S. 43 — 45.
t) Beckmann Technologie. 3te Ausg. S. 186.
u) Fischer pag. 69.
v) Willebrands Hanseatische Chronik. S. 15.
w) Fischer S. 458.

lich gemacht hat, so ist doch dessen Verbrauch und die Ausdehnung des Handels damit, erst seit den beiden letztern Jahrhunderten zu der jetzigen Höhe gestiegen. Man würde es gegenwärtig für ein sicheres Zeichen von Dürftigkeit halten, wenn in einem noch so geringen Haushalte nicht mehr Linnen und Drell angetroffen würde, als die Inventarien der Güter Carls des Großen angeben. Die davon vorhandenen Nachrichten verzeichnen auf jedem großen Gute nur ein Laken zur Zurichtung eines Tisches und ein Handtuch. x)

Bis zum 12ten Jahrhundert befand sich die Weberei in den Händen des weiblichen Geschlechts, y) und konnte daher keine erhebliche Manufaktur seyn. Noch im 15ten Jahrhundert gehörte Leinwand zu den Kostbarkeiten, womit sich fürstliche Personen beschenkten. Die Markgräfin Catharine von Baden bestellte bei ihrem Sohne, den Markgrafen Christoph, den Einkauf von Leinen, hatte also selbst nicht so viel vorräthig, um dem von Trier und dem Markgrafen Albrecht ein schönes Hemd zu machen, auch versprach sie dergleichen den Edelleuten, welche Ritter werden wollten. z)

Gleichzeitig, oder doch wenigstens nicht sehr viel älter scheint eine Vorschrift zu seyn, welche vermuthlich irgend ein Osnabrückscheſ Kloster ehemals ertheilt hat, wornach tractirt werden sollte, wenn der würdige Hr. v. Iburg, der Abt, andere große Gäste, oder gar der liebe Hr. Bischof käme. In dieser nun kömmt mit vor, daß Fingerlaken auf den Tisch gelegt werden sollten. Der Bischof aber allein genoß die Ehre, daß der Tisch auch mit einem Vorlaken bedeckt wurde. aa)

So selten waren damals noch Tischgedecke, daß es für den, der die Ausrichtung der Mahlzeit hatte, einer ausdrücklichen Vorschrift bedurfte, wenn davon Gebrauch gemacht werden sollte.

Das Spinnrad, dieses für die Weberei so nützliche Werkzeug, ward erst im 16ten Jahrhundert bekannt, bb) und bis solches in Gebrauch kam, konnte unmöglich das Material zum Weben so reichlich, als nachher geschafft werden.

Ein

x) Anton. S. 250. 257. 261. 264.

y) Fischer. S. 379.

z) Schlettweins neues Archiv. 3. B. S. 479.

aa) Hannoversche Beiträge. 2. Th. S. 1134.

bb) Rethmeyer Braunschw. Lüneb. Chronik. S. 879.

Ein beträchtlicher Theil des Leinewandhandels erhielt erst seitdem seinen Ursprung, daß Europa und Amerika durch ununterbrochene Schifffahrt in immerwährender Verbindung mit einander stehen. Die Ausfuhr an böhmischer und eigner Leinwand aus Schlesien nach Spanien, welches vorzüglich seine amerikanischen Besitzungen damit versorgt, beträgt jährlich 3 bis 7 Millionen Reichsthaler an Werth. cc) der vor Entdeckung der zweiten Halbkuzel gar nicht in Anschlag kommen konnte. Insonderheit hat während des letztern Jahrhunderts die Leinwandmanufaktur ansehnlich zugenommen.

Am Ende der österreichischen Regierung in Schlesien sollen daselbst 12000 Webersstühle für Leinwand gezählt seyn, und jetzt schätzt man solche auf 20000. dd) In den beiden Lüneburgischen Aemtern Lüchow und Wustrow, welche zusammen nur 1771 pflichtige Bauerstellen enthalten, wird für mehr als 100,000 Thaler Leinwand jährlich gewebt. Die Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen liefern noch mehr von dieser Waare. In den beiden Jahren von 1790 bis 1792 betrug der Werth des auf den dortigen Leggen gezeichneten Linnens jährlich nahe an 2 Tonnen Goldes. ee)

Das Flachsbedürfniß, welches deren Verarbeitung erfordert, wird durch das gebleichte und ungebleichte Garn, das ebenfalls, besonders für Niedersachsen, einen sehr wichtigen Handelsartikel ausmacht, noch ansehnlich vermehrt, und auch dessen auswärtiger Absatz stammt aus neuern Zeiten her. Der Landtagsabschied von 1624, wodurch im Fürstenthum Lüneburg die ausgehenden Waaren mit einem Impost belegt wurden, gedenkt des Garns noch nicht. Eine Verordnung von 1718, welche den Garnhandel betrifft, erklärt ihn aber schon für important.

Sehr groß muß daher die Zahl von Aeckern seyn, worauf man in Deutschland Flachs zieht. Nach einer im Jahre 1763 gemachten Berechnung waren in zehn Aemtern des Fürstenthums Calenberg 5273 Morgen mit Lein besäet. ff)

Wie die vormalige Consumtion verschiedener Gattungen von Feldfrüchten der gegenwärtigen nicht gleich gekommen ist; so unterscheiden sich auch die jetzigen Zeiten von den vorhergehenden durch vermehrte Mannigfaltigkeit der Landhaushaltsprodukte, die auf Verbesserung des Ackerbaues an sich, und dessen erhöhete Einträglichkeit den wichtigsten Einfluß gehabt hat.

cc) Normann Geograph. Histor Handb 1. B. 3 Abth. S 1260.
dd) Normann a a O. S 1261.
ee) Annalen der Braunschw. Lüneb. Churlande. 9. Jahrg. 4 St. S. 632. ꝛc.
ff) Normann Geogr. Histor. Handb. 2. B. 4 Abth. S. 1552.

(Der Fortsetzung folgt künftig.)

Hannöverisches Magazin.

43tes Stück.

Freitag, den 29ten Mai 1801.

Mittheilungen aus der Geschichte, in Beziehung auf den deutschen Ackerbau der letztern zehn Jahrhunderte.

(Fortsetzung.)

Die Kartoffeln, welche jetzt in der Reihe der allerunentbehrlichsten Lebensnothwendigkeiten stehen, waren beim Anfange des letzteren Jahrhunderts in Deutschland eine noch ganz unbekannte Frucht. Es soll solche durch einen Mecklenburgischen Begüterten, der im Jahre 1708. als Officier unter den Dänischen Hülfsvölkern gedient, welche zur Vertreibung des in Schottland gelandeten Prätendenten abgesandt wurden, nach Mecklenburg gekommen seyn. Anderen Nachrichten zufolge, haben sie 1712. aus Frankreich durch den Elsaß nach Deutschland ihren Weg genommen, von da aber sollen sie erst zwischen 1730. und 1740. durch die Mark Brandenburg und Mecklenburg gebracht worden seyn. Hier wurden sie schon allgemein gebauet und als Viehfutter gebraucht, wie man sie in andern Gegenden Deutschlands erst kennen lernte a).

Langsamer folglich, als das für die Menschheit so verderbliche aus Westindien hergeholte traurige Gift, theilte sich jene schönste Gabe, welche wir den Amerikanischen Boden zu verdanken haben, in unserm Vaterlande mit, nachdem sie schon in der Mitte des 17ten Jahrhunderts von Virginien nach Irland verpflanzt war. Ihrem Werthe widerfuhr erst vor weniger als dreißig Jahren völlige Gerechtigkeit, wie der Mißwachs von 1771. und 1772. so großen Mangel an Lebensmitteln verursach-

a) Hannoverisches Magazin von 1768. St. 44. S. 686., und von 1771. St. 49. S. 774 und 775.

sachte. Von dieser Zeit an wurden für ihren Anbau die Gärten zu enge, man nahm sie mit unter die Feldfrüchte auf.

Einen früheren Anfang hatten die Tabacks Pflanzungen, als die der Kartoffeln in Deutschland. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts waren solche in der Mark Brandenburg bereits im Gange, und in der Pfalz wie in Hessen bauete man damals schon vielen Taback b). Am stärksten breitete sich jedoch derselbe während des Amerikanischen Krieges aus, wie die hohen Preise der Waaren so gewinnreich jeden lohnten, der sich damit abgab; damals sollen einzelne Ortschaften in der Pfalz 30 bis 80000 Gulden aus dem von ihnen gezogenen Taback gelöset haben c).

Von den wenigen guten Folgen, welche der letzte unglückliche Krieg für den Ackerbau gehabt hat, ist auch die Beförderung des einträglichen Cichorienbaues mit in Rechnung zu bringen, dessen täuschende Kraft den so sehr vertheuerten Kaffee weit nachdrücklicher verdrängt hat, als alle dawider ergangene Verordnungen.

Der Versuch, aus Runkelrüben Zucker zu gewinnen, ist noch zu neu, um vorhersehen zu können, ob diese Erfindung gleichfalls die Produkte des deutschen Ackerbaues noch weiter vervielfältigen werde.

Gewiß aber wird der noch immer zunehmende Anbau von Futterkräutern das Einkommen der Landwirthe vermehren, und die Verwandlung öder Wüsteneien in fruchtbare Gefilde erleichtern helfen d).

V.

Thatsachen, woraus sich darlegt, daß der Ackerbau vormals wenig ausgebreitet und ergiebig gewesen.

Nachdem nun die Hindernisse, warum vormals der deutsche Ackerbau nicht gedeihen konnte, und die Ursachen, welche zu seinem neuen Flor

b) Beckmann Technologie, dritte Ausgabe, S. 219.

c) Bergius neues Polizei- und Cammermagazin. 6ter B. S. 6. not. e

d) Einen merkwürdigen Beweis für die Wichtigkeit des Kleebaues findet man in der Abhandlung über den Mangel an Gesinde, von einem Churſachsen, S. 51. Es heißt daselbst: Man weiß, daß an Orten, wo die Stallfütterung eingeführt ist, auf Gütern von einer Hufe Feld, die Hufe 24 Scheffel Dresdner Maaß Aussaat gerechnet, wo noch vor dreißig Jahren drei magere Kühe in dem Stalle standen, jetzt nach Einführung des Kleebaues sieben, acht, auch wohl noch mehrere stehen, die den fetten Kühen des Aegyptischen Pharao's gleichen.

Flor beigetragen haben, in dem Angeführten gezeigt worden ſind, ſo will ich jetzo noch durch Thatſachen darzuthun verſuchen, wie ſehr viel weniger er vormals ausgebreitet und ergiebig geweſen iſt als jetzo.

Beiſpiele von Anſiedelungen im 12ten Jahrhundert ergeben, daß damals noch große Diſtrikte ganz unbebauet waren. Im Jahre 1106. nahm der Erzbiſchof Friedrich von Hamburg Holländer auf, die ihn um die Urbarmachung einiger moraſtiger und wilder Diſtrikte gebeten hatten.

Die Biſchhorſter Marſch und das Stader-land wurden in den Jahren 1146. und 1149. von ihnen angebauet. Die Biſchöfe Adelburg und Hartwig von Bremen folgten dieſem Beiſpiele und brachten viele Wüſteneien in Holſtein, Stormarn und Bremen, ſammt einem Diſtrikte von Pinneberg in baubaren Stand. Andere ließen ſich ſpäter in der Altmark nieder. Auch wurden viele Niederländer in die Prignitz und Mittelmark gezogen. Man verſchrieb dieſe vorzüglich gerne zu Anbauung der ſumpfigen und moraſtigen Gegenden Niederdeutſchlands, weil ſie am beſten dieſelben zu behandeln wußten, indem ſie das Waſſer durch viele Gräben ableiteten, und auf andere Weiſe das Moorland urtbar machten. Von ihnen wurden auch im Jahre 1154. die drei Fluren Hering, Gerſtbach und Berg in der güldenen Aue bebauet e).

Dennoch blieb fortwährend ſelbſt in den fruchtbarſten Gegenden vieles Land länger und ackert. Dahin gehörten unter andern die lüneburgiſchen Elbufer. Herzog Otto ertheilte im Jahre 1196. denen, welche ſich daſelbſt bei Harburg niederlaſſen wollten, große und ganz ungewöhnliche Vorrechte f).

In der Stiftungsurkunde des Kloſters Loccum wird der Ort, wo ſolches angelegt wurde, als eine fürchterliche von Räubern bewohnte Einöde geſchildert. Ueberhaupt nahm die Cultur erſt im 12ten Jahrhundert recht ihren Anfang, wovon jedoch die früher bewohnten Rheingegenden auszunehmen ſind g).

Unerachtet aber dero Zeit die Wohnplätze der verdrängten oder ausgerotteten unruhigen ſlaviſchen Völker bereits mit hineingezogenen Hol-

e) Liſcher Geſchichte des deutſchen Handels. 1ter Th. S. 474. u. f. f.

f) Das hierüber ausgefertigte Privilegium ſtehet in Pufend. Observ. Tom. II. App. Pag 1.

g) Spittler Geſchichte des Fürſtenth. Hannöver. 1ter Th. S. 22.

ländern, Niederländern und Flämmingern wieder besetzt waren; so entstanden gleichwohl nicht selten bei den fortwährenden inneren Fehden ganz wüste Dörfer. Durch eine Urkunde von 1322. entschied Herzog Otto, wie es mit Gemeinheitsnutzungen gehalten werden sollte, wenn Dörfer wüste geworden wären h), und in mehreren Gegenden Deutschlands findet man noch heutiges Tages leere oder mit Holz bewachsene Räume, welche alte Merkmale einer ehemaligen Beackerung an sich tragen, wovon sich beweisen läßt, daß sie weit früher, als im dreißigjährigen Kriege Früchte zu tragen aufgehört haben müssen.

Nicht ungewöhnlich war es auch, daß man angebauete Felder wieder liegen ließ, daher dann mehrere alte Dokumente auf diesem Fall im voraus Verabredungen enthalten.

So ward in dem Vergleiche, welchen das Stift Bardowick 1337. wegen eines ihm gehörenden Zehntens errichtete, festgesetzt, wie es gehalten werden sollte, wenn von der Ländereі über Menschen Gedenken etwas unbesäet liegen bliebe, und hernach wieder bebauet würde i). In einem Vergleiche, den der Magistrat zu Göttingen im Jahre 1417. mit dem Kloster Walkenried, wegen des demselben zu Rostorf gebührenden Zehntens, schloß, kömmt die Abrede vor, daß vom wüsten Lande in der Zehntflur nichts gegeben werden sollte k).

Sogar im funfzehnten Jahrhundert lagen nahe bei den Städten noch unbebauete Ländereien; das war zum Beispiel der Fall vor den Thoren von Hannover, wie man aus einem im Jahre 1444. entstandenen Prozesse, wegen des Rottzehntens von neu ausgebrochenem Lande im Steinfelde ersiehet l).

Wären mit einer allgemeinen Cultur früher schon größere Fortschritte gemacht worden, so hätte es sich auch wohl nicht ereignen können, daß bei eingetretenem Kornmangel im Jahre 1546. ins Mecklenburgische, Sachsenlauenburgische und Hildesheimische, welche Länder gegenwärtig zu den fruchtreichsten gehören, von Lüneburg her Korn geholt wäre, wie damals geschehen ist m).

Von

h) Scheid Mantissa Documentorum. Nr. 71. Pag. 363.

i) Schlöpken Bardowickſche Chronick Pag. 271.

k) Scheid Codex diplomaticus. Pag. 477.

l) Grupen vom Ursprunge und den Alterthümern der Stadt Hannover. Seite 230.

m) Schomakers Lüneburgische Chronik. Mſpt.

Von den bebaueten Feldern selbst scheint aber auch in den entfernteren Zeiten nicht der höchste Ertrag gewonnen zu seyn. Die Unzulänglichkeit des Ackerbaues, mehr als die äußerste Nothdurft, hervorzubringen, ist meines Erachtens mit aus der bei rohen Wilden nicht ungewöhnlichen, dennoch aber äußerst widernatürlichen Sitte der Wenden abzunehmen, ihre abgelebten Aeltern umzubringen. Dieser traurige Gebrauch soll im 14ten Jahrhundert noch nicht ganz abgekommen gewesen seyn.

Bei einem aus dem Lüneburgischen davon aufbehaltenen Fall, welchen mehrere Geschichtschreiber anführen, wird zugleich gemeldet, daß der wegen eines beabsichtigten Vatermordes zur Rede gestellte Wende seinen Vorsatz damit entschuldigt habe: „er könnte das Brot den Kindern nicht nehmen, davon er sehr viel hätte, und es einem alten Kerl geben, der zu nichts mehr taugte" n).

So tief sinket die Menschheit nirgend, wo Ueberfluß an Nahrungsmitteln sich findet. Für die Unkunde in Gewinnung eines hohen Ländereiertrages während des 13ten und 14ten Jahrhunderts scheinen auch einige Zehntvergleiche Beweise zu enthalten. Der Magistrat zu Göttingen verglich sich im Jahre 1330. mit dem Kloster Walkenried dahin, daß von jedem Morgen gebaueten Landes ein Göttingischer Schilling, der damals 2¼ Pf. am Werth hatte, statt des Natural-Zehntens gegeben werden sollte o).

Der Mittelpreis des Rockens stand dero Zeit auf 8½ Pf., folglich kömmt jene Vergütung $\frac{1}{16}$ eines Himtens gleich, wornach also der Ertrag eines Morgens zu zwei Himten Einsaat gerechnet, nicht einst auf das dritte Korn angeschlagen worden.

Zufolge einer anderen zwischen gedachtem Magistrat und dem erwähnten Kloster getroffenen Vereinbarung, sollte das Dorf Rostorf von jeder Hufe neun Göttingische Scheffel, und wenn jemand weniger als ½ Hufe hätte, anderthalb Metzen vom Morgen, statt des dem Kloster gebührenden Zehneens geben p). Dieses setzt eine Schätzung voraus, die ebenfalls nicht bis zum Ertrage von drei Körnern hinanreichet.

Gleichwohl ist die Länderei des besagten Dorfs von vorzüglicher Güte, und würde es dem Geiste der damaligen Zeiten, wo die Cleriser mehr nach irdischen als himmlischen Schätzen

n) Rehtmeyer Braunschw. Lüneb. Chronik. S. 515 und 516.

o) Zeit- und Geschichtsbeschreib. der Stadt Göttingen. 3. B. 2 E. S. 93.

p) Scheid Codex diplomaticus. Pag. 427 — 430.

zen strebte, die Layen aber deren Einkünfte lieber verbesserten als schmälerten, nicht angemessen seyn zu vermuthen, daß bei jenem Vergleiche mehr auf den Vortheil der Zehntpflichtigen als des Zehntherrn gesehen worden. Hätte man den Ersatz des Zehntens, unerachtet alles Stroh verlohren ging, noch unter dem wahren Kornertrage herabgedungen; so hätte wohl schwerlich noch hinzugefügt seyn mögen, daß vom wüsten Lande nichts gegeben, und wenn Hagelschlag, Krieg oder andere Unglücksfälle eintreten würden, Besichtigungen und Erlasse geschehen sollten. Ich glaube daher von jener Zehntbestimmung mit ziemlicher Sicherheit auf die Unergiebigkeit des damaligen Landbaues schließen zu dürfen.

Welchen Einfluß der leichte Absatz der Früchte durch einen belebten Handel, auf Erweiterung des Ackerbaues habe, ist aus dem Beispiele Englands bekannt, und eben deswegen dienen auch Anzeigen von dem vormaligen geringen Fruchthandel in Deutschland mit zum Beweise für den gleichzeitig beschränkten und unvollkommenen Ackerbau.

Heinrichs vorhin gedachte Anordnung, nach welcher den neuen Stadtbewohnern ein Drittheil der Erndte jährlich abgeliefert werden sollte, zeigt deutlich genug, daß er nicht erwarten konnte, sonst viele Lebensmittel für sie auf den Markt gebracht zu sehen q). In der Zollrolle, welche Kaiser Friedrich und Herzog Otto im Jahr 1247. für die Bürger und Schiffer zu Lüneburg festsetzten, wird zwar auch Korn genannt, welches nach Hamburg oder Stade geht, um zur See verschickt zu werden. Dieser Handelsartikel kann sich jedoch wohl auf nichts weiter erstreckt haben, als auf das Korn, welches in der Nähe des Orts gewachsen oder zu Wasser dahin gebracht worden. Denn bei der Unsicherheit der Landstraßen und den damals noch schlechten Wegen ließ sich nicht vermuthen, daß vieles Korn aus entfernten Gegenden zu Wagen nach den Orten der Ausfuhr hingeführt seyn sollte.

Bei dem Gesetze, welches auf einer Versammlung der Hansestädte zu Lübeck im Jahre 1418. gemacht wurde, daß weder Kaufleute noch Schiffer Früchte kaufen sollten, ehe sie gewachsen wären r), lag wohl nicht die Absicht zum Grunde, die Bauern gegen wucherliche Contracte zu sichern, sondern die Erleichterung des Handels auf den wenig besuchten Märkten.

So

q) Büsch vom Geldumlauf. 2ter Bd. S. 145.

r) Willebrandt Hanfische Chronik. 2te Abth. S. 80.

So enthält auch die Polizeiordnung der Stadt Celle von 1537. eine Vorschrift, welche vermuthen läßt, daß damals es zuweilen ganz an Kornzufuhr gefehlt haben müsse. Es befiehlt nemlich der Titel 2. von der Schiffahrt, pag. 7, „daß, wenn Mangel an Rocken oder Weitzen am Orte vorfiele, alsdann Bürgermeister und Rath von sich selbst, oder auf Ansuchen der Geschwornen, die Schiffahrt eine Woche, zwo oder drei und so lange die Stadt und Gemeinheit mit Rocken und Weitzen wiederum gespeiset, niederlegen sollten" s).

In den damaligen Zeiten war es jedoch schon üblich, Kornvorräthe aufzuschütten. So wurden im Jahre 1509. zu Halle 2000 Scheffel Korn angekauft und auf das neue Kornhaus gebracht, und im Jahre 1571. verkaufte man daselbst bei eingetretener Theurung den Bäckern Korn, welcher vor 40 Jahren niedergelegt war t). Nach Spangenbergs Mannsfeldischer Chronik hatten die dortigen Grafen gewaltige große Korngruben, darin sie stattlichen Vorrath von vielen Jahren verborgen gehalten, welches sie im Jahre 1531. wegen der eingefallenen Theurung der Armuth verkauften u).

Der Vorräthe, womit die Stadt Lüneburg im Jahre 1546. den benachbarten Ländern ausgeholfen, ist bereits oben gedacht worden. Wahrscheinlich rührte solches Aufschütten mit vom Mangel an Nachfrage her; denn beim erst erwähnten Ankaufe ward der Scheffel Korn mit 3 gr. bezahlt, und von dem zweiten Vorrathe hatte derselbe 2 gr. 6 pf. gekostet. Im Jahre 1539. kostete der Scheffel zu Halle sogar nur 11 pf. Wenn aber Nachfrage und Absatz fehlen; so kann der Landbau nicht aufblühen, wovon dann öftere Theurung und Hungersnoth natürliche Folgen sind.

Vor den Zeiten Carls des Grossen wüthete periodisch alle fünf Jahr eine Hungersnoth x). Seltener wurde solche, je mehr sich die beiden letzteren Jahrhunderte näherten. Bis dahin aber fehlte es nicht an häufigen Beispielen von diesem traurigen Unglücksfalle.

In dem vorhin angeführten Werke des verstorbenen Geheimen Justizraths Unger sind aus der Beschreibung des Saalkreises vom Geheimen Regierungsrath von Dreyhaupt und der Mansfeldischen Chronik von Spangenberg Verzeichnisse davon angeführt.

s) Hagemann Miscellanen zur Erläuterung des Cellischen Stadt- und Bürgerrechts. S. 15.

t) Unger Ordnung der Fruchtpreise. S. 199.

u) Daselbst. S. 209.

x) Anton rc. S. 81.

führt. Auch enthalten dergleichen das Hannoveriſche Magazin von 1781. im 5ten und 6ten Stück, und von 1782. im 20ten Stück. Alle dieſe Nachrichten werde ich hier wieder gebrauchen, um auch dadurch den Beweis zu verſtärken, wie ſehr im früheren und Mittelalter, der Ackerbau vernachläſſigt geweſen.

Neuntes Jahrhundert.

In den Jahren 850. 862. 864. 868. 870. 873. 874. 880. 889. und 899. ſtellte ſich Hungersnoth ein y).

Zehntes Jahrhundert.

969. war große Theurung.

989. entſtand große Theurung in allen Ländern. Die Winterſaat hatte von Näſſe gelitten, worauf große Dürre im Sommer folgte.

992. hatte man wieder große Theurung. Ein harter Winter war vorhergegangen, und im trockenen Sommer ein ſchädlicher Mehlthau gefallen. Bäume und Feldfrüchte ſahen als verſengt aus. Viele Menſchen ſtarben vor Hunger.

In den Jahren 994. und 999. wurde abermals Hungersnoth empfunden.

Eilftes Jahrhundert.

1004. war große Theurung durch ganz Deutſchland, welche

1006. noch mehr zunahm.

1025. hatte man Hungersnoth.

1042. entſtand wieder große Theurung, welche ſieben Jahre hindurch anhielt.

1054. war große Hungersnoth, wie auch

1056. an vielen Orten.

1069. war großer Hunger und theure Zeit in Thüringen u. Meiſſen. Jedermann ließ ſein Geſinde laufen; einige verließen Haus und Güter und zogen außer Landes. Zu Erfurt ſtarben viele Menſchen Hungers.

1087. und

1089. trat wieder Hungersnoth ein.

1098. kam Hungersnoth, ungeachtet ein fruchtbares Jahr vorhergegangen war.

y) Anton. S. 384. verglichen mit obgedachten Nachrichten im Hannoveriſchen Magazin.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Hannöveriſches Magazin.

44tes Stück.

Montag, den 1ten Junius 1801.

Mittheilungen aus der Geſchichte, in Beziehung auf den deutſchen Ackerbau der letzteren zehn Jahrhunderte.

(Fortſetzung.)

Zwölftes Jahrhundert.

Im Jahre 1107. war Hungersnoth, imgleichen 1120. Der Himte Weitzen koſtete in dieſem Jahre an einigen Orten zwei Dukaten.

1124. 1127. und 1148. hatte man wieder Hungersnoth.

1196. war große Theurung.

Dreizehntes Jahrhundert.

1219. entſtand eine 3jährige Theurung. Im Saalkreiſe wurden alle Krüge und Schenkhäuſer abgeſchafft, um Getreide zu erſparen.

1221. erfolgte eine dreijährige Theurung in allen Landen, wegen anhaltenden Regens im Frühjahr. Vielleicht ſind jene beiden Theurungen nur für eine zu nehmen, und die Jahrszahlen verwechſelt worden. Die Geſchichte des Saalkreiſes erwähnt der letztern nicht, ſo wie die Meißniſche Chronik erſtere mit Stillſchweigen übergeht.

1225. war eine nicht geringe Theurung in Thüringen und am Harz.

1226. iſt große Theurung geweſen.

1271. fing eine Theurung an, die drei Jahre lang gewährt, ſie ward durch vieles naſſes Wetter verurſacht.

1272. nahm die Theurung ſehr zu. Die Meißniſche Chronik bemerkt, daß Brot aus Haſelzöpflein und Knoten gebacken worden, die Leute in den Mühlen gelegen und das Mehl von der Erde aufgeleckt hätten. Es kam Sterben unter das Vieh, und ſollen die armen Leute das geſtorbene Vieh roh, geſotten und gebraten ohne Brot gegeſſen haben. Viele Tauſende ſind verſchmachtet. In Erfurt ſol-

len 2160 Menschen Hungers gestorben seyn.

1279. ist Theurung und großer Hunger gewesen. In Böhmen war besonders die Noth sehr drückend. Vieles Volk lief vor Hunger von dorten nach Thüringen u. Meißen. Der mehrere Theil desselben verschmachtete aber.

Vierzehntes Jahrhundert.

1310. war Mißwachs und Theurung.

1312. entstand Theurung, welche etliche Jahre währte.

1315. verursachte ein regnigter Sommer große Theurung und Hungersnoth. An einigen Orten sollen die Menschen sich geschlachtet auch die todten Körper vom Gerichte genommen und solche verzehrt haben. Diesen Nachrichten wird noch hinzugefügt, daß zu Magdeburg die armen Leute außer und in der Stadt auf dem breiten Wege das Aas gesotten und gebraten verkauft hätten.

Der Erfurter Malter Rocken, der sonst drei oder vier Gulden galt, kostete 24 Gulden.

Es sollen sieben theure Jahre gefolgt seyn.

1317. starben viele Leute Hungers.

1362. war großer Mangel an Getreide.

Funfzehntes Jahrhundert.

1407. sind viele tausend Menschen vor Hunger gestorben.

1408. dauerte die Hungersnoth fort.

1430. war das Korn achtmahl theurer als zuvor.

1432 - 1438. hielt die Theurung an, welche zuletzt sehr hoch stieg. Es kamen arme Leute aus Schlesien und vom Walde ins Mansfeldische.

1475., nach der Mansf. Chron. 1477. aber, zufolge der Beschreibung des Saalkreises, war solche Theurung, daß sich Leute aus Verzweifelung erhenkten.

1483. war im Saalkreise, in Westphalen und Hessen Theurung, welche kaltes und regnigtes Wetter veranlaßt hatte.

Sechszehntes Jahrhunders.

1551. trat Hungersnoth ein, wie auch

1571., worauf eine siebenjährige Theurung folgte. Im Würtenbergischen hat der Scheffel Weizen 12 — 13 Gulden, Rocken 10 Gulden, Gerste 8 Gulden, Haber 8 — 4 Gulden, Erbsen 9 Gulden, Linsen 10 Gulden, Hirse 20 Gulden gekostet.

1590. und 1597. war groſſe Theurung.

Wahrſcheinlich würde vorſtehendes Verzeichniß noch durch Vergleichung mit andern Geſchichtsnachrichten verlängert werden können. Denn daß die Aufzeichnungen aus den älteren Zeiten nicht genau genug ſind, muß daher vermuthet werden, weil ſelbſt verſchiedene ganz allgemeine Theurungen nicht in allen ſolchen Schriften vorkommen. Die, welche durch Krieg verurſacht, oder weder außerordentlich groß, noch anhaltend geweſen ſind, habe ich übergangen.

Von dem ſiebenzehnten Jahrhundert finde ich keine, außer einigen im Anfange deſſelben, welche nicht mit dem dreißigjährigen Kriege in Verbindung geſtanden.

Anhaltende Theurungen, die weder einheimiſche noch auswärtige Kriege veranlaßt haben, ſind während des achtzehnten Jahrhunderts in Deutſchland gar nicht vorgefallen. Die einzige durch Mißwachs entſtandene wahre Hungersnoth von 1771. und 1772. dauerte nur zwei Jahre. Mehrere von weit längerer Dauer enthalten die Nachrichten aus dem eilften, dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert. Außerdem daß jetzo Theurungen, welche Mißwachs verſchuldet, weniger ſelten vorkommen und nicht ſo lange wie ſonſt anhalten, iſt auch der niedere Abſtand der außerordentlichen Preiſe von den gewöhnlichen eine glückliche Würkung des gebeſſerten Feldbaues, der vermehrten Lebensmittel und des feſter gegründeten Fruchthandels.

Jeder merkliche Ausfall an der Erndte übertraf ehedem leicht den vorräthigen Erſatz, und daher entſtanden dann ſo groſſe Sprünge in den Fruchtpreiſen. Ein anhaltender Winter trieb ſolche in älteren Zeiten gleich auf das Zehn- und mehrfache ihres damaligen mittlern Betrags a).

Bei der gröſſeſten unter den neueren Theurungen ſtiegen die Preiſe in Sachſen, wo dieſelbe den höchſten Grad erreichte, nur auf das achtfache.

VI.

Werth der Grundſtücke, Korn- und Viehpreiſe aus älteren Jahrhunderten.

Bei Beurtheilung der vergangenen Zeiten, in Hinſicht auf Ackerbau, ſind auch der Werth der Grundſtücke, die Kornpreiſe, der Preis des Viehes, wie auch das Geſinde- und Arbeitslohn, ſehr dazu behülflich, um richtige Reſultate herauszubringen, und will ich deshalb noch einige von dieſen

a) Unger Ordnung der Fruchtpreiſe. S. 183.

Gegenständen gesammelte Nachrichten hinzufügen, und solche auf den gehegten Zweck anzuwenden suchen.

1208. zahlte das Kloster Walkenried an den Maynzischen Erzbischof Siegfried, für funfzig Husen Acker und Wiesen Tausend Mark Silbers b), die nach dem Leipziger Fuß 12000 Rthlr. betragen.

Rechnet man nun, wie es am gebräuchlichsten war, 30 Morgen auf eine Hufe, so kostete jeder Morgen 8 Rthlr.

Für eben so viel Landes erhielt der Landgraf von Thüringen von dem Kloster 1200 Mark, der Morgen kam also auf $9\frac{1}{3}$ Rthlr.

1259. erkaufte das Kloster Walkenried vom Grafen von Hohnstein vier Husen Landes für 225 Mark c). Der Morgen hievon kostet also nach Leipziger Währung gegen 14 Rthlr.

1300. verkaufte Johannes Bernhardie, ein Bürger zu Göttingen, dem Kloster Walkenried zwei Husen Landes in der Göttingischen Feldmark für 90 Mark Silbers d). Ohne Zweifel ist hiebei nach Göttingischer Währung gehandelt. Da nun aber Herzog Otto durch einen mit dem Magistrat zu Göttingen im Jahre 1429. errichteten Vergleich ausmachte, daß der bisherigen schlechten Münze wegen die Mark hinführo sechs Loth an feinem Silber halten sollte e), so wird solche höchstens nach diesem Werthe hier zu berechnen seyn, und alsdann wäre der Morgen mit 7 Rthlr. nach dem Leipziger Fuß bezahlt.

1305. verkaufte Herzog Albrecht dem genannten Kloster in eben der Feldmark zwei Husen Landes für sechszig Mark, folglich um ein Drittheil wohlfeiler f).

1322. verkaufte Heiso v. Stern dem Kloster eine halbe Hufe Landes in derselben Feldflur für 37 Mark g), also den Morgen für $11\frac{1}{2}$ Rthlr.

1337. überließen die Herren von Grone dem genannten Kloster 22 Mor-

b) Leuckfeld Historische Beschreibung des Klosters Walkenried. S. 402.

c) Leuckfeld Histor. Beschr. des Klosters Walkenried. S. 391.

d) Zeit- und Geschichtbeschreibung der Stadt Göttingen. III. B. 2. B. S. 90.

e) Scheid Codex diplomaticus. Pag. 703. u. 704.

f) Göttingische Zeit- und Geschichtsbeschr. a. a. O. S. 91.

g) Daselbst a. a. O. S. 92.

Morgen Landes für 28 Mark h), hinfolglich den Morgen für nicht volle sechs Thaler.

In der Hamelschen Schattordnung von 1568. ward jeder Morgen Erdgut auf fünf Goldgulden, mithin auf 10 Rthlr. angeschlagen i).

Sollten diese Beispiele mit andern übereinstimmen oder ihnen ähnlich seyn, und das Verhältniß der Geldvermehrung wird bei den jetzigen gewöhnlichen Preisen der Grundstücke neben dem Zinsfuße der älteren und neueren Zeiten in Anschlag gebracht; so glaube ich daraus den Schluß ziehen zu dürfen, daß jetzo weit vortheilhafter, als vormals, Geld in Ländereien angelegt werden kann.

Nicht ohne Anschein ist berechnet worden, daß von 1500. bis 1750. das Geld in Deutschland von $5\frac{3}{7}$ Millionen Thaler bis zu $428\frac{4}{7}$ gestiegen sey, und bloß in der ersteren Hälfte des letztverflossenen Jahrhunderts sich um 145 Millionen vermehrt habe k).

Es bleibt problematisch, ob dieselbe Masse noch vorhanden sey, zugenommen oder sich verringert habe. Gewiß aber ist es wohl, daß der Gang der Circulation geschwinder geworden und noch große Summen in Papiergelde hinzugekommen sind. Wenn demnach ein Morgen Land, der vor dem 16ten Jahrhundert mit 6 bis 12 Rthlr. bezahlt worden, jetzo für 60, 80 oder 100 Rthlr. in gleicher Münzsorte gekauft wird; so bekömmt man ihn in Verhältniß der vermehrten Geldmasse ungleich wohlfeiler, als während des erstgedachten Zeitraums.

Auf der andern Seite hingegen ist die Ertragsnutzung größer. Ich will annehmen, daß der vorhin gedachte sächsische Cammeranschlag zu 10 Procent von dem reinen Ertrage zu verstehen sey: so brachte ein Grundstück, welches für 10 Rthlr. gekauft wurde, 1 Rthlr. ein. Jetzo kauft man nun mit eigenem Gelde ohne besonders eintretende Umstände doch nicht leicht unter 4 Procent des reinen Ertrages. Ein gleiches Grundstück wie jenes, mit 50, 75 oder 100 Rthlr. jetzo bezahlt, gewährt alsdann $1\frac{1}{2}$, 2 oder 3 Rthlr. mehr als dero Zeit, wie es fünf, sieben oder zehn Mahl wohlfeiler war. Da hier nur vom reinen Ertrage die Rede ist, so kann der Unterschied des Lohns und anderer Haushaltskosten dabei nicht in Betracht kommen, die abgehen, ehe

h) Daselbst a. a. O. S. 97.

i) v. Pufendorf Obs. Tom. II. App. Pag. 279.

k) Hannoverisch. Gelehrte Anz. v. 1750. S. 166.

ehe Ueberschuß entsteht; und eben so wenig gehört die Frage zur Beurtheilung des aufgestellten Beweises, ob Besitzer liegender Gründe mit dem von 1 zu 4 vermehrten Nutzungsertrage zur Bestreitung ihrer übrigen Ausgaben eben so weit reichen können, als ihre Vorgänger mit der geringern Summe.

Alle von der Seite veränderte Verhältnisse treffen auch jeden andern. Auf den Ackerbau an sich haben diese Veränderungen nur alsdann nachtheiligen Einfluß, wenn die Produkte des Landhaushalts bei zunehmender Theurung verhältnißmäßig minder hoch steigen, als die unumgänglichen Nothwendigkeiten, welche der Landmann nicht entbehren kann, und kaufen muß, und bei dem Gesinde- und Tagelohn, dessen Erhöhung gleichfalls jenes Verhältniß überschreitet. Der erstere Fall wird selten auf lange Zeit bei einheimischen Artikeln eintreten, weil deren Preise sich vorzüglich mit nach denen zu richten pflegen, worin die Früchte stehen. Leichter könnte durch besondere Umstände eine unverhältnißmäßige Erhöhung des Dienst- und Tagelohns bewürket werden.

Um nun durch einige Beispiele zu zeigen, wie dieses sich in älteren und neueren Zeiten gegen die eingetretene Erhöhung der Fruchtpreise verhalten habe, will ich hier das Steigen der Rockenpreise einrücken, so wie solches in dem mehrgedachten Werke von der Ordnung der Fruchtpreise S. 176 von 25 zu 25 Jahren, für die Hannoverischen Lande, besonders aber für die Fürstenthümer Calenberg, Göttingen und Grubenhagen berechnet worden ist.

Bei der Berechnung aus älteren Zeiten, haben zwar keine aufgezeichnete Marktspreise zum Grunde gelegt werden können. Es ist aber immer auf mehrere verschiedene Umstände gesehen worden, welche das Zutreffende der Ansätze äußerst wahrscheinlich machen.

Hiernach nun war

1200 — 1225	der Preis des Rockens	—	6 pf. für den Hmt.
1225 — 1250	" " " "	—	$6\frac{1}{2}$ " " " "
1250 — 1275	" " " "	—	7 " " " "
1275 — 1300	" " " "	—	$7\frac{1}{2}$ " " " "
1300 — 1325	" " " "	—	8 " " " "
1325 — 1350	" " " "	—	$8\frac{1}{4}$ " " " "
1350 — 1375	" " " "	—	$8\frac{1}{2}$ " " " "
1375 — 1400	" " " "	—	$8\frac{1}{2}$ " " " "

Digitized by Google

1400	—	1425	der Preis des Rockens	—			9	pf.	für	den	Hmt.
1425	—	1450	"	"	"	"	—	10	"	"	"	"
1450	—	1475	"	"	"	"	—	1 ggr.	—	"	"	"
1475	—	1500	"	"	"	"	—	1	"	2	"	"
1500	—	1525	"	"	"	"	—	1	"	4	"	"
1525	—	1550	"	"	"	"	—	2	"	4	"	"
1550	—	1575	"	"	"	"	—	4	"	—	"	"
1575	—	1600	"	"	"	"	—	5	"	8	"	"
1600	—	1625	"	"	"	"	—	6	"	8	"	"
1625	—	1650	"	"	"	"	—	7	"	8	"	"
1650	—	1675	"	"	"	"	—	8	"	4	"	"
1675	—	1700	"	"	"	"	—	10	"	2	"	"
1700	—	1725	"	"	"	"	—	12	"	4	"	"
1725	—	1750	"	"	"	"	—	13	"	4	"	"

Aus den Rockenpreisen zu Nordhausen, diesem großen Kornmarkte zwischen Ober- und Niedersachsen von 1668 bis 1770. ergiebt sich die Gradation ihres Steigens folgendermaaßen:

Vom 1ten Mai

1668	—	1675.	war der Mittelpreis	8 ggr.	für den Schfl.	
1675	—	1700.	" "	13	" "	
1700	—	1725.	" "	16	" "	stand aber öfterer darüber als darunter.
1725	—	1750.	" "	zwischen 16 u. 20	" "	bis 1740 öfterer unter 16, von hier an haltend darüber.
1750	—	1770.	" "	20	" "	

mit Ausnahme der Zeiten, wo die schlechten Münzen im Umlauf wären. Der Preis von 16 ggr. kömmt so selten in dieser Periode vor, daß er als ganz erloschen anzusehen ist 1).

Diese

1) Hannoverisches Magazin von 1771. St. 42. S. 665 u. f. w.

Diese langsame Progression der steigenden Preise läßt mit völliger Gewißheit auf zunehmende Verbesserung des Ackerbaues schließen, ohne welche die Vermehrung des Geldes eben so unglückliche Folgen, wie in Sachsen nach Entdeckung der reichen Bergwerke im funfzehnten Jahrhundert, hervorgebracht haben würde, davon vorhin erwähnt worden. Nichts sichert auch mehr gegen alle Nachtheile, welche aus verminderten Preisen entstehen können, als die Vervielfältigung der Produkte durch gebesserte Bestellungsart m).

Zwischen den Preisen der Früchte und des Viehes war das Verhältniß im neunten Jahrhundert am sonderbarsten. So paradox es zu seyn scheint, daß bei dem damaligen Reichthume an Viehe, dieses verhältnißmäßig theurer war als das Korn; so bezeuget dennoch die Geschichte die Wahrheit hievon. Ein junges Schwein kostete eben so viel als sechs Malter Korn, ein Widder sechs und dreißig Malter, ein Lamm sechs Malter, ein Zugochse sechzig Malter, eine Kuh zwölf Malter.

Nach dem Geldbetrage sind zwar auch jene Preise nur sehr niedrig; denn das Schwein kostete nicht mehr als 8 bis 12 Pfennige, ein Widder 6 Schillinge, also 6 ggr., ein Lamm 2 ggr., ein Zugochse 10 ggr., eine Kuh 2 ggr. n). Die Früchte aber hatten fast gar keinen Werth, wovon die Ursache wohl darin zu suchen ist, daß diese keine Handelsartikel waren, weil ein jeder so viel bauete als er selbst brauchte, und wegen des Mangels an Nachfrage kein Trieb entstehen konnte, mehr als das äußerste Bedürfniß hervorzubringen. Mit Vieh mochte hingegen auswärts hin, wo es mehr daran fehlte und die Bevölkerung größer war, Handel getrieben werden; der Transport war um so leichter, da keinem unterwegs freie Weide versagt werden durfte.

m) Mit welchem gesegneten Erfolge diese in neueren Zeiten angewendet wird, davon liefern ein nachahmungswürdiges Beispiel die Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft, 1. Jahrg. 2tes St. S. 322.

n) Anton ꝛc. S. 420, 421.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neues Hannöverisches Magazin.

45tes Stück.

Freitag, den 5ten Junius 1801.

Mittheilungen aus der Geschichte, in Beziehung auf den deutschen Ackerbau der letztern zehn Jahrhunderte.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1312. ward zu Lüneburg eine Kuh für 4 ßl. oder 4 Gutegroschen nach damaliger Währung verkauft, und ein Schaaf um 4 Witte oder 1 ggr. — Weil nun der Himte Rocken dero Zeit im Mittelpreise 8 pf. kostete, so konnte man also für sechs Himten Rocken eine Kuh kaufen a). Folglich hatte obiges Verzeichniß schon einen beträchtlichen Wechsel erlitten.

Diese Veränderung zeigt sich im funfzehnten Jahrhundert noch merklicher. Von dem damaligen gewöhnlichen Preise des Viehes habe ich zwar keine Nachrichten angetroffen. Zwei Fälle aber, in welchem einem das Vieh außerordentlich wohlfeil verkauft, in dem andern hingegen sehr theuer bezahlt wurde, geben nicht unwahrscheinlichen Grund zu Vermuthungen über den damaligen gebräuchlichen Preis des Viehes.

Erstgedachter wohlfeiler Verkauf ereignete sich bei der Fehde zwischen den Herzogen von Braunschweig und Lüneburg und verschiedenen Städten im Jahre 1467., wie jene eine solche Beute an Vieh machten, daß ein Schaaf für 3 ßl., oder der Göttingischen Währung zufolge für 6 ggr. nach dem Leipziger Fuß, ein jährig. Schwein für 10 ggr., eine Kuh für 14 ggr. und ein gut Pferd für 12 ggr. verkauft wurde b). Zu dies

a) Schomaker Lüneb. Chronik.

b) Rehtmeier Braunschw. Lüneburgische Chronik. 3ter Theil. Seite 746 und 747.

dieser Zeit war der Mittelpreis des Himten Rockens 1 ggr.

Nicht nur in Hinsicht auf diese Preise, sondern überhaupt auch nach dem Verhältnisse der damaligen Zeiten, wurde bei einem sächsischen Begräbnißschmause im Jahr 1495. nachbenanntes Vieh außerordentlich theuer bezahlt, welches man sich aus der damals für Sachsen so unglücklichen schnellen Anhäufung des Geldes erklären muß:

Für einen Ochsen waren in Rechnung gebracht 24 fl., worunter ohne Zweifel Meißnische Gulden zu verstehen sind, weil in dieser Rechnung die Ansätze unter einem Gulden bis zu 19 ggr. gehen.

Da nun diese Groschen einem Zweigroschenstücke von jetziger sächsischen Conventionsmünze gleich kommen c), und auf einen Meißnischen Gulden 21 ggr. gerechnet werden, so betrugen jene 24 Gulden in Conventionsmünze 42 Rthlr. Für zwei Hammel und fünf Lämmer sind berechnet 9 Gulden oder 15 Rthlr. 18 ggr. Conventionsmünze. Für zwei Schweine 12 fl. oder 21 Rthlr. Conventionsmünze. Für zwei Kälber 4 fl. 17 ggr. oder 8 Rthlr. Conv. Münze d).

Daß alles dieses Vieh von der besten Güte und gemästet gewesen, läßt sich der Bestimmung seines Gebrauchs gemäß wohl nicht bezweifeln.

Weder mit der ersteren noch mit der letzteren Gattung von Preisen kommen diejenigen überein, welche im 16ten und 17ten Jahrhundert üblich waren.

Nach der Cellischen Policeiordnung von 1537. sollte das Pfund Fleisch von einem gemästeten Ochsen für 6 pf., das Pfund Schweinefleisch aber für 4 pf. verkauft werden e).

In Herz. Christian Taxordn. von 1621. u. Georg Wilhelms Mark- u. Taxordn. v. 1679 ward der niedrigste Preis eines wohl gemästeten Ochsens zu 16 bis 20 Rthlr. im Einkaufe vorausgesetzt. Der Preis von 30 bis 40 Rthlr. gehörte zu den höchsten und mochte wohl selten vorkommen. Denn letztgedachte Verordnung machte es den Schlächtern ausdrücklich zur Pflicht, daß jeder jährlich zwei oder wenigstens einen Ochsen zu 30 Rthlr. und darüber einkaufen sollte, der vor andern wohl gemästet wäre f).

Das

c) Hunger Geschichte der Abgaben. S. 60.

d) Daselbst. S. 32 u. 33.

e) Hagemann Miscellanen zur Erläuterung des Cellischen Stadtrechts. S. 20.

f) Sammlung von Verordnungen von 1700. S. 184. Lüneb. Landesconst. Cap. IV. Sect. 4. pag. 258. und 259.

Das Pfund Schweinefleiſch, welches in der Taxordnung von 1621. noch zu 1 ggr. angeſetzt ſtand, war 1679. ſchon bis zu 1 ggr. 4 pf. geſtiegen. Verſchiedene vor mir liegende Berechnungen aus mehreren Celliſchen Amtsvogteien, von Kriegesſchaden, welchen die kaiſerlichen und däniſchen Truppen im Jahr 1625. und 1626. veranlaßt haben, enthalten folgende Preiſe:

von einem Ochſen	—	6–10	Thl.
von einer Kuh	—	5– 8	"
von einem Rinde	—	4– 8	"
von einem fetten Schwein		4	"
von einem magern	—	2	"
von Pferden 10 bis höchſtens	—	35	"

Dieſer letzte Preis findet ſich ſelten, die mehrſten bleiben unter 20 Rthlr. ſtehen, obgleich nicht zu vermuthen iſt, daß die Anſätze nach dem geringſten Werthe gemacht ſeyn werden.

Das Pfund Rind- und Kalbfleiſch war in dem Zeitraum von 1685. bis 1780. zu Hannover um 5½ pf. mithin beinahe um die Hälfte des ehemaligen Preiſes geſtiegen g).

Die Butterpreiſe ſind gleichfalls nicht nur für ſolche, die auf ihren Gütern Holländereien halten, ſondern auch für viele geringere Landwirthe, von großem Einfluſſe auf ihr Auskommen.

Ich glaube deshalb die Bemerkung nicht übergehen zu dürfen, daß in der Celliſchen Policeiordnung von 1537. der Preis von 1 Pfunde Tonnenbutter zu 10 bis 11 pf. angeſetzt war h).

In Herzog Chriſtians Taxordnung von 1621. war der geringſte Preis des Einkaufs 1 ggr. 5½ pf. und der höchſte zu 2 ggr. 4½ pf. angenommen worden i).

Keine Veränderung von Preiſen ſcheint mir für den Landmann wohlthätiger zu ſeyn, als die ſeit jenen Zeiten erfolgte Erhöhung der Preiſe des Viehes, die bei allen Artikeln wenigſtens bis auf die Hälfte, und bei vielen weit darüber geſtiegen iſt.

Dieſe Erhöhung pflegt nicht ſo, wie bei Früchten, die Steigerung der Preiſe anderer Bedürfniſſe nach ſich zu ziehen, folglich auf den Landmann wieder zurück zu würken.

Wartung und freie Weide koſten aber nichts mehr und nichts weniger,

g) Hannov. Magazin von 1781. S. 1582.

h) Hagemann Miſcellanen. S. 18.

i) Samml. von Verordnungen v. 1700. pag. 184.

das Vieh mag theuer oder wohlfeil seyn. Folglich sind besonders für Landwirthe aus den geringeren Classen, deren Auskommen davon abhängt, daß sie jährlich ein oder mehrere Stück Vieh verkaufen, gute Preise desselben äußerst wichtig. Alles hiedurch verbesserte Einkommen ist reiner Gewinn, den kein vermehrter Aufwand verkürzet.

Einigen Antheil an den gestiegenen Preisen des Rindviehes hat wohl unstreitig der zugenommene Lederverbrauch. Ohne in sehr entfernte Perioden hinauf zu gehen, findet man schon den Zeitpunkt, wo lederne Schuhe bei weitem nicht so allgemein wie jetzo getragen wurden. Die Göttingischen Statuten aus dem vierzehnten Jahrhundert erwähnen noch, daß es dem Bräutigam erlaubt sey, seiner Braut ein Paar Holzschuhe zu schenken k).

Wie sehr hat sich ferner nicht der Verbrauch des Leders nach Erfindung des Pulvers in dem einzigen Artikel der Patrontaschen für so viele hundert tausend bewaffnete Deutsche vermehrt? Und welche große Menge von Leder erfordert endlich noch das unzählbare neue Fuhrwerk. Es ist daher nicht ungewöhnlich, daß jetzo eine Ochsenhaut so theuer bezahlt wird, als vormals eine Kuh.

Ganz unschätzbar gewinnreich ist aber besonders für die deutsche Landwirthschaft die immer weiter sich ausbreitende Veredelung der Viehearten. Nach einem jahrmäßigen Anschlage verschaffet das Landgestüt den Churhannoverischen Landen eine jährliche Einnahme von mehr als 50000 Rthlr. l) Die in mehreren Gegenden schon sehr weit gediehene Veredelung der Schaafe ist nicht minder wichtig.

Mit Verbesserung der Hornviehearten hat man gleichfalls schon hier und da den Anfang gemacht. Sehr viel mehr kann jedoch noch für sämmtliche Zweige der Viehzucht geschehen, und verdient es gewiß die gröſſte Aufmerksamkeit aller Beförderer der Landwirthschaft die Erhöhung des Werths des Viehes veranlassen zu helfen.

VII.

Vergleichungen über das Tage- und Gesindelohn.

Am Schlusse der Berechnung dessen, was den Ackerbau jetzo in Vergleichung mit früheren Jahrhunderten be-

k) v. Pufend. Obs. Tom. III. App. Pag. 152.

l) Annalen der Braunschw. Lüneburgischen Churlande. 9ter Jahrgang. 1tes Stück. S. 64.

begünstiget, scheint die gesunkene Wage einen Theil des Uebergewichtes durch die seit kurzem eingetretene schnelle Erhöhung des Tage- und Gesindelohns wieder zu verlieren.

Klagen über diese Last des Landhaushalts werden nach aufgehobener Leibeigenschaft jetzo nicht zum ersten Mahle geführt. Verordnungen, die in dem Laufe der letzteren dreihundert Jahre in verschiedenen Epochen erlassen worden sind, beweisen dieses. Der Regel nach ist es ein Merkmal des zugenommenen Wohlstandes, wenn der Tagelöhner und das Gesinde nicht mehr für den alten Lohn dienen wollen. Wie freiwillige Knechtschaft nur aus Mangel an Gelegenheit sich selbst sein Auskommen zu verschaffen entsteht; so wird die Neigung, sich von andern abhängig zu machen, bei Vervielfältigung der Nahrungswege geschwächt.

In den ersten Stadtgesetzen würden Verordnungen wegen des Gesinde- und Tagelohns sehr überflüssig gewesen seyn. Arbeit ward öfterer gesucht als Arbeiter. Die bis zu den Wolken hinan ragenden Thürme, die vielen und weitläuftigen Kirchen, die hohen und breiten Mauern, die noch der Verwüstung widerstehen, wenn man sie nach Jahrhunderten einreißt, und so mannigfaltige andere Steinmassen, welche unser Verwunderung an sich ziehen, sind insgesammt Denkmäler des vormaligen Mangels an ernährenden Beschäftigungen und eines unverhältnißmäßigen Arbeitslohns. Nicht Reichthum, sondern Armuth gab ihnen ihr Daseyn. Sie wurden seltener, so wie die Mannigfaltigkeit der Erwerbsmittel durch Handarbeiten sich vermehrte.

Bei allgemeinen Calamitäten fehlt es nie an solchen, welche als Tagelöhner oder Dienstboten ihren Unterhalt suchen. Nur das größeste aller Uebel, der Krieg, macht hievon eine Ausnahme, weil er die Zahl der Arbeiter verkleinert, ohne überall die Summe der Beschäftigungen zu verringern. Diese leiden in den Ländern am wenigsten und nehmen oft noch zu, welche nicht vom Kriegesfeuer ergriffen werden.

Der Fall trat auch während des letzteren unglücklichen Krieges für verschiedene Gegenden Deutschlands ein. Keine war ganz von Abnahme an Arbeitern frei geblieben. Zugleich aber vermehrten sich in einigen die Beschäftigungen ganz außerordentlich.

Auf verschiedenen großen Handelsplätzen erregte der von dem gewohnten Wege fast völlig weggelenkte Waarenvertrieb eine Thätigkeit, wie man sie zuvor nie gekannt hatte. Der Transport so vieler Güter, die nicht mehr zu Wasser ihre Bestimmung erreichen konnten, veranlaßte, daß das Frachtfuhr-

fuhrwesen eine ungleich größere Zahl von Menschen, und längere Zeit hindurch als sonst beschäftigte; und der anlockende Gewinn der hohen Fruchtpreise munterte zur Erweiterung des Ackerbaues auf, welche wiederum einen Zuwachs von Arbeiten nach sich zog. Da nun mit diesen Umständen, die es den Tagelöhnern und Dienstboten so leicht machten, eine Erhöhung ihres Lohns zu erzwingen, ohne welche auch erstere bei der Theurung der unentbehrlichsten Lebensmittel gar nicht hätten bestehen können, noch ein allgemeines Bestreben nach einem wahren oder eingebildeten Bessersein verbunden war; so konnte der Zeitpunkt unmöglich ausbleiben, wo übertriebene Forderungen jener beiden Menschenclassen bei dem verlegenen Hauswirth Sorgen für die Zukunft erweckten. Aber ob das Verhältniß in diesem Punkte sich wirklich für den Landbauer so nachtheilig verändert haben möge, wie es deren Klagen andeuten, darüber werden nun noch, dem Zwecke der gegenwärtigen Abhandlung gemäß, die Resultate mitzutheilen seyn, worauf die Untersuchungen führen, wodurch ich solches zu erforschen bemühet gewesen bin.

Der äußerst geringe Verdienst des Tagelöhners in ältern Zeiten mußte seine Lage höchst traurig machen. — Noch in dem Zeitraume von 1426 bis 1433, wie der Jacobithurm zu Göttingen erbauet wurde, verdiente der Tagelöhner täglich einen Scherf, m) dessen Werth ungefähr einem halben Pfennig gleich kam. Damals stand nun der Mittelpreis des Rokkens schon auf 10 Pfennig, folglich mußte der Tagelöhner 20 Tage arbeiten, um 1 Himten Rocken zu verdienen.

Mehr als in keiner andern Folgezeit hatte sich sein Zustand gebessert, wie die Nienburger Stadtordnung von 1569 festsetzte, daß einem zum Graben oder Dröschen genommenen Tagelöhner, der freie Kost erhielt, im Sommer 1 ggr. und im Winter 8 Pfennig gegeben werden sollte.

Für einen Strohschneider, der von Morgens 4, bis Abends 6 Uhr arbeitete, wurden 1 ggr. 4 pf. bestimmt. Eine Frau aber, welche im Flachse oder sonst außerhalb der Erndte arbeitete, sollte mit 8 pf. bezahlt werden.

Die Taxe der Senser (Mäher) betrug 2 ggr. und der Binder 1 ggr. 4 pf. n)

m) Zeit- und Geschichtsbeschreib. der Stadt Göttingen. 3. B. S. 19.
n) v. Pufendorf Obs. Tom. II. App. Pag. 335.

(Der Schluß folgt.)

Das

Das Neueste vom Dalai-Lama.

Eine der auffallendsten Religionen ist unstreitig die Verehrung des Dalai-Lama, welcher bekanntlich Gott und Kaiser der Thibetaner zugleich ist. Herr Meiners a) rechnet seinen Dienst unter diejenigen, welche aus dem Glauben ihren Ursprung nehmen, daß Götter oder göttliche Geister in gewissen Menschen wohnen. Man weiß, wie gesucht unter seinen Verehrern gewisse Confitüren sind, welche seine Priester von einem höchst wohlfeilen Material verfertigen, das die Ehrbarkeit zu nennen verbietet, und sehr theuer verkaufen.

Der englische Capitain Turner erzählt in seiner Gesandtschaftsreise nach Thibet an den Hof dieses kaiserlichen Abgotts das Neueste von ihm, was er in seiner Audienz bemerken konnte.

„Die Scene, in welcher ich jetzt „eine Rolle spielen sollte, war, „so unbedeutend und abgeschmackt „sie einigen auch scheinen mag, „mir doch zu neu und außerordentlich, als daß sie nicht meine „genaue Aufmerksamkeit, und „folglich auch selbst ins Kleinliche gehende Beobachtungen hätte „in Anspruch nehmen sollen."

„Teschu-lama (Teschoo-Lama) war gerade 18 Monate „alt. Er konnte zwar noch kein „Wort sprechen; aber seine Zeichen waren voll Ausdruck und „er benahm sich mit einem Anstande und einer Würde, welche „in Erstaunen setzte. Seine Gesichtsfarbe war braunröthlich. „Seine Bildung gut. Er hatte „kleine schwarze Augen und verrieth viel Lebhaftigkeit. Alles „zusammen genommen schien er „mir eines von den hübschesten „Kindern, die ich je sah."

„Seine Mutter, welche neben „ihm stand, schien etwa 25 Jahr „alt zu seyn. Sie war klein „von Wuchs, aber, ungeachtet „ihres ächt tatarischen Ansehens, „ganz hübsch. Ihre Gesichtsfarbe war etwas dunkler als die „ihres Sohnes. Regelmäßige „Züge, schwarze Augen und etwas „Eigenthümliches hatte sie, welches „Frauenzimmer von Stande in „Thibet besonders unterscheidet. „Die Winkel der Augenlieder waren mit Hülfe der Kunst, so „weit als möglich, gegen die „Schläfen ausgedehnt. Ihr Haar „war schwarz, aber wegen der grossen Verschwendung von Zierra-

„then,

a) Grundriß der Geschichte aller Religionen. 2te Aufl. Lemgo 1787. S. 50.

„then, welche es bedeckten und in „Perlen, Rubinen, Schmaragden „und Korallen bestanden, kaum „sichtbar. Ihre Ohren waren „mit Perlen und Goldkügelchen, „untermischt mit einigen Rubinen, „ausgeschmückt. Kränze von grös„seren Edelsteinen, unter welchen „Balas-Rubinen b), Lapis-La„zuli c), Bernstein und Korallen „waren, hiengen in zahlreichen „Schnüren um ihren Nacken, ei„ner unter dem andern bis unter „dem Unterleib. Ihr Kleid war „dicht um den Nacken zugeknöpft. „Um den Unterleib umschloß es „ein Gürtel, welcher mit einer „goldenen Schnalle, die einen „mächtigen Rubin in der Mitte „hatte, befestigt war. Ein gra„natrothes Shawl mit weißen „Sternen durchwirkt vollendete „ihren Anzug, welcher bis auf „die Knie herabgieng. Auch trug „sie Halbstiefeln." —

„Gyap, der Vater des Lama, „trug ein Kleid von gelbem Atlas, „mit Gold durchwirkt und mit „dem Drachen als Reichswappen „heraldisch ausgeschmückt. Unsere „Unterhaltung war sehr beschränkt. „Des Lama Vater sagte, daß er „Anweisung von Teschu-Lumbu „(Teschoo-Loomboo) habe, mich „vier Tage zu bewirthen und er „nöthigte mich so ernstlich, auf „seine Verantwortung noch einen „Tag länger zu bleiben, daß ich „diese Einladung nicht ablehnen „konnte." —

b) Fr. Rubis Balais: eine seltene Art blasser oder ganz weißer Rubinen von dem Königreiche Balassin in Ostindien, wo sie zuerst gefunden worden. — Ein weißer Rubin möchte aber wohl einen Widerspruch in sich schliessen; daher es wohl richtiger ist, daß der Rubin-Balas blaßroth und rosenfarbig sey. Der Rubin ist bekanntlich ein durchsichtiger Edelstein, welcher nach dem Diamant am meisten geschätzt wird und sehr hart ist. Wenn er hochroth ist, nennt man ihn Carfunkel oder Almandin; violettroth Rubinspinell; gelbroth Rubicell. Er wird am schönsten auf der Insel Ceylon und in Calecut angetroffen, daher man den orientalischen und occidentalischen Rubin unterscheidet. Er läßt sich nicht gut vieleckig und in Rosen schleifen. In Böhmen und Schlesien finden sich Rubine in rothen Kieselsteinen. Einer der größten und kostbarsten war sonst in Venedig in der Krone des Doge, welcher auf 100,000 Kronthaler geschätzt wurde. Siehe Köhlers Reisklugheit für junge Gelehrte, herausgegeben von Kinderling, 2ter Theil, Seite 798. Die ganz durchsichtigen Edelsteine machen bekanntlich die schönste Art, und den Schmuck der Tatarischen Schönen möchte wohl manche Kaiserin beneiden.

c) Lasurstein oder Azurstein, gehört zu den dunkeln, d. i. undurchsichtigen Edelsteinen, und ist von einer hohen, schönen blauen Farbe mit goldenen Punkten. S. Köhler a. a. O. S. 791.

Hannöveriſches Magazin.

46tes Stück.

Montag, den 8ten Junius 1801.

Mittheilungen aus der Geſchichte, in Beziehung auf den deutſchen Ackerbau der letzteren zehn Jahrhunderte.

(Schluß.)

In jener Epoche war der Mittelpreis vom Rocken 4 ggr. Ein gewöhnlicher Tagelöhner konnte alſo neben freier Koſt in 4 Sommertagen 1 Himten Rocken verdienen.

Alle nachherigen Veränderungen im Tagelohn fielen zum Vortheil der Ländereigenthümer aus. Herzogs Chriſtian Taxordnung von 1621 ertheilte S. 71. die Vorſchrift, daß den gemeinen Tagelöhnern, wenn es Mannsperſonen wären, ohne Unterſchied der Arbeit, bei freier Speiſung, an Sommertagen 1 ggr. 4 pf., ohne Eſſen und Trinken aber 2 ggr. 8 pf., im Winter zu dem Eſſen 1 ggr., ohne Eſſen aber 2 ggr.; einem Korn- und Grasmäher hingegen nebſt Eſſen und Trinken jeden Tag 2 ggr. 8 pf. gegeben werden, die Weibsperſonen hingegen ſich nebſt Eſſen und Trinken mit 1 ggr. jeden Tag begnügen laſſen ſollten. a) Um dieſe Zeit koſtete 1 Hmt. Rocken, zum Mittelpreiſe gerechnet, bereits 6 ggr. 8 pf. Der Tagelöhner hatte folglich bei dem Genuſſe der freien Koſt 5 Tage nöthig, um einen Himten Rocken zu verdienen.

Der Ländereigenthümer gewann demnach gegen die vormaligen Zeiten auf jeden Himten Rocken, den er für Taglohn ausgab, ein Tagewerk.

Bei dem fortſchreitenden Steigen der Kornpreiſe nahm dieſer Gewinn des Landeigenthümers immer zu, je länger die alte Taxe des Tagelöhners unverändert blieb. Lange war ſchon der Mittelpreis des Korns über 12 ggr. hinaus, wie der Tagelöhner mit

a) Sammlung von Verordnungen von 1700. pag. 197.

Essen 2 ggr. und ohne Essen 4 ggr. erhielt. In dem Verhältniß nun mußte der Tagelöhner, welcher beköstigt wurde, bei dem Rockenpreise von 12 ggr. 6 Tage arbeiten, ehe er einen Himten Rocken verdienen konnte.

Die Landwirthe erhielten dagegen 6 Tage Arbeit für einen Himten Rocken, der im 16ten Jahrhundert nur zur Bezahlung von 4 Tagewerken hinreichte.

Noch größer ward ihr Vortheil, wie ohne Kost das Tagelohn 4 ggr. und der Mittelpreis des Rockens 16 ggr. betrug, weil hiebei die ganze Beköstigung erspart wurde.

Auch da, wo das Tagelohn bis zu 6 ggr. in Zeiten gestiegen ist, wo der Himten Rocken 1 Thlr. kostete, blieb noch dasselbe Verhältniß bestehen. Ich zweifle aber, daß irgendwo anhaltend auf dem Lande das Tagelohn höher hinauf gegangen seyn werde.

Im Schleswigschen betrug es 4, 5 bis 6 ggr., wie im Jahre 1799 zu Hamburg und Lübeck der Himten Rocken über 1 Thlr. kostete. b)

Im Churſächsischen, wo die Rockenpreise gewöhnlich etwas niedriger zu stehen pflegen, war zu eben der Zeit das gewöhnliche Tagelohn bis zur Aerndte 2 ggr. und in der Kornärndte 3 ggr. c)

Da nun die freie Beköstigung dem halben Tagelohn gleich geachtet zu werden pflegt, so stand also auch dort das gewöhnliche Tagelohn auf 4 ggr. und in der Aerndte auf 6 ggr.

Mir scheinen daher Klagen über die bisherige Erhöhung des Tagelohns auf dem Lande, mit vorherigen Zeiten verglichen, sehr ungerecht zu seyn, obgleich ich zugebe, daß solche, über fast gänzlichen Mangel an Tagelöhnern, wohl in manchen Gegenden gegründet seyn mögen. d)

Das unverhältnißmäßig gestiegene Gesindelohn ist dagegen allerdings drückend für den Ackerbau. Die Churſächsische Landesordnung von 1482 bestimmte zum jährlichen Lohn:

Für einen Pflugtreiber 4 Schock neuer Groschen oder 10 Rthlr., welche in Conventionsgelde 20 Rthlr. betragen.

Für

b) Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft. 1ster Jahrgang. 1stes Stück. S. 245.

c) Ueber den Mangel an Gesinde und Arbeitsleuten, von einem Churſachsen. S. 7.

d) Ebendaselbst S. 8.

Für eine groſse Magd 1 Schock 20 ggr. oder 3 Rthlr. 8 ggr., welche nach dem Conventionsfuß 6 Thl. 16 ggr. machen.

Für eine andere Magd 1 Schock 10 ggr. oder 2 Thl. 22 ggr., die in Conventionsmünze 5 Thl. 20 ggr. bringen.

Die Churſächſiſche Polizeiordnung von 1651 und 1661 beſtimmte zum jährlichen Lohn:

Für einen Enken 6, 7 bis 9 Gülden; der höchſte Lohn war alſo 7 Thlr. 21 ggr., und da 1661 der Zinnaiſche Fuß eingeführt worden, ſind dafür in Convent. Münze ungefähr zu rechnen 16 Thlr. 22 ggr.

Für eine groſse Magd 4, 5 bis 6 Gülden; der höchſte Lohn betrug alſo 5 Thlr. 6 ggr., oder nach dem Conventionsfuß ungefähr 10 Thlr. 22 ggr.

Für eine Mittelmagd 3, 4 bis 5½ Gülden; der höchſte Lohn war folglich 4 Thlr. 9 ggr., oder nach dem Conventionsfuß ungefähr 8 Thlr. 16 ggr. e)

Im Jahre 1799 zahlte aber der Bauer daſelbſt einem Knechte 30 Thl. und einer Magd 26 Thl. Lohn. f)

Es iſt folglich in Sachſen ſeit 1661 das Knechtslohn beinahe verdoppelt, und das Lohn der Mägde über die Hälfte erhöhet worden. Anderwärts hat es damit ähnliche Bewandniß. Im Schleswigſchen war der Lohn ſeit 10 Jahren um ein Drittheil geſtiegen. Für einen Knecht betrug ſolcher 1799 im Durchſchnitt 26 bis 30 Thlr. und für eine Magd 14 bis 16 Thlr. g) In mehrern andern Gegenden von Niederſachſen wurden noch höhere Forderungen gemacht und bewilligt.

Wenn nun gleich ſeit der Mitte des 17ten Jahrhunderts auch die Fruchtpreiſe um die Hälfte geſtiegen ſind, ſo zieht doch der Landmann hievon nicht allen Gewinn, weil er die Bedürfniſſe, die er aufzukaufen genöthiget iſt, ebenfalls theurer wie vormals bezahlen muß; mithin leidet dann unläugbar das Verhältniß ſeiner Vortheile durch den geſtiegenen Geſindelohn.

In ſo fern der Krieg eine mitwirkende Urſache der Erhöhung des Tage- und Geſindelohns geweſen iſt, läßt ſich wohl erwarten, daß nach hergeſtelltem Frieden die weitere Steigerung aufhören, und wenn nicht neue Umſtände es verhindern, der Lohn wieder etwas ſinken werde.

e) Hunger Geſchichte der Abgaben. S. 55. und 56.

f) Ueber den Mangel an Geſinde. S. 6.

g) Annalen der Niederſächſ. Landwirthſchaft. 1. St. S. 245.

Zu den wünschenswerthen und glücklichen Veranlassungen der Fortdauer eines hohen Lohns, gehört die Erweiterung des Ackerbaues, welche die Theilung der Gemeinheiten mit so vieler Sicherheit verspricht. Jede Ausdehnung des Ackerbaues vermehrt natürlich die Summe der Arbeiten, und hievon pflegt gewöhnlich Erhöhung des Tagelohns Folge zu seyn.

In Chursachsen wird jene Ursache als ein Grund des zunehmenden Mangels der Tagelöhner und der Dienstboten mit angesehen. h) Auch im Osnabrückschen hat sich beides mit einander vereinigt gezeigt, wie man dort die Landescultur durch Heuerlinge zu erweitern gesucht hat. — Gleiche Wirkung ist im Schleswigschen bemerkt worden, seitdem daselbst die Verordnung Statt findet, daß den Köthnern und Häuslern Land aus der Gemeinheit angewiesen werden muß. i)

Eben hiedurch aber wird der nächsten Generation neuer Zuwachs an Arbeitern gesichert, weil solche Besitzungen das frühe Heirathen befördern, jedoch nicht hinreichend sind, ganze Familien zu beschäftigen.

Ueberhaupt hat das Tagelohn gewisse Gränzen, die nie lange überschritten werden können. Der Arbeiter muß nothwendig so viel verdienen, als erforderlich ist, um mit den Seinigen davon zu leben. Unter diesen Ertrag darf daher der Lohn nicht fallen. Steht hingegen derselbe mit dem Auskommen im Gleichgewichte, und der Umlauf des vorhandenen Geldes hat den höchsten Grad der Geschwindigkeit erreicht; so kann ohne dessen Zunahme der Lohn nicht steigen, weil man sonst die Summe der Arbeiter zu verringern genöthigt seyn würde, und bei abnehmender Nachfrage der Tagelöhner sich gezwungen sieht, mit einem Verdienst zufrieden zu seyn, der ihm sein Auskommen gewährt.

Schwerer ist es, das Gesindelohn immer in einem natürlichen Verhältnisse zu erhalten. Der mehrentheils verheirathete Tagelöhner muß eher der Nothwendigkeit nachgeben, sich mit dem Erwerbe des genauesten Unterhalts an dem gewählten Orte der Niederlassung zu begnügen, als ledige Personen, die mit gesunden Händen überall ihr Fortkommen zu finden wissen. Er behilft sich auch leichter, wie diese, weil er selbst für sein täglich s Brod sorgen muß, und die Wahl der Domestiken ist weniger gleichgültig, als die der Tagelöhner; daher denn viele Herrschaften nur gar zu geneigt sind, selbst unbillige Forderungen

h) Ueber den Mangel an Gesinde, vom einem Chursachsen. S. 50. ꝛc.
i) Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft. 1ster Jahrgang, 1stes St. S. 243. und 245.

gen brauchbarer Domestiken zu befriedigen, oder ihnen wohl gar mit dem Anerbieten eines höhern Lohns zuvorzukommen, um sich entweder ihres fernern Dienstes zu versichern, oder sie andern abwendig zu machen, woraus sehr bald die natürliche Folge entsteht, daß keiner sich von der bewilligten Zulage ausschließen darf, dem daran gelegen ist, immerwährenden Wechsel mit schlechten Dienstboten zu vermeiden. Gesetze können nun zwar diesem Uebel wohl Einhalt thun, besonders wenn auch Herrschaften bestraft werden, die ihre Vorschriften übertreten.

Doch scheint es mir nicht rathsam zu seyn, daß sich solche weiter in die Sache mischen, als, um offenbare Mißbräuche abzustellen, unter welchen die Anweisung gewisser besäeter Felder zum Lohn, oder dessen Entrichtung in Früchten, den ersten Platz mit einnimmt. Hingegen halte ich es für bedenklich, durch Erhöhung der persönlichen Abgaben der Häuslinge, besonders da, wo Veredlung der Landesprodukte ihr vornehmstes Gewerbe ausmacht, sie zu nöthigen, bei andern in Dienst zu treten.

Die Abgabe kann nicht wirken, so lange sie die Möglichkeit nicht aufhebt, von dem Gewerbe ein nothdürftiges Auskommen zu gewinnen. Unter diesem Grade würde sie also ohne Nutzen für den Zweck, die Lasten der nothwendig zu verschonenden niedrigsten Volksclasse erschweren. Eine Erhöhung der Abgabe aber bis auf den Punkt, daß dabei die Fortsetzung des Gewerbes nicht bestehen könnte, brächte leicht das Land in Gefahr, den Gewinn der Veredlung seiner Produkte andern überlassen zu müssen, und alle fleißige Arbeiter, die keine Neigung haben, Dienstboten zu werden, oder vergeblich sich hierum bemühen, mit den täglich sich erneuernden Früchten ihrer nie ruhenden Industrie auswandern zu sehen.

Weit zuträglicher ist der Gebrauch solcher Mittel, welche Arbeitsamkeit beleben, und der Bevölkerung aufhelfen; wo diese nicht gestört werden, da zieht sich alles von selbst in ein zuträgliches Gleichgewicht. Sollte indessen auch das nicht erst geschaffene, vielmehr bloß wieder erweckte Uebel der unmäßigen Ansprüche der Dienstboten nie ganz vertilgt, sondern nur in gewisse Schranken zurück gebracht werden können; so wird doch dessen Last unter dem Gefühle der großen Vortheile, welche der deutsche Ackerbau in neuern Zeiten gewonnen hat, sich leicht verlieren, und die weitere Entwickelung seines Aufblühens nicht zurück halten.

Gefährlichere Feinde sind für ihn Krieg und Erschütterung in den Grundlagen der Staatsverfassung. Daß keines von beiden jemals den

Se-

Segen, welchen die Natur uns zuwendet, und der Fleiß ihr abgewinnt, vergiften oder vernichten möge, dahin muß jeder biedere Deutsche alle seine Wünsche und sein ganzes Bestreben gerichtet seyn lassen.

Der Wasserfall Trollhätta in Schweden.

(Aus den Bref till en van under en Resa i Landsorterna. Stockholm. 1800. 8. p. 117. f.)

den 20. August 1799.

— ingenti motu stupefactus aquarum —

Virg.

Ich habe eine Reise nach der berühmten Trollhätta gemacht, theuerster Freund, und du wirst gewiß einen Brief von diesem merkwürdigen Orte mit Vergnügen lesen. Besonders merkwürdig ist diese Stelle in den letzten Jahren durch die kühne Unternehmung geworden, die für die schwedische Nation gleich ehrenvoll und vortheilhaft, und ein außerordentlicher Beweis von der Macht menschlicher Kräfte und Unternehmungen ist. In einer Strecke von mehr als einer Viertelmeile durch harte Klippen für die stürmende Fluth einen neuen Weg zu eröffnen, ist ein Gedanke, welcher in Erstaunen setzt und abschreckt. Und dennoch ist diese herkulische Arbeit jetzt ihrem Ende nahe, und wird bald ihre Unternehmer für die darauf verwandten Kosten und Mühe belohnen.

Meine älteste Schwester und mein Schwager wohnen nicht weit von der Trollhätta, und ich konnte also letztere in ihrer Gesellschaft besuchen. Zugleich gewährte mir dieses das Vergnügen der Gesellschaft meines Vaters, meiner Tante und jüngern Schwester. Auch zwei Freundinnen, welche mir fest versprochen hatten, mich, so lange ich zu Hause zubringen würde, nicht zu verlassen, folgten mir auf dieser Reise wie meine Schutzengel.

Nachdem wir bei meiner Schwester zu Mittage gespeist hatten, ruderten wir über die majestätische Götha-Elf, — die Furcht der Damen hinderte mich daran, dem Fluß hinauf bis zur Trollhätta zu rudern — und stiegen am andern Ufer in unsere Kaleschen. Ich saß nun in stiller Erwartung, und ließ meine Seele auf Flügeln der Einbildungskraft gleichsam voraus hinfliegen. Der schöne Anblick einer reichen und pittoresken Landschaft, die von den prächtigen Halle- und Hunnebergen bekränzt wird, ging für mich ganz verloren; denn meine ganze Aufmerksamkeit war auf das große Phänomen gerichtet, welches ich jetzt sehen

hen sollte. Ich war, so zu sagen, in mich selbst verschlossen, und hatte für die mich zunächst umgebenden Auftritte weder Sinn noch Gefühl.

Jedoch wurde ich nach und nach, so wie ich mich der Trollhätta näherte, aus diesen angenehmen Träumen meiner Einbildungskraft geweckt. Bald hörten wir die donnernde Explosion der Sprengarbeit im Kanal, und ein dumpfes Getöse, wie das Sausen eines in der Ferne vorüberziehenden Regenschauers, welches immer näher kam, und die Empfindungen in eine düstere und heilige Bestürzung umstimmte. Nun aber wurde meine Aufmerksamkeit von einem Nebel gefesselt, welcher von dem rauschenden Wasser in die verdunkelte Atmosphäre aufstieg. Welcher entzückende Anblick! Das Spiel der Sonnenstrahlen in den unmerklichen Wassertheilchen zauberte alle Farben hervor, und die eine Hälfte des Himmelsgewölbes war gleichsam mit Gold und Perlen bestreut. Dieses war aber ein bloßer Schatten der gröſsern Wunderscenen, welche sich weiter hin darboten.

Wir kamen bei dem Fall an. Ich wage es nicht, ein Gemälde davon zu versuchen. Bloß eine unvollkommene Zeichnung ist es, die ich geben kann. Ein großer majestätischer Fluß, welcher den ihm von der Natur in den Weg gelegten Hindernissen trotzt, stürzt sich über hohe unbewegliche Felsenmassen hervor, rauscht mit einer gefährlichen Schnelligkeit durch die neuen Wege, die ihm die Kunst gebahnt hat, sucht das Gleichgewicht, welches ihm physische Gesetze vorschreiben, und fließt dann fort, zwar ruhiger, aber noch schäumend vor Wuth über den Widerstand, den er auf seiner siegenden Bahn erfahren hat. — Stelle dir diesen schauderhaft schönen Schauplatz von einer wilden und öden Natur, welche alles Angenehme abgelegt zu haben scheint, um die Aufmerksamkeit des Zuschauers nicht zu theilen, umgeben, vor. Denk' dir eine Menge Menschen, die von allen Orten her versammelt, dort zwischen den Klippen stehen, und mit anbetender Bewunderung dieses Wunderwerk — das schönste und erstaunenswürdigste, was die Natur nur aufzuweisen vermag — betrachten; höre in Gedanken das Geräusch der brausenden Kataraкten, sieh ihren Kampf, ihr mächtiges Streben gegen ihre gemeinschaftlichen Hindernisse, und endlich ihre Vereinigung in dem bodenlosen Abgrunde, welcher diese ungeheure Menge Wasser zu verschlingen scheint — und du wirst dir doch nur einen schwachen Begriff von den Gefühlen machen können, welche in diesem Augenblick das Herz deines Freundes erfüllten. Nur konnte ich diesem schönen Phänomen nicht gleich alle Aufmerksamkeit widmen, die es verdiente. Einige von der Gesellschaft schlugen vor, zuerst den Kanal und die Arbeit an den neuen Schleusen zu besehen, und uns auf dem Rückwege länger beim Fall aufzuhalten, welcher

ein

ein ungestörteres und nachdenkenderes Anschauen erfordere. Dieses geschah. Wir folgten dem neuen Kanal bis nach Akershvaß, wo er sich endigt, und gingen nachher denselben Weg zurück. Die Steinmassen, welche man hier überall sieht, zeugen von der unglaublichen Arbeit, die bei diesem Kanal angewandt worden; und eine über 15 Ellen hohe Klippe, welche durchgesprengt und in eine Schleuse verwandelt ist, steht als ein ewiges Denkmal dieser fast übernatürlichen Unternehmung da. — Als wir zurück kamen, ging es bereits stark auf den Abend. Die Sonne näherte sich ihrem Untergange, und ihre schiefen Strahlen brachen sich an den schäumenden Kaskaden. Wir stiegen die Klippen hinauf, und ich verfolgte mit den Augen den herabstürzenden Strom. Welche unermeßliche Wassersäule, bester Freund! so viele Jahre, so manche Jahrhunderte — und noch immer dieser unerschöpfliche Vorrath! — noch immer dasselbe Schauspiel! Ich hatte hier ein wahres, ein lebendiges Bild der Ewigkeit. So, dachte ich, stürzt sich die Fluth der Zeit unaufhörlich in deren Schooß, unaufhörlich gleich reich an Ereignissen, welche in Vergessenheit begraben werden, und in den unermeßlichen Räumen ihrer Ausdehnung verschwinden.

Diese Vorstellung, welche sich mehr und mehr meiner Phantasie aufdrang, erfüllte meine Brust mit einer schwermüthigen Unruhe, und machte meine Empfindungsorgane doppelt reizbar für die Eindrücke, welche sie von allen Seiten bestürmten. Durch die gewaltsamen Erschütterungen, welche dadurch im Innersten meines Herzens verursacht wurden, entkräftet, sank ich auf die Klippe hin und ließ meiner Einbildungskraft freien Spielraum. Du kannst denken, daß diese den Gebrauch dieser Freiheit nicht versäumte. Gott weiß, wann ich wieder zu mir selbst gekommen seyn würde, wenn nicht meine Freunde mich mit sich ins Wirthshaus genommen hätten, wo ein artiges Souper meine Sinne in gehörige Ordnung brachte, und die vor meiner Seele schwebenden sonderbaren Bilder zerstreute.

Es war etwas über 9 Uhr, als wir uns auf den Rückweg begaben. Die Sonne war kurz vorher untergegangen, und der Wiederschein von ihren Stralen vergoldete noch die Wolken am westlichen Horizonte. Ein gelinder Wind wiegte die kühlende Abendluft, mit deren Strom der Laut von dem melancholischen Geräusche des Flusses zu unsern Ohren drang. Welcher feierliche Contrast mit der tiefen Stille, welche uns auf allen Seiten umgab! und die Aussichten um mich her, und meine geliebte Gesellschaft, und jede Empfindung in meinem Herzen, der Natur und der Liebe gewidmet! O, ich lehnte mich mit schwärmender Bewegung an meine gute Schwester, welche neben mir saß, legte ihre Hand auf mein klopfendes Herz, und sang schluchzend Kellgrens göttliches Lied: Snart at hvalfvets vestra Sida etc. (Bald an der westlichen Seite des Gewölbes ꝛc.)

Hannöverisches Magazin.

47tes Stück.

Freitag, den 12ten Junius 1801.

Ueber die Armenanstalten beim Rehburger Gesundbrunnen.

Sind langwierige Krankheiten und Gebrechen des Körpers immer um so drückender, je weniger die Vermögensumstände eines Menschen es ihm gestatten, Hülfe dagegen zu suchen, so verdienen es die Unglücklichen, die das vereinte harte Loos der Krankheit und Dürftigkeit trifft, allerdings, daß bei öffentlichen Anstalten, wo der Wohlhabende Freiheit von Schmerzen und neue Gesundheit erlangen kann, auch auf sie besondere Rücksicht genommen werde. Für das allgemeine Wohl ist es immer schon von Wichtigkeit, wenn die arbeitende Menschenklasse einen Zuwachs bekömmt; wenn Mehrere in den Zustand gesetzt werden, als Väter und Mütter für die Ihrigen sorgen zu können; wenn durch Eines Genesung oft die Ernährung einer ganzen Familie den Mitbürgern erspart wird.

Vielleicht ist aber an keinem Orte, wo die Natur eine heilbringende Quelle bereitet hat, die, als Brunnen getrunken, oder als Bad gebraucht, wohlthätig für die menschliche Gesundheit wirkt, so viel für die Nothleidenden im Volke gethan, als zu Rehburg. Und es ist wohl nicht überflüßig, gerade diese Anstalten zu der Kenntniß des größern Publikums zu bringen, um dadurch manchen bisher noch obgewalteten Mißverständnissen vorzubeugen, indem mancher nicht weiß, wozu das, was er unter Umständen beizutragen nicht ändern kann, verwendet wird, zugleich aber auch manche, mit Unbilligkeit gefällte Urtheile zu widerlegen.

Durch eine wahrhaft huldreiche und menschenfreundliche Vorsorge und Verwendung der Königl. Cammer *) zu Hannover, ist für arme Kranke, die mit solchen Uebeln, denen das hiesige Bad abhelfen kann, behaftet sind, — als: Gicht, Lähmungen, Verstopfung der Eingeweide und des Unterleibes, Ausschläge, Zittern der Glieder u. s. w. — in der That viel gethan.

*) Die Direction der Brunnen- und Badeanstalten zu Rehburg ist neuerlich dem Oberhofbau- und Gartendepartement von Sr. Königl. Maj. beigelegt.

chan. Es sind Baracken für sie erbauet, ein Haus, das gegen 40 Kammern enthält, die immer geräumig genug sind, um allenfalls zwei oder mehr Personen aufnehmen zu können.

Dem Brunnenarzt und Chirurgus ist ihre Besorgung übertragen, und sie erhalten nicht nur die benöthigten warmen Bäder und Douschen, sondern auch die von dem Arzte für sie verschriebene Arznei frei und unentgeldlich. Die einzige, ihrentwegen gemachte Bedingung ist die: daß sie nicht eher, als in der Mitte des Monats August sich beim Brunnen einfinden sollen, weil in den vorhergehenden Monaten der Zufluß der Fremden zu groß ist, so daß es dem Arzte unmöglich fallen würde, ihnen die benöthigten Bäder zu verschaffen. Alsdann aber wird auch jeder arme Kranke aufgenommen, der eine gerichtliche Bescheinigung seiner dürftigen Umstände, die ihm nicht gestatten, das Bad auf eigene Kosten zu gebrauchen, mitbringt und dem Brunnenarzte behändigt, wenn sich dieser vom Gebrauch des Bades Nutzen für ihn verspricht; und in dem Falle erlaubt es selbst die Königl. Regierung huldreich, daß gebrechlichen Personen, die keine andere Gelegenheit zur Reise finden können, ein freier Platz auf dem Postwagen gegeben werde.

Ob nun diese, an sich wohlthätige Verfügung nicht hin und wieder von einzelnen Personen gemißbraucht werde, wenn diejenigen, die die Scheine ertheilen, oder gerichtlich attestiren, mit den Umständen derselben nicht bekannt genug sind, läßt sich freilich nicht bestimmen, da man beim Brunnen selbst einer solchen gerichtlichen Bescheinigung Glauben beimessen muß. Inzwischen kann man nicht umhin, hier folgende Wünsche zu äußern:

1) Daß diejenigen, die ein solches Testimonium paupertatis ertheilen, den Zustand des Kranken untersuchen, oder ihn zuvor anhalten möchten, das Urtheil eines Arztes oder Chirurgus einzuholen, ob der Gebrauch des Bades seinen Gesundheitsumständen angemessen sey und Genesung hoffen lasse; auch bei diesen, wo möglich, um einen kurzen Krankheitsbericht, mit Anzeige dessen, was bisher etwa gebraucht worden, nachzusuchen; weil es so oft der Fall ist, daß Menschen, deren Schaden sehr veraltet sind, und den Körper ausgemergelt haben, oder gar Schwind- und Wassersüchtige, bei denen das Bad ihr Ende nur beschleunigen würde, zur Cur hieher geschickt werden, die dann der Armencasse nur zur Last fallen, um sie der vergeblichen Reisekosten wegen zu entschädigen.

2) Daß in jenen Bescheinigungen bestimmt gesagt werden möchte, ob der Kranke seiner Vermögensumstände wegen bloß zu freier Kur, oder

oder auch zur Theilnahme an den Almosen empfohlen werde, weil sonst den eigentlich Nothleidenden das, was sie so sehr bedürfen, entzogen wird, wenn andere, die dessen entbehren könnten, Theil daran nehmen.

3) Daß den hieher zu sendenden Armen einige Beihülfe aus der Armencasse des Orts, oder durch anderweitige Unterstützung geleistet werden möchte; indem manche in dem guten Zutrauen kommen, daß während ihres hiesigen Aufenthalts auch für ihren Lebensunterhalt gesorgt werden würde, sich auch wohl auf die Versicherung des Predigers oder Beamten, der ihnen das Certificat ertheilte, berufen, wenn sie sich in dieser Erwartung getäuscht sehen.

Die Erfüllung dieser Wünsche wird unstreitig vieles beitragen, den hiesigen Armenanstalten immer mehr Vollkommenheit zu geben, und besonders den eigentlich Nothleidenden desto thätigere Unterstützung angedeihen lassen zu können. Denn so schätzbar die Wohlthat auch ist, wenn der arme Kranke, der vielleicht Jahre lang empfindliche Schmerzen geduldet hat, und bei dem Unvermögen zu arbeiten, mit den Seinen immer tiefer in Dürftigkeit gesunken ist, völlig unentgeldliche Hülfe finden, und heitern Muthes in die Arme der Seinen zurückkehren kann, so würde doch manchen die trübe Aussicht, daß er nicht wüßte, wovon er während der Kurzeit leben, an einem Orte leben sollte, wo die Preise der nöthigsten Bedürfnisse immer etwas höher, als gewöhnlich, sind, und den Umständen nach seyn müssen, abschrecken, eine oft entfernte Reise zu unternehmen, wenn er nicht hoffen dürfte, auch anderweitige Unterstützung zu finden.

Wenn gleich etliche der Gebrechlichen in der Verfassung sind, daß sie vielleicht, unbeschadet ihrer Gesundheit, ein Botenlohn verdienen, oder durch Hülfsleistung in häuslichen Geschäften bei den Brunnenbewohnern es dahin bringen können, daß sie allenfalls ihre Speisung erhalten, so giebt es doch deren weit mehr, die zu aller Arbeit untauglich sind; die sogar bei jedem Schritte, den sie thun, eines Leiters bedürfen; oft auf einem Schiebkarren ins Bad gefahren, und so wieder zurück gebracht werden müssen.

Manche Mutter ist mit einem oder mehrern Kindern, die ihre Nachbarn und Verwandten ihr anvertraut haben, hier, und hat genug zu thun, dieser unglücklichen Geschöpfe zu warten, ohne an irgend einen Verdienst zu ihrer und der Kinder Ernährung denken zu können.

Auch von dieser Seite hat daher Rehburg einen Vorzug vor andern Bädern, weil die nothleidenden Ar-

men hier zugleich thätig durch Almosen unterstützt werden, wobei, sowohl in Absicht dessen, was sie erhalten, als auch in Rücksicht der Vertheilung unter der oft sehr großen Zahl, das geschieht, was den Umständen nach geleistet werden kann.

Zwar haben diese Anstalten keinen eigentlichen Fond. Nur ein unlängst dazu geschenktes Capital von 50 Thl., das nach und nach auf 100 Thl. vermehrt worden ist, und noch ein kleineres von 25 Thl., das im J. 1799 bei unerwartet reicher Einnahme erspart und sofort auf Zinsen ausgeliehen worden, sind da, deren Zinsen eine gewisse, aber unbedeutende Einnahme gewähren. Aber man darf mit Sicherheit auf die Wohlthätigkeit der anwesenden Kurgäste rechnen, die es wissen, daß jedes Almosen gesammelt, berechnet und auf die Zeit aufbewahrt wird, in der die armen Kranken sich beim Brunnen einzufinden pflegen, um alsdann eine wöchentliche Unterstützung davon zu erhalten.

Gewidmet zu diesem Zweck ist

1) alles, was nach geendigtem Gottesdienste in die an den Kirchthüren, so wie am Brunnenhause befindlichen Armenstöcke gegeben wird, die doppelt verschlossen sind, und wöchentlich ausgenommen werden, weil öfterer schon schlechte Menschen dieselben gewaltthätig zu bestehlen versuchten;

2) alles, was die Armenbüchse einbringt, die gewöhnlich zweimal in der Woche an allen öffentlichen Tischen umher gegeben, oft auch von den abgehenden Kurgästen gefordert wird, um den Armen noch eine Wohlthat mitzutheilen;

3) alle sogenannte Strafgelder, die gewöhnlich einer oder zwei der anwesenden Herrn, bewogen durch den wohlthätigen Zweck derselben, einzucassiren gefälligst übernehmen, und sie wöchentlich zur Berechnung abzuliefern pflegen.

Man entwirft nemlich, je nachdem die Convenienz der Gesellschaft es fordert, diese und jene Gesetze, auf deren Uebertretung eine Geldstrafe von einigen Groschen gesetzt wird, und die Strenge, mit der man darauf hält, giebt Veranlassung zu manchem Scherz, zur Vermehrung der Geselligkeit, zum Lachen und Frohseyn.

Das älteste dieser Gesetze, über welches die Gesellschaft schon seit mehrern Jahren übereinkam, das jährlich erneuert und für die Armen sehr einträglich ist, ist das Verbot des Hutabnehmens, wes Standes und Würden derjenige auch sey, den man grüßen oder seine Ehrerbietung bezeigen will. Dagegen sündigen unfreiwillig Neuankommende oder Fremde am leichtesten, und man pflegt gewöhnlich mit der Beitreibung der Strafe von 3 mgr. erst die Belehrung über

über das Gesetz selbst zu verbinden. Meistentheils aber wird dieselbe mit großer Bereitwilligkeit entrichtet, wenn der neue Kurgast, oder auch der Fremde die Bestimmung des Geldes erfährt, und nun einer Höflichkeitsceremonie überhoben ist, die an einem Orte, wo man allenthalben Bekannte und Freunde findet, oder neue Bekanntschaften macht, leicht lästig werden kann.

Einzelne giebt es freilich, die sich aus aller Macht dagegen sträuben; aber an welchem Orte gäbe es nicht solche Einzelne immer, die für die Leiden ihrer Brüder wenig oder gar kein Gefühl haben, und oft nicht anders wohlthätig handeln, als – wenn sie es Ehren halber nicht ändern können? Von solchen mögen denn auch wohl die auswärts gefällten Urtheile herrühren, daß man in Rehburg zur Ernährung der Armen gezwungen werde und dergl., da doch der Fremde, der auch nur einen Tag hier zubringt, für die etwa erlegten 3 mgr. schon dadurch reichlich entschädigt wird, daß er nirgends zudringliche Bettler findet, die ihn belästigen.

Manchem, der einmal an diese Höflichkeitsbezeugung gewöhnt ist, begegnet es freilich, daß er jene Strafe zu mehrern Mahlen erlegen muß, bis er endlich achtsamer wird, und sich dann durch Bestrafung anderer Neulinge für seine eigene, den Armen zum Besten, schadlos hält.

Ein anderes dieser Gesetze, das jährlich von der Gesellschaft erneuert zu werden pflegt, ist, daß bei Strafe von 3 mgr. von der Person, während des öffentlichen Gottesdienstes in den Versammlungssälen nicht in Karten gespielt werde. Da die Spielsucht nicht so unmäßig eingerissen ist, so wird dies Gebot nur selten übertreten, alsdann aber auch auf Erlegung der bestimmten Strafe gehalten.

Manche andere Gesetze gelten oft nur für dies oder jenes der öffentlichen Häuser, je nachdem frohe Laune und freundschaftliche Uebereinkunft zur Vermehrung des geselligen Vergnügens, Veranlassung dazu geben.

Schon der Mann, der so viel zur Aufnahme des hiesigen Brunnens gethan hat, der verstorbene Hofmedicus Weber, hat auch den Anfang gemacht, für die Classe der armen Kranken mit väterlicher Treue zu sorgen. Von ihm schreibt sich die Einführung der Armenbüchse her, die er oft bei sich geführt haben soll, um diejenigen auf der Stelle eine Geldbuße zum Besten der Armen erlegen zu lassen, die seiner Vorschrift zuwider etwa zu heftig oder zu lange getanzt, zu lange am Spieltische gesessen, oder zu spät in der

Abendluft umher gegangen waren. In den frühern Zeiten wurden aber die sämmtlichen einkommenden Armengelder zur Bezahlung der Medicinrechnung für diese Unglücklichen verwendet, und es wurde vielleicht nur dann und wann einem, der in äußerster Noth war, eine Kleinigkeit an Gelde gereicht. Da indessen der vormalige Ertrag derselben bei größerm Zufluß schwacher und gebrechlicher Menschen, zu jenem Zweck nicht hinreichte, so bewilligte die Königl. Cammer huldreich und gnädig, daß die gesammte, den Armen gereichte Medicin aus dem Brunnenregister bezahlet werden sollte. Und seitdem sah man sich in den Stand gesetzt, den Bedürfnissen der Nothleidenden auf eine thätigere Weise zu Hülfe zu kommen.

Die Verwaltung der sämmtlichen Armengelder haben diejenigen übernommen, denen es ihrer übrigen Verhältnisse wegen möglich ist, sich am ersten mit dem Zustande der armen Kranken bekannt zu machen, der Brunnenarzt, der Prediger zu Rehburg, dem die Seelsorge beim Brunnen übertragen ist, und der Brunnenmeister.

Jede Hebung, es sey aus den Armenstöcken, aus der Büchse, oder abgelieferte Strafgelder, wird im Beiseyn von Zweien gezählt, und — gewöhnlich vom Prediger — in ein Manual eingetragen. Eben dieser verzeichnet jede Ausgabe, und am Schlusse des Jahrs liefert der Brunnenmeister ein ins Reine geschriebenes Exemplar der Rechnung zur Aufbewahrung in der Pfarrregistratur dem Prediger ein.

Während den Monaten Mai, Junius und Julius ist die Ausgabe unbedeutend. Das Meiste wird in dieser Zeit an Dürftige verwandt, die in der Absicht, an einem solchen öffentlichen Orte zu betteln und reichere Unterstützung zu finden, hieher kommen. Sobald man sie bemerkt, wird ihnen durch den Brunnenmeister ein Zehrpfennig behändigt, und ihnen dabei angedeutet, sich sofort zu entfernen. Bedeutender aber werden die Ausgaben, wenn im Monat August die eigentlichen Armen sich einfinden. Da manche unter ihnen so elend sind, daß ihr schwacher oder kränklicher Körper auf einem Lager von Stroh nicht ausdauern kann, so werden für solche, auf Gutbefinden des Arztes, Betten gemiethet, die die Einwohner in den benachbarten Dörfern gegen eine billige wöchentliche Miethe herzugeben pflegen.

Es wird altes Leinen zu Charpie und Bandagen angekauft, wovon jährlich ein Beträchtliches verbraucht wird. Auch bestreitet man von Seiten der Armencasse die Kosten für einen Sarg und die Gruft zu machen, wenn unter einem Haufen elender Menschen zu Zeiten einer hier sein Leben endigt. Uebrigens aber wird jedem

dem wöchentlich zu seiner Unterhaltung ein Gewisses an Gelde gegeben. Und hiebei müssen denn, da die Leute oft aus sehr entfernten Gegenden des Landes kommen, die gerichtlichen Attestate die Leiter seyn. Man nimmt freilich darauf Rücksicht, ob der Arme mehr oder weniger gebrechlich und im Stande sey, noch etwas zu verdienen; ob er vielleicht eine Person zu seiner Hülfe und Beistand bei sich habe und dergl. Oft aber würden die Administratoren des Armengeldes richtiger die Vertheilung treffen, und den wirklich Hülfsbedürftigen leichter bemerken können, wenn die Attestate sich darüber bestimmter erklärten.

Die Vertheilung des Geldes unter sie geschieht alle Mittwochen, und währt gewöhnlich bis Michaelis. — Da die meisten das Bad drei Wochen lang gebrauchen müssen, so erhalten sie gewöhnlich eine dreimalige Unterstützung, und bekommen am Ende noch 12, 18 bis 24 gr. zum Reisegelde mit, je nachdem sie einen längern oder kürzern Weg zurück zu legen haben.

Bei den, in den letztern Jahren bei weitem reichlichern Beiträgen zu ihrer Unterstützung, ist man im Stande gewesen, jeder einzelnen Person zur Zeit 18 auch 24 gr. oder nach Befinden der Umstände 1 Thl. zu reichen, da man sich ehedem auf 9, höchstens 12 gr. beschränken mußte; und an dieser Unterstützung haben über hundert Personen Antheil genommen.

Freilich giebt es auch unter dieser armseligen und mitleidswürdigen Menschenklasse Unempfindliche, welche diese Wohlthat ohne Rührung empfangen, und kaum den Schein eines dankbaren Gefühls zu Tage legen. Auch läßt es sich wohl nicht anders erwarten, als daß hie und da einer das, was er empfangen hat, nicht immer auf die zweckmäßigste Weise verwendet. Doch sieht man unter ihnen auch zum öftern höchst erkenntliche und dankbare Menschen, die mit Thränen der Freude die ihnen gereichte Unterstützung annehmen, und in sehr lebhafter Erkenntniß ihres Werths diejenigen segnen, deren Wohlthätigkeit sie dieselbe zu verdanken haben.

Hätte mancher Gelegenheit, das menschliche Elend, das sich unter der Menge dieser Unglücklichen in so verschiedenen Gestalten zeigt, in der Nähe zu sehen, sein Herz würde erweicht werden, und er würde noch bereitwilliger, als bisher, seyn, einen Beitrag zur Erquickung seiner leidenden Mitmenschen darzubringen, die ihn selbst vielleicht nichts, oder nur eine geringe Versagung kostet. Ist doch dem edlen Manne kein Bewußtseyn süßer, als durch Wohlthun dem Auge des Bedrängten, des Siechen, des von Schmerz Gefolterten eine Thräne

der

der Rührung und des innigen Danks entlockt zu haben! — Zum Schluß mag hier die Berechnung der letztjährigen Einnahme und Ausgabe stehen.

Die Einnahme betrug:

1) an Zinsen auf Capitalien	—		5	Thlr.	—	gr.	— pf.
2) aus den Armenstöcken und der Armenbüchse	—		144	"	11	"	1 "
3) an Strafgeldern	—	—	130	"	1	"	5 "
überhaupt			279	Thlr.	12	gr.	6 pf.

wobei nur zu merken, daß unter der letztern Rubrik auch manche freiwillige Geschenke mit begriffen sind, so wie manche kleine Einnahmen, die nicht als Strafgeld entrichtet, doch aber durch die gemachten Gesetze veranlaßt worden. Immer ist indessen die Summe selbst ein Beweis, daß man sich die Unterstützung der Armen mit Ernst habe angelegen seyn lassen.

Die Ausgabe begreift folgendes:

1) An arme Reisende oder Bettler ist, um sie wegzuschaffen, ausbezahlt		6	Thlr.	—	gr.	— pf.
2) Für Leinen zu Charpie und Bandagen ist dem Brunnenchirurgus vergütet	— —	5	"	—	"	— "
3) An Bettenmiethe ist bezahlt		12	"	30	"	— "
4) An 108 Personen, die Kinder ungerechnet, ist durch die wöchentliche Austheilung und die Reisegelder in allem ausgegeben		230	"	27	"	— "
5) Zur Verpflegung eines sehr armen älternlosen Kindes bei der Unzulänglichkeit anderweitiger Hülfe		10	"	—	"	— "
überhaupt		264	Thlr.	21	gr.	— pf.

Es wird also von diesem Jahre noch ein kleiner Ueberschuß von etwa 15 Thlr. der künftigjährigen Rechnung zu gute kommen.

Glücklich denn, wer bei Lesung dieser Anzeige sichs erinnern kann, mit williegem Herzen zur Unterstützung unbekannter, aber leidender und dürftiger Mitmenschen beigetragen zu haben!

Hannöverisches Magazin.

48tes Stück.

Montag, den 15ten Junius 1801.

Benennungen der Feldländereien, deren Flächengehalts, und die Grundsätze, nach welchen im Amte Calenberg bei entstandenen Gränzwistigkeiten und deshalb erforderlichen Vermessungen von den beeidigten Achtsmännern gemeiniglich verfahren wird.

1. Eine Hufe. Diese ist in Ansehung ihrer Größe sehr verschieden. Einige halten 22, andere 24, auch 27 bis 30 Morgen, und jeden Morgen rechnet man zu 120 Quadratruthen Calenberger Maaße.

2. Ein Camp ist auch von keiner bestimmten Größe. Es wird darunter eine durch Graben, Hecken, oder auf andere Art eingefriedigte Strecke Feldland verstanden, welche einem, oder auch mehrern gehört.

3. Ein Dreiacker oder Dreimorgensbreite muß 6 Ruthen breit und 60 Ruthen lang seyn.

4. Eine Zweiackerbreite, so 4 Ruthen breit und 60 Ruthen lang, wird, wenn dergleichen in der Flur belegen, gegen die einzelnen Ackerstücke im Gehalte verglichen, welches auch bei den gedachten Dreiackern in vorkommenden Fällen geschieht.

5. Ein Driert oder Dreier ist ein Stück von $1\frac{1}{2}$ Morgen groß, welches in der Breite 3, und in der Länge 60 Ruthen halten muß. Bei Vermessungen wollen die Achtsleute, nach einer alten unter ihnen übliche Observanz, einen solchen Dreier, wenn nur einer in der Flage oder Flur vorhanden, in beregtem Gehalte nicht anders gelten lassen, als wenn deren zwei in selbiger befindlich sind, welche beide zu einem Dreiacker gerechnet werden können; es sey denn, daß von dem Gehalte eines solchen einzelnen Stücks ein besonderer Beweis beizubringen stehe. Dafern es nicht dargethan wird, so halten sie es nur für eine Ackerbreite, zumal wenn in einer sol-

chen Flage Land fehlt; und die Ackerstücke nicht die gehörige Breite bekommen können. Wenn jedoch der Eigenthümer des Dreiers und dessen Vorwirthe selbigen schon geraume Jahre als ein Anderthalbmorgenstück besessen, und gar keine Vermuthung obwaltet, daß es durch Abpflügen des daran gränzenden Landes vergrößert, und ein Dreier geworden sey, so scheinet jenes Principium der Achtsleute nicht anwendbar zu seyn, am wenigsten alsdann, wenn ein Ackerstück und eine Gahrt von halber Ackerbreite in derselben Flur belegen, oder darin 2 Scheffelstücke oder 2 Hälferlinge sich befinden, als welche dem Dreier im Flächenraume gleich kommen, indem jedes ¾ Morgen ausmacht; wie denn auch ein Ackerstück und eine Gahrt, wenn sie neben einander gelegen, und einen Herrn gehabt, zusammen gepflügt und in ein Stück gebracht, und dadurch der Dreier entstanden seyn kann; so auch der mögliche Fall, wenn 2 Scheffelstücke oder 2 Hälferlinge hiebevor in eins gezogen worden.

6. Ein Ackerstück oder ein Morgen heißt dasjenige, was 2 Ruthen breit und 60 Ruthen lang ist. Doch trifft man auch zu Zeiten Stücke an, welche entweder in der Breite 1½ Ruthen und in der Länge 90 Ruthen, oder gar nur 1 Ruthe in der Breite, und dagegen 120 in der Länge haben. Bei Vermessungen richtet man sich gewöhnlich nach Ackerstücken, und darnach werden die in einer und ebenderselben Wanne oder Flage belegenen Stücke beurtheilt, verglichen und jeglichem Stücke der wahre Gehalt gegeben und zugetheilt.

7. Ein Drohn oder ein Hälferling ist ein halber Dreier, oder ¾ Morgen Land, so 1½ Ruthen oder 3 Schwade breit und 60 R. lang ist. Liegt ein solcher Drohn in einer zu vermessenden Flur einzeln oder allein, so befolgen die Achtsmänner den oben bei dem Dreier bemerkten Satz, und wollen selbigen in den daselbst angegebenen Fällen nur für ½ Morgen halten, welches jedoch so wenig wie beim Dreier zur allgemeinen Regel dienen mag.

8. Ein Scheffelstück oder ¾ Morgen hält, wie ein Ackerstück, entweder in der Breite, wenn deren mehrere auf eine Wanne schiessen, 2 Ruthen, in der Länge aber 45 Ruthen. Ist es jedoch zwischen Ackerstücken belegen, und mit selbigen von einerlei Länge, so muß es 1½ Ruthen breit und 60 Ruthen lang seyn.

9. Ein Vorling oder halber Acker ist ein halber Morgen, 2 Ruthen breit und 30 Ruthen lang. Hat er aber die Länge der daneben liegenden Ackerstücke, so besteht die Breite nur in 1 Ruthe und die Länge in 60 Ruthen. Im letztern Falle wird es

10. eine Gahrt, auch wohl eine halbe Acker- oder Zweischwadbreite

breite genannt, und ist alsdann, wie gedacht, 1 Ruthe breit und 60 Ruthen lang.

11. Ein Holle soll gemeiniglich $\frac{1}{2}$ Morgen halten, mithin 2 Ruthen breit und 20 Ruthen lang seyn.

Es giebt aber doch hie und da, wiewohl selten, Hollen, die nur $\frac{1}{4}$ Morgen groß, und in dem Falle zwar auch 2 Ruthen breit sind, jedoch nicht mehr als 15 Ruthen in der Länge haben.

Solche Hollen trifft man zwischen Ackerstücken eben nicht an, außer, wenn einige in einer Flur auf einander stoßen, und mit jenen Ackermaaße halten. Ordinair liegen sie in besondern Wannen, machen eigene kleine Cämpe aus, wenn auch selbige verschiedene Eigenthümer haben.

12. Ein Kühlstück oder Kühlacker, so eigentlich ein keilförmiges Stück ist, hat einen unbestimmten Gehalt, und daher viel ähnliches mit einer Gehre. Doch geht ein solches Stück in gleicher Länge mit den Aekkern auf eine Vorwende, oder schießt auf Hecken oder Wege; weshalb dann, ob es 2, $1\frac{1}{2}$ oder 1 Morgen halten soll, entweder durch besondere Beweise, oder einen rechtsverjährten Besitz dargethan, und hiernach mit den benachbarten Ackerstücken verglichen wird.

Der Augenschein und die Vermessung ergeben sonst gar leicht, was der wahre Gehalt davon in Vergleichung mit den egalen Stücken der Flur betrage, und man verfähre hiebei, wie

13. bei einer Gehre, die auch keine festgesetzte Größe zu haben pflegt, und keilförmig ist. Gleichwohl kann sie auf einen gewissen Gehalt gebracht werden. Denn, wenn selbige zwischen zwei Breiten befindlich, so bekömmt sie an ihrem breiten Ende 4 Ruthen, und ist sie zwischen Ackerstücken, nur 2 Ruthen.

Wenn hiernach ihre Breite berichtiget worden, so mißt man nach Gutdünken etwa 5 bis 10 Ruthen auf dem Rücken derselben hinunter, schlägt den Maaßstab sodann querüber, merket an, wie viel sie daselbst in der Breite verlohren, und rechnet nach diesem Verhältniß, wie viel auf jede Ruthe abgegangen, so ergiebt sich, wie viel Ruthen derselben bis an ihre Spitze, wo sie sich endigt, in der Länge zukomme oder gebühre. Die Gehre gewinnt oder verliert bei Nach- oder Durchmessungen der Feldländereien mit den Ackerstücken an ihrer Breite, weßfalls der Bauer selbige Landdiebe zu nennen pflegt.

Die Achtsleute, welche nach diesem Principium zu Werke gehen, daß sie der Gehre das an der Breite kürzen, was etwa den Ackerstücken in derselbigen Flage an der Breite fehlt, scheinen aber zu irren, weil es sich dadurch leicht zutragen könnte, daß die ganze Gehre verlohren ginge, da doch nicht geläugnet werden möchte, daß sie seit Menschengedenken beständig vorhanden gewesen sey.

14. Eine **Vorwande** oder **Vorwende** ist ein Stück Land, worauf entweder sämmtliche in einer Flur belegene Felder, oder nur einige Stücke derselben mit ihren Enden schießen, und auf welcher man mit dem Pfluge umwendet. Diese sey nun eine Zweibreite, ein Dreier, oder, wie ohne besondern Beweis ihrer Größe dafür gehalten wird, ein Ackerstück, so bekömmt selbige über ihren eigentlichen Gehalt von den darauf stoßenden Enden, und zwar, wenn eine ganze Flur darauf wendet, 8 Fuß, falls aber nur von einigen Stücken die Pflugwendung darauf Statt findet, nicht mehr wie 4 Fuß, so weit als diese Stücke darauf schießen; und in diesem letztern Falle wird sie eine **Kopfvorwande** genannt, und zu Vermeidung des hiedurch in der Vorwande entstehenden Hakens oder Bauches wird erlaubt, eine Schmiege mit dem Pfluge zu nehmen.

Ist es aber eine Vorwande, worauf von beiden Seiten entweder eine ganze Flage oder einige Stücke das Pflugwendungsrecht besitzen, so erhält sie auch an beiden Seiten respect. 8 und 4 Fuß zur Vergütung dieser Dienstbarkeit.

An solchen Vorwanden ist die Bezeichnung der Gränze durch Versteinungen sehr ersprießlich, damit selbige von den darauf schießenden Stükken nicht über die Gebühr in die Vorwande ausgedehnet; oder durch Hineinpflügen geschmälert werde, zu welchem Zweck die Steine an drei oder mehrern Stellen, je nachdem es nöthig gefunden wird, zwar am Ende, doch gegen die Mitte des darauf stoßenden Stücks 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß tief gesetzt werden.

15. Ein **Schwad** beträgt eine halbe Ruthe oder 8 Fuß in der Breite.

Bei dergleichen Vermessungen oder Gränzregulirungen ist überhaupt anräthlich, alle diejenigen Stücke, zwischen welchen das streitige Land befindlich, zu beiden Seiten, und so viel deren auf eine Wanne, auf Wege, Grasfurchen, Hecken oder Grenzsteine stoßen, mit überzumessen, und, wenn das Ganze derselben heraus gebracht ist, darnach zu bestimmen, wie viel die in Frage befangenen Stücke halten müssen? weil es nicht hinlänglich ist, wenn die Achtsleute, um die beiden mit einander streitenden Nachbarn mit ihren Stücken aus einander zu setzen, bloß deren Ländereien messen, indem man Beispiele hat, daß der entferntere Landnachbar, wenn er ein scharfer Pflüger gewesen, sein Stück neben dem seinigen belegenen vergrößert hat, wodurch dann die beiden streitenden Theile gefährdet werden könnten, dieser also das unrechtmäßig an sich gebrachte Land in ruhigem Besitz behielte.

Demnach bleibt es sehr unsicher, den Gehalt der Feldländerei nach ihrer

ter Benennung zu ermäßigen, weil der Satz, daß ein Calenbergischer Morgen 120 Quadratruthen enthalten soll, nicht immer anwendbar ist.

Der Landmann nennt sein Land nach der Breite desselben. Ist es eine Ruthe breit, so heißt es eine Gehrt oder Zweischwad; ist es 2 Ruthen breit, so nennt er es einen Acker; ist es 3 Ruthen breit, einen Zweiacker oder Zweibreite u. s. w., ohne sich um den wahren Quadratinhalt weiter zu bekümmern. Daher rührt es denn, daß Aecker, welche für Morgen, für Zweiackerbreiten u. s. w. liegen, oft viele Ruthen am Gehalte über haben, andern hingegen einige Ruthen fehlen; welchemnach es hart seyn würde, die Uebermaaße dem Besitzer in jedem Falle zu nehmen, zumal wenn solche nicht durch die Breite, sondern durch die Länge des Stücks entsteht, und bloß der Seitennachbar, nicht aber der, dessen Land darauf schießt, auf eine Vermessung dringet.

Uebrigens rechnen die Achtsleute:

1) Auf eine vor dem Lande hergehende Hecke in der Breite 4 Fuß, und hiezu noch 3 Fuß zum Pflug- oder Schwengelrechte, auch etwanigen Fußsteige bei solchen Vermessungen den Landinhabern zu gute; hinter der Hecke aber, wenn selbige an einem offenen Wege, Viehtrift oder Weideanger hergeht, 3 Fuß zum Graben. Daferne aber die Hecke zwischen Feldland oder Wiesen bloß zur Gränzscheidung dient, nur 3 Fuß, welche, wenn die Hecke alt, und die Stämme in selbiger schon dick oder stark sind, von der Mitte solcher Stämme an gerechnet werden; und an einem dergleichen Hagen wird kein Graben oder Aufwurf gestattet.

2. Wollen zwei Landnachbarn zur Sicherung ihres Landes eine Schanzfurche zwischen sich halten, so läßt jeder dazu von seinem Lande die Hälfte einer Furche ungepflügt stehen.

3. Da, wo ein Abzugsgraben zwischen dem Lande im Felde sich findet, oder zum Wasserlauf erforderlich ist, wird solcher nach Verhältniß des mehr oder weniger abzuführenden Wassers zu 4, 5 bis 6 Fuß breit gerechnet.

4. Wenn ein hergebrachter Grasweg zwischen Ländereien vorhanden, und entweder zum Fahrwege oder Fußpfade unentbehrlich ist, werden zu ersterm 10 bis 12 Fuß, zum Fußsteige aber nur 3 Fuß breit, dem Lande unbeschadet, gut gethan.

Möchten doch oberwähnte Landbenennungen, und die durch Abpflügen oder sonstige Gränzverrückungen entstehende gerichtliche Prozesse, welche wegen der nothwendig damit verbundenen Besichtigungen und Vermessungen

gen kostbar werden, durch Gemeinheitsaufhebungen, besonders aber durch einzuführende Verkoppelungen bald unnütz werden und gänzlich verschwinden! Jeder wahre Menschenfreund, der es redlich mit dem gemeinen Wesen und seinem Vaterlande meint, kann einen solchen, das allgemeine Beste bezweckenden Wunsch, welcher den größten Einfluß auf das Wohl des Staats hat, nicht unterdrücken.

J. A. K.

Hyacinthen so groß, wie die holländischen, zu erziehen.

Man macht ein besonderes Geheimniß daraus, Hyacinthen in unserm deutschen Boden so groß und schön, wie in Holland, zu erziehen, da doch in dem Klima und in dem Boden selbst gewiß kein Grund dazu vorhanden ist.

Die Blumen der starken Zwiebeln können ohne alle angewandte künstliche Mittel, deren man mehrere empfielt, bei uns eben so groß, voll und schön, wie die holländischen, erwachsen, so, daß mancher Stengel gegen 30 Klocken trägt. Die erste und fast allgemeine Vorschrift, die man in den Gartenbüchern findet, „die Zwiebeln müßten alle Jahre nach dem Abblühen und Abtrocknen des Krauts aus der Erde genommen, und erst im Herbst wieder eingelegt werden" gereicht unzähligen Zwiebeln mehr zum Verderben, als zu ihrer Erhaltung und Vermehrung.

Die Gärtner richten sich auch selbst nicht darnach, und empfehlen dieses Verfahren nur andern beim Verkauf der Zwiebeln als höchst nöthig. Denn die Zwiebeln dürfen nur ein wenig zu früh aus der Erde genommen, oder zu spät wieder eingesetzt werden, wodurch sie zu sehr austrocknen, so geht dabei manche schöne Zwiebel verloren, und die Brut wächst in einem Jahre selten so groß, daß sie mit Nutzen fortgepflanzt werden kann. Beides aber gereicht freilich den Gärtnern zum Vortheil, die desto mehr Zwiebeln theuer verkaufen, je weniger in Privatgärten von den verkauften erhalten und vermehrt werden.

Man treffe die Einrichtung, daß man nach dem Abblühen nur einen Theil der Hyacinthen aus der Erde nehme, den andern aber unberührt in der Erde stehen lasse. Das Beet halte man im Sommer nur vom

Un-

kraute rein, und bestreue es im Winter mit etwas klarem Tauben- oder Kuhmist. Von diesen liegen gebliebenen Hyacinthen bekömmt man weit schönere Blumen, als von denen, die heraus genommen, und wieder eingelegt worden sind. Im Herbste erhält man daraus so viele und starke Brut, daß ein Theil davon schon im folgenden Jahre seine Blumen zeigt. Auch die Mutterzwiebeln sind viel größer, nur einige von ihnen pflegen zuweilen auszugehen, dagegen aber trifft man an deren Stelle ein ganzes Nest von großer Brut an.

Macht man die ganze Anlage so, daß die großen Zwiebeln nur alle zwei Jahre heraus genommen und wieder eingelegt werden, so bekömmt man von diesen weit stärkern Zwiebeln im ersten Jahre viel schönere, in dem darauf folgenden aber noch weit vortrefflichere Blumen.

Auch erwachsen aus der Brut in zwei Jahren schon solche Zwiebeln, die hernach im dritten Jahre blühen.

Legt man die Zwiebeln beinahe eine halbe Elle tief unter die Erde, und läßt sie so zwei Jahre unangerührt liegen, so brechen sie alsdenn erst im zweiten Jahre mit ihren Spitzen aus der Erde hervor, wenn die im Herbst gelegten Zwiebeln bald abgeblühet haben. Allein sie brechen alsdann auch so stark hervor, als keine im Herbst gelegte Zwiebel hervorbrechen wird. Die Blätter zeigen sich noch einmal so lang, stark und breit, als an den stärksten der übrigen, und eben so sind die Blumenstengel von außerordentlicher Dicke und Länge; die Blumen oder Klocken aber noch einmal so groß, als die andern, und deren an einem Stengel 21, 26 bis 30 an der Zahl.

Nimmt man demnächst diese Zwiebeln, nachdem sie abgeblühet haben, und das Kraut abgetrocknet ist, aus der Erde, so wird man sie sehr schön gerundet, groß und ohne alle Nebenbrut finden. Dieses Wachsthum der Zwiebeln aber ist in nichts anderm zu suchen, als in dem mehrjährigen tiefen Liegen unter der Erde, wo sie in so langer Zeit genug zu thun gehabt haben, nur den Blätterstengel durch die Erde zu treiben, und alsdann erst blühen, wenn die Zwiebel noch einmal so stark geworden ist.

Und dies ist denn das ganze Geheimniß, Hyacinthenblumen so groß und schön, wie in Holland, zu ziehen. Denn es ist ganz natürlich, daß, wenn man die Zwiebel alle Jahre zum Blühen kommen läßt, sie sich nicht viel weiter verstärken kann, sondern höchstens nur Brut ansetzt.

Ueber das Unkraut: Duwock.

Zu Beantwortung der Anfrage im 40sten Stück dieses Magazins von diesem Jahre; ob es wohl ein Mittel zur Ausrottung des sogenannten Duwocks gebe? setze ich aus des Herrn Legationsraths von Ferber Grundzügen zur Werthschätzung der Landgüter in Mecklenburg, Berlin 1796., Folgendes hieher:

„Mit der ersten Eigenschaft (der Qualität des Heues) ziele ich auf das Heu hin, was wir Alle unter dem Namen von rauhem Duwock kennen, welches zwar ein sehr gutes, und von den Pferden mit vielem Appetit genossenes Heu ist; aber von dem Rindviehe in der Regel gar nicht, und von dem, was bei der Kost erzogen worden, doch auch noch immer wenig und ewig ungern genossen wird. Das einzige Mittel, wo Mangel an gutem Rindviehfutter ist, den rauhen Duwock um vieles in den Wiesen zu verringern, besteht darin, sie durch Abgraben möglichst zu trocknen. — Denn in nassen Wiesen hat er besonders ein äußerst fruchtbares Gedeihen.

Um das Duwockheu aber, wenn man nun einmal von der Natur auch zum Futter des Rindviehes damit beschenkt ist, dem Geschmack desselben näher zu bringen, muß man es erst tüchtig durchregnen lassen, ehe man es zusammenbringt, wodurch das Heu zwar von seinen Kräften, aber doch der Duwock sehr von seiner Strenge verliert; oder man muß es auch, wie hier in meiner Nachbarschaft (von Kleinen-Lünow im Herzogthum Mecklenburg) darüber zufällig die Erfahrung ist gemacht worden, in großen Heuhaufen, die nicht durchregnen können, 4 bis 5 Wochen lang im Felde stehen lassen, da denn ebenfalls durch die starke Fermentation die Strenge dieser Grasart um vieles gemindert wird.“

Hannöverisches Magazin.

49tes Stück.

Freitag, den 19ten Junius 1801.

Etwas über den Gesundbrunnen zu Rehburg.

vom Dr. Albers zu Stolzenau.

Ex juvantibus et nocentibus maxima oritur indicatio.

Hippocrates.

Seit ich vor drei Jahren in diesen Blättern einige Beobachtungen über die heilsame Kraft des Rehburger Bades dem Publikum mitgetheilt habe, ist mir theils das Vergnügen zu Theil worden, dort Manche anzutreffen, welche dadurch in ihrer Bestimmung für Rehburg wenigstens bestätigt worden sind, theils aber meinen eigenen Ueberzeugungen über diese Heilquelle noch mehr Umfang und Sicherheit zu verschaffen. Aus diesen Hinsichten fühle ich mich abermals bewogen, Aerzte und Patienten auf ein Bad aufmerksam zu machen, welches sich nach einer siebenjährigen Erfahrung von mir, durch seine gute Wirksamkeit im Stillen besonders auszeichnet. Eine solche Behauptung von Rehburg kann indeß nur derjenige richtig finden, welcher sich in der Arzneikunde ganz allein an die Erfahrung hält, und sich nicht allein wohl zu bescheiden weiß, daß der Arzt a priori von keinem Mittel auf dessen Wirkung im menschlichen Körper schließen kann, sondern daß ihm zu der Anwendung desselben die Erfahrung schon hinlänglich ist, daß es ihm in einem ähnlichen Falle geholfen habe. a)

Diese Aeußerung schicke ich um deswillen voran, weil man im Ganzen

a) So redet auch ungefähr der Herr Leibmedicus Lentin bei einer gewissen Gelegenheit, (ich weiß nicht gleich wo?) und führt dabei das Rehburger Bad zum Beispiel an, wie dieses, der Erfahrung gemäß, die Gicht eben so gut, als die Schwefelbäder heile.

von den Schwefelbädern eine größere Wirksamkeit in der Gicht, bei Hautausschlägen u. s. w. und von den stärkenden Mineralbädern ein Gleiches in Schwächen, Lähmungen u. s. w. erwartet; und zwar deswegen, weil sich der Schwefel in jenen Krankheiten, und das Eisen in diesen innerlich angewendet, oft hülfreich bezeigt. So schließt man auf dem Wege der Analogie. Wenn man nun aber die Erfahrung zuzieht, und diese es bestätigt, daß das Bad zu Rehburg dieselben Krankheiten eben so gründlich und geschwind heilt, so muß ich diesem um deswillen einen Vorzug vor jenen einräumen, weil dasselbe in den Fällen, da solche Bäder überhaupt für zuträglich zu achten sind, von keiner Seite nachtheilig wirkt, (wie man dieses doch leider zu oft bei und nach andern Bädern erfährt.)

Das Wasser ist überaus klar und krystallhell, und hält bei der Quelle am meisten Kalkerde in sich, außer dem Koch- und Glauberfalz auch Eisenvitriol und etwas Mineralgeist. Wenn aber das Wasser in einer Entfernung von der Quelle aus dem Bassin im Brunnenhause geschöpft wird, so ist sowohl bei dem Geschmack, als den chemischen Versuchen, nur kaum noch einiges Eisen zu entdecken. Die Kalkerde hat das Eisen aus dem Vitriol während des Ablaufs des Wassers zu dem Bassin fast gänzlich niedergeschlagen. Das Eisen bleibt als ein Ocker in den thönernen Röhren häufig zurück, und die Kalkerde geht mit der Vitriolsäure in eine salinische Verbindung über. Der Unterschied ist also wichtig. Jenes gehört unter die erdigt-salinischen Wasser, behält aber unter beiderlei Modificationen einen sehr angenehmen Geschmack, und seine krystallhelle Klarheit.

Wenn das zum Baden bestimmte Wasser zu kochen anfängt, so zeigt sich auf dessen Oberfläche in großer Menge ein weißer Schaum, der zwischen den Fingern fettig ist, leicht trocknet, und die oben angegebenen Bestandtheile des Wassers den äußern Sinnen sogleich verräth. Dieser Schaum, und die Zumischung des zu Boden liegenden Ockers erhöhet die Kraft des Bades sehr, und es ist daher von großer Wichtigkeit, daß man dafür sorgt, daß das heiße Wasser jedesmal vom Grunde aus gut umgerührt wird. Es ist leicht wahrzunehmen, wenn dieses nicht geschehen ist, indem alsdann das Wasser nicht, wie Seifenwasser, trübe und weißlich ist, und die Haut nicht so weich und fettig macht.

Ein Wasser, welches solche Eigenschaft besitzt, hat außer der allgemein auflösenden und eindringenden Kraft noch das Gute voraus, daß es weit leichter, und mehr, wie jedes andere Wasser, von den einsaugenden Gefäßen kann aufgenommen werden.

Ins-

Indem ich nunmehr diejenigen Krankheiten namhaft mache, gegen welche ich das Bad aus eigner Erfahrung heilsam gefunden habe, und diese Zahl vorgekommener Uebel vielleicht Manchem groß scheinen mag, so muß ich zuvor bemerklich machen, daß ich in den umliegenden Hannöverischen, Preußischen und Hessischen Aemtern eine nicht geringe Praxis auch unter den Hausleuten habe, bei welchen das Bad zu Rehburg in einem so hohen Rufe steht, daß sie gegen jedes Uebel es anwenden wollen. Wenn nun gleich solchem Willen oftmals genug, wie es sich denken läßt, der meinige entgegen gesetzt wird, so sind doch oft auch wirklich die Krankheitsumstände von der Art, daß ich nachgeben kann, und sonst vielleicht gar nichts für die armen Kranken geschehen würde. Um so öfter bin ich aber auf solche Weise überzeugt worden, daß das Bad in der Gicht, Gichtknoten, Rheumatismen, krankhafter Reizbarkeit und Schwäche der Nerven, eine ganz vorzügliche — ja ich möchte sagen, specifike Heilkraft habe. In Krämpfen, Zittern, Lähmungen, Contracturen, Steifigkeit und Verschwinden der Glieder, kann ichs ferner mit Ueberzeugung empfehlen. Auch ist es in einzelnen Fällen schon bei Verhärtungen und Verstopfungen des Leibes und der Drüsen (besonders der Leber) Verhaltung oder zu starken Abgange der Menses und Hämorrhoiden, bei Entzündung und Röthe der Augen und Augenlieder b), bei einigen Arten der Epilepsie, Bleichsucht und weißem Flusse, desgleichen bei der Hypochondrie und Hysterie, Lungensucht, veralteten Husten, sowohl mit Blut- als Schleimauswurf, eingewurzelten und öfters wiederkehrenden Brust- u. Blasencatarrhen, mit Erfolg von mir angewendet worden. Ja es muß der Wahrheit gemäß von mir hinzugefügt werden, daß in manchen Fällen die Kur auf das Bad allein sich hat einschränken müssen, und keine innern Mittel dabei haben zu Hülfe gezogen werden können. Und wenn wieder in andern Fällen letzteres geschehen ist, so sind es gewöhnlich dieselben Mittel gewesen, welche längst zuvor ohne Erfolg sind angewendet worden.

Es verursacht mir jährlich dieselbe, und doch auch die verschiedenartigste Freude, ein Bad von solchen heilsamen Kräften für meine Kranken in der Nähe zu haben, um durch eigene Leitung und Beobachtung der Kur, mit möglicher Genauigkeit bestimmen

b) Das kalte Rehburger Wasser, mittelst einer Augenbadewanne angewandt, hat schon lange Zeit mit Recht gegen Schwäche der Augen in einem großen Rufe gestanden. Weiland Se. Majestät, Georg der 2te, hatte daher auch beständig einen Vorrath davon, und bediente sich desselben täglich zur Stärkung der Augen.

zu können, wie viel reinen Antheil das Bad an der Heilung hatte.

So hatte ich vor einigen Jahren die Fr. S. S. zu St. und die Fr. M. F. zu H. zu behandeln, und da ich endlich beide nach Rehburg sandte, und sie dort täglich beobachten konnte, so gab mir dieses einen nicht zu bezweifelnden Beweis von der Wirksamkeit des Rehburger Wassers in einer Krankheit, wogegen oft die Heilkunst so wenig vermag.

Die erstere Kranke war nemlich nach anhaltendem Gram und tiefer Traurigkeit über den zu frühen Verlust ihres Mannes sehr reizbar und nervenschwach geworden, wozu sich noch im Verlaufe der Zeit ein heftiger Catarrhus nervosus mit hektischem Fieber und starkem eiterartigen Auswurf gesellete.

In frühern Jahren war der Herr Hofmedicus Mensching zu Hannover ihr Arzt gewesen. Ich legte daher demselben meine bisherige Behandlung und den entworfenen Kurplan vor, und nachdem alles gebilligt, so fuhr die Patientin nach Rehburg ab. Hier hatte sie kaum einigemal gebadet, so verließ sie schon das seit einem Vierteljahre gehütete Bette, der Husten ließ ganz nach, der Auswurf verbesserte sich, und das Fieber verschwand gleich. Nachdem sie sich 4 Wochen am Bade aufgehalten hatte, war sie völlig gesund, und ist es auch noch jetzt. Die Mittel, welche während der Badekur gebraucht wurden, waren dieselben, welche schon längere Zeit vorher ohne Nutzen angewandt waren. Sie bestanden in einer halben Drachme China mit einem Gran Kermes mineral. täglich viermal pro dosi, und in Selteser Wasser mit Ziegenmilch und Milchzucker.

Die zweite Kranke hatte nach einer sehr schweren Krankheit ein auszehrendes Fieber und die vollkommene Lungensucht bekommen, wobei sie täglich wenigstens ein halbes Maaß Eiter auswarf. In den ersten acht Tagen der Badekur mußte sie noch stets zu Bette liegen; bald, und zwar gegen alle meine Erwartung, machte aber die Besserung bei eben und denselben Mitteln sehr große Fortschritte, und nach einiger Zeit wurde sie nicht allein ganz hergestellt, sondern ist auch jetzt noch in dem Dorfe Heimsen eine der stärksten und gesundesten Frauen.

Aufgemuntert durch solche glückliche Beispiele, habe ich nach der Zeit dieses Bad in ähnlichen Fällen oft mit gutem, selten mit schlechtem Erfolg angewandt.

Zu den letztern gehört H. P. V. zu B. und H. B. zu R., deren auszehrendes Fieber mit Husten und Auswurf das Bad nicht einmal in seinen schnellen Fortschritten aufzuhalten vermochte, denn beide starben bald nachher.

Dagegen verdient aber auch eine sehr merkwürdige Kur des Bades bei der Fr. P. G. zu W. öffentlich gerühmt und

und bekannt gemacht zu werden. Ein chronischer rheumatischer Schleimhusten mit Engbrüstigkeit machte nemlich diese Frau seit Jahren öfters bedenklich krank, und da dieses Uebel im letztverwichenen Sommer bei einer allgemeinen Schwäche und Abmagerung des Köpers so sehr zunahm, daß sie oft vor rauschendem und beschwerlichem kurzem Athemholen kaum einige Schritte mehr gehen konnte, so sandte ich sie nach Rehburg, und empfahl sie dort den gütigen Händen unsers würdigen Herrn Leibmedikus Leutin. Sie hatte etwa achtmal gebadet, so konnte sie schon den Berg hinauf gehen, und nach vollendeter Kur befand sie sich so wohl, als sie seit langer Zeit nicht gewesen war, und kürzlich erhielt ich die schriftliche Versicherung, daß sie noch immer sehr wohl zu seyn fortfahre. Demungeachtet wird sie aber in diesem Sommer wieder zu ihrer Heilquelle reisen, und sich durch eine allgemeine Stärkungskur gegen einen Rückfall sichern.

Zum Trinken habe ich zwar das Rehburger Wasser noch gar nicht verordnet, indeß glaube ich doch, daß es öfters ein Surrogat eines andern Mineralwassers abgeben könne.

Die gewöhnlichen Hausleute, welche schaarenweise nach den Brunnen ziehen, und dort gegen alle nur mögliche Uebel Hülfe suchen, trinken das Wasser in großer Menge, und machen viel Rühmens davon.

Die Dusch- und Dampfbäder sind in vorzüglich gutem Stande und auch von sehr guter Einrichtung. Mehreres werde ich darüber nicht hinzufügen dürfen, da es bei beiden gar nicht auf den innern Gehalt des Wassers selbst ankömmt. Die erstern wirken ja nur durch ihren Druck und Reiz, und da bei letztern die fixen Mineralien zurück bleiben, und nur die Wassertheile in Dünsten aufsteigen, so kann dieses nicht mehr erweichen, als jedes andere gemeine Wasser.

Bei dem rheumatischen halbseitigen Kopfweh und steifen Gliedmaaßen ist indeß dieses Dampfbad ein vorzüglich gutes und sehr zu empfehlendes Heilmittel.

Auch muß ich noch des Ockers erwähnen, dessen äußere Anwendung nach den Erfahrungen und Versicherungen des Herrn Brunnenchirurgus Preuß ein vortreffliches Mittel in eingeklemmten Brüchen und Heilung alter Geschwüre seyn soll. Des Schaums bedient man sich oft zum Austrocknen, Reinigen und Heilen alter nässender Schaden, Fisteln und Geschwüren.

Für die Reinlichkeit wird in den Bett- und Badezimmern jedesmal so besonders gut gesorgt, daß diese nicht der geringste Tadel treffen kann. Dagegen hat man aber manchmal nicht ungerechte Klagen über Mangel an heißem Wasser sowohl, als auch an Wasser überhaupt hören müssen. Die

hin

hinreichende Grund hievon lag mehrentheils in verstopften Röhren und nicht genug geöffneten Quellen. Beides ist aber jetzt schon mit vieler Sorgfalt abgeändert, und da außerdem noch zwei Quellen entdeckt und bereits gut aufgegraben sind, so wird hinführo gewiß jeder Badende sein Bad wohl zubereitet finden. Es mag dabei immer auch für den Badegast eine angenehme Gewißheit seyn, die er sich geben kann, daß sein Bad von ganz unrechtlichen armen Kranken nicht besucht werde.

Es sind für solche eigene Bäder bestimmt, so wie sie theils früher, theils später als die gewöhnliche Brunnenzeit fällt, dort verpflegt werden. In dieser Pflege aber, welche einer doppelt unglücklichen Classe von Kranken gewidmet wird, zeichnet sich das Bad zu Rehburg rühmlich aus. Es wird durch die Milde hoher Königl. Cammer unbemittelten Hausleuten gar nicht schwer gemacht, zu der freien Badekur zu gelangen. Es wird auch aus der Armencasse unter der Verwaltung des würdigen Herrn Superintendenten Mehlis zu Rehburg reichlich zur Unterhaltung der Armen beigetragen; und in dieser Hinsicht mag immer das strenge, seit einigen Jahren fortgeltende Gesetz, daß jedes Hutabnehmen mit 3 nigr. für die Armen gebüßt wird, seinen Fortgang behalten, und die geschäftige Muße immerhin über ähnliche Gegenstände das Gesetz ausdehnen. Aus dieser Quelle sind mehrere hundert Thaler in den Armenfond geflossen. Wie wohl es aber den Armen durch die besondere Fürsorge für sie von Seiten des Hrn. Hofmedicus Biedermann, als Brunnenarzt, ergeht, darüber ist nur eine Stimme.

Die romantisch schöne Lage Rehburgs, die anmuthigen schattigten Spaziergänge in hohen Alleen und dichten Wäldern, nebst den reizendsten Aussichten in der Nähe und Ferne sind zwar zu bekannt, als daß sie meiner Beschreibung und des Lobes bedürften; indeß muß ich doch einiger schönen Partien namentlich erwähnen, und sie allen Fremden ausdrücklich empfehlen.

Der Friedrichsplatz ist die besuchteste Partie in der umliegenden Gegend. Nicht leicht wird jemand das Rehburger Bad verlassen, ohne die Bekanntschaft desselben gemacht zu haben. An der Fläche eines steilen Bergrückens sehe ich da einen schön gebahnten Weg unter hohen Buchen herum laufen, dessen Mitte durch einen Ruhesitz unterbrochen wird, wo eine Aussicht durchgehauen ist, welche selbst den Reisenden, der die Schweiz gegend sich zum Maaßstabe setzt, überraschen wird. Zur Rechten ruht hier das Auge auf einem unfern hervorragenden Berge, auf welchem zwei Windmühlen neben dem freundlichen Bergkirchen, einem Gräfl. Bückeb. Dorfe, ein liebliches Point de vue

bilden.

bilden. Ueber die Häuser am Bade sieht man hinweg. Zur Linken liegt in seinem ganzen Umfange das bekannte Steinhuder Meer ausgebreitet, in dessen Mitte der künstliche Wilhelmsstein hervorsteigt. — Schifferboote schwimmen hin und her. Zwischen diesen beiden, die Seiten einschließenden Coulissen, liegt in der Mitte zunächst ein anmuthiges Thal, in welchem Felder, Wiesen und Gehölz auf die mannichfaltigste Art abwechseln. Ueber diese hinaus reicht der Blick meilenweit bis zu den Thürmen von Hannover.

Es ist ein Tisch auf diesem Friedrichsplatze angebracht, der alle Ortschaften bezeichnet enthält, welche in diesem weiten Raume dem Auge sich darbieten. Ein allmählig aufsteigender kurzer Weg führt von beiden Seiten aus dem Bade auf diese kleine Höhe. Unmittelbar über derselben erhebt sich der Georgensitz, wohin durch den dichten Wald ein steilerer, jedoch durch Stufen erleichterter Aufweg führt. Hier führt die Aussicht in das entgegen gesetzte Thal, das über eine Waldkette hinaus in weite Fluren sich ausdehnt, und die Minden'schen Gebirge mit der Porta westphalica zum äussersten Gränzpunkte hat.

Es pflegt der gewöhnliche Gegenstand einer Differenz unter den Badegästen zu seyn, welche von beiden Aussichten die schönere sey; und der Grund dieses verschiedenen Urtheils scheint mir in der verschiedenen Stimmung für die freundlich-schöne und die schauerlich-schöne Natur zu liegen.

Endlich giebt es noch einen dritten Punkt, auf welchem unter mehreren der Freund der Natur einen vorzüglichen Genuß sich bereitet findet. Es ist auf jener Anhöhe bei Bergkirchen. Ich stehe hier auf einer schmalen Berglänge. Nordöstlich liegt dasselbe Thal, das vom Friedrichsplatz sich dem Auge darbietet, jedoch in einer andern Gestalt von diesem andern Standpunkte vor mir. Die Mischung der nähern Objecte ist noch mannichfaltiger und reizender. Das Meer liegt noch ausgedehnter da. Zur Linken glänzen hie und da Häuser vom Bade durch das Gehölz.

Und nun wende ich mich um, nach Südwest hin, siehe, so liegt jenes zweite Thal, was der Georgenplatz zeigt, aber unendlich ausgebreiteter nach Süden zu in die fruchtbare Grafschaft Bückeburg hinein, vor mir, und wieder am fernen Horizont zieht das waldige Gebirge eine dunkle Gränze umher. Dieser Contrast der Aussichten, die eine einzige Wendung auf denselben Punkt in einem und demselben Moment hervorbringen kann, ist einzig in seiner Art. Der Weg hieher ist nicht ganz kurz; aber noch nie habe ich die Badegäste ohne Entschädigung von dieser kleinen Wanderung, die ohnehin fast ganz durch Gehölz führt,

führt, zurück kehren sehen. — Es giebt noch viele ähnliche Partien um Rehburg, wo ähnliche Gegenstände von verschiedenen Seiten und aus verschiedenen Augenpunkten betrachtet, in immer abwechselnden lieblichen Formen und Farbenspielen erscheinen.

Der Waldpartien aber, wo der Körper mehr ausruhen und sich hingeben, als durch Auge und Glas sich anstrengen will, giebt es noch mehrere, welche zum Theil gleichermaaßen um den Vorrang streiten.

Welch ein Einfluß aber durch eine solche Gegend auf die Gemüthsstimmung des Badegastes überhaupt fast unwillkührlich hervorgebracht werden müsse, das ergiebt sich aus dem Gesagten gewiß von selbst. Noch ist der Vorzug charakteristisch, den dadurch die atmosphärische Luft um Rehburg vor vielen andern zu tief liegenden und eingeschlossenen Bädern erhält. Nur die einige Vorsicht wird der Badegast nicht aus den Augen lassen, daß er auf manchen, wiewohl schönen, Standpunkten in den Alleen selbst, oder auf weitern Promenaden nicht in einer zu leichten Bekleidung verweile, indem Zugluft nach der Natur der Sache unvermeidlich ist.

Zu dem Vergnügen des Rehburger Badegastes endlich, dürfte außer der schönen Natur die dortige Gesellschafte ihren guten Theil beitragen. Es scheint mir der rechte Ton zwischen dem zu freien und eingeschränkten Wesen hier gewöhnlich Statt zu finden. Zwar kömmt, wie an jedem Bade, auch hier viel darauf an, wer zuerst angekommen, oder vorzüglich geneigt ist, einen ihm wohlgefälligen Ton zu etabliren, indeß ist doch, seit ich in Rehburg zugebracht habe, ein gewisser anständiger Familienton in dem Ganzen der Gesellschaft nicht zu verkennen gewesen. Wenn aber hin und wieder eine Gene eintreten muß, so hat dies nie mir mißfallen, indem ein gewisses Gegengewicht gegen die Schnellkraft des eigenen Willens an öffentlichen Orten schon ganz recht an seiner Stelle zu seyn scheint.

Für den Arzt treten aber noch ganz besondere Ursachen ein, um einer gemäßigten Einschränkung nicht abhold zu seyn. Zum wenigsten wird hiedurch mancher recht gute Erfolg in diätetischer Hinsicht hervorgebracht; und am Ende trifft es doch am meisten nur die Gesunden, die sich geniren müssen.

Ich beschließe diese Zeilen mit der angenehmen Bemerkung, daß das Königl. Oberhofbaudepartement jetzt ein besonderes Augenmerk auf Rehburg gerichtet hat, wovon die erwünschtesten Folgen allen Umständen nach sich zu Tage legen werden.

Hannöverisches Magazin.

50tes Stück.

Montag, den 22ten Junius 1801.

Wiedensahl,
ein kleiner Beitrag zur Geographie des Vaterlandes.

Ueber den Namen eines Orts weitläuftige Untersuchungen anstellen, nach der Sitte der Ortsbeschreiber und Geschichterzähler aus der ersten Hälfte des kürzlich geendeten Jahrhunderts, ist gewiß eine undankbare, zwecklose Bemühung. Zur Erläuterung des charakteristischen Namens unsers Orts hier nur folgendes Wenige:

Sahl oder Soll, salum, bedeutete in der ältern niedersächsisch-westphälischen Provinzialsprache, einen Landsee von der kleinsten Gattung. Als das zweite Hauptwort in der Composition unsers Ortsnamens, bezeichnet Sahl das kleine, in der Mitte unsers Orts befindliche stehende Wasser, welches durch einige lebendige, aber schwache Quellen unterhalten wird.

Dieser kleine See, nach hiesiger Mundart dat Soll genannt, ist noch zum Theil mit Weidenbäumen, niederdeutsch Wieen, Wieden, umgeben, welche an die Stelle derjenigen gekommen seyn mögen, die ehemals Gelegenheit gaben, den Raum, in dessen Mitte sich dieser kleine See befand, Wieensol, Wiedensole, späterhin Wiedensahl zu nennen. So heißt, nach einer ähnlichen Namensentstehung, ein Dorf in der lüneburgischen Amtsvogtei Bergen, Hucksahl, weil es an der Huck oder Ecke eines kleinen stehenden Wassers belegen ist.

Um diese Weiden her, welche den kleinen See umgeben, sollen einige Ritterhöfe gestanden haben, ehe hier Bauern zu wohnen begannen, sagt die Tradition, ohne im Geringsten den Zeitpunkt dieses historischen Umstandes aus undenklichem Alterthum anzugeben. Ob diese Tradition dadurch einiges Gewicht bekommen könnte, daß hier noch jetzt die Namen Holle, Klenke, von Haren und Dorgelow unter den Hausleuten gefun-

funden werden, mag ich nicht entscheiden.

Wiedensahl ist ein Gränzpunkt unsers Landes, wo sich das Gebiet des Calenbergischen Stifts Loccum, zwischen dem Hochfürstl. Mindischen Amte Petershagen, und dem Gräflich Schaumburg-Lippischen Amte Stadthagen, in einen spitzen, südlich auslaufenden Winkel endigt.

Ehemals war dieser sehr freundliche Winkel des Stiftslandes ein Schaumburgisches Pertinenz, wie dieses verschiedene Documente klar beweisen. Diese Belegsurkunden, nebst einigen, welche anderweitig zur Geschichte unsers Orts gehören, finden sich abgedruckt in den Beiträgen zur Geschichte von Wiedensahl, vom Herrn Stiftssyndicus Weidemann, im 3ten St. des 1795ger Jahrgangs der — zum großen Nachtheil der Landesgeschichte und Landesgeographie eingegangenen — Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande. Aber auch ohne diese historischen Documente würde man vermuthen müssen, — wenn man hier, ausschlußweise von den übrigen Stiftsdörfern, Bückeburgische Dorfsauart, Bückeburgische Maaßen für trockne und flüßige Waaren, und manche Sitte jenes Nachbarlandes antrifft — daß Wiedensahl ehedem unter Schaumburgischer Hoheit gewesen sey.

Vier Stunden Weges sind wir von Minden entfernt, welches uns im Südwest zu West liegt, und fast fünf Stunden von der Porta Westphaliae, welche wir gerade im Südwest haben. Stadthagen liegt uns im Ostsüdost, auf zwei Stunden Ferne. Vom Nordwest bis zum Süd umgiebt das Mindensche Gebiet der Dörfer Rosenhagen, Klanhorst und Raderhorst unsre Weide- Feld- und Wiesenflur, in einer, sich, dem Gränzwinkel zu, flach einbeugenden Linie. Vom Süd aus, wo der Vereinigungspunkt des Niedersächsischen Fürstenthums Calenberg mit den beiden westphälischen Provinzen, dem Fürstenthum Minden und der Grafschaft Schaumburg sich befindet, zieht sich das Gebiet dieses Gräflichen Landes in einer sich krumm ausbeugenden Linie, um unsre Felder, Waldung und Weide bis zum Nordost. In Nordost und Nord, wohin sich der unregelmäßige spitze Winkel öffnet, schließt das übrige Stift Loccumsche Gebiet an unsere Wald- und Weideflur. Loccum ist von uns zwei Stunden entfernt, im Nordost zu Nord.

Wiedensahl ist auf einer mäßigen Höhe belegen, und erstreckt sich auf ihrem platten Rücken in einer sehr flachen mehrentheils regelmäßigen Halbbogenlinie, welche sich vom Nord aus südostwärts wendet $\frac{1}{2}$ Stunden Weges weit. Nur eine Straße, von welcher nicht ein Haus bedeutend ausweicht, befindet sich in dieser Linie. Unsere Ortsstraße enthält in einer ununterbrochenen Doppelreihe 113 Wohnhäuser,

und

und 200 Schritte abwärts vom südöstlichen Ende, unmittelbar gegen den Waldstreif, welcher dort die diesseitige Gränze gegen das Schaumburgische bildet, befindet sich noch eine Reihe von 4 Häusern, gleichsam eine Vorburg des Orts.

Das nördliche Ende der Ortsstraße liegt völlig frei, das südöstliche in mäßiger Ferne ein wenig vom Walde gedeckt. Unsere herrliche Flur erstreckt sich so unserer bewohnten Straße parallel, daß aus jedem Hause beider Seiten, und dem hinter dem Hause befindlichen Garten auf die üppigen Saatfelder der Blick gezogen wird. Sie senken sich abwärts, und sind, wo sie enden, fast überall mit Wiesen, als einem grünen Kranze, eingefaßt. Vom Nordwest bis zum Südwest schließen die Mindenschen Dörfer, deren Häuser einzeln aus höherem Gebüsche hervor blicken, den Horizont, im Süd und Osten dichter Wald.

Die erhabene, freie und trockne Lage unsers Orts, welcher in seiner Mitte, in der Gegend des kleinen Sees, vor der Kirche und dem Pfarrhofe, seine größte Höhe hat; und seine Bauart, da er nur eine Straße enthält, welche ansehnlich breit ist, und worin die Nachbarhäuser einer Reihe nicht gar nahe gränzen, sondern durch Gärten oder Hofraum überall geschieden sind, lassen allen Winden ungehindertes Spiel, und machen dadurch unser Wiedensahl auffallend gesund. Hier giebt es nicht allein, verhältnißmäßig, vorzüglich viel gesunde, robuste Leute jedes, selbst des sehr hohen Alters, welche gewiß einen guten Theil ihrer Gesundheit und Kraft der topischen Salubritat unsers Wohnortes verdanken, sondern es verlieren sich hier sogar ansteckende Krankheiten gewöhnlich, vom Winde fortgeführt, ehe sie das Ende der langen Straße erreichen können. Der Fortgang jeder Epidemie ist hier langsam; ihr contagiöses Gift wird während dieser langsamen Bewegung von der Luft geläutert, und kann nun auch da, wo es haftet, viel weniger Uebels thun, als in andern klumpenweis oder in einer eingeschlossenen Tiefe, die wohl gar mit Sumpfluft angefüllt ist, belegenen Landörtern, wo es concentrirt, ja oft durch mancherlei böse Localitäten wahrhaft pestilenzialisch gemacht wird.

Zum historischen Belege dieser Behauptung von Wiedensahls örtlicher Salubrität mag Folgendes dienen:

Faulfieber, Ruhren und Blattern wurden hier nur sehr selten bösartig und allgemein. Todesfälle an der Ruhr gab es hier seit 1779, also binnen 21 Jahren, gar nicht; seitdem nur einzelne Ruhrpatienten, doch bei den Meisten war es nicht sowohl Ruhr, als nur eine ruhrähnliche Unpäßlichkeit. Dieser Vorzug ist so wenig uns mit den Bewohnern der umliegenden Gegend gemein, daß es vielmehr in

den nächsten ausländischen und inländischen Dörfern, bald in dem einem, bald in dem andern, fast keinen Herbst ausgenommen, bösartige Ruhren gäb. In diesem letztverwichenen Herbste traf die Ruhr die uns nächste Bückeburgische Parochie. Diese Epidemie raubte vielen das Leben.

Im Sommer 1795 hatten 3 Kinder benachbarter Häuser die Blattern, und keins ward weiter angesteckt. Vom Junius 1796 bis in den Jan. 1797, über 6 Monate lang, dauerte eine sehr gutartige Blatternansteckung, ließ die Hälfte der blatternfähigen Kinder frei, und ging so regelmäßig fort, daß, wo nicht näherer persönlicher Umgang, entferntere Häuser ihre Bahn abänderte, diese augenscheinlich durch die Lage unserer Wohnhäuser gegen einander bestimmt ward.

Im Frühjahre 1799 hatten 17 Kinder die natürlichen Blattern; aller Aeltern wohnen in der südöstlichen Hälfte unserer Ortsstraße.

Man könnte hier gar füglich auf den Gedanken gerathen, einer Epidemie, sobald sie das zweite, spätestens das dritte Haus erreicht hat, ihre Reiseroute vorzuzeichnen. Als die vorhin angeführte sechsmonatliche Blatternansteckung bei uns begann, traf zugleich eine solche, aber weit giftigere Contagion einen benachbarten, beträchtlich häuser- und menschenreicheren, sehr dicht und zum Theil mit gedrängten Nestern von Wohnungen bebaueten Ort; da ließ sie binnen 2 Monaten ihr Gift völlig aus, und nahm der Patienten eine große Zahl dahin. a)

Selbst die Rindviehseuche, dieser unbarmherzige Würgengel, welcher das Mark des ländlichen Wohlstandes aussaugt, und selten eher innehält, als bis der Bauer seinen Kuhstall völlig verödet sieht, konnte hier nicht allgemein wüthen. Zweimal, seit Menschengedenken, kam sie hieher, die wahre Viehpest, keine gelindere, nur ihr ähnliche Seuche.

Auch dasmal, da sie vorzüglich feindselig sich bezeigte, blieb die eine Hauptheerde unsers Orts, folglich die volle Hälfte des hiesigen Rindviehbestandes gänzlich verschont. Ihre Last traf die Bewohner der südöstlichen Hälfte

a) Wie unter den Stiftsdörfern Wiedensahl sich dadurch auszeichnet, daß es seinen Einwohnern die gegründetere Hoffnung auf ein gesundes und langdauerndes Leben giebt, so gewährt ein anderes, Mönchehagen, den seinigen den Vorzug des wohlfeilsten Todes. Das anständigste Begräbniß nemlich, womit der wohlhabendste Höfner bestattet werden kann, kostet da an Stolgebühren nur 9 Mgr.

Hälfte unſers Wiedensahls. Nur ein Hausvater der nördlichen Hälfte, ſehr weit nach dem Ende des Orts, gegen dieſen Himmelsſtrich gerechnet, wohnhaft, büßte ſein Vieh ein, weil er ſeinen Bruder, der in der ſüdöſtlichen Ortshälfte wohnt, in der Zeit, da deſſen Vieh krank war, beſucht hatte.

Der Vergleich ſolcher topiſch gefunden Oerter mit den vielen, welche den Feuersbrünſten zum Raube erbauet, und deren Einwohner von jeher dem Geiſte der Krankheiten topiſch zu eigen gewidmet zu ſeyn ſcheinen, iſt wahrlich ſehr intereſſant, und kann dem Wohl der Menſchen ſehr frommen, wenn er von dem rechten Beobachter und zur rechten Zeit angeſtellt wird. b)

Ein anderer topiſcher Segen ſichert unſere Häuſer vor dem Wetterſtrahl, und unſere Fluren vor Hagelſchlag, ſo weit eine ſolche Sicherheit möglich iſt. Wir wohnen unter dem Schutze einer Hauptwetterſcheidung. Auf 5 Stunden Ferne nemlich, gerade im Südweſt, der Region des Regens, befindet ſich offen vor unſerm Blicke das berühmte weſtphäliſche Thor, hier mit dem gemeinen Ausdrucke das Regenloch benannt.

Der dort quer durch die Bergreihe ſtrömende Weſerfluß zieht die Regen- Donner- und Hagelwetter mit Macht hinter ſich her; ſie drängen ſich gewaltſam durch die Bergöffnung, und dann folgt ihr ſchwerer Zug mit ſchnellerem Gange entweder dem Strome in nördlicher Richtung, oder, angezogen durch die uns ſüdlich und ſüdöſtlich gelegenen Berge, eilt er dort hin. Oft auch theilt ſich die Gewitermaſſe, indem ſie aus dem Bergthore tritt, rechts die eine Hälfte dem Strome, links die andere den Bergen nach.

Iſt die anziehende Kraft dieſer beiden Hauptwetterleiter zu ſchwach, oder die Macht des Gewitterſturms zu ſchwer, in dem Momente, da er aus der Bergenge tritt, ſo ſtürzt die Maſſe über den Strom auf das flachere Land gerade gegen uns.

Die

b) Es iſt ein ſehr erfreulicher Anblick, wenn man Dörfer, in welchen ehemals eine Feuersbrunſt zwiſchen den neſterweiſe belegenen Häuſern aufgeräumt hat, nun nach ihrer Herſtellung weiter ausgedehnt, und die neuen Wohnungen in zweckmäßiger Entfernung von einander angelegt findet.

Dieſer erfreuliche Anblick ward mir in dem Dorfe Luthe, Amts Blumenau, wo nach einem verheerenden Brande die thätige Sorgfalt des verdienſtvollen Herrn Oberamtmanns Niemeyer durch Auswirkung neuer Bauſtellen für die Eigenthümer verunglückter Häuſer, künftigem bedeutenderen Brande, und künftiger gefährlicherer Verbreitung der Epidemien weislich wehrte.

Dieser Fall ist der weit seltenere, und wir sind auch dann sehr ruhig, wenn er eintritt. Das Wetter treibt mit so großer im westphälischen Thore gewaltig gestärkter Macht heran, daß es über uns hineilt, und seine Blitze seinen Hagel weit jenseits fortschleudert. Wir sehen, das Auge nach Südwest gewandt, die Wetter aus ihrer Officin herbei eilen, als ob sie über uns zusammenstürzen wollten, und nach wenigen Minuten dürfen wir bloß den Blick entgegen gesetzt richten, um sie nordostwärts von uns fliehen zu sehen.

Leichtere, unschädliche Hagelanflüge treffen uns wohl, gleichsam die losseren, von der Hauptmasse des Hagels abspringenden Körner, die eigentlich gefährliche Last aber wird weit über uns hinweg geschleudert. So sahen wir's, um von mehreren auffallenden Erfahrungen nur eine anzuführen, augenscheinlich an einem sehr schweren Hagelwetter, welches im Frühling 1798 gerade gegen uns aus dem südwestlichen Wetterthore drang. Sein Anblick erfüllte den Beobachter mit Unglücksahndungen; die leichtern Körnchen, häufig das Vorspiel der schnell nachfolgenden Verheerung, fielen schon über uns; aber unsere Flur sollte nicht ihres Schmuckes u. Reichthums entkleidet werden; wir erhielten nur eine schwache Fenstermusik, ohne daß ein Halm unserer Felder, oder ein Scheibchen in unsern Zimmern geknickt wäre.

Die zwischen den Säulen des westphälischen Thors zusammen gepreßte Hauptmasse hielt noch volle acht Stunden Weges weit von uns zusammen, fiel dann auf die Feldflur von Langenhagen, und zerstörte dort alle Rockensaaten.

An der Weser, niederwärts, zündete vor unsern Augen manches so eben aus der Porta gedrungene Gewitter uns östlich und nordöstlich gleich also, und wir blieben verschont. — Aber der Gewitter Fruchtbarkeit, ihre Schwefelluft und die Regengüsse vom Nachzuge bedecken unsere Fluren, wir genießen ihres Segens und ihre Zerstörung geht vorüber.

Ohnehin sind wir den Bergen, welche uns südlich, südöstlich und östlich liegen, so nahe, daß uns schon daher ein besserer Boden zu Theil ward, als weiter abwärts von ihnen zu finden ist, nach dem physischen Gesetze, welches den ebenen Strichen Landes unter, vorzüglich längs einer Bergreihe die Fruchtbarkeit, welche ehemals dort herab strömte, als die Berge hoch hervor gingen, und die Breiten sich herunter setzten, zum köstlichen Eigenthum zumaß.

Von uns westwärts gegen die Weser zu verflächet sich das Land bis an die Sandhügel, welche gleichsam das Ufer des Flusses und seine diesseitigen schmalen Maschstriche bewahren.

Als ehemals die Gewalt des Wassers sich das Thor in der Bergreihe brach, mögen diese Hügel an ihren jetzigen Standpunkt gespült seyn, so daß sie nun dem Flusse als Uferhüter, bald ihm näher, bald etwas ferner, von Minden bis Nienburg folgen. Von diesen Weseruferhügeln hieherwärts ist der Boden sandig oder bruchartig und moorig.

Die Sandhöhen, Moore u. Bruchvertiefungen, welche in diesem Landstriche, so wie zum Theil uns nördlich und nordwestlich so gar chaotisch geordnet sind; die zahllosen Rieden, oder schmalen unregelmäßigen Wasserzänge, in welchen zur nassen Zeit sich das Wasser über der Erde mit dem unter derselben befindlichen Vorrathe vereinigt, manchmal einen lebhaften Bachstrom bildet, und tief in die trockne Zeit hinein, sich an niedrigen, oder mit einer schwachen Quelle versehenen Stellen, in Resten aufzuhalten pflegt, sind unfehlbar theils Trümmer der ehemals im vorhistorischen Alterthume vom westphälischen Thore aus vorgegangenen großen Wasser- und Erdrevolution, theils auch sicher, wenigstens in der uns nördlich belegenen Nachbarschaft, Denkmäler der schrecklichen Wasserergießung, welche im Jahre 1333 jene Gegend furchtbar verheerte.

Dieser Wolkenbruch des 14ten Jahrhunderts muß noch weit schrecklicher gewesen seyn, als derjenige, welcher im vorigjährigen Frühlinge in der Göttingschen Gegend so gewaltig wüthete. —

Zwei Dörfer im Stiftsgebiete, **Wagenrode** und **Wesenhorst**, eine halbe Stunde Weges von einander, jedes 3 Viertelstunden südlich vom Kloster entfernt, lagen auf dem Erdraume, gegen welchen der ältere Wasserflurz seine Hauptgewalt übte. Beide wurden so gänzlich zerstört, daß bald nur ihr Name übrig blieb.

Von dieser Hauptscene der Verwüstung nordwärts wurden die Fluthen über Höhen und Thäler so mächtig fortgetrieben, daß sie nach dreiviertelstündigem Laufe das ganze Kloster überschwemmten, und die Deckplatte des Hochaltars in der Stiftskirche erstiegen.

(Der Schluß folgt.)

Zube-

Zubereitung des Korns zur Speise bei den Negern am Gambia in Afrika.

In den Gegenden des Gambia werden, wie Mungo Park in seinen Reisen im Innern von Afrika bemerkt, von Getreidearten, vorzüglich das sogenannte Kafferkorn oder türkischer Weizen (Zea Mays), zwei Arten von Holcus spicatus, welche die Eingebohrnen Suno und Sanio nennen, ferner Holcus niger, von ihnen Basst Wulima, und Holcus bicolor, von ihnen Bassiqui genannt, in großer Menge gebauet.

Um das Korn zur Speise zu bereiten, stampfen es diese Neger in einem großen hölzernen Mörser so lange, bis es aus den Hülsen ist, lassen es hernach durch den Wind von der Spreu säubern, und stampfen es dann in dem Mörser wieder zu Mehl. Hieraus machen sie alsdann eine Art von Pudding, der Kuskus heißt, und folgendergestalt bereitet wird:

Zuerst machen sie das Mehl feucht, rütteln es in einem großen Kürbis, bis es in kleinen Kügelchen zusammen klebt, wie Sago, dann schütten sie es in einen irdenen Topf, dessen Boden voll kleiner Löcher ist; dieser Topf wird nun entweder mit einem Teig von Mehl und Wasser, oder mit Kuhmist, auf einen andern festgeklebt und so aufs Feuer gesetzt.

In dem untern Gefäß ist gewöhnlich Fleisch und Wasser, dessen Dünste durch den durchlöcherten Boden des obern Gefäßes dringen und so den Kuskus locker und gahr machen.

Diese Art das Mehl zu bereiten, soll, den Nachrichten des erwähnten Reisenden zufolge, auch auf der Küste der Barbarei allgemein seyn, und das Gericht dort ebenfalls den Namen Kuskus führen.

Es gründet hierauf die Vermuthung, daß die Neger diese Zubereitung zugleich mit dem Namen von den Mauren gelernt haben. Außer dem Kuskus, welcher in allen Gegenden am Gambia ein Lieblingsgericht ist, machen die Neger aus Mehl noch eine andere Art von Pudding, der Niling heißt, dessen Zubereitung aber nicht näher angegeben wird.

Hannöveriſches Magazin.

51tes Stück.

Freitag, den 26ten Junius 1801.

Wiedenſahl,
ein kleiner Beitrag zur Geographie des Vaterlandes.

(Schluß.)

Die von dem Waſſer vertriebenen Weſenhorſter ſuchten höchſt wahrſcheinlich in dem ihnen zunächſt gelegenen Münchehagen ihre neuen Wohnſtätte. Die ehemaligen Weſenhorſter Aecker werden noch guten Theils, vielleicht alle, von Einwohnern des Dorfs Münchehagen cultivirt, muthmaaßlich von den Höfen, welche die eingewanderten Weſenhorſter bebauet haben. Dieſe öſtliche Feldflur der Münchehäger führt noch den Namen Weſenhorſt.

Das alte Gebiet von Wagenrode, ob gleich die Lage beider Dörfer gleich trefflich war, iſt durchaus wüſt liegen geblieben. Die Einwohner dieſes größern der beiden zerſtörten Dörfer zogen ſich, laut einer hiſtoriſchen, ſehr wahrſcheinlichen Sage, nach Wiedenſahl, und fanden hier ihre neuen Wohnplätze. Sie baueten ſich wahrſcheinlichſt am Nordende unſers Orts an, und gaben ihm zuerſt eine bedeutende Größe und Einwohnerzahl.

Daß zugleich eine beträchtliche Menge neuer Anbauer ſich hieher ſammelte, welche ihr gemeinſchaftlich erduldetes Ungemach einſtimmig gemacht haben mochte, war wohl eine Haupturſache der äußerſt plan- und regelmäßigen Bauart, wodurch ſich Wiedenſahl auszeichnet.

Hier ſey es mir vergönnt, auf die verlaſſene, jetzt gänzlich öde Wohngegend der ehemaligen Wagenroder einen Blick zu werfen. Wenn man den noch bekannten, eine Stunde von hier am Wege nach Lecum belegenen Wagenroder Kirchhofshügel und das gleichfalls noch ſehr kenntliche Mühlenbaſſin dieſes ehemaligen Dorfs als kundbare feſte Punkte annimmt, um

von ihnen aus das ganze vorige Ortsgebiet zu übersehen, so unterscheiden sich deutlich zuerst eine weite fruchtbare Fläche, wo höchst wahrscheinlich die Kornfelder prangten; dann mehrere sehr geraume Striche reichen Wiesenbodens; weiter eine Bruchgegend, wo freilich jetzt nur einzelne Erlen stehen; ein bedeutendes, bisher unbenutztes Torfmoor, und verschiedene sandige Höhen, welche zur Anlage von Nadelholzwaldung nicht bequemer ausgewählt werden könnten. Wer möchte sich bei diesen Ansichten des lebhaften Wunsches erwehren: diese ausgebreitete Fläche, deren jetzige Nutzung zur Weide und zum Plaggenhieb über alle Vorstellung kleinlich ist, des Fluches der Communion entbunden, und die ehemalige Dorfstätte mit einer soliden Colonie von nachgebohrnen Söhnen und Töchtern der rechtlichsten Bauern im Stifte besetzt zu sehn? Wiedensahl, welches ehemals die Flüchtlinge von Wagenrode aufnahm, verdiente wohl einigen Vorzug in Lieferung dieser Colonisten, daß die Nachkömmlinge die Wohnplätze ihrer Ahnen neu besetzten.

Möchte das 19te Jahrhundert so die Verwüstung des 14ten wieder gut machen!

Unmittelbar wo sich von der Westseite her unsere Wiesen- und Feldflur zu heben beginnt gegen unsern Wohnhügel zu, setzt sich erst der Boden fester, und wird in eben dem Maaße edler.

Von den uns südlich, südöstlich und östlich belegenen Schaumburgischen Bergen her, über die längs diesen Bergen befindlichen fettern Fluren, und durch den Schaumburger Wald, welcher unmittelbar an unsere Feldmark gränzt, ward unsers Bodens fruchtbare Oberschichte einst hieher geschwemmt. — Weiter in nördlicher, nordwestlicher und westlicher Richtung, als bis zu uns, drang der Segen von jenen Bergen nicht, und wo unser Ortsgebiet endet, gegen jene Himmelsstriche zu, da ist die Gränze der Fruchtbarkeit sehr auffallend gezeichnet.

Von unserer Ackerflur ist der südlichere, südöstlichere und östlichere Theil, ungeachtet aller nachher eingetretenen, partiell vorzüglicheren Cultur, noch jetzt merklich edler, als der nördlicher, nordwestlicher und westlicher belegene.

Durch diese augenfälligen Wahrnehmungen wird die Hypothese: daß die obere fruchtbare Schichte unsers gesegneten Bodens, welcher tieferhin ortsteinig ist, oder den zähesten Thon enthält, von jenen Bergen einst hieher geflossen sey, mächtig unterstützt.

Bei genauer Aufmerksamkeit auf den großen Unterschied mancher, sehr nahe an einander liegenden Striche Landes, in Betracht ihrer Fruchtbarkeit, wird man oft solche äußerst scharf gezogene Gränzlinien treffen, innerhalb welcher, bis zurück zu dem Punkte,

Punkte, von welchem die Fruchtbarkeit ausging, lauter trefflicher Boden sich zeigt, und außer ihnen lauter undankbares Land.

W. Möldeke.

Etwas über den Nachtheil des Behackens oder Anhäufens der Kartoffelbüsche im Sand- und andern leichten Lande.

Es ist eine alte Bemerkung bei der Landwirthschaft, daß jede Gegend, jeder Boden auf besondere Art cultivirt und zum Pflanzenbau behandelt werden muß, und daß das, was an einem Orte als allgemein nützlich anerkannt wird, am andern oft den größten Nachtheil hervorbringt, wenn man es daselbst anwenden und nachahmen will. Die Erfahrung bestätigt dieses vielfältig, und man braucht nur in einige nahe Gegenden (selbst nahe um Hannover) einen flüchtigen Blick zu werfen, um solches gewahr zu werden. Daß der Wachsthum und das Gedeihen der Gewächse überhaupt sehr viel auf der richtigen Behandlung des Erdbodens beruhe, um demselben theils mehr nährende Theile zu geben, theils die darin vorhandenen zusammen zu halten, und möglichst zu concentriren, wie z. B. beim Sandboden, ist eben so wahr, und dieses veranlaßte mich zunächst zur Mittheilung dieser Gedanken.

Ein schwerer Masch- Klei- oder Lehmboden liegt sich bekanntlich in kurzer Zeit so fest, daß man, besonders wenn entweder starkes Regenwetter oder langwierige Dürre einfällt, weder mit dem Pfluge, noch mit dem Spaden etwas daran ausrichten kann. Das Unkraut würde nun auf solchen Kartoffeläckern überhand nehmen, und weil es da länger, als im Sandboden, Frucht behält, durch seinen schnellern Wachsthum das Kraut der Kartoffeln ersticken. Man muß hier folglich statt des Schaufeleisens zur Hacke greifen, um, ehe noch die Kartoffeln aufgegangen sind, das Unkraut zu dämpfen. Sind die Büsche etwa einer Hand hoch gewachsen, dann muß man sie mit Erde behäufen lassen, um die Erde locker zu machen, und so diejenigen nährenden Theile, welche in dem kompakten Boden noch gleichsam schlafen, in Wirksamkeit zu bringen, als welche nun mit Luft und Sonne vereint, das Ansehn und den Wachsthum der Knollen befördern. Hier ist also das Behacken nöthig und nützlich, ja sehr vortheilhaft. In dem Sandboden hingegen muß man diese Procedur nicht vornehmen. Hier kann

man das Unkraut mit dem Schaufeleisen zwingen, und der Boden ist an und für sich schon locker genug. Auch wird die aufgehäufte Erde durch das Hineindringen der Sonnenstralen und der Luft zu sehr ihrer nährenden Theile (deren Quäntität bei weitem nicht so groß ist, wie im schweren Lehmboden u. s. w.) beraubt, und zu viel ausgedöret. Kömmt auch ein Regen, so kann er wegen der angelockerten Hügel nicht an die Wurzeln kommen, sondern läuft immer an der aufgehäuften trocknen Erde herab, und der Busch steht folglich wie in einem Aschenhaufen. Die Knollen bleiben daher klein, und werden wegen der Menge, die sich davon unter dem angehäuften Hügel ansetzt, unbrauchbar. Die nährenden Theile werden also im Sand- und andern leichten Boden gerade dadurch erhalten, daß man das Land nicht mit der Hacke verarbeitet, sondern vielmehr das Unkraut oben auf der Oberfläche abschaufelt.

Man sieht also aus dieser kurzen Theorie des Behackens und Nichtbehackens, daß derjenige, welcher Sandland auf diese Art zur Kartoffelnpflanzung behandelt, weit bessere Erndten, selbst bei mäßig fruchtbarer Witterung, zu erwarten haben wird, als wer seine Kartoffeln in eben dem Lande behacken läßt, und ich muß also das Letztere nach meiner Ueberzeugung wohlmeinend widerrathen.

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, will ich hier noch eine Bemerkung beim Pflanzen der Kartoffeln in Erinnerung bringen. Es ist nemlich meines Erachtens das Pflanzen der Kartoffeln mit dem Spaden, dem Pflanzen mit einem Stabe oder sogenannten Pflänzer vorzuziehen, weil die Pflanzkartoffeln bei letzterm in die Löcher hohl zu liegen kommen, und nicht so egal laufen, auch zum Theil unter ungünstigen Umständen, z. B. bei nassem Wetter, leicht ersticken. Auch habe ich wohl das Land zu Kartoffeln pflügen, und die Kartoffeln gleich hinter dem Pfluge in die Furchen einwerfen lassen. Hievon habe ich sehr gute, ergiebige Erndten gethan.

Diese Methode ist auf den Dörfern überall gebräuchlich, und ist, wenn sie mit gehöriger Vorsicht ausgeführt wird, und das Land in Cultur steht, am wohlfeilsten und einfachsten.

Einige

Einige Witterungsregeln, von einem erfahrnen und aufmerksamen Landmann gesammelt.

1. Wenn im Frühjahre bereits ein Gewitter gewesen ist, so kommen keine Reife und Nachtfröste mehr.

2. Wenn im Frühjahre viele Nebel sind, so kömmt im Sommer viel Regen; sind im Herbst viele Nebel, so kömmt im Winter viel Schnee.

3. Wenn im Frühjahre Ueberschwemmungen sind, und das Grundwasser häufig hervor tritt, so kömmt im folgenden Sommer eine außerordentliche Hitze und eine Menge Ungeziefer.

4. Wenn im Herbst und Winter viele starke Winde sind, so pflegen die Obstbäume das künftige Jahr besser zu tragen.

5. Wenn im Winter viel Schnee fällt, der März trocken, der April feucht, der Mai kühl ist, und im Jun. warmer Regen kömmt, so pflegt in demselben Jahre eine sehr gute und reichliche Erndte zu seyn.

6. Die Witterung, bei welcher ein Mondwechsel geschieht, oder welche den dritten Tag nach dem neuen oder vollen Mond erfolgt, pflegt gewöhnlich bis zu dem nächsten Mondeswechsel fortzudauern.

7. Wenn Südostwind wehet, die Wolken aber von Südwest überziehen, so hält dieser Wind lange an, und endigt sich mit Regen.

8. Ein Sturmwind, welcher in der Nacht anfängt, ist nicht so heftig und anhaltend, als einer, der bei Tage anfängt.

9. Wenn sich bei warmer Luft ein Wind aufmacht, so erfolgt bald Regen.

10. Wenn die Sonne des Morgens klar und ohne ungewöhnliche Farbe aufgeht, oder bald nach ihrem Aufgange das Gewölke vor sich vertreibt, oder keine Wolken gegenüber im Westen hat, so bleibt es denselben Tag helles Wetter.

11. Wenn die Sonne des Abends klar und ohne ungewöhnliche Farbe untergeht, so ist den andern Tag gewiß gutes Wetter, sonderlich wenn eine schöne Abendröthe darauf folgt.

12. Wenn die Abendröthe kupferfarbig ist, so kömmt schlechtes Wetter; sonst aber zeigt die Abendröthe an, daß den folgenden Tag schönes helles Wetter, und die Morgenröthe, daß Wind oder Regen erfolgen werde.

13. Wenn die Sonne hinter dicken Wolken, über welche sie ihre Stralen ausbreitet, oder mit einer dunkelu rothen Farbe auf- oder untergeht, so erfolgt bald Wind oder Regen.

14. Wenn sich die Wolken am Tage stark um die Sonne häufen, oder

ſich unter derſelben zuſammen ziehen, ſo entſteht ungeſtümes Wetter.

15. Wenn es Vormittags heiter iſt, des Nachmittags aber ein Regenguß kömmt, oder ſchwarze Wolken von Norden aufſteigen und den Himmel bedecken, aber wieder fortgeführt werden, ehe die Sonne untergeht, ſo wehet den folgenden Tag Nordwind.

16. Wenn des Morgens ein Nebel entſteht, und derſelbe bald wieder fällt, ſo wird es gegen Mittag ſchönes Wetter, ſteigt der Nebel aber in die Höhe, ſo wirds trübe und es regnet bald.

17. Wenn es den Tag hindurch wolkig geweſen, des Abends aber an einer Stelle des Himmels ſich eine helle Oeffnung zeigt, welche offen bleibt, ſo kömmt den folgenden Tag der Wind von der Seite her, geht aber dieſe Oeffnung nach einiger Zeit wieder zu, ſo bläſt der Wind gegen dieſelbe Seite.

18. Wenn ſich des Morgens viele kleine weiße helle Wolken haufenweiſe geſammelt haben oder da ſind, welches man den Schäfer nennt, ſo wird es ſchönes Wetter.

19. Wenn des Abends viele kleine ſchwarze Wolken am Himmel ſind, ſo bedeutet es Regen, ſind ſie aber weiß und helle, ſo kommt ſchönes Wetter.

20. Wenn der Sonne gegenüber ein heller Schein am Himmel, wie der Fuß eines Regenbogens geſehen wird, welches man eine Windgalle nennt, ſo erfolgt bald ein Sturm.

21. Die Wolken, welche wie große weiße Berge oder Schneehaufen ausſehen, verkündigen helles Wetter; die ſchwarzen und bleifarbigen, beſonders wenn ſie niedrig ſtehen, und die feuerrothen, Wind.

22. Die ſchwarzen oder weiß und lichtgrauen Gewitterwolken ſind nicht ſo gefährlich, als die rothen und braunen, obgleich bei dem erſten der Donner ſtärker zu ſeyn pflegt.

23. Wenn die Sterne dunkel ſcheinen, und die kleinern gar nicht geſehen werden können, obgleich keine Wolken am Himmel ſind, ſo wird trübes Wetter.

24. Ein Hof um die Sonne oder den Mond, verkündigt trübes Wetter oder Regen, und der Regen iſt deſto anhaltender, je langſamer er anfängt.

25. Die Nebenſonnen oder Nebenwinde zeigen anhaltendes ungeſtümes Wetter an.

26. Wenn die Hände ſehr trocken und glatt werden, daß alles, was man anfaßt, gleichſam aus denſelben glitſcht, ſo erfolgt gewiß Regen.

27. Wenn die Hähne viel krähen, die Schwalben niedrig fliegen, die Gänſe und Raben ſtark ſchreien, oder die Bienen im Sommer nicht weit ausfliegen, ſo pflegt bald Regen zu kommen.

28. Wenn

28. Wenn der Wind der Sonne folgt, so bleibt es einige Tage hindurch schönes gutes Wetter.

29. Wenn die Hühner früh aufsliegen des Nachmittags, so wird es den folgenden Tag sehr schönes Wetter, gehen sie aber spät, bis es dunkel wird, herum, so regnet es gewiß den andern Tag.

30. Wenn die Hähne beim Aufsliegen des Abends krähen, so verändert sich gewiß das Wetter.

W * * *

Br.

Die Insel Helgoland.

Die der Krone Dännemark gehörige Insel Helgoland liegt mitten in der Nordsee unterm 54. Grad 10 Minuten nördlicher Breite.

Sie ist ihrer Lage wegen merkwürdig, und der Handlung u. Schifffahrt außerordentlich nützlich. Das Ganze ist eine einzige Klippe, deren Bestandtheile, nach chemischer Auflösung, aus Flötz (röthlich gelber Thon) und Glimmer (Katzensilber) bestehen. Die Klippe bricht durch das beständige Anpühlen des Meeres außerordentlich ab; doch kann gewiß noch ein Jahrtausend vergehen, ehe dieselbe gänzlich weggespület ist. Die Natur hat an der Ost- und Nordostseite die schönsten Scenen gebildet, die den Malern vortreffliche Zeichnungen liefern würden.

Es sind auf der Insel über 3000 Einwohner, deren vorzüglichstes Geschäft der Fischfang ist. Zum Einbringen der aus der See kommenden Schiffe in die Elbe und Weser sind 460 Lootsen bestellt, die besonders im späten Herbst und bei stürmischer Witterung viel Geld verdienen. Sämmtliche Einwohner stehen unter einem Landvogt, der mit zwölf aus der Gemeinde genommenen Rathmännern die Justiz verwaltet, von deren Urtheil man nach Schleswig appelliret, und falls man dort nicht zufrieden ist, sich an das Tribunal zu Copenhagen wendet.

Die Einwohner bekennen sich zur lutherischen Religion, haben eine nette Kirche, die gewölbt und mit dem Holsteinisch-Gottorpschen Wapen geziert ist. In der Mitte derselben hängt das Modell einer Fregatte von 36 Kanonen, das mit den Namen Jacob Jacobsen und 1700. bezeichnet ist. An der Kirche sind zwei Prediger, die unter dem Consistorio zu Schleswig stehen, und nach sieben Jahren von der Insel zur bessern Beförderung abgehen kön-

können. — Es sind gegenwärtig ein Capitain als Commandant und 60 Kanoniren und Bombardiren nebst einem Tambour auf der Insel zur Besatzung, die 8 Kanonen bei sich haben, auch ist ein Controlleur daselbst.

Zur Direction der aus der See und nach derselben bei Nachtzeit kommenden und abgehenden Schiffe ist auf der Insel eine Feuerblüse, die von Backsteinen gebauet und 24 Fuß hoch ist. Um das Feuer ist ein eisernes Netz befindlich, das nach dem Winde gedrehet wird. Das Feuer und die Unterhaltung der Blüse wird von der Stadt Hamburg besorgt.

Die Treppe nach der Klippe hinauf hat 190 Stufen, die so flach liegen, daß die Kühe, deren auf Helgoland nur fünf sind, hinaufgehen können. Außer selbigen sind mehrere Schaafe da. Es wird kein Korn, außer etwas Gerste, daselbst gebauet, wozu man die ungefähr ¾ Fuß tief befindliche Erde mit der Schaufel umgräbt.

Es sind keine Brunnen auf der Insel, dagegen aber bei den Häusern der wohlhabendsten Bewohner Cisternen angelegt, in welche man das Regenwasser auffängt, das aber sehr mit Salpeter geschwängert ist.

Die Männer bekümmern sich nur um den Fischfang und um das Lootsen; die Weiber hingegen müssen alle andere Arbeit verrichten, als Korn in der Handmühle mahlen, alles, selbst die Steinkohlen hinauftragen, den Männern die Netze trocknen, selbige aus den Jöllen holen, und nebst den Angeln zum Schellfischfang wieder in Ordnung bringen.

Die Einwohner auf Helgoland haben eine ganz eigene Sprache, die aus der Frisischen herrührt, und die Weiber eine ganz eigene Kleidung, die der auf den dänischen Inseln Sylt, Föhr ꝛc. gebräuchlichen gleich kömmt.

Procurator Stern.

Ritzebüttel.

Hannöverisches Magazin.

52tes Stück.

Montag, den 29ten Junius 1801.

Ueber Waisenhäuser und den Lentinschen Ventilator.

Ohne jetzt hier zu untersuchen, und noch viel weniger zu entscheiden, welcher Verpflegung und Erziehung der Waisen der Vorzug gegeben werden müsse, ob der in den Privatfamilien, oder der in den Waisenhäusern; so ist so viel gewiß, daß eine jede Art vor der andern ihre Vortheile, aber auch ihre Nachtheile hat. Die Vertheidiger der Vertheilung der Waisen in Privatfamilien, werden so billig seyn, zuzugeben, daß sie an manchen Orten durch das Locale verhindert wird, und daß die Vorwürfe, welche man den Waisenhäusern macht, welche allerdings auch viele treffen, und um welcher willen man der Privatverpflegung der Waisen den Vorzug giebt, doch durch manche Waisenhäuser widerlegt werden. — Ich kenne von der letztern Art mehrere; aber ich will jetzt nur dasjenige zum Beispiele anführen, dessen Mitdirector ich bin, und von welchem ich also die gewissesten Nachrichten geben kann. Um nicht zu weitläuftig zu werden, so will ich mich hier nur auf einen Vorwurf einschränken, welchen man den Waisenhäusern macht, auf diesen nemlich, daß das Beisammenseyn und wohnen so vieler Kinder sie ungesund mache, ihre Sterblichkeit vergrößere, und daß besonders die Krätze in solchen Häusern einheimisch sey.

Dieser Vorwurf trifft nicht alle Waisenhäuser, und also kann der Nachtheil, welchen man ihnen damit Schuld giebt, ganz vermieden werden. Aber dann muß in solchen Häusern alles und das Ganze dazu mitwirken; sonst erreicht man seine Absicht nicht. Es ist nicht genug, daß — wie ein Reisender in dem 1785sten Jahrgange der deutschen Zeitung von einem gewissen Waisenhause erzählt — die Kinder des Sommers im Garten arbeiten, einen Kegelschub und ein Bad haben. Gewiß hat es in diesem Hause noch an manchem zur Erhaltung der Gesundheit gefehlt, weil der Reisende hinzusetzt: „und gleichwohl sind die Kinder ungesund.“ Nur hätte er das

nicht für einen gewöhnlichen Fehler der Waisenhäuser ausgeben sollen.

Nicht nur körperliche Arbeiten, Bewegungen und Baden, sondern auch gesunde Kost, Reinlichkeit in den Wohnzimmern, in den Schlafsälen, in den Kleidungen, der Genuß der freien Luft und genaue Aufsicht und Sorgfalt sind nöthig, um die Kinder gesund zu erhalten.

Wenn man den Waisenhäusern einen Vorwurf daraus machen will, daß in manchen die Sterblichkeit der Kinder groß ist, so bedenkt man nicht, in welcher elenden Verfassung und in welchem ungesunden Zustande viele Kinder in solche Häuser kommen.

Und dennoch giebt es Ausnahmen, zum Beweise, daß die größere Sterblichkeit in den Waisenhäusern kein nothwendiges Uebel derselben ist.

Als eine solche Ausnahme kann ich mit Recht das oben genannte evangel. lutherische von Frankenbergische Armen- und Waisenhaus hier in Cassel anführen. Eine Uebersicht der bis jetzt in demselben erzogenen Kinder wird dies lehren. Ich bemerke nur noch dieses vorher.

Nicht immer hat man auf der Regel bestehen können, die Kinder zu jung, etwa vor dem achten Jahre nicht aufzunehmen. Eben so wenig kann es vermieden werden, daß nicht zuweilen ein ungesundes Kind aufgenommen wird, ob es gleich ein Zeugniß über seine Gesundheit von dem Wundarzte des Hauses bei seiner Aufnahme haben muß.

Wenn die Knaben confirmirt sind, so gehen sie bei irgend einem Handwerksmeister in die Lehre, und werden die Lehrzeit hindurch von dem Waisenhause in der Kleidung unterhalten. Die Mädchen bleiben nach der Confirmation noch ein Jahr in dem Hause, um noch mehr zu häuslichen Geschäften angezogen zu werden. Dann werden sie entlassen, und gehen gewöhnlich in einen Dienst.

Schon mehrmals hat die Direction darüber berathschlagt, welche Handarbeit man in dem Hause für die Kinder einführen könne; aber immer fanden sich Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten. Die ältern Mädchen müssen an den häuslichen und Küchenarbeiten mit helfen, weil nur eine Magd im Hause und diese zugleich Köchin ist. Außerdem müssen sie für das Haus stricken und nähen. Die Knaben werden nach den Lehrstunden zu allerlei häuslichen Verrichtungen gebraucht, und die ältern nach der seit einigen Jahren getroffenen Einrichtung von der Waisenmutter in dem Strümpfestricken unterrichtet; auch werden sie zur Ausbesserung ihrer Kleidungsstücke angeführt und angehalten.

Die Anstalt nahm im April 1760 ihren Anfang. Bis zu Ende des vorigen

Jahrs ſind in dieſelbe 218 Knaben und 126 Mädchen, folglich zuſammen 344 Kinder aufgenommen worden. Davon ſind in dem Hauſe geſtorben 10 Knaben und 8 Mädchen, alſo 18 Kinder. Gewiß eine geringe Sterblichkeit, welche dadurch noch geringer erſcheinen wird, wenn ich hinzufüge, daß 6 darunter ſchon in den erſten Monaten nach ihrer Aufnahme verſtorben ſind.

Um dies noch einleuchtender zu machen, ſo gebe ich dazu folgende Ueberſicht nach den Jahren.

In dem Jahre	waren im Hauſe Knaben:	Mädchen:	und ſtarben Knaben:	Mädchen:
1760	6	6	1	1
1761	8	9	1	1
1762	11	9	0	1
1763	13	12	0	0
1764	18	15	1	0
1765	16	10	0	0
1766	15	10	0	0
1767	14	13	0	0
1768	13	11	0	0
1769	14	12	0	0
1770	12	12	0	1
1771	13	9	0	0
1772	15	12	0	0
1773	16	14	1	2
1774	18	9	0	0
1775	14	10	0	0
1776	22	12	0	0
1777	19	11	1	0
1778	24	13	0	0
1779	24	14	0	0
1780	25	14	0	0
1781	28	14	0	0
1782	29	14	0	0
1783	27	17	1	0
1784	24	18	1	2
1785	22	14	0	0
1786	23	12	1	0
1787	22	12	0	0

In dem Jahre	waren im Hause		und starben	
	Knaben:	Mädchen:	Knaben:	Mädchen:
1788 —	24 —	16 —	0	0
1789 —	24 —	16 —	1	0
1790 —	24 —	18 —	0	0
1791 —	26 —	16 —	0	0
1792 —	23 —	17 —	0	0
1793 —	26 —	18 —	0	0
1794 —	26 —	14 —	0	0
1795 —	25 —	21 —	0	0
1796 —	22 —	15 —	0	0
1797 —	19 —	12 —	0	0
1798 —	17 —	16 —	0	0
1799 —	15 —	14 —	1	0
1800 —	16 —	15 —	0	0
41 Jahre	891	646	10	8

Diese geringe Sterblichkeit der Kinder in unserm Waisenhause dient zu einem Beweise, daß man in demselben vom Anfang her für die Gesundheit der Kinder gesorgt hat, und daß man also dem Vorwurfe der Ungesundheit, welchen man den Waisenhäusern machen will, ausweichen kann.

Indessen konnte doch bei allem dem die Krätze noch nicht vertilgt werden, und in dem kalten Winter von $17\frac{9}{96}$ war sie sehr allgemein und sehr schlimm. Daß es jedoch nicht unmöglich sey, diese böse Hautkrankheit auszurotten, dafür bürgte unter andern die 11te Fortsetzung der Nachrichten von dem evangel. lutherischen Waisenhause in Marburg von 1799, wo es heißt: „der fortdauernden Sorge des Hausmeisters für Reinlichkeit haben wir es zuzuschreiben, daß die in vorigen Zeiten herrschende, aber seit einigen Jahren glücklich vertriebene Hautkrankheit nicht wieder zurückgekommen ist.“

Die Direction unsers Waisenhauses wurde dadurch aufgemuntert, alles mögliche auf das eifrigste anzuwenden, um eben diese Wohlthat den Kindern dieses Hauses zu verschaffen. Man sorgte vor allen Dingen für die möglichste Verhütung der Ansteckung und für noch größere Reinlichkeit im Hause. Damit die Ansteckung desto leichter verhütet werden könnte, so wurden im Sommer 1798, da bisher 2 auch 3 Kinder in einem Bette zusammen geschlafen hatten, lauter einschläfrige Bettstellen angeschafft, und alle Betten gereinigt und erneuert, so

so daß seitdem jedes Kind allein schläft. In den Schlafsälen wird auf die strengste Reinlichkeit gehalten, und gleich nachdem sie von den Kindern verlassen sind, werden alle Fenster geöffnet, so daß immer reine frische Luft in denselben ist.

Auf eben diese Reinlichkeit wird in den beiden gemeinschaftlichen an einander stoßenden Wohnstuben der Kinder, in welchen auch gespeist wird, streng gesehen. Dabei kam es hauptsächlich darauf an, wie wir diesen Stuben dann, wenn die Fenster geschlossen seyn müssen, eine reine Luft verschaffen wollten. Hier verdanke ich es nun meinem Hausarzte, dem würdigen Herrn Doctor und Garnisonsmedicus Lunold, daß er mir den Lentinschen Ventilator bekannt machte, als ich einst mit ihm über die mir so sehr am Herzen liegende Vertilgung dieser Hautkrankheit sprach. Da Herr Leibarzt Lentin bei der Beschreibung dieses neuen Ventilators in seinen Beiträgen zur ausübenden Arzneiwissenschaft, Leipz. 1789. den durch die Erfahrung in Clausthal auffallend bestätigten Vortheil dieses Ventilators in Ansehung der Gesundheit, und besonders der Vertilgung der Hautkrankheiten, so sehr groß angiebt, so beschloß unsere Direction, welcher dieses vorgelegt wurde, sogleich, dieses wohlthätig wirksame Mittel gleichfalls anzuwenden, und die Erfahrung hat nun auch bei uns den größten Vortheil desselben bestätigt. In jenen Wohnstuben ist jetzt immer eine reine dunstfreie Luft, und diese hilft das blühende gesunde Aussehn unserer Kinder, über welche sich jeder freuet, der sie sieht, mit befördern.

Vielleicht steht in diesem viel gelesen werdenden Magazin ein Auszug aus jener Beschreibung des Lentinschen Ventilators zur weitern Bekanntmachung desselben an seinem Orte.

Der Hr. Leibarzt Lentin sagt:

„Alle Abstufungen scrofulöser Zufälle, Augenkrankheiten, Ausschläge, Kachexien aller Art, Scorbut, einigemal der Beinfraß, ja sogar einmal die Lepra, blieben die beständigen Krankheiten des Waisenhauses zu Clausthal, das, außer des Waisenvaters Familie, aus 36 Kindern beiderlei Geschlechts bestand.

Die sechs Luftmühlen (die gewöhnlichen Ventilators in dem Wohnzimmer) schafften so wenig üble Luft weg, daß man den Nutzen ganz und gar nicht spüren konnte. Es schwamm immer ein eckelhaft süßlich riechender Schwaden in der mittlern Höhe des Zimmers. Ich sann also auf ein wirksameres Reinigungsmittel, und suchte die anhaltende Ofenwärme zu meiner Absicht folgendermaaßen zu nutzen: Ich ließ nemlich einen Cubum von anderthalb Fuß Eisenblech zusammen nieten, der oben mit einer

stum-

stumpfen Dachung, und vorn mit einer 1 Fuß weiten Thür, in welcher unten eine runde Oeffnung von 5 Zoll im Durchmesser mit einem Schieber versehen war, mit welchem man nach Bedürfniß den Cubum öffnen oder schließen konnte. Diesen Kasten ließ ich auf zwei eiserne Unterlagen von 1 Zoll dick auf die Platte des eisernen Ofens setzen, der etwa halb so hoch wie das Zimmer war. Aus dem hintern Theile der Dachung des Kubus ließ ich eine Röhre von 6 Zoll Durchmesser gerade über dem Zug- oder Heißloche durch die Brandmauer hindurch führen.

Durch diese Vorrichtung suchte ich noch den Vortheil, daß man, da im Sommer bei üblem und regnichtem Wetter die Fenster nicht können geöffnet werden, ein großes Feuerbecken mit Kohlen in den Cubum setzen, und den Luftwechsel dadurch beschleunigen kann."

Die Wirkung und den überaus großen Vortheil, welchen dieser Ventilator dem Waisenhause zu Clausthal brachte, mag der, welchem daran gelegen ist, in der angeführten Schrift selbst nachlesen.

Da ich jedoch fürchtete, die Vorrichtung dieses Ventilators nach jener Beschreibung dem Blechschmidt noch nicht richtig angeben zu können; so wante ich es, an den Hrn. Leibarzt Lentin selbst unterm 2ten Septbr. 1799 zu schreiben, und um Erläuterung über das mir noch Dunkelscheinende zu bitten. Schon am 7ten Septbr. hatte ich dessen Antwort, und ich ergreife diese Gelegenheit, diesem menschenfreundlichen Manne für seine mir hiebei bewiesene große Güte hier öffentlich meinen wärmsten Dank zu sagen. Ich kann gewiß auf seine Erlaubniß rechnen, wenn ich hier seine mir gegebenen Erläuterungen bekannt mache.

„Die ganze Vorrichtung (schreibe er mir) ist nach den Principien geordnet: daß der Schwaden unreiner Luft sich weder unten noch oben im Zimmer, sondern immer, wie eine Wolke, in der mittlern Höhe desselben aufhält. Dieser Schwaden, der sich nicht leicht mit der obern oder untern Luft vermischt, ist am sichersten aus dem Zimmer zu entfernen, wenn der für ihn bestimmte Abzug auch in der mittlern Höhe des Zimmers angelegt wird. Diesem nun einen schnellern Strom zu geben, war der bekannt gemachte, und auf dem eisernen Stubenofen angebrachte Cubus für das zuträglichste gefunden. Die Höhe desselben war der mittlern Höhe des Zimmers genau gemäß. Er war aus der Ursache von beschriebener Weite, damit man im Sommer bei regnichtem Wetter ein größeres Feuerbecken hinein setzen, und die Rarefaction der Luft bewirken konnte. Er hatte ein Paar eiserne Stäbe zur Unterlage, damit die Hitze des Ofens sich auch dem

dem Zimmer, und nicht dem Cubus allein mittheilen konnte. Der Cubus hat also mit dem Ofen keinen unmittelbaren Zusammenhang, sondern ruhet nur auf diesen beiden eisernen Stangen. Die obere Fläche des Ofens sowohl, als auch die untere des Cubus bleiben also ganz und werden nicht durchbrochen. Die eisernen Stäbe liegen wohl am besten von vorn nach hinten." —

Auch die Reinlichkeit in den Kleidungen und dem Linnengeräthe der Kinder wird nicht aus der Acht gelassen. Im Sommer baden sie unter der gehörigen Aufsicht und mit der nöthigen Vorsicht im Flusse. Sie genießen am Tage zuweilen der freien Luft auf dem Hofraume und in dem Gärtchen des Hauses, auch zuweilen außer dem Hause.

Zur Erhaltung und Beförderung dieser Reinlichkeit in allen Stücken haben der Verwalter und die Pflegemutter, welche die Specialaufsicht über das Haus und die Kinder haben, es an ihrem Eifer und Fleiß bisher nicht fehlen lassen. Es wurden dabei die zweckdienlichsten Arzneien zur Vertilgung des Hautausschlages nach der Vorschrift des geschickten Arztes dieses Hauses, des Hrn. Doctors Grandidier, auf das sorgfältigste angewendet, auch das Hahnemannische Waschwasser (s. Reichsanzeiger von 1792. 1ter Band. S. 190.) zur Hülfe genommen.

Damit der Gebrauch der Arzneimittel desto gewisser seine Wirkung thun konnte, so wurde auch in den Nahrungsmitteln die nöthige Diät beobachtet.

Alle diese Vorkehrungen hatten denn endlich die gute Folge daß schon im Sommer 1799 der Hautausschlag sich immer mehr verlor, im darauf folgenden Winter nur noch an einigen wenigen sich zeigte, und gegen das Ende desselben alle ganz rein waren. Dabei ist es denn bis jetzt geblieben, so daß nun schon ein Jahr lang keine Spur von Krätze mehr in dem Hause zu sehen ist.

Cassel

Götz,
erster Prediger der luther. Gemeinde, und erster Director des von Frankebergischen Armen- und Waisenhauses.

Ueber die Kinderpocken.

Da auch bei sehr gutartigen natürlichen Pocken dennoch so viele Kinder ein Opfer derselben werden, wenn man sie mit den zu gleicher Zeit inoculirten vergleicht; so sollte man glauben, daß nichts mehr die Vorurtheile des Landmanns, die noch immer gegen die Inoculation herrschen, besiegen, und ihn vielleicht aufmuntern könne, sich zu dem noch wohlthätigern Mittel der Kuhpocken zu entschließen, um dadurch sich von einer so schrecklichen Krankheit, als die natürlichen Pocken sind, loszumachen.

In dieser Absicht will ich folgenden Extract aus den Mortalitätslisten hiesiger Inspection vom Jahre 1800. dem Publikum vor Augen legen.

An den natürlichen Pocken sind erkrankt:		gestorben	inoculirt sind	
zu Damnatz	— 70	2	19	
Dannenberg	— 371	23	96	
Hitzacker	— 16	–	–	
Langendorf	— 214	11	4	gestorben 1, aber am Zahndurchbruch.
Quickborn	— 214	3	15	
Ribrau	— 18	1	–	
Insgesammt	903	40	134	

Ich bemerke hiebei, daß in dem vorigen Jahre die Pocken so gutartig waren, als man sie wünschen konnte, und daß sie auch in einer sehr guten Jahrszeit, in einem sehr gelinden und anmuthigen Frühjahre eintraten, und doch starben von 903 Kindern 40. Freilich immer noch eine geringe Summe! Denn wie viel größer ist sie bei bösartigen Blattern. Aber auffallend ist es doch, daß von 134 Kindern, die durch die Hand unsers würdigen Landphysikus Zimmermann und des Landchirurgus Rokohl inoculirt sind, kein einziges starb, wenn man nicht das eine Kind mit in Rechnung bringen will, das am Zahndurchbruch starb. Wie viele Aeltern haben also den wohlthätigen Bemühungen dieser Männer das Leben ihrer Kinder zu danken! Meine jüngste Tochter von 7 Monaten würde wahrscheinlich uns zur Freude erhalten und dem Tode entgangen seyn, wenn nicht das Zahnen derselben das Inoculiren zu bedenklich gemacht hätte; und die Kuhpocken waren damals in hiesiger Gegend noch zu wenig gekannt und erprobt, auch die Materie noch nicht zu haben.

Lindemann,
Superint. zu Dannenberg.

Hannöverisches Magazin.

53tes Stück.

Freitag, den 3ten Julius 1801.

Ueber das türkische Reich.

Auszug aus dem Briefe eines Reisenden aus Constantinopel vom 1sten Nov. 1798. an einen Freund in London.

Sie erhielten, lieber G**, seit mehrern Monaten keine Zeile von mir; mein Stillschweigen war nicht vorsetzlich, ich ward durch die Verhältnisse, unter welchen ich hier lebe, vom Schreiben abgehalten. Ich habe die erste Zeit meines Hierseyns, im eigentlichen Sinn, verträumt. Das viele Neue, das mich umgiebt, hat sich gleichsam meiner bemächtigt. Wie ist alles in diesem Lande so verschieden von dem, was ich bis dahin sah! — Welch ein weites Feld zu Beobachtungen? Und doch findet es große Schwierigkeiten, viele Resultate zu sammeln; der Türke ist mißtrauisch gegen Fremde. Selbst die Personen, die zu den auswärtigen Gesandschaften gehören, und sich lange Zeit hier aufgehalten haben, sind über die wahre Lage des türkischen Reichs wenig unterrichtet. — Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, Ihnen einige Nachrichten mittheilen zu können, die gewiß außerhalb Constantinopel nicht bekannt sind, und mir, in Bezug auf die jetzigen Verhältnisse, sehr interessant zu seyn scheinen. Ich werde ihnen von der herrlichen Lage von Constantinopel, die gewiß mit keiner in der Welt verglichen werden kann, keine Beschreibung liefern. Die lebhafteste Einbildungskraft vermag nicht, ein Gemälde zu entwerfen, das hier nicht von der Natur übertroffen würde. —

Der Reichthum der benachbarten Provinzen würde jedem Mangel in Constantinopel abhelfen, wenn es möglich wäre, etwas zu erdenken, was diesem irdischen Paradiese von der Natur versagt seyn — wenn dieses Paradies nur nicht unter dem Drucke der grausamsten aller Regierungen seufzete die alles emporkeimende Gute in der Blüte erstickt! Von diesem Gouvernement selbst, und insbesondre

von der seltsamen Veränderung, die es kürzlich erlitten hat, werde ich Ihnen in diesem Briefe Nachricht geben.

Man hält bei uns im Allgemeinen die orientalischen Völker so sehr ihren alten Gebräuchen ergeben, daß man Mühe haben wird, zu glauben, daß der nemliche Revolutionsgeist, der die schönsten Länder in Europa verwüstet hat, auch hier die alte Grundfeste des ottomannischen Reichs untergräbt. Und doch leidet es keinen Zweifel, daß dieß Reich sich gegenwärtig in einer Crisis befindet, die vielleicht nicht den gänzlichen Untergang desselben herbeiführen, aber doch gewiß unauslöschbare Spuren zurücklassen wird.

Nichts wird Ihnen einen deutlichern Begriff von der Schwäche des ottomannischen Reichs geben, als wenn sie sehen, daß eine der schönsten Provinzen, Aegypten, fast ohne Widerstand vom Feinde eingenommen wird, und daß ein Rebell sich in der Mitte des Reichs selbst nicht nur erhält, sondern immer vergrößert, und bis an die Thore der Hauptstadt Furcht und Schrecken verbreitet. — Wenn die Franzosen in Aegypten auch ihren Untergang finden, so wird dies das Werk der Araber und der Engländer, des Clima und der Pest seyn; die Türken werden wenig dazu beitragen. Was den berüchtigten Paswan Oglu anbetrifft, der so oft die undisciplinirten türkischen Horden schlug; — wer vermag zu sagen, was einst sein Schicksal seyn wird? Unterdessen liefere ich Ihnen hier einige Nachrichten über die Veranlassung dieses innerlichen Kriegs. Ich werde etwas in die entferntere Zeit zurück gehen müssen, um verständlich zu seyn.

Die türkischen Sultane, welche ein despotisches Militairgouvernement mit dem theokratischen System der ehemaligen Califen vereinigten, hatten keinem von den unzähligen Vorrechten entsagt, welche der überspannte Fanatismus ihren Vorfahren, als Nachfolgern des großen Propheten, und als tapfern Anführern von kriegerischen Horden zugestanden hatte. Ehemals waren diese Sultane selbst an der Spitze ihrer Heere, die sie zu einer fortdauernden Reihe von Siegen führten; aber nach und nach überließen sie sich gänzlich dem Genusse, und übertrugen alle Militair- Civil- und geistliche Gewalt den Händen ihrer Großvezirs, die mit ihnen selbst (und da sie sich nie um die Regierung bekümmerten, niemand) verantwortlich waren. Ein unbegränzter Despotismus war hievon die unausbleibliche Folge; und so wie auf der einen Seite sich diese Regierungsform — wenn man dem Despotismus mit dieser Benennung nicht zu viele Ehre erweist — nur auf den blinden Gehorsam des Volks stützt, so hat sie auch keinen andern Zügel, als den Aufstand desselben. Dies haben die türkischen Sultane oft erfahren; mehr als einer hat mit seiner Freiheit, und

selbst

selbst mit seinem Kopfe für das Mißvergnügen des Volks büßen müssen. Zu ihrer Politik gehörte jedesmal, wenn sie das Mißvergnügen des Volks merkten, ihre Großvezierre aufzuopfern.

Die Janitscharen, die bekanntlich als eine Art von Leibwache errichtet wurden, und eine bestimmte Besoldung erhalten, machen zu allen Zeiten den Kern der türkischen Heere aus. Man hielt es ehrenvoll, eine Stelle in diesem Corps zu bekleiden, und zwar um so mehr, da der Sultan selbst als der erste Soldat in der ersten Compagnie aufgeführt war. Unter den Janitscharen entstand durch die vielen Vorrechte, die sie genossen, ein Gemeingeist, der den Sultanen und ihren Großvezieren viel zu schaffen machte.

Gewöhnlich waren die Unruhen, welche die Janitscharen erregten, nur Ausbrüche eines augenblicklichen Mißvergnügens mit dem Großvezier, der dann das Opfer ward, ohne eigentlich lange vorbereitete Revolten zu seyn.

Die letzte Regierung verdankte die Ruhe, unter welcher sie verstrich, dem Geiste der Weichlichkeit und des Hanges zum Genuß, der sich aus dem Innern des Seralls bis in die entlegensten Provinzen verbreitet hatte. Die schimpflichen Friedensschlüsse mit Rußland wurden von der Nation, die sich nur freuete Frieden zu haben, nicht gefühlt. Der Sultan Abdulhamid war weit entfernt, 1786 einen neuen Krieg mit Rußland anzufangen, wenn der berühmte Jussuf Pacha, durch den Einfluß des Capitain Pacha, der der Günstling des Sultans war, nicht die Stelle vom Großvezier bekleidet hätte. Dieser unruhige und ehrgeizige Mann nahm den Vorschlag des Londner Cabinets, Rußland den Krieg zu erklären, willig an. Die Kaiserin von Rußland ruhete gleichsam auf ihren erfochtenen Lorbeeren, und hatte ihre Aufmerksamkeit nur auf die Unruhen in Polen gerichtet. Der Handelstraktat zwischen Rußland u. England näherte sich seinem Ende. Rußland wollte ihn unter den vorigen Bedingungen nicht wieder erneuern, sondern war im Begriff, mit Frankreich einen neuen Handelstraktat zu schliessen, welches für die Engländer sehr nachtheilig gewesen seyn würde. Dieser Umstand machte das englische Cabinet geneigt, Rußland in einen Krieg mit den Türken zu verwickeln, und es fand in dem Charakter des Großveziers alle mögliche Anlagen, um seine Absichten zu befördern. Der Capitain Pacha, der sich vermuthlich dem Kriege mit Rußland widersetzt hätte, war wegen einer Expedition nach Aegypten abwesend.

Von dem Zeitraume dieses Krieges an, dessen Ende so verderblich für die Pforte gewesen ist, und der dem Sultan Abdulhamid das Leben gekos-

stet hat, fängt diese unglückliche Auflösung aller religiösen und militairischen Grundsätze an, die dem politischen Körper des türkischen Reichs zum Bande dienten. —

Die europäischen und asiatischen Provinzen wurden durch diesen Krieg um eine Million Menschen entvölkert. Die Bewohner der asiatischen Provinzen empörten sich, und lieferten keine Rekruten mehr zu den türkischen Heeren. Die Gouverneurs in diesen Provinzen stellten sich öffentlich an die Spitze dieser Rebellen, und die oberste Macht wagte es nicht einmal, sie zur Verantwortung zu ziehen. Die Pachas in Europa behielten zwar noch den Anschein von Unterwürfigkeit bei, aber im Grunde entzogen sie sich nicht wenigen allen Dienstleistungen, und bezahlten keine Abgaben; ja sie hielten den größten Theil der Revenüen der Provinzen zurück. Das Gouvernement mußte sehr behutsam mit ihnen verfahren, wenn es etwas erhalten, oder auch den Schatten von Oberherrschaft nicht ganz verlieren wollte. —

Aegypten, das 1786 wieder unterwürfig gemacht worden war, ward aufs neue durch die aufrührischen Bey's erobert. Die Stadt Alep ward durch Janitscharen, die revoltirten, verheert. Das Gouvernement von Bagdad erkannte nur unter der Bedingung die Oberherrschaft des Sultans an, wenn es die zu selbigem gehörende Provinz als eine eigenthümliche Besitzung ansehen dürfte. Die mehrsten Städte der asiatischen Provinzen sind die Beute einer jeden Räuberhorde, deren es dort unzählige giebt, die die türkischen Provinzen nach Gefallen ausplündern und verheeren.

Kaum kann man von den Gränzstädten der europäischen Türkei, welche durch regulaires Militair bewacht werden, und von der umliegenden Gegend von Constantinopel sagen, daß sie wirklich unter der Vormäßigkeit des Sultans stehen; sie werden mit großer Schonung behandelt. — Die Verwirrung war in dem ottomannischen Reiche bis zum höchsten Grade gestiegen, als 1791 der Friede mit Rußland unterzeichnet ward. Wenige Monate zuvor war er auch mit dem deutschen Kaiser geschlossen worden. Die gänzliche Zerstörung des türkischen Reichs in Europa würde den vereinigten Kaiserhöfen sehr leicht gewesen, und würde von den Bewohnern der türkischen Provinzen in Asien mit gleichgültigen Augen angesehen worden seyn; allein diesmal reizte die Eifersucht der übrigen europäischen Mächte das türkische Reich. Auch machten die Projekte, welche Catharine auf Polen hatte, sie zum Frieden geneigt.

Zwei Jahre vorher war der Sultan Abdulhamid durch Gift, das er im Gefolge einer der häufigen Intriguen

im

im Serail erhalten hatte, gestorben, und hatte den jetzt regierenden Sultan Selim zum Nachfolger erhalten, einen Prinzen, der damals 24 Jahre alt war, der für alles Neue eine große Neigung hatte, und vor Begierde brannte, den letzten schimpflichen Frieden mit Rußland, den er als eine Folge der Unwissenheit und Nachlässigkeit seines Vorfahrers ansah, zu rächen. Eine tolle Wuth leitete seine Handlungen. Die Köpfe seiner Grossen flogen bei der geringsten Veranlassung, und oft ohne eine zu haben; er wollte sich an die Spitze der Armee setzen; keine Vorstellung wirkte. Da fingen die Großen an, für sich selbst zu zittern; und da sie auf einen so leidenschaftlichen Fürsten durch Vorstellungen und sanfte Mittel keinen Eindruck machen konnten, und die Folgen eines förmlichen Aufstandes fürchteten; so unterwarfen sie unter sich den Plan zu einer neuen Constitution, den sie lange Zeit sehr geheim hielten, und wovon sie den Sultan einige Artikel anzunehmen durch Mittel zwangen, die eben so geschickt, als einzig in ihrer Art waren. Damit das Volk nichts davon erfahren möchte, wurden den verschiedenen Corps, und den übrigen Großen nur diejenigen Artikel mitgetheilt, die unmittelbar auf sie Bezug hatten.

Der berüchtigte Rachid Effendi, damaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der im verwichenen Jahre starb, und Tchelebi Effendi, gegenwärtiger Kriegsminister, waren die Urheber dieses außerordentlichen Plans. Einverstanden mit Jussuf Aga, dem Chef des Hofetats der Sultanin Mutter, der ein großer Günstling des Sultans war, bedienten sie sich dieses listigen Mannes, um Selim (der bereits durch die Vorstellungen seiner Mutter, und durch viele falsche Nachrichten, die man vorsetzlich ausprengte, in Furcht gesetzt war) zu überreden, daß das Mißvergnügen des Volks täglich größer werde, und dem Sultan die größte Gefahr drohe, und zwar um so mehr, wenn er dem Projekte eines neuen Kriegs nicht entsagen wollte. Der Mangel einer Nachkommenschaft, habe ehemals dem Volke oft zum Vorwande gedient, ihre Sultane abzusetzen, und da dies bei ihm der Fall sey, so würde seine Lage um so bedenklicher.

Unter dergleichen Vorstellungen ward der neue Constitutionsplan dem Sultan vorgelegt, und man suchte ihn überdies durch das Gewand von ruhmvoller Entsagung, Gerechtigkeitsliebe und Gnade, womit man die abschreckende Gestalt verbarg, dem jungen Selim annehmlicher zu machen. Der Sultan sollte, dem Plan zufolge, die ganze Führung der Geschäfte nicht, wie bisher, einem einzelnen Menschen — dem Großvezier — sondern einem Staatsrathe der aus den damaligen Ministern bestehen sollte, anvertrauen;

allen

allen Departements sollten Chefs vorgesetzt werden, deren Ernennung sich dieser Conseil vorbehielt, und die auch selbigem verantwortlich blieben; die Entscheidungen dieses Conseils, welche von der Mehrheit der Stimmen abhängen sollten, mußten dem Großvezier zur Sanction vorgelegt werden, der über die wichtigsten Angelegenheiten dem Sultan zu referiren habe. Man schloß demnach den Großvezier von den Deliberationen des Conseils aus, und ließ ihm nur die wenig bedeutende Macht zu sanctioniren, welches er bei der großen Macht, die sich der Conseil vorbehielt, gewiß immer thun mußte. Denn eine jede abschlägliche Antwort, die er auf die Beschlüsse des Conseils ertheilen würde, mußte ihn den Verlust seiner Stelle fürchten lassen. Er blieb daher nichts, als Chef der ausübenden Gewalt, indem er den Anschein der ehemaligen Größe in den Augen des Volks beibehielt, das alles auf seinen Befehl vollziehen sah, während die eigentlichen Gewaltinhaber (der Conseil) hinter dem Vorhange blieben. Der Sultan mußte sich auch verbindlich machen, dem Großvezier niemals eine unbedingte Vollmacht geben zu wollen, wodurch er im Stande gewesen wäre, die Beschlüsse des Conseils abzuändern, oder gar über den Haufen zu werfen. —

Der Vortheil, den man dem Sultan als die Folge dieser Einrichtung vorstellte, war: daß es nun leichter seyn würde, die Ordnung in der Hauptstadt und in den Provinzen wieder herzustellen, als wenn alles von dem Willen des Großveziers abhinge, der nur auf den augenblicklichen Genuß bedacht sey, und der, da er für alles verantwortlich seyn sollte, auch von allem Vortheile ziehen wollte, und der seinen Posten nur in der Hoffnung angenommen hätte, um für sich ihn möglichst zu benutzen, und folglich den Vortheil seines Herrn ganz aus den Augen setzte; daß man eher die Unterobrigkeiten unter der nöthigen Aufsicht haben könnte, als bei der bisherigen Einrichtung, bei welcher sie gänzlich freie Hände hätten, das Volk nach Belieben zu drücken; daß der Sultan seine persönliche Sicherheit eher zehn bis zwölf Beamten anvertrauen könnte, welche ihre Stellen auf Zeitlebens behielten, und ein anständiges, aber nicht übertriebenes Auskommen hätten, als einem einzigen Menschen, der besorgen müßte, täglich seine Gewalt zu verlieren, daß aber, um alles dieses Gute zu bewirken, erforderlich sey: daß der Sultan einen Theil seiner Macht freiwillig dem Conseil anvertraue, weil dieser sonst nicht mit der nöthigen Energie handeln könnte.

Dies letzte war der schwierigste Punkt, der nur mit Hülfe der Sultanin Mutter, einer Prinzessin von einem unternehmenden Geiste, und die alles that, ihren Liebhaber, den obgedachten Chef ihres Hofetats, zufrieden

frieden zu stellen, aus dem Wege geräumt wurde.

Man ward einig, daß die förmliche Entsagung des Sultans, in Betreff der dem Großvezier vormals übergebenen unbedingten Vollmachten zu Gunsten des Conseils, in den Händen des Kriegsministers Tchelebi Effendi, der unter dem Namen Nasir Nizam Dfedid, als Inspector der neuen Constitution angestellt war, niedergelegt werden sollte; diese Entsagung sollte den übrigen Mitgliedern des Conseils nicht mitgetheilt werden, um sicher zu seyn, daß sie ein Geheimniß bliebe.

Es muß natürlicher Weise Befremden erregen, daß der Sultan diese Constitution nicht nur annahm, sondern selbst sich mit Enthusiasmus dafür erklärte. Sie erhielt den Namen: Nansun Sultan Selim, d. h. der Codex des Sultan Selims. Man kannte sie anfangs nur dem Namen nach und durch die Versammlungen des Conseils, der zweimal in der Woche zusammen kam. Das Volk und die Großen schienen im Ganzen sehr zufrieden mit der Idee zu seyn, daß der Sultan und der Großvezier nicht mehr so ganz nach Willkühr verfahren wolle; und da man in diesem despotischen Reiche gewohnt ist, blindlings zu gehorchen; so gewöhnte man sich bald daran, sich den Conseil als einen Theil der obersten Macht zu denken, ohne eigentlich zu wissen, was es mit selbigem für eine Bewandniß habe. Allein die Chefs waren in geheim desto thätiger. Es gelang ihnen, den Sultan zu überreden, daß sie suchen mußten, sich viele Anhänger zu verschaffen, um dem Gouvernement desto mehr Stärke zu geben.

Einer der ersten Schritte des Conseils war, dem Großvezier seine bisherige Macht aus den Händen zu winden. Man machte daher den 80jährigen Greis, Melik Mehemet Pacha, zum Großvezier, einen alten Höfling, der aber seit mehrern Jahren auf der Insel Scio von den Geschäften entfernt gelebt hatte. Dieser that alles, was man von ihm verlangte. Alle Befehle wurden durch ihn gegeben; er erhielt sie aber von dem Conseil. Er blieb vier Jahre auf seinem Posten, während welcher Zeit der Conseil alles anwandte, sich auf einen festen Fuß zu setzen, und insbesondere die Bewohner der Hauptstadt in sein Interesse zu ziehn.

Rachid Effendi, der an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand, war die Seele des Conseils, der alle Zweige der Verwaltung leitete. Das ehemals so mächtige Corps der Janitscharen ward sehr vermindert. Aber man beobachtete die Klugheit, den Aga der Janitscharen und einige hundert der besten Officiere derselben durch Geschenke und andere Gunstbezeigungen zu gewinnen. Durch diese Vorsichtsmaaßregeln verhielt sich dieses

Corps

Corps, das bis dahin gewohnt war, das Schicksal des Großvezirs zu bestimmen, ganz ruhig. Anfangs begnügte man sich bloß, die Vorrechte derjenigen Officiere, die nicht in der Partei des Conseils waren, einzuschränken, welches den Janitscharen selbst wenig anging. Darauf gab man mehrern Corps, als den Toptschi's, Djebedgis und Bostandgis, die unter den Janitscharen stehen, eine ganz veränderte Verfassung. Die Chefs derselben wurden für ihr Betragen verantwortlich gemacht. Sie erhielten eine regelmäßige Bezahlung, und wurden auf europäische Art bewaffnet und exercirt. Man erregte vorsetzlich eine große Eifersucht zwischen diesen neuen Corps und den Janitscharen. Diese letztern sahen über die großen Vorrechte sehr scheel, die man den erstern ertheilte. Die Unzufriedenheit ward immer größer. Endlich bot das Gouvernement den Janitscharen an, sie auch auf europäische Art zu bewaffnen und zu exerciren. Sie verwarfen dies Anerbieten aber mit Unwillen; und es erforderte nicht wenig Geschicklichkeit, und vorzüglich die Bestechung der Chefs, um sie wieder zufrieden zu stellen.

Nirgends war man aber bald übler mit der neuen Verfassung zufrieden, als in den Provinzen, und zwar, weil die Abgaben bis ums Fünffache vermehrt wurden. Da überdies viele Domainen verkauft, und die Bezahlung der Janitscharen in den Provinzen aufgehoben ward; so befand sich zwar nicht der Schatz des Staats, aber der Privatschatz der Mitglieder des Conseils bald in einem sehr blühenden Zustande.

Die Chefs des Conseils bezeigten in allen ihren Einrichtungen eine große Vorliebe für die Gebräuche und Künste der übrigen europäischen Staaten. Insbesondere suchten sie das Kriegswesen auf europäischen Fuß zu setzen. Sie ließen Officiere, vorzüglich französische, nach Constantinopel kommen; veränderten die Artillerie; legten Gieß- und Zeughäuser an; besserten die verfallenen Festungen wieder aus, und wandten nicht geringe Sorgfalt auf die Erbauung einer Flotte. Unglücklicher Weise fehlte es an einem Geiste erster Größe, der an der Spitze des Ganzen die Maschine geleitet hätte.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

54tes Stück.

Montag, den 6ten Julius 1801.

Ueber das türkische Reich.

(Schluß.)

Bald ward man der europäischen Taktik und der übrigen Neuerungen überdrüßig; die Neuerungen wurden immer nachläßiger betrieben; die Truppen wollten sich der europäischen Disciplin nur unterwerfen, wenn sie die große Bezahlung von 20 Paras täglich, nebst Unterhalt erhielten, und das Gouvernement war unvermögend, so viel zu geben; man hatte einige Fortschritte gemacht, glaubte aber nun alles vollkommen zu wissen, und verachtete mit dem Stolze eines Halbwissers alles weitere Lernen. Alles gerieth ins Stocken.

In dieser unglücklichen Crisis, die fast noch schlimmer war, als der vorhergehende Zustand, eroberte die französische Armee Aegypten. Bis dahin hatten die Mitglieder des Conseils eine große Vorliebe für die Franzosen gehabt; ja, sehr wahrscheinlich waren unter ihnen nachdem heimliche Anhänger derselben. Sie waren daher nicht wenig erstaunt, die Franzosen jetzt als Feinde auftreten zu sehen. Die Chefs der neuen Constitution hatten mit ihrer eigenen Erhaltung hinreichend zu thun, um sich ernstlich mit der Vertheidigung von Aegypten beschäftigen zu können; man wagte es nicht, das beinahe aufgelöste Corps der Janitscharen wieder herzustellen. Man versuchte das Mittel, einige tausend getreue Janitscharen nach Asien zu schikken, mit dem Auftrage, dort Rekruten zu werben; allein auf diesem Wege sieht heutiges Tages nicht viel auszurichten, da die asiatischen Türken keine Neigung zum Kriegführen mehr haben, und dem Gouvernement sehr abgeneigt sind. —

Der Großvezier, der nicht mehr verantwortlich ist, nimmt sich der Sache nicht mehr mit Nachdruck an, seitdem er sich nur als einen Untergeordneten des Conseils betrachten kann.

Die Mitglieder des Conseils befinden sich oft in den größten Verlegenheiten; sie nehmen zu allen Palliativmitteln ihre Zuflucht, die gemeiniglich den augenblicklichen Bedürfnissen nicht angemessen sind, und für die Zukunft sehr nachtheilige Folgen haben. — Der Sultan hat sich blindlings unter die Vormundschaft seiner Mutter und des Conseils gegeben, und findet bei dem vielen Unglück, das seine Regierung begleitet, in den fanatischen Gebräuchen seiner Religion Trost. —

Seine größte Geißel ist Paswan Oglu, der ihm in vielen Manifesten den Vorwurf gemacht hat, daß er, dem Koran zuwider, das Vermögen und das Leben der Anhänger Mahomets einer Compagnie von zehn Straßenräubern (so nennt er den Conseil) anvertrauet habe. Paswan Oglu versichert, sich dem Sultan unterwerfen zu wollen, sobald er selbst regiere. In Erwartung dieses Zeitraums sammelte er nur die getreuen Janitscharen und andere Rechtgläubige unter seine Fahnen, um den Sultan aus den Händen jener Räuber zu befreien. Diese Vorspiegelung und die Versprechung, alles wieder auf den alten Fuß zu setzen, vermehrt täglich die Zahl seiner Anhänger.

Rachid Effendi achtete den Aufstand dieses Pacha's anfangs nicht sehr; er fachte das Feuer vielmehr in geheim an, um einen Vorwand zu haben, Truppen zusammen zu ziehen. Sein Plan war, sobald diese Revolte bis zu einer gewissen Höhe gekommen war, unter dem Capitain Pacha eine Armee von 100,000 Mann zusammen zu ziehen, die erst den Paswan Oglu überwinden, und dann plötzlich vor den Thoren von Constantinopel erscheinen sollten, um das Janitscharencorps vollends aufzulösen.

Der Tod verhinderte die Ausführung dieses weitaussehenden Plans, den zu verfolgen die übrigen Chefs des Conseils sich nicht unterstanden. Man bestellte die Truppen aus Asien wieder ab, die zu der Expedition gegen Paswan Oglu commandirt waren, und der Capitain Pacha ward mit ungefähr 20,000 Mann, die man in Constantinopel zusammenraste, nach Widin geschickt, woselbst die Pacha's von Albanien und Bosnien noch mit etwa 30,000 Mann zu ihm stießen. Das wenige Einverständniß, das unter den Befehlshabern und unter den verschiedenen Truppen herrschte, die Unwissenheit des Capitain Pacha, und dagegen die Geschicklichkeit des Paswan Oglu und die Disciplin, die er unter seinen Truppen eingeführt hat: alles dieses erregte für den glücklichen Ausgang der Unternehmung des Capitain Pacha große Besorgnisse, und der Erfolg hat sie nur zu sehr gerechtfertigt. — —

Ich schließe hier, liebster Freund, für heute meine Nachrichten vom türkischen

kischen Reiche, und zugleich diesen Brief. Sie werden wieder von mir etwas erfahren, sobald ich eine sichere Gelegenheit finde, Ihnen Nachrichten zukommen zu lassen. Ich bin sehr begierig, den Ausgang der merkwürdigen Veränderung des hiesigen Gouvernements zu sehen. — Wenn gleich die Mittel, welche man zur Ausführung des Plans anwandte, sich wohl nicht alle rechtfertigen lassen; so muß man doch gestehen, daß der Plan im Ganzen zu heilsamen Resultaten hätte führen können, wenn anders eine Verbesserung der türkischen Verfassung nicht außerhalb den Gränzen der Möglichkeit liegt. — Leider, scheint es beinahe so. —

Ein Beitrag

zur Beantwortung des im 30sten Stück des Hannöverischen Magazins, vom vorigen Jahre, geäußerten Wunsches.

Der Resident Weber ist zu Celle gebohren. Nach seiner Zurückkunft aus Rußland lebte er mit seiner Familie im Flecken Bükken, unweit Hoya, und starb daselbst im Jahre 1739. Seine Leiche wurde in der dasigen Kirche beigesetzt. Er hinterließ eine Witwe, einen Sohn und eine Tochter. Erstere bewohnte ferner und unter mehrern Begünstigungen die nun abgebrochene sogenannte Decanei, und verließ Bücken im Jahre 1754. oder 1755. Die Tochter heirathete einen Herrn von Emminga, den Besitzer eines Guts in Hoya; der Sohn aber ging nach Gartow und von da nach Osnabrück.

Hoya. S.

Sind rothe Rüben oder Runkelrüben zur Rindviehfütterung vortheilhafter?

(S. das 34ste Stück d. Mag. v. d. J.)

Mit dem Hrn. Verf. des Aufsatzes: von rothen Rüben zur Rindviehfütterung, im 34sten Stück des Magazins, kann ich nicht in allen Punkten übereinstimmen, weil mich meine Erfahrungen davon eines andern belehrt haben. Ich habe nemlich zu wiederholten Mahlen die Bemerkung gemacht, daß das Hornvieh von den zerstoßenen und ihm unter anderes Futter gemengten rothen Rüben gar nicht fressen wollte, sondern solche aussonderte und in der Krippe liegen ließ. Der Geschmack der rothen Rüben hat auch in der That roh etwas Unangenehmes, und gekocht sind sie gar nicht zu genießen. So viel ist gewiß, daß das Rindvieh solche nicht gern frißt, und nur in Ermangelung besserer Nahrung damit vorlieb nimt.

Auch das öftere Abblatten der rothen Rüben hat mir nicht glücken wollen, viel weniger daß ich solche so oft, wie die Runkelrüben hätte blatten können. Denn die Blätter der erstern lassen sich nicht so gut und leicht, wie bei den Runkelrüben, abnehmen, ohne daß man dabei in das Fleisch der Rüben selbst einreiße, wodurch diese sich verbluten und ihre schöne dunkelrothe Farbe verlieren.

Die rothen Rüben erfordern zu ihrem guten Fortkommen und Wachsthum einen guten geilen Boden, wie auch ganz richtig angemerkt worden. Ihre Kultur im Großen würde also nur für solche Gegenden passen, welche fettes, etwa thonigtes oder auch Marschland haben. Die Runkelrüben hingegen nehmen mit etwas schlechterm Boden vorlieb, wenn er nur gehörig von Unkraut, als: Quecken, Winde, Duwock ꝛc. gereinigt und gut gedüngt worden. Ich habe Runkelrüben auf wirklichem Sandlande gezogen, die über 1 Schuh lange Blätter trieben, und auf die gewöhnliche Weise geblattet werden konnten; wo aber keine rothen Rüben fortgekommen wären. Ihre Kultur ist also weit allgemeiner zu machen, als die der letztern.

Auch die Behandlung der rothen Rüben beim Abblatten ist im Großen viel zu delikat, und erfordert, wenn man solches durch Gesinde thun lassen muß, aus obgedachten Gründen die genaueste Aufsicht.

Das Verpflanzen der rothen Rüben ist gar nicht anzurathen, weil gemeiniglich nichts daraus wird.

Zum Viehfutter sind dicke runde Runkelrüben, die ein größeres Volumen haben, meiner Einsicht nach vortheilhafter, weil sie mehr Fleisch u. Saf-

kischen

bekommen. Diese erhält man, wenn man den Fuß der Pflanzen unten ein wenig abstumpft; die aus dem Saamen gezogenen werden zwar länger, aber bei weitem nicht so dick.

Daß die Milch nach dem Futtern mit Runkelrüben einen Nebengeschmack annimmt, dürfte sich im eigentlichen Verstande sehr bezweifeln lassen, indem die Milch nach dem Urtheil mehrerer praktischer Oekonomen dabei nichts Unangenehmes im Geschmack verräth, sondern vielmehr sehr fett darnach wird. Ist dem Herrn Verfasser der Fall bei seinem Vieh irgend einmal begegnet, so kann dieses wohl andere Ursachen zum Grunde gehabt haben.

Im Vorbeigehen muß ich noch bemerken, daß die rothen Rüben den Schweinen als Futter nachtheilig sind, und daß ich mehr als ein Beispiel gesehen habe, wo solche dadurch ganz vom Fleische abgefuttert, mager und kränklich werden.

Ich kann also, nach diesen angeführten vergleichenden Bemerkungen, die Kultur der rothen Rüben nicht so allgemein empfehlen, als die der Runkelrüben, weil sie weit mehrern Schwierigkeiten unterworfen ist, und der Nutzen davon nicht so ausgebreitet seyn kann. Daher weiß ich auch nicht, aus welchem Grunde der Hr. Verf. solche der Kultur der Runkelrüben vorzieht. Erfahrne Landwirthe versichern gerade das Gegentheil. Will man ein neues Gewächs zum Anbau im Großen empfehlen, so müssen alle Umstände dabei in Betracht gezogen werden, die bei der ökonomischen Behandlung desselben vorkommen.

B.

Nachricht von der Zerstückelung großer Kirchenglocken.

Da die Bekanntmachung eines anwendbaren Mittels, große Eisschollen zu zerstückeln, mit Beifall aufgenommen ist, so wird man auch folgender Erfindung, große Kirchenglocken zu zerstückeln, wenn sie gleich nicht so gemeinnützig ist, weil ihre Anwendung seltener vorkömmt, dennoch wegen ihrer einfachen Einrichtung und großen Wirkung den verdienten Beifall nicht versagen. Beide Geschäfte haben einige Aehnlichkeit, weil fallende Körper mit der besten Wirkung dazu gebraucht werden.

Als die große Glocke auf dem Marktthurm in Hannover vor ungefähr 20 Jahren geborsten war, sollte sie, nachdem sie herunter gelassen war, in Stücken zerschlagen werden, um von dem

Metall

Metall eine neue zu gießen. Man bemühete sich lange mit den größten Schmiedehammern dieses zu thun, weil es aber nicht möglich war, mit denselben etwas auszurichten, so wurde ein großes Feuer angezündet, um die Glocke da, wo eine Stelle glühend geworden war, zu zerschlagen. Es ist nemlich eine bekannte Eigenschaft des Messings und des ihm ähnlichen Glockenguts, daß es zerspringt, wenn, indem es glühet, stark darauf geschlagen wird. Nur mit vieler Mühe und Anstrengung kam man endlich damit zu Stande, und es wurden deswegen viele Kosten für die Brennmaterialien und für Arbeitslohn ausgegeben. Hätte man sich der Metallsäge bedienen wollen, so wäre auch viele Zeit dazu erforderlich gewesen, und das Arbeitslohn würde nicht weniger beträchtlich geworden seyn.

Hier in Lüneburg erreichte man denselben Zweck ungleich geschwinder und mit geringen Kosten, als einige überflüßige Glocken von dem Michaelisthurm herabgelassen waren, und die auf dem Johannisthurm hängende größte Glocke zerstückelt werden sollte. Der hiesige geschickte Zimmermeister, Hr. Shelle, kam auf den vernünftigen Gedanken, den schweren Glockenklöpfel dazu zu gebrauchen. Er lothete deswegen in dem Thurme eine Höhe von 80 bis 90 Fuß genau über die unten in dem Thurme auf tannenen Unterlagen zum Theil hohl liegende Glocke ab, nahm die im Wege liegenden Bohlen des Fußbodens auf, und richtete es so ein, daß das Loth auf den inwendigen Rand der etwas mit der Oeffnung aufwärts gekehrten Glocke spielte. Da, wo die Schnur des Lothes oben im Thurme befestigt war, wurde nun der 300 Pfund schwere eiserne Klöpfel an einer Linie hängend, angebunden, und auf ein gegebenes Zeichen hieb ein Zimmergesell die um ein Stück Holz gewundene Linie auf dem Holze ab; der Klöpfel stürzte mit immer vermehrter Schnelligkeit sausend herab, zerschmetterte die bezeichnete Stelle, und die Stücke flogen tönend umher.

Der erste Fall war auf die der Borste gegenüber liegende Seite gerichtet. Drei Fälle hielt der Klöpfel aus, da zersprang die eiserne Stange desselben. Man bediente sich aber mit Nutzen des schweren Endes des Klöpfels noch mehrere Mahle, um die nach oben hin etwas dünnere Glocke völlig zu zertrümmern.

J. A. Dinglinger.

Lüneburg.

Hannöverisches Magazin.

55tes Stück.

Freitag, den 10ten Julius 1801.

Ueber die Seefahrten der Einwohner des Fleckens Wiedensahl, im Stifte Loccum.

Wer sollte es wohl erwarten, zwei Stunden ostwärts von der Oberweser, so tief landeinwärts von der Nordsee und allen Seehandlungs-Plätzen, an einem Landorte, welchen das ganze nördliche Westphalen von Holland trennt, unter den Eingebohrnen mehrere alte holländische Seefahrer anzutreffen?

Hier findet man nicht allein dieses, sondern sogar unter der jungen Mannschaft des Ortes, so fern sie von dem Ackerbau und vom Handwerke entbehrt werden kann, die völlig etablirte Sitte, sich über Holland zur See zu versuchen. In den übrigen, uns zunächst gelegenen Hannoverischen Oertern ist davon kaum eine Spur zu treffen.

Wenn in den, beträchtlich weiter nördlich und nordwestlich gelegenen Gegenden unsers Landes, an der Niederelbe und Niederweser, sich unter den jungen Landleuten ein großer Hang findet, über Hamburg, oder Bremen, oder auch von der Oste aus, Seereisen anzustellen, so erklärt sich diese Erscheinung von selbst aus der geographischen Lage ihrer Heimath. Hier aber, in der bedeutenden Entfernung von ihnen, landeinwärts, möchte man wohl junge Leute suchen, die Wasserböcke gesehen haben, schwerlich aber Ost- und Westindienfahrer.

Anfangs galt das hiesige Hollandgehen bloß zum Grasmähen und Torfstechen. Der Erwerb von 15 mgr. täglich, bei eigner Beköstigung, und der Erlaubniß, Thee und Kaffee, nach holländischer Weise sehr schwach bereitet, mit dem holländischen Bauern zu genießen, — dies Alles, auf eine kurze Zeit, für eine nicht leichte Arbeit, genügte den hiesigen jungen Leuten in der Zeit, da unser Ort noch dürftiger war. Jetzt, da er durch hohe Industrie, vorzüglich des Ackerbaues, wohlhabend geworden ist, hat jener Gewinn keinen Reiz mehr

für die jungen Wiedensähler. Der Holländer mag sich die nöthige Hülfe ausländischer Arme zu seinen ländlichen Arbeiten anderswo her bestellen: das Hollandswandern von hier aus gilt zum Seefahren fortan allein. Eine Zwischenarbeit, welche den Uebergang der hiesigen jungen Leute von der holländischen Landarbeit zum Seefahren machte, war das Planken- und Dielensägen auf den Schiffswerften von Nordholland und Rotterdam.

Durch den gegenwärtigen Krieg, welcher Hollands Seehandlung fast gänzlich zerstört, und von den holländischen Häfen, vorzüglich den Texel, woraus die hiesigen Seefahrer ihre Wasserreisen gewöhnlich anzustellen pflegten, fast ganz verschlossen hat, sind mehrere junge Matrosen und verschiedene jüngere Burschen, welche gern mit ihren gewandert wären, um Seedienste zu nehmen, hier festgehalten worden. Verschiedene sind indeß in anderen Zeiten, über Hamburg, wohin sich ein guter Theil des Amsterdammer Seehandels gezogen hat, zu Wasser gegangen.

Acht junge Leute von hier sind jetzt im Seedienste auswärts, einige davon schon seit mehreren Jahren.

Ein Nebenzweig des Seefahrens, die Heringsfischerei, wird auch von ein Paar Wiedensähiern, als ein außerordentliches Sommergewerbe, getrieben. Sie gehen über Emden zur See. Vormals gingen die hiesigen auf Heringsbuysen engagirten Seeleute über nordholländische Häfen, Enkhuizen, Vlaardingen und andere.

Ueber Holland zum Heringsfang fahren war nemlich einträglicher für den Matrosen; verstand doch bisher keine Nation diesen Zweig des Seefahrens so geschickt, und so vortheilhaft zu betreiben, als die Holländer, wie ganz Deutschland, an dem Mangel guter Heringe, diese verflossenen zehn Jahre durch mit großer Unannehmlichkeit und nicht geringem Nachtheile erfahren hat.

Der Verdienst auf den Emdener Heringsfahrzeugen ist nicht unbedeutend. Der Steuermann, als Führer der Buyse, bekommt für jede Last gefangener Heringe, zu 14 Tonnen jede gerechnet, weil sie noch nicht gehörig sortirt und verpackt sind, da sonst 12 Tonnen eine Last ausmachen, 6 holländische Gulden. Die Matrosen erhalten Wochenlohn, der erste 6 Gulden, die jüngeren nach Verhältniß weniger, bis zu 3½ Gulden abwärts, und zwei Schiffsjungen, jeder 2 Gulden, alles nach holländischem Gelde gerechnet.

Mit Einschluß des Steuermanns beträgt die ganze Schiffsmannschaft einer Emdener Buyse ordentlich 13 Personen. Außer dem Wochenlohn haben die Matrosen, zur Vertheilung unter sich, von jeder Tonne gefangenen

nen Kabliau 2 Gulden, und die Befugniß, die nebenbei gefangenen Fische anderer Arten auf eigne Rechnung zu verkaufen.

Sechzehn bis zwanzig Wochen pflegt das Fahrzeug See zu halten. Der Verdienst von dem Kabliaufang und vom Verkaufe geringerer Fische geht für das Frühstück auf, welches sich jeder von der Mannschaft selbst zu halten pflegt, so daß der Wochenlohn als reiner Ueberschuß bleibt.

Wir haben hier Leute, die Westindien und die Häfen der Levante, bis Smyrna hin, wiederholt besucht haben. Einige haben allerdings auf diesen weiten Seereisen an ihrer Gesundheit eingebüßt, andere gar nicht; und die meisten kamen mit beträchtlichem Geldgewinn heim.

Es ist gar nichts Seltenes, weil sie, gegen die sonst ziemlich allgemeine Seefahrersitte, mäßig und nüchtern und allwege ökonomisch blieben, hier Seeleute zu finden, welche 400 oder 500 Rthl. baaren Erwerb hieher brachten, zu Gunsten ihres väterlichen Erbhofes — denn es ist sehr gewöhnlich, daß Hoferben und einzige Söhne begüterter Väter lange zur See fahren — oder zu ihrer eignen anderweitigen Wirthschaft.

Einige, die als gewandtere Köpfe, oder weil sie vorzüglich gut schreiben und rechnen gelernt haben, zu besseren Geschäften als bloßer Matrosenarbeit zu gebrauchen sind, verdienen noch wohl weit mehr. Zwei junge Leute, aus hiesigen Ackerhöfen, haben in den letzten Jahren Westindische Fahrten als Untersteuerleute gemacht.

Jedem Schiffspatron, der seinen Vortheil kennt, muß mit hiesigen Burschen, zur Bemannung seines Fahrzeuges vorzüglich gedient seyn, weil sie ausgezeichnet nervigt, flink, zur Arbeit geübt, und, nach hiesiger löblicher Sitte, in Speise und Trank sehr mäßig gewöhnt sind.

Ihre Tüchtigkeit zu den Matrosengeschäften wird dadurch sehr erhöhet, daß, vermöge des hier herrschenden Sinnes zum Handwerksbetriebe, fast alle ein Handwerk erlernt haben, oder doch einige Kenntniß davon besitzen. Wenigstens versteht jeder Seilerarbeit, und die Geschäfte, welche der geschickte, sparsame Landmann, der, mit Hülfe seiner Söhne, auf seinem Hofe und an seinem Gerüthe gern fast Alles selbst besorgt, mit der Axt und mit dem Beile verrichtet.

Merkwürdig ists gewiß, daß aus diesen hiesigen Seefahrern, welche zum Theil eine gute Reihe von Jahren auf dem Meere geschwommen sind, die solidesten, tüchtigsten Ackerleute und Hausväter werden. Wenigstens ist hier kaum eine Ausnahme von dieser Regel bekannt.

Von den jetzigen hiesigen Haus- und Ackerwirthen waren fünf vormals Seefahrer, lauter vorzügliche Leute für ihre jetzige Bestimmung. Von den volljährigen Hoferben sind drey erst nicht lange aus dem Seeleben getreten, und sie geben die sicherste Hoffnung, treffliche Haus- und Ackerleute zu werden. Und die jüngeren insgesammt sind sehr gesittete Burschen, ob sie gleich fast alle bereit sind, bei der ersten guten Gelegenheit ihr Seeleben fortzusetzen.

Dieses Gute der hiesigen Seefahrer, gerade das Gegentheil von dem, was gewöhnlich an den Menschen bemerkt wird, welche in dem Maaße mit dem wilden Elemente vertraut geworden sind, rührt ohne Zweifel daher, daß sie nie als Avantüriers in die Welt gehn, und daß sie die größte Liebe zu ihrer Heimath mit sich nehmen, gewiß so wahr und lebhaft, als sie je ein auswandernder Eingebohrner der Urner Alpen, auf dem Zuge zu seinen Kriegscammeraden mit sich in die Ebnen von Flandern nahm.

Der Ort ihrer Geburt, mit seiner, auch ihnen angestammten und angewöhnten Lebensart und Nahrungsweise, bleibt ihnen so wichtig, daß sie ihn, auf ihrem Wege, und wenn's nach Surinam oder Smyrna gienge, stets im Hintergrunde des Meeres erblicken.

Wiedensahl, und ihr künftiges Leben darin ist das endliche, feste Ziel, worauf sie bei allen ihren Fahrten hinsteuern. Dieser heimathliche Sinn bewahrt sie vor den ihnen übrigens vollkommen bekannten Ausschweifungen vieler Mitmatrosen, wodurch die häufig, wie sie das Land betreten, und ihren Lohn empfangen haben, ihren Erwerb, ihre Gesundheit und ihre Moralität vernichten.

Während daß diese, als trunkene Uebelthäter, sich zur neuen, nothgedrungenen Seefahrt bereiten, trägt der Wiedensahler sein Erworbenes in Sicherheit.

Er gewann ja bloß, weil er es sich mit diesem Gewinn in seiner Heimath besser schaffen wollte, und weil das Erwerben durch Seefahren durchaus einmal zu dem System der hiesigen Indüstrie gehört.

Bei dem etablirten Hange zum Seeleben, welches die Aussicht gewährt, in wenigen Jahren einige Hunderte zu gewinnen, ist es sehr begreiflich, daß nur wenige hiesige Jünglinge einem andern Stande aus Vorneigung sich ergeben, worin es ungleich weniger zu erübrigen geben möchte.

Wahre Freude hat mir's oft gewährt, aus dem Munde solcher, so sehr weit gereiseten Menschen, die im vollsten, glücklichsten Ernste ausgesprochene Versicherung zu hören: „Es sey doch in der ganzen Welt, ihres

Dün-

Dünkens, nirgends so gut als hier."

Das Seefahren macht die hiesigen jungen Leute gewandter, und verbreitet hier manche Kunde von der Welt und Länderbeschaffenheit, welche man sonst, so weit vom Meere landeinwärts, unter Landleuten, nicht leicht finden dürfte. Natürlich horcht schon der Knabe hoch auf, wenn der Vater oder Vetter von Massilien, Livorno, Curassao, oder von seiner glücklich geendigten Gefangenschaft in England erzählt.

W. Nöldecke.

Beispiel
von guter Gesinnung einer Landgemeine gegen ihre Prediger.

Besondere Umstände veranlaßten, daß die im Jahre 1800 erledigte Pfarre zu Niederrnstöcken im Amte Neustadt am Rübenberge nicht sofort nach geendigter ordnungsmäßigen Gnadenzeit der Predigerwitwe und Kinder wieder besetzt werden konnte. Damit indessen die Gemeine auf keine Weise darunter leide, ward ihr um Michaelis v. J. ein Interimsprediger bis Ostern d. J. gegeben, und zugleich erklärt, daß nicht die Gemeine zu dessen und seiner Sachen Abholung verpflichtet seyn, sondern diese Fuhr- und Transportkosten von den Pfarrvacanzgeldern gestanden werden sollten.

Es wird das denn der Gemeine eröffnet, die aber einstimmig erklärt, den ihr auf ein halbes Jahr bestimmten Prediger und dessen Sachen von Großen Munzel mit 4 vierspännigen Wagen selbst unentgeldlich abholen zu wollen.

Nachdem der Interimsprediger vernimmt, daß er zum zweiten Prediger in Springe bestimmt sey, äußerte er gelegentlich, daß er noch ein Fuder mit Meublen von Bücken im Hoyaischen nach Stöcken kommen lassen müsse, weil seine künftige Gemeine nicht schuldig sey, seine Sachen so weit her über 7 bis 8 Meilen abzuholen. Gleich ist die Stöckener Gemeine bereit, auch diese Fuhr unentgeldlich zu leisten.

Wie der Interimsprediger im Begriff ist, nach Springe abzugehen, erfährt er, daß seine künftige Gemeine nach einer einmal hergebrachten Observanz ihren zweiten Prediger und

des-

dessen Sachen nicht zu holen, sondern dafür nur überhaupt 18 Rthlr. zu vergüten pflege.

Er beruhigt sich dabei, und wünscht nur, von Springe für baares Geld die nöthigen Fuhren zu erhalten. Sein Wunsch kann aber nicht erfüllt werden, weil gerade die Sommersaatzeit eintritt, und es ohnehin sich trift, daß von der Gemeine auch ihr künftiger erster Prediger von Jeinhagen im Lüneburgischen abgeholt werden muß.

Auch die Gemeine Stöcken hat gerade ihren neuen Prediger von Steimbke abzuholen, ist ebenfalls mit der Aussaat beschäftigt, und muß gerade mehrere Kriegesfuhren für das Militair leisten, so daß auch hier und in der umliegenden Gegend für Geld keine Fuhren zu erhalten stehen. Nur in der Nähe von Hannover sind Fuhren zu haben, aber zu einem sehr hohen Preise.

Die guten Stöckener erfahren die Verlegenheit des Mannes, und ungeachtet sie in derselben Woche einige 20 Wispen theils zur Abholung ihres neuen Predigers, theils zu Kriegesfuhren zu liefern, und ohnehin mit der Bestellung der Sommerfrüchte zu thun haben, lassen sie doch sich willig finden, ihn und alle seine Sachen für eine mäßige Summe von nicht 30 Rthlr. nach Springe zu fahren, das 7 volle Meilen von ihnen entfernt ist. Sie setzen sich lieber selbst in die Nothwendigkeit, am Tage der Einführung ihres neuen Predigers zu dessen und der Kirchencommissarien, auch assistirenden Prediger Abholung Pferde aus andern Gemeinen für Geld zu miethen, als daß sie ihren abgehenden Interimsprediger in seiner großen Verlegenheit lassen.

Mit gleichen thätigen Beweisen der Liebe kommen die gutgesinnten Stöckener auch schon ihrem neuen Prediger entgegen. Sie haben sich namentlich freiwillig erboten, einen vorhin zu Steimbke aufbewahrten Vorrath von Deputatbäumen unentgeldlich nach Stöcken hinüber zu holen.

Das Königl. Churfürstl. Consistorium hat diese gute Gesinnung der Gemeine Stöcken gegen ihre Prediger natürlich mit besonderer Zufriedenheit bemerkt, und mittelst eines Rescripts vom 21ten Mai 1801 den Kirchencommissarien ausdrücklich zur Pflicht gelegt, derselben in seinem Namen zu bezeugen, wie sehr ihre Denkart und ihr Benehmen demselben zum Wohlgefallen gereiche. Uebrigens sind die Visitatoren autorisirt, der Gemeine zu ihrer Erleichterung der von ihr baar auszugebenden Introductions- und Transportkosten, falls sie dazu eine Beihülfe zu erhalten wünschen sollte, Zwanzig Thaler aus dem Kirchenärario anbezahlen zu lassen.

Einige Nachrichten über die Kuhpockenimpfung in Bremen.

Die meisten Nachrichten und Beobachtungen über die Kuhpocken finden wir in periodischen, medicinischen und andern diesem Gegenstande eigen gewidmeten Schriften, welche bekanntlich von dem größten Theile des Publikums nicht gelesen werden. Und doch ist es so wichtig, das Publikum über den Werth oder Unwerth dieser neuen Entdeckung zu belehren; die dagegen aufgeworfenen Streitfragen zu widerlegen, zu berichtigen und so endlich durch eine große Summe von Erfahrungen, als den Grund alles menschlichen Wissens, zu entscheidenden Resultaten zu gelangen.

Zur Beförderung dieses letztern Zwecks entschloß ich mich, einen wenn gleich geringen Antheil zu den Erfahrungen über diesen Gegenstand in diesen in unserer Gegend sehr gelesenen und beliebten Blättern zu liefern.

Aus der geschwinden und allgemeinen Verbreitung der Kuhpockenimpfung darf man wohl für die Wichtigkeit und den Nutzen dieser neuen Entdeckung ein günstiges Vorurtheil fassen. Die Bereitwilligkeit, mit welcher selbst der weniger aufgeklärte Theil des Publikums diese neue Entdeckung aufnahm, mag in dem herrschenden Geiste unserer Zeiten, ich meine dem Reize der Neuheit und der Mode, eine mitwirkende Ursache haben; aber unstreitig mehr wirkte die Güte der Sache, das Beispiel und der Eifer, womit die hellesten Köpfe dieses wichtige Erhaltungsmittel der Menschheit zu verbreiten sich bemüheten.

Der Zeitpunkt, da in diese Stadt und die umliegende Gegend diese wohlthätige Entdeckung eingeführet wurde — es war in den letzten Monaten des verflossenen Jahrs — konnte für die Erhaltung einer großen Menge von Kindern, und zugleich zur Prüfung dieser Kurart, nicht glücklicher und gewählter eintreffen; denn gerade war ein Zeitraum von 4 - 5 Jahren seit der letzten Blatternepidemie verflossen und durch öftere analoge Erfahrungen belehrt, konnten wir ihre Rückkehr in dieser Periode fast gewiß vermuthen.

Auch diesmal täuschte uns diese Besorgniß nicht. Die natürlichen Blattern kamen, und mehrere Kinder wurden ein Opfer ihrer Bösartigkeit.

Daß diese ersten Unglücksfälle die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Kuhpockenimpfung noch mehr hinleiteten und ihre Verbreitung beförderten,

derten, ist leicht zu erachten. Unstreitig hätten die Kinderblattern dem Tode eine reiche Erndte verschafft, wenn man die Anzahl der jährlich hier gebohrnen Kinder auf Tausend anschlägt, und noch diejenigen hinzurechnet, die bei der letzten Epidemie noch verschont geblieben waren.

Die Anzahl der K. P. Impfungen in hiesiger Stadt und Vorstädten ist nach meinen gesammelten Nachrichten ungefähr 2000. Bisher haben wir noch keinen richtigen officiellen Beweis, und zwar bei noch immer fortwährenden natürl. Kinderblattern, folglich bei unzähligen Möglichkeitsfällen dieser Ansteckung, daß von den mit K. P. Geimpften auch nur einer von den natürl. Blattern angesteckt wäre.

Mehrere K. P. Impfungen sind nachher mit natürlicher ganz frischer Blatternmaterie nachgeimpft, aber bei keinem ist mehr als einige örtliche Wirkung erfolgt. Einige meiner K. P. Impflinge waren mehrere Stunden und Tage in einem engen Zimmer, worin 5 Kinder mit natürlichen Blattern lagen, und blieben unangesteckt und gesund. Eine Probe, die gewiß mehr beweiset, als die Nachimpfung mit einem mit Blatternmaterie getränkten Faden.

Also geben uns alle unsere bisherigen Erfahrungen die trostvolle Hoffnung, daß wir durch die K. P. ein sicheres Verwahrungsmittel gegen die natürlichen Blattern besitzen; wenn gleich sehr wichtige theoretische Zweifel dagegen zu machen sind.

Bei einigen Kindern, doch mehr in der Ausnahme als in der Regel, hat sich einige Wochen nach den überstandenen Kuhblattern ein Hautausschlag gezeigt, der nothwendig eine Folge der Kuhpocken seyn sollte — wahrscheinlich aber von Diätfehlern und andern die einsaugenden Gefäße krankhaft afficirenden Ursachen entstanden ist. Unter einigen 80 Geimpften habe ich bei 4 Kindern einen solchen Ausschlag bemerkt, der sich aber auf einige Gaben Magnesia Crem. Tart. und Schwefelblumen verlohr. Dagegen habe ich mit Vergnügen wahrgenommen, daß mehrere Kinder, die vor der K. P. Impfung mit sogenannter Schärfe oder Ausschlag behaftet waren, nach den K. P. ganz davon befreiet wurden.

Bei allen von mir geleiteten K. P. Impf. habe ich es zur Regel gemacht, daß den Kindern in 4 Wochen, als dem eigentlichen Verlaufe der Krankheit, keine Fleischspeisen gegeben wurden. In der 4ten Woche gebe ich den Impflingen das angeführte gelinde ausleerende Pulver und lasse sie allmählig zur Fleischdiät zurückkehren.

Bremen. Bicker, M. D.

Hannöveriſches Magazin.

56tes Stück.

Montag, den 13ten Julius 1801.

Ein Wort für Studierende aus niedern Ständen.*)

Wenn ſich wirklich jetzt eine Studierſucht des gemeinen Mannes finden ſollte, wie ſich doch gewiß nicht findet, ſo würde der Staat freilich nicht unmittelbar durch Geſetze dagegen wirken, wohl aber den Vorſtehern gelehrter Schulen es zur Pflicht machen, junge Leute aus niedrigen Ständen davon abzurathen. Es iſt wohl nicht Studierſucht, welche die Anzahl der Dienenden verringert, ſondern dies hat ganz andere Urſachen. Die Menge der theologiſchen Candidaten aus den untern Volksklaſſen verringern die dienende Claſſe am allerwenigſten. Eine landesherrliche Verordnung vom 10ten Februar 1700, nach welcher „der Knechtslohn von 10 und 14 Thaler, auf 40, 50 und mehrere Thaler auf einmal angewachſen war“, beweiſt, das die nemlichen Urſachen ſich immer gleich wirken. Damals wurde ſeit Jahren ein gleicher Krieg am Rhein, wie der letztere, geführt. Die Mannszahl hatte ſich, wie jetzt, verringert, und in das vorhin geldarme nördliche Deutſchland war eine Menge Geld gefloſſen. Der Bauer mußte, weil ſeine Knechte am Rhein ſich beſchäftigten, ſtatt Knechte, Mägde halten, und die übermüthig gewordene Frau des Städters, welche ſonſt die Küche und die Reinlichkeit des Hauſes ſelbſt beſorgt hatte, fand es bequemer, ſich von einer Magd bedienen zu laſſen. Gerade, wie jetzt. Ich habe in einer kleinen Handelsſtadt Hausfrauen gemeiner Handwerker geſehen, die noch vor fünf Jahren ihr Hausweſen ſelbſt beſorgten, und ſeit drei, vier Jahren eine Dienſtmagd annahmen; andere, die ſich ſtatt einer, zwei zulegten. Das alles wird ſich mit dem Frieden wieder ausgleichen, und mit dem eintretenden Mangel an Gelde wird der Mangel an Domeſtiken, wie nach dem Frieden von Raſtadt, aufhören, und

*) Vergl. 24. Stück des Hannöver. Magazins v. d. J.

auch der Hartgläubigste wird überführt werden, daß der Stolz der Handwerker, in dem Sohn einen Kanzelredner zu sehen, nicht Schuld daran war.

Die Aussicht zu künftigem Ueberfluß an armen Theologen ist eben jetzt nicht da, wie auch immer seit dem Consistorialausschreiben vom Jahre siebenzehnhundert und etliche siebenzig die Masse derselben sich vermehrt haben mag, und die Candidaten, welche jetzt befördert seyn wollen, solches hart fühlen mögen. Die Concurrenz einer Waare auf dem Markte macht sie wohlfeil, und die Wohlfeilheit bringt ihr bald einen erträglichen und gerechten Preis. Nach zehn Jahren wird großer Mangel eintreten, und man wird gewiß mit mehrerm Grunde, als damals, von Staats wegen eine Ermunterung zum Studieren der Theologie zu geben Ursache haben.

Alles will jetzt die Handlung oder die Oekonomie lernen, weil die Zeiten selbst und ihr Luxus zum geschwinden Reichwerden auffordern. Man frage nur bei den Lehrern sonst angesehener und frequenter lateinischer Schulen nach. Wenn Prima sonst 60 — 80 Schüler zählte, so hat es jetzt kaum 20 — 30. In manchen kleinen Städten ist jetzt keine Prima mehr. In den großen Städten, wo die besten Pfarren kaum mehr ihren Besitzer, und oft sichtbar kümmerlich ernähren, hat der Reiz für den mittlern Bürger längst aufgehört, seinen Sohn auf die Art zu Brote zu helfen.

Wenn das aber auch nicht wäre, so wird doch ein weiser Staat es zu verhüten suchen, daß aus einem gelehrten Stande keine Caste werde. Nie hat sich ein solches Volk, wo Stände privilegirt, und Weisheit, Kunst und Gewerbe zum Monopol gemacht wurden, über das Mittelmäßige erhoben. Bei Juden und Aegyptern blieb die Gelehrsamkeit in ihrem einmal erreichten Zustande. Die ägyptischen Soldaten konnten den Staat nicht schützen, und sogar das furchtbare Rom fiel, als sein Militair einen Stand für sich ausmachte.

Mancher Sohn eines Handwerkers und geringen Mannes, wenn ihm der Zutritt zu den gelehrten Ständen nicht versagt ist, wird vielleicht neues Leben und neue Regsamkeit hineintragen. Man sehe nur die Gelehrtengeschichte an. Würdet ihr z. E. es nicht bedauern, wenn in Deutschland von jeher der Gelehrtenstand eine Caste gewesen wäre? Hätten da gerade die größten Männer in allen Fakultäten, von der Theologie bis zur Philosophie, oder, wie Kant will, von der Philosophie bis zur Theologie, auftreten können? Laßt es demnach hier insbesondere beim Alten! Das Aendern frommt nicht immer, weder beim Buchstabiren, noch bei Staatsreformen. Das neue Syllabiren macht Stümper im Lesen, und das Reformiren

miren zu gelehrten Casten würde Stümper in der Gelehrsamkeit machen.

Wohl wahr, daß der Sohn eines Handwerkers weit mehr Mühe und Fleiß anwenden muß, um das zu lernen, was der Sohn des halbgelehrten und gelehrten Pastors leichter lernt, weil ihm, wenigstens in dem Büchervorrath des Vaters, ein Erleichterungsmittel gegeben wird. Mag es sogar seyn, daß ein großer Theil darüber verunglückt. Ein anderer Theil wird dagegen, weil er durch sich alles werden muß, wirklich selbst denken lernen, was, wie man sagt, und es leider zu Tage liegt, selbst bei den Studirten nicht immer der Fall ist. Das geschwinde Fortrücken macht es nicht aus. Nach der neuern, nach gerade als verkehrt sich zeigenden Erziehungsweise, wissen Knaben von 12, 14 Jahren mehr Sachen, als vor 30, 40 Jahren Jünglinge, die nach Universitäten reisten. Ich habe aber über diese Uebersättigten noch nichts anders als Klagen gehört. Die Candidaten mit den schwarzen Röcken, die dem tiefsinnigen Kant so gar nachschwatzen können, werden zu Duzzenden abgewiesen. Die andern, weil sie alles spielend lernten, wollen als Männer vom Morgen bis in die tiefe Nacht spielen; große Geschäfte sind ihnen ein Ekel, und der Weg der Vergnügungen und Zerstreuungen ist ihnen das Leben. Sie genießen höchstens, wie sie damals genossen. Die unselige Menge von Modeschriften, Journalen, Zeitungen für und ohne Literatur u. s. w. wird heißhungrig von ihnen verschlungen, und man sieht sich in ihren Kreisen mit dem Ekel, der einem anwandeln würde, wenn, man das Unglück hätte, in die Gesellschaft von Menschen verstoßen zu werden, die bei einem Gastmahl zu viel gegessen und getrunken hätten.

Kann es sogar seyn, daß der Sohn eines Handwerkers und geringen Mannes, wenn er Prediger wird, worüber schon der klagendste Theologe unserer Zeiten so sehr seufzte, nicht die Sitten der feinen Welt hat, und als Informator dagegen oft anstößt. Ich sollte meinen, die feinen Sitten werden doch ihren Gang gehen, wenn er sich auch nicht hineinfügen kann. Oftmals aber wird es sich finden, daß er wirklich feinere Sitten hat, als der Sohn eines Gelehrten, und selbst eines vornehmen Mannes. Hat er sie nicht, nun, wenn er nur wirkliche Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit besitzt. Denn es möchte doch wohl der armen geplagten Menschheit mit den sogenannten feinen Sitten und Manieren wenig aufgeholfen werden. Als Handwerkssohn wird er sich, wenn er die harte Plage des Informatorstandes übernimmt, williger in sein Schicksal fügen, als der Sohn eines vornehmen Vaters; wird die Grobheiten der feinen Welt eher erdulden, und, weil er unverdorbene Sitten ins Haus bringt, in seinen Schülern manches bessern, was ohne ihn ungebes-

fest bliebe. Er wird sich auch, von Jugend auf gewöhnt, sich mit wenigem behelfen zu müssen, nicht so ganz unglücklich fühlen, wenn die kärgliche Summe, die in protestantischen Ländern den Prediger ernähren soll, seine und seiner gewöhnlich zahlreichen Familie Bedürfnisse kaum befriedigen kann. Er wird von dem Bewußtseyn, daß er in seinem Wirkungskreise redlich seine Pflicht thut, wie ich deren kenne, täglich wohlleben; und endlich, ist er es nicht, so sind es seine Kinder vielleicht, die in das verdorbene Blut der Menschheit neue Kraft und neues Leben bringen.

Um seine Kinder, und auch um seine eigene Leiden seyd ganz unbekümmert! Ich lernte mehr als einen Prediger kennen, dessen Vater ein Handwerker war. Einer hinterließ seinen Kindern nichts als Redlichkeitsgefühl. Sie waren noch alle unversorgt, als er von ihnen genommen wurde. Der älteste Sohn war bei seinem Tode in der Freilehre bei einem Kaufmann; der zweite war Bediente bei dem wunderlichsten Herrn. Der eine ist selbst ein reicher Kaufmann; der andere bekleidet einen angesehenen Posten, und die jüngern sind in eben so angesehenen oder nützlichen Stellen. O bei dergleichen Berechnungen, meine Leser, muß eine besondere Columne für die Tugend und göttliche Vorsehung gezogen werden!!

Nur bitte ich, so hoch ich bitten kann, alle angesehene Schulmänner, das Ihrige, der Verordnung vom 25. Novbr. 1722. gemäß, zu thun, daß nie aus ihren Schulen Dummköpfe aus niedrigen Ständen zur Theologie oder zu einem andern gelehrten Fache auf Universitäten geschickt werden. Von ihnen und ihren Zeugnissen hängt das ab. Gellerts Scherz: „Mein Görgen kömmt gewiß durch seine Dummheit fort", paßt nicht auf die aus den niedrigen Ständen.

Anfrage,
eine gewisse Krankheit betreffend, die auf dem platten Lande so häufig gefunden wird, und von der sich doch kein deutlicher Grund einsehen läßt.

In der Regel ist das Leben auf dem Lande weit gesunder, als das Leben in der Stadt. Wenigstens sind die Landleute nicht so häufig allerlei Unpäßlichkeiten und Erkrankungen ausgesetzt, und äußern selbst chronische Krankheiten und epidemische Seuchen ihre fürchterliche Stärke und Wuth

Wuth unter ihnen nicht so heftig, als in dem beengten Kreise der Städter.

Und doch trifft man auf dem freien, sonst so gesunden Lande, eine Krankheit häufig an, die man eben hier am wenigsten vermuthen, und weit eher in den dumpfen Mauern und oft enge gebaueten Straßen mancher alten Stadt suchen sollte. Ich meine die Engbrüstigkeit, das Asthma, oder, wie sie auch der Landmann gewöhnlich zu nennen pflegt, den Brustdampf. Noch ist mir, so weit meine Erfahrung reicht, kein Dorf bekannt worden, worin ich nicht mehrere Personen antraf, die daran laborirten. Selbst in dem kleinen Dörfchen, das jetzt mein Aufenthalt ist, und vor vielen andern Orten eine hohe, freie, sehr gesunde Lage hat, leiden jetzt, nach Verhältniß der geringen Anzahl seiner Einwohner, sehr viele an diesem beschwerlichen Uebel, und haben schon, seit meinem kurzen Hierseyn, mehrere Menschen von verschiedenem Alter ihren Geist daran aufgeben müssen.

Vergeblich habe ich mich bisher bemühet, den Grund dieser sonderbaren Erscheinung aufzufinden. Anfangs dachte ich, sie rühre von den unzweckmäßig gebaueten, ungesunden Wohnungen auf dem Lande her; von den fast überall zu niedrigen, und größtentheils auch zu engen Wohnstuben und Schlafkammern der Bauern, welche noch dazu, besonders in alten Häusern den Fehler haben, daß zu wenige Fenster darin angebracht sind, die man eröffnen kann; von dem Gebrauche, des Winters über ihre Sachen in der Stube aufzubewahren und vor der Kälte zu schützen; und endlich von der höchst schädlichen Gewohnheit, ihre Kleidungsstücke, sobald sie naß geworden sind, am Ofen wieder zu trocknen. Der durch dies alles verursachte Brodem und Qualm, den man in so vielen Bauernstuben fast zum Ersticken antrifft, schien mir allerdings die natürlichste Veranlassung jenes so traurigen, auf dem Lande vorzüglich einheimischen Uebels zu seyn, das man nach Verhältniß in den Städten weit seltener findet.

Allein dagegen habe ich auch oft wieder erwogen, daß die ganze Lebensart des Landmanns der Gesundheit weit zuträglicher und förderlicher ist, als jede andere; daß sein Beruf selbst ihn dazu nöthige, sich unausgesetzt heilsame Bewegung zu machen, sich fast täglich unter freiem Himmel aufzuhalten und der frischen wohlthätigen Luft zu genießen; und daß diese Thätigkeit, diese Bewegung und dieser Genuß der freien Luft durchaus seinen Körper abhärten, ihn vor mancher Krankheit, und, wie es mir scheint, vornehmlich vor jenem Brustdampfe, bewahren müsse.

Sodann wird auf einmal mein ganzes voriges Raisonnement erschüttert und wankend gemacht; und unschlüssig

schlüssig stehe ich da, und frage mich wieder: „Worin mag denn wohl die eigentliche Ursache jenes Uebels, und zwar auf dem Lande bestehen, dessen freie, gesunde Lebensart gerade dieser Krankheit am meisten zuwider scheint?“ Doch thue ich diese Frage nie, ohne mich des Gedankens erwehren zu können: „Durch welche allgemein anwendbare Mittel könnte man sie noch am leichtesten, wo nicht ganz ausrotten, doch wenigstens seltener machen und zu verhindern suchen?“

B — ,

B — p.

Meine Methode,
sehr reichlichen und guten weißen Kopfkohlsaamen zu ziehen.

Da bereits mehre Landwirthe und Oekonomen unsers Vaterlands die großen Vortheile, welche mit dem Anbau des weißen Kohls zur Fütterung und Mästung des Rindviehes verbunden sind, einzusehen scheinen; es ihnen aber gewöhnlich im Frühjahre an hinlänglich gutem Saamen zur Aussaat fehlt, so glaube ich denselben keinen geringen Dienst zu erweisen, wenn ich in diesen Blättern meine Methode bekannt mache, wie ich nicht allein sehr vielen, sondern auch vorzüglich guten Kopfkohlsaamen ziehe. Ein jeder Landwirth und Oekonom also, der diesen Herbst meine Methode nachahmet, wird künftigen Sommer seine Mühe durch eine reiche Saamenerndte belohnt sehen. —

Die bisherige Gewohnheit, die Kohlsaamenköpfe in den Kellern durchzuwintern, und sie erst im Frühjahre in die Saamenbeete zu verpflanzen, ist sehr mißlich und vielen Unfällen unterworfen. Ist der Keller zu dumpfig, so verfaulen sie, und ist er zu warm, so schlagen sie aus. Jene, die angefaulten, gehen in der Fäulniß immer weiter fort, und müssen oft bis auf den Strunk abgeblattet werden, wenn sie nicht ganz verfaulen sollen; und doch ist es nichts seltenes, daß sogar der Strunk selbst davon angeht, und so gut als schon verloren ist, wenn er in das Saamenbeet verpflanzt wird; und diese, die ausgeschlagenen, sind nicht viel besser. Der selbgewachsene Ausschuß wird entweder bey dem Verpflanzen abgestoßen, oder er gehet in dem Saamenbeete durch Wind und Frost verlohren. Der Stamm schlägt zwar auf der Seite von neuen Sprossen aus, die auch Saamen tragen; aber dergleichen Aftersaamen bringt eine Pflanze, die nie einen guten Kopfkohl giebt; es wird daraus nichts als eine Staude, die

mit

mit dem braunen Kohl etwas ähnliches hat, und gewöhnlich Schalk genannt wird. Weit sicherer und vortheilhafter ist es, den Saamenhäuptern gleich im späten Herbst ihren Standort im Garten anzuweisen, sie in Beete zu verpflanzen und sie darin durchzuwintern. Damit man aber seinen Zweck erreiche, und auf eine reiche und gute Saamenerndte hoffen könne, so muß man dabei folgendes in Acht nehmen: Man läßt im späten Herbst auf seinem Kohlstücke die festesten und größten Kohlköpfe mit der Wurzel ausziehen und von diesen allen wählt man nur diejenigen aus, die einen dicken, kurzen, glatten und gesunden Strunk haben. Daß hierauf sehr viel ankomme, lehrt die Erfahrung und die Natur der Sache selbst. Der Strunk ist wie eine Saamenrübe, die Wurzel, Stengel und Saamen treibt. Ist sie nicht gesund, ist sie wurmstichig oder faulfleckigt, so schlägt sie zwar aus, aber ihr ausgeschossener Saamenstengel ist krank, er verwelkt und fällt um, so wie die Rübe in Fäulniß übergeht. Eben so verhält es sich mit den Kopfsaamenköpfen. Sie fallen bald früh, bald spät in den Beeten um, nachdem ihr Stamm schadhaft wird und in die Fäulniß geht. Dieses zu verhüten, habe ich einen Kunstgriff, der manchem zwar verkehrt scheinen wird, aber in der That seinen guten Grund hat. Ich hacke nemlich mit einem scharfen Beile von den ausgewählten Häuptern den Fuß des Strunks sammt seinen Wurzeln ab. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß ein Saamenhaupt von seinen alten Wurzeln nicht die geringste Nahrung erhält. Sie sind einmal abgestorben: sie bekommen nie das Leben wieder; auch wird man nicht finden, daß sie sich in der Erde wieder ansaugen. Der grüne Strunk treibt vielmehr, wie eine Weide, Fasern aus, wodurch die Staude ihre Nahrung erhält, aber der harte Fuß mit seinen alten Wurzeln leistet ihr keinen Dienst. Wozu soll man die todten Wurzeln mit in die Erde pflanzen? Ja, sie haben nicht nur nicht den geringsten Nutzen, sondern sie können sogar dem Saamenhaupte zum Verderben gereichen. Wir finden oft an dem Fuße des Strunks über und zwischen den Wurzeln fleischigte Auswüchse, und in allen diesen sind Maden. Werden die nun mit in die Erde gepflanzt, so ist zu besorgen, daß sich die Maden in das Mark des Stammes fressen, und ihn endlich gar vernichten. Und wenn auch der ganze Strunk von dergleichen Auswüchsen frei ist, so kann ihn doch sein eigener abgestorbener Fuß mit seinen leblosen Wurzeln tödlich werden. Ein jeder todter Körper geht in Fäulniß; wie leicht ist es, daß die alten Wurzeln von einer anhaltenden Nässe stocken und faul werden. Die Fäulniß frißt wie ein Krebs um sich. Es ist also nichts seltenes, daß der ganze Stamm nach und nach faul wird, und seine ausgeschossenen Saamenstengel verwelken. Die Erfahrung zeigt uns dergleichen Verwü-

wüstungen auf den Saamenbeeten, besonders in nassen Jahren; ich kann aber darüber nicht mehr klagen, seitdem ich die Saamenhäupter ohne Wurzeln pflanze. Diesen Saamenhäuptern weise ich im Garten ein Beet an, das gehörige Luft und Sonne hat. Ich lasse es gehörig düngen, so tief als möglich graben und mit der Harke gerade ziehen. Wenn ich nun vorbeschriebene Saamenköpfe um Martini pflanzen will, so ziehe ich auf dem Beete kleine Furchen in die Länge und die Quere, eine gute halbe Elle auseinander, und mache auf jedes Kreuz der Furche mit einem Spaten ein kleines Loch, so daß die Köpfe eine halbe Elle im Quadrat von einander zu stehen kommen. In diese Löcher setze ich die abgestutzten Saamenköpfe so tief, daß das Haupt halb mit unter der Erde steht, und drücke die Erde auf allen Seiten fest an. In diesem Zustande bleiben sie bis es friert. Dann werden sie mit trocknem kurzem Stroh, und wenn es noch kälter wird, mit langem Pferdemist, ungefähr $1\frac{1}{2}-2$ Ellen hoch zugedeckt. Unter dieser Decke bleiben sie immer frisch und sind vor allem Frost gesichert. Sollte der Winter aber gelinde seyn, und viele warme Tage nach einander einfallen, daß man unter dem Mist Erhitzung und Fäulniß besorgt, so muß man den Mist herunter bringen lassen und ihnen die freie Luft geben, bis es wieder kälter wird und Frost einfällt. Im Frühjahre wird Mist u. Stroh von dem Saamenbeete abgenommen, die Erde fest an den Stamm getreten, daß er allenthalben Wurzel fassen kann, und der kurze Mist zwischen die Furchen gebracht, welcher das Beet vor dem Austrocknen beschützt und dem Saamenstamm neuen Trieb giebt. Jedem Kohlkopfe muß oben durch einen Kreuzschnitt, den man in die Blätter thut, der Durchbruch des Hauptstengels erleichtert werden; die aus dem Strunk ausschlagen, müssen abgebrochen werden, damit der Herzstengel, der eigentlich den besten Saamen bringt, seine volle Nahrung habe. Sind nun die Schößlinge so hoch, daß sie von den Winden können umgeworfen und abgebrochen werden, so muß man unverzüglich das ganze Beet mit Queerlatten, die an eingerammte Pfähle gebunden werden, umgeben, damit sich die äußersten Schößlinge daran legen, und diese die andern aufrecht erhalten können. Der Saame darf niemals vor der Zeit abgeschnitten werden, sonst schrumpft er zusammen und wird taub. Wenn die Saamenkapseln gelblicht werden, und die Körner röthlich sind, wird er mit den Stengeln abgeschnitten, in Bündel gebunden, und auf einem Boden, wo er vor Vögeln und Mäusen gesichert ist, getrocknet, daß er gedroschen und gereinigt werden kann.

Hannöverisches Magazin.

57tes Stück.

Freitag, den 17ten Julius 1801.

Kunst zu schweigen.

Virtutem primam esse puta compescere linguam;
Sermo datur cunctis, animi sapientia paucis.

Es giebt so mancherlei Bedürfnisse und abwechselnde Zwecke im menschlichen Leben, daß verschiedene Ansichten und Beurtheilungen einer Sache, gleiches Lob oder gleicher Tadel bei den entgegengesetztesten Dingen und Eigenschaften, schon dadurch begreiflich und verzeihlich werden können. Aber Einerlei im äußern Anschein ist oft auch nichts weniger als einerlei, nach Grund und Folgen betrachtet. Duo cum faciunt idem, non est idem.

So ist es also auch nicht zu verwundern, wenn die Kunst über Nichts, über die unbedeutendsten Dinge, mit Leichtigkeit zu sprechen, so zu sprechen, daß gefälliger Anstand oder witzige Wendungen, Ton und Mienenspiel, den Mangel an Gedanken ersetzen — die doch auf einige Zeit der Leerheit des gesellschaftlichen Müßiggangs, oder sonst einer unangenehmen Verlegenheit abhilft — zu den liebenswürdigsten Eigenschaften eines Weltmannes gerechnet wird; daß man dadurch wohl gar ein vor andern brauchbarer junger Mann (un jeune homme de beaucoup de merite) scheinen, und schnelles Glück machen kann.

Und warum nicht; wenn wir diese Eigenschaft im Gegensatze auf das Unvermögen des Dummkopfes irgend eine interessante Unterhaltung anzufangen oder fortzusetzen; auf das mürrische Schweigen des ungeselligen Sauertopfes; die finstre Stille des menschenscheuen Trübsinnes; das ängstliche Verstummen des Hypochondristen, aus Besorgniß, etwas Anstößiges zu sagen; die stolze Verschlossenheit des nur mit sich beschäftigten Egoisten; oder die nicht hassens- aber auch nicht liebenswürdige Eingezogenheit des reizlosen Alters uns denken? Wenn wir noch dabei Klugheit in der

Auswahl des Stoffs dieser tändelnden Unterhaltung, und Geschmack in der Verzierung dieser Gesprächs-Arabesken annehmen?

Mit Vermeidung aller unbilligen Herabsetzung der gegenseitigen Eigenschaft also, soll die wichtige und schwere **Kunst des Schweigens** Gegenstand einiger Bemerkungen seyn. Vollständige und ausführliche Behandlung desselben könnte ein Buch werden.

Die Weisheit des Schweigens zeigt sich in gedoppelter Hinsicht; auf das **Wo** und **Wie** geschwiegen wird. Leichter läßt sich durch Vorschriften das Erste bestimmen, als das Andere.

Wenn gewisse Leute reden, nur um etwas zu sagen, fragen was sie längst wissen, widersprechen, um nur zu sehen, was man antworte; um zu necken oder zu beunruhigen: so heißt die alte Regel: Antworte dem — Schwätzer nicht auf — sein Geschwätze; damit er sich nicht weise dünke.

Noch heilsamer kann das Schweigen seyn, wenn man mit Menschen zu thun hat, die nur reden, nicht hören; mit Menschen, die immer Recht behalten wollen, keinen Widerspruch vertragen, was sie einmal gesetzt haben, durchaus behaupten wollen; die aber, wenn sie auch mit Interesse zu sprechen scheinen, im Grunde doch, außer ihrem Ich, für nichts sich recht interessiren; was sie jetzt wichtig machen wollten, bald selbst wieder vergessen, wenn man sich nur nicht widersetzt. Oder mit Leuten, die vom Geiste des Widerspruchs und der Tadelsucht beseelt sind; denen leicht jedes Wort Anlaß zum Streiten wird, die oft etwas zu sagen scheinen, um nur Materie zum Streit zu bekommen, weil sie sich beim Tadel anderer am besten gefallen, oder minder übel befinden. Unglückliche und höchst beschwerliche Eigenschaften; die einen Menschen, dem das Schicksal sie zu Begleiterinnen durch sein irdisches Leben an die Seite gegeben hätte, allein zur Verzweiflung bringen könnten, wenn die Weisheit ihn verließe. Wenn nun, einen Dämon dieser Art zu vertreiben oder zu gewinnen, Güte und Ernst Jahre lang vergebens versucht sind: was bleibt übrig, als sich in seine Vernunft einwickeln (sua se virtute involvere) und schweigen? Schweigen zu den unvernünftigsten Urtheilen, den unbilligsten Forderungen und Klagen; schweigen auch von dem, was, bei einstimmigen Gemüthern, zum Gegenstande gemeinschaftlicher Ueberlegung zu machen Pflicht seyn würde.

Dieser einzige Artikel ist vielseitig genug, um reichen Stoff zu einer eigenen Abhandlung anzubieten. Nach der Verschiedenheit der Gründe und des Grades, kann der Hang zum Widersprechen auf sehr verschiedene Weise zu würdigen und zu behandeln seyn.

Die

Die kindische Eitelkeit, das letzte Wort haben zu wollen, und die Schwachheit, der lebhaften Imagination und den Sprachorganen nicht sogleich Einhalt thun zu können, wenn noch vom Streite das Blut erhitzt ist, können noch am leichtesten ertragen werden, und machen nicht jede gegründete Gegenvorstellung schlechterdings unwirksam. Aber wenn man sieht oder voraussetzen kann, daß diese gefaßt hat; dann ist stille Abwartung der Frucht ungleich besser, als durch Fortsetzung der Ein- und Gegenreden den Proceß sofort beendigen wollen.

Wenn die Hitze des Affects keine ruhige Aufmerksamkeit, kein Aufkommen vollständiger und deutlicher Vorstellungen, gestattet: so ist alles Zureden bekanntlich für nichts. Ja es wird, durch Mißverständniß, leicht Ursache einer noch mehrern Erhitzung und Verwirrung. Zumal wenn der Affect auch des andern Theils sich bemeistert, daß auch dieser in seinen Behauptungen und Forderungen zu weit geht; welches leicht geschieht. Gegen alles andere blind und taub, nimmt der Mensch, auch im Affecte, die Unstatthaftigkeit dessen, womit man ihn widerlegen will, insgemein bald gewahr. Darum schweigt man lieber, bis der andere fähig ist, Vorstellungen anzunehmen.

Wenn der wilde Parteigeist, in Zeiten heftiger Erschütterung oder weitaussehender Unternehmungen, der Gemüther sich bemächtiget hat; wenn die gegen einander treibenden Ströme alles mit sich fortreißen wollen; wird Mäßigung zwar oft zum Verbrechen, und Schweigen macht verdächtig. Aber es ist doch immer besser, weise seyn, als scheinen, besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun; und zuletzt besteht doch nur die Wahrheit. Also auch in diesen Zeiten ist Schweigen oft das Einzige, was dem vernünftigen Manne übrig bleibt.

Aber auch bei nicht so allgemeinen oder minder heftigen Stürmen treten Fälle ein, wo man nicht nach Ueberzeugung sprechen darf; nicht tadeln soll, und nicht billigen kann. Wer zu schweigen versteht, hilft sich am leichtesten durch. Nicht immer ist ein absolutes Schweigen hier das rechte Mittel. Dies könnte auch gegen die Pflicht seyn. Sondern es kömmt nur darauf an, nicht zur Unzeit sich auszulassen, nichts Uebelwirkendes, nicht zu viel auf einmal zu sagen.

Einen ähnlichen Dienst leistet diese Kunst zu schweigen, wo Geheimnisse nicht offenbart, und den Forschern auch keine Unwahrheiten gesagt werden sollen. Aber ein kunstvolles und geübtes Schweigen möchte besonders in diesen Fällen erforderlich seyn; indem der geschickte Ausforscher eben so leicht aus absichtlich scheinendem Schweigen Verdacht schöpfen, als durch Belebung des Gesprächs weiter

fortführen kann, als man sich einzulassen willens war. Vielleicht muß hier die Kunst zu sprechen, ohne etwas zu sagen, das unter klugen Leuten viel geltende mit Worten abspeisen (payer des mots) dem Schweigen zu Hülfe kommen. Wer, um nicht Zeit zum Nachdenken über das bedenkliche Schweigen zu lassen, oder dem Fragen ein Ende zu machen, ohne ein ausdrückliches Parlons d'autre chose, auf eine ungezwungene Weise die Unterredung abzuleiten versteht; wird für einen Meister in dieser Kunst gelten können; die aber freilich nicht einem jeden gegeben, vielleicht nicht für einen jeden paßlich ist.

Die gemeinste Klugheit räth schon zum Schweigen, wenn unter Menschen, die sich sehr viel, andern desto weniger verzeihen, Charakter und Ehre Abwesender zum Stoffe der Unterredung dienen müssen; und die Umstände nicht erlauben, ihren menschenfeindlichen Urtheilen Einhalt zu thun. Nur ein halbes Wort der Zustimmung dürfte ein anderer sich entfallen lassen: so wäre dies um so gewisser Stoff zur nächsten Unterhaltung, je weniger man sonst gegen ihn zu sagen hätte.

Der gutmüthige Mann wird bisweilen der Vertraute entzweiter Personen; muß beiden sein Ohr zur Auslassung ihres Unwillens über einander leihen. In den meisten Fällen ist es genug, wenn er auch nur das Ohr dazu hergiebt; ohne Herz und Mund Antheil nehmen zu lassen; weil das Herz für keinen Theil sich recht erklären kann; und Zureden nicht immer den Frieden vermittelt.

Bei den unwichtigsten Anlässen wird eine Gesellschaft bisweilen übermäßig lebhaft und laut. Menschen von gemeinem Schlage, die immer den Charakter dessen annehmen, was sie umgiebt, erheben dann ihre Stimmen in dem Maaße, wie der Lärm sich vermehrt. Der Besonnene schweigt.

Er schweigt auch, wo der Gegenstand ihm noch nicht klar genug, wo Ueberlegung oder weitere Erkundigung nöthig ist. Denn er weiß, welche Folgen ein voreiliges Urtheil, ein unbedachtsames Wort, eine Zusage oder Einwilligung, deren Gehalt noch nicht berechnet ist, haben können.

Vollends, wenn er von der Sache gar nichts verstände: so bekennt der vernünftige Mann lieber seine Unwissenheit, als daß er das Si tacuisses etc. auf sich anwendbar zu machen wagen sollte. Wenn aber die Sache von der Art ist, daß nicht nur er, sondern die Sprecher alle nichts davon verstehn, oder wenn sie über alles menschliche Wissen und Begreifen erhaben wäre; so macht er eben dies bemerklich, wo es angeht, oder er schweigt.

Ueber

lieber schweigt er auch, wenn es die Umstände irgend zulassen, so oft er fühlt, daß er nicht in der Gemüthsverfassung ist, um etwas so zu sagen, wie es gesagt werden müßte, um gut zu wirken; eine Ermahnung, Belehrung, Bestrafung. Denn durch ungeschickten Vortrag, ein einziges falsches Wort kann die gute Wirkung verdorben, oft auf lange Zeit hinaus verdorben werden.

Ist's denn zu verwundern, wenn moralische und religiöse Wahrheiten nichts Gutes bewirken, wo sie tagtäglich in der übelsten Laune vorgezankt werden? Hochverrath an den sittlichen Wahrheiten möchte man es nennen, was manche Menschen damit vornehmen. Wenn sie doch über ihre unreinen Lippen sie lieber nicht ertönen ließen! Wenn sie doch schweigen könnten!

Aber auch mit ruhigem Gemüthe und gut gesagt, kann etwas kraftlos und widerlich werden, wenn es zu oft gesagt wird. Es ist ein sehr irriger Gedanke, daß wichtige Wahrheiten nicht zu oft gesagt werden können.

Eben so bleiben wir besser zurück mit unsern sittlichen Vorstellungen; wenn das eigene Gewissen des Verletzten schon stark genug in ihm spricht; oder sich erwarten läßt, daß unser bedeutendes Schweigen es am besten wecken werde; freundes Zureden nur stören, oder den alten Adam, die Eigenliebe, reizen möchte. Was sich der Mensch selbst sagt, findet leichter Eingang, als was andere ihm einreden wollen. Wenn unser Schweigen nur erst Nachdenken verursacht; so sagt man sich bisweilen mehr, als wir hätten sagen wollen oder dürfen.

Endlich legt der bedachtsame Mann sich freiwillig Schweigen auf; ehe die Zuhörer ihn verlassen, oder mit sichtbarem Zwange aushalten, sobald er Grund hat, dies zu befürchten; eingedenk der, nicht bloß dem Dichter heilsamen, Lehre:

Singt nicht, so lang ihr singen könnt.

II.

Wenn aber das Schweigen alle bisher angedeuteten Vortheile gewähren soll; so kömmt es sehr darauf an, wie dasselbe beschaffen; mit welcher Gemüthsfassung, welchen Mienen, welchem Anstande, welchem durch das ganze Betragen und den anerkannten Charakter begründeten Ansehn dasselbe verbunden ist.

Nicht zu berechnen ist die Wirkung des Schweigens eines Mannes, dessen erhabene Würde und Weisheit der ungestüme Haufe vergessen, aber nicht bezweifeln kann; wenn dieser Haufe anfängt zur Besinnung zu kommen, zum Gefühl der Unzulänglichkeit seiner Einsichten, zur Ahndung seiner gefahrvollen Verirrungen; und in die

sen Gefühlen den Weisen, entfernt vom wilden Getöse, in ernster Stille gewahr wird, tiefes Nachdenken, festen Entschluß, ruhige Fassung in dem kraftvollen Ausdrucke seines Gesichts. Noch nicht reif, seine Weisheit zu vernehmen, mehr noch sie fürchtend als wünschend, fühlen die Gemüther durch dieses Schweigen sich immer mehr betroffen; angehalten, wie im Harren des Gerichts, das über sie ergehen soll. Sie können es nicht länger ertragen, dies fürchterliche Schweigen; das Geständniß ihrer Verirrungen ist ihnen Erleichterung; sie bitten um Hülfe und Belehrung. Er spricht.

Wenn in dieser, doch gewiß nicht ganz idealischen, Vollkommenheit die Macht der schweigenden Weisheit sich nicht aller Orten zu erkennen giebt: so wird es doch nicht schwer seyn, durch Erfahrung sich zu überzeugen, daß der rechtschaffene, gegen allen gegründeten Tadel von Belang gesicherte Mann, der, wo er nicht gehört, oder nicht verstanden wird, ohne durch unvernünftiges Gerede sich irre machen zu lassen, stille und standhaft seinen, von Pflicht und Einsicht ihm vorgezeichneten, Weg fortgeht, das Ziel insgemein besser erreicht, und die Widersacher leichter zur Ordnung bringt, als wenn er sich immer herumstreitet. Die Kläffer haben zu viel gewonnen, wenn man sich mit ihnen einläßt. Sie treten verlegen ab, wenn sie sehen, daß man nicht auf sie achtet. Auch das bellende Thier weicht vor dem ruhigen Blick des gesetzten Mannes eher, als vor dem drohenden Stock.

Sicheres Bewußtseyn einer guten Sache, und fest gegründeter Muth, sie zu vertheidigen, aber immer mit den angemessensten Mitteln, ist es also, was dem Schweigen diese Kraft und Würde ertheilt. Diese Gemüthsverfassung giebt dem ganzen äußern Verhalten ein Gepräge, welches Arglist und Vermessenheit zu erkünsteln nicht vermögend sind. Ihre Ueberlegenheit gegen den wahrhaft guten und weisen Mann beruht nur auf Gewaltthätigkeit und Schreien.

Bei einer guten Sache und überlegenen Einsichten kann Schweigen mit bescheiden sich neigendem Blicke, am rechten Orte, weise seyn.

Schweigen mit Thränen im Auge oder kummervollem Blicke ist natürlich und recht in den Fällen, wo es sich geziemt, zum Mitleiden seine Zuflucht zu nehmen.

Anders wird also das Schweigen des Mannes, anders das Schweigen des Weibes beschaffen seyn.

Schweigen mit freundlich festem Blick mißkleidet auch den Mann nicht; nicht den Vater; bringt oft tiefer und dauerhafter ein, als viele Worte. Worte allein sind ein mangelhaftes Organ, um Gefühle mitzutheilen, um Herz zum Herzen reden zu lassen.

Mit-

Mitleiden mit ein wenig Verachtung im ab sich wendendem Blicke bringt zum Nachdenken den Stolzen, der Weisheit und Güte, mit Grobheit zurück stößt.

Gegen den hitzigen, Zurechtweisung verschmähenden Trotzkopf mag die Miene unsers Schweigens es ausdrücken, daß wir noch vieles zu sagen hätten, wenn es angebracht wäre. Dem neugierigen Forscher darf sie dies nicht sagen; es müßte denn seyn, daß er Verachtung und Selbstpeinigung durch vergebliches Nachsinnen zur Strafe verdiente.

Wenn der eingebildete Schwachkopf alles versucht, um entweder Beifall für seinen schalen Witz zu erhalten, oder um seine thörigten Behauptungen zum Streite zu bringen; so umfließe ihn eine Stille, die auch nicht den schwächsten Eindruck seines Wortgeprassels zu erkennen giebt.

Wer nichts mehr zu sagen weiß, sein Unrecht oder seine Schwäche fühlt, thut wohl, wenn er schweigt. Aber Großes kann er von seinem Schweigen nicht erwarten.

Am wenigsten, wenn es von rachsüchtigen Blicken begleitet, oder von ohnmächtigen Drohungen unterbrochen wird.

III.

Aus allem bisherigen ergiebt sich von selbst die Folge, daß dieses Vermögen zu schweigen wohl mit Recht eine Kunst genannt werden könne. Denn es beabsichtigt Zwecke, bestimmt sich nach Regeln, und wird durch Uebung erhöhet. Kunst — nicht Künstelei oder Verkünstelung — muß nicht als der Natur schlechthin entgegen gesetzt gedacht werden. Sie ist vervollkommte Natur, mittelst genauerer Befolgung ihrer Gesetze nach Maaßgabe festgesetzter Zwecke.

Ein Mensch ist Künstler von Natur, in wie fern seine Kräfte, einstimmiger als bei andern Menschen, für interessante Zwecke zu wirken, Trieb und Verbindung haben. So mag denn auch das zweckmäßige Schweigen einem leichter werden, als dem andern. Ohne Nachdenken und Uebung wird es keiner dahin bringen, wohin es gebracht werden kann und soll.

Nachdenken über Folgen und Gründe, Fortsetzung der Uebung vom leichten zum Schweren, Studium vortrefflicher Muster, Extorschung der Ursachen, die zum Gegentheil verleiten können, und deren Entkräftung oder Vermeidung; dieß sind, wie beim Streben nach geistigen Vollkommenheiten überhaupt, so auch hier die zu gebrauchenden Mittel.

Wenn bei jeder Art von Handlungen durch Unterlassung die Fertigkeit geschwächt wird; und wenn das zu wenige Ueberlegen die Hauptursache

des

des zu vielen Sprechens ist: so muß öftere Zurückziehung in die Stille des einsamen Nachdenkens aus zwiefachem Grunde ein Hauptmittel zur Uebung im Schweigen seyn.

Ein anderes, auch nicht schweres, ist das Verweilen unter Menschen, die so viel sprechen, daß andere, ohne große Zudringlichkeit, gar nicht dazu kommen können; und so wenig erbauliches vorbringen, daß die Versuchung, Antheil zu nehmen, nie stark ist.

Der Anfänger, dem es noch zu schwer wird, vermessenen Unsinn oder Lästerungen stillschweigend zu ertragen, nehme seine Zuflucht immerhin zu dem bekannten, einer Frau, die über beständigen Unfrieden mit ihrem Mann klagte, von einem klugen Arzt empfohlenen Mittel; zum Glas Wasser. Oder fliehe in freie Luft. Denn die schwache Tugend kann oft nur durch Flucht sich retten.

Auch die geübte Tugend muß über sich wachen. Und sollte das mechanische Mittel so ganz verächtlich seyn, welches der Verfasser aus Beobachtung anderer kennt; bei jeder unversehenen Anfrage oder Anrede, die Lippen fester anzuschließen, um zu verhindern, daß kein unbedachtsames Wort entschlüpfe?

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben; sagt ein gemeines Sprüchwort. Immer schweigen wäre hart, unmenschlich, unweise. Also nur das sey tief eingeprägter Grundsatz: Nicht dem ersten Reiz zum Reden sich überlassen. Es ist bei weitem nicht so viele Gefahr vorhanden, zufolge dieser Bedachtsamkeit einen guten Gedanken zu spät anzubringen, als eine vorläufige Aeußerung nicht wieder gut machen zu können.

Die skeptischen Philosophen, die — in Ansehung der Fragen und Lehren vom innern Wesen der Dinge — nichts zu entscheiden, zum Hauptgrundsatze hatten, gewöhnten sich an allerlei Formeln und Ausdrücke, um die Nothwendigkeit einer weitern Untersuchung zu erkennen zu geben; z. B. vielleicht, vielleicht auch nicht; kann seyn, oder auch nicht seyn; ich sehe es nicht ein; es läßt sich nichts darüber bestimmen; ich halte mein Urtheil zurück.

Wer der Versuchung zum Absprechen durch diese Waffen zu widerstehen, erst eine Zeit lang sich geübet hat; dem wird auch ohne sie, das Schweigen bald nicht mehr schwer werden.

(Der Schluß folgt.)

Hannöveriſches Magazin.

58tes Stück.

Montag, den 20ten Julius 1801.

Kunſt zu ſchweigen.

(Schluß.)

Zwei einander entgegengeſetzte Mittel, können, nach Verſchiedenheit der Fälle, gleich gut ſeyn; ſeine Aufmerkſamkeit verdoppeln, oder ſie ganz abwenden. Hört man den Gegentheil gar nicht mehr zu, iſt man in ſeinem Gemüthe mit andern Vorſtellungen anhaltend beſchäftiget: ſo verlieren ſeine Anfälle ihre Kraft von ſelbſt. Und dieſe andern das Schweigen befördernden Vorſtellungen können, mittelſt einiger Grundſätze, dergleichen beſonders die ſtoiſche Philoſophie gegen die ſinnlichen Reize empfiehlt, oft und in den wichtigſten Fällen, aus dem Gegenſtande ſelbſt entwickelt werden. Der Gegentheil iſt heftig, unbillig, anmaaßend: ſchlimm genug für ihn a); wollen wir auch in ſeinen Fehler verfallen? Warum denn ſo heftig, ſo anmaaßend, ſo unbillig? Weil ihm dieſes und jenes wichtiger iſt, als es der Vernunft nach, ſeyn ſollte; weil er den Schein, weil er ſeinen Vorſtellungen gar zu ſehr vertraut, nicht bedenkt, wie leicht man ſich irrt, die Sache nicht beſſer verſteht b). Bedenke du, was deine Pflicht hiebei iſt c). Wenn du dich nicht begnügen kannſt, weiſe zu ſeyn, wenn du es immer auch dem andern ſcheinen willſt: ſo iſts um deine Weisheit geſchehn d). Reicher Stoff zum Nachdenken! Wer in dieſem Geiſte über die Menſchen zu philoſophiren allzu ſehr ſich gewöhnte, dem könnte allmälig die Luſt zu reden ganz vergehn!

Der

a) Ει κακως αυτω φαινεται, εκεινος βλαπτεται. b) Ο'τι εδοξεν αυτω. c) Τινα δυναμιν εχεις προς την χρησιν αυτων. d) Ει δε και δοκειν βουλεις, ισθι, ὁτι απωλεσας την ευταξιαν. *Epict.*

Der Trieb zum Sprechen kann aber auch durch Verdoppelung der Aufmerksamkeit auf Andere geschwächt werden. Denn auch darum wollen viele Menschen das Wort allein haben; weil sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt sind, andere keiner unbefangenen, genauen Aufmerksamkeit würdigen. Wer nur erst aus Höflichkeit und schuldiger Gefälligkeit andern stille zuzuhören sich zwingen kann; hat in der Kunst zu schweigen schon einen guten Fortschritt gemacht. Die vielen Mißverständnisse und übereilten Gegenreden, die täglich vorfallen, können auch die Nothwendigkeit leicht beweisen, den Andern ausreden zu lassen; wenn es gleich scheint, daß man zur Beantwortung schon genug vernommen habe. Man besinnt sich gewiß nicht selten eines bessern, wenn man dem ersten Antrieb zur Einrede widersteht und weiter anhört. Oder ein die vollste und tief eindringende Aufmerksamkeit verrathender Blick, den man scharf auf das Auge des andern heftet, hält seine fortrollende Phantasie im Zaume, bringt ihn zur Besinnung, und thut eben denselben, oder noch bessern, Dienst, als förmlicher Widerspruch.

Ein Hauptmittel endlich noch, um das Schweigen in einigen der schwersten Fällen sich zu erleichtern, ist: auf dasjenige zum Voraus sich gefaßt zu machen, was zum Reden, wie es nicht seyn soll, reizen könnte. Tela praevisa minus nocent. Es ist gewiß ein heilsamer Rath eines alten Philosophen, wenn man von einer Reise zurückkehrt, ehe man sein Haus erreicht hat, allerlei Unangenehmes, was sich unterdessen ereignet haben könnte, als möglich zu denken, um die Vorschriften der Vernunft für solche Fälle in sich zu beleben. Wer sich auf das Schlimmste gefaßt gemacht hat — und die Vernunft giebt Mittel dazu — wird von geringern Uebeln nicht übermäßig angegriffen. Wer also mit Leuten zu thun hat, bei denen eine beleidigende oder sonst unvernünftige Begegnung, unverständiger Widerspruch, übellaunigte Ansichten, oder dergleichen etwas mit Grunde befürchtet werden kann: stelle sich zum Voraus etwas recht Arges dieser Art ganz bestimmt und lebhaft vor, mahle die Scene sich so empörend aus als er kann; und überlege, was seine Pflicht dabei seyn würde. So vorbereitet wird er vielleicht das, was ihm wirklich begegnet, sehr erträglich finden; wenn ohne diese Vorbereitung es ihm äußerst empfindlich gewesen wäre.

Sollte nicht dem zärteren Geschlechte Unrecht geschehen, wenn behauptet wird, daß es nicht so gut schweigen könne, als das unsrige?

Wenn auch eine mehrere Reizbarkeit in der Organisation desselben allgemein angenommen werden könnte — wogegen sich streiten läßt: so würde es durch Furchtsamkeit und Gefühl für Anstand öfter zurückgehalten wer-

werden, als der muntere Jüngling und der Mann, der Junge nicht freien Lauf zu lassen. Daß es sich von einer minutenlangen Pause in Gesellschaft mehr entsetzt, als wir Männer, daß es im Ganzen mehr spricht; ist kein Beweis, daß es nicht schweigen kann, wo es will. Vielleicht dient ihm die Fertigkeit im Reden mit zur leichtern Verschleierung dessen, was nicht zum Vorschein kommen soll. Unser trotziger Ernst und mindere Biegsamkeit machen, daß wir bisweilen unversehens herausplatzen mit dem, was nicht gesagt werden sollte. Die Erfahrung liefert Beispiele genug von Frauen, die auch im Schweigen die Weisheit vieler Männer beschämen.

F.

Kurze Nachricht
vom allmähligen Steigen der Titulaturen.

Es gehört gewiß mit zu den Vorzügen der letztern Hälfte unsers Jahrhunderts, daß wir endlich aufgehört haben, merklich neue Titulaturen zu schaffen. Das folgende Verzeichniß — das freilich nicht ganz vollständig ist — wird dieses einigermaaßen bestätigen.

Ein kleiner Aufsatz über diesen Gegenstand, welcher im Journale von und für Deutschland, Jahrg. 1786. 5ten Stück, S. 416 stehet, veranlaßte mich, mir das, was ich bisweilen in Urkunden, Dedicationen ꝛc. von alten Titulaturen fand, anzumerken, und solche in nachstehende Ordnung zu bringen. Da diese Formeln zum Beweis der alten Einfalt und des Zutrauens dienen, auch zu manchen andern Betrachtungen Gelegenheit geben können, so hoffe ich, sie werden den Lesern dieses Magazins nicht unangenehm seyn.

Fürsten hießen

im Jahr 1421 Erafeste Vorsten. So werden z. B. die Herzoge von Braunschweig in dem Anhange der Münchhausischen Diplomatum Seite 422 genannt.

1460 Erlauchter Fürst, gnädiger lieber Herr; z. B. der Fürst Wilhelm zu Braunschweig und Herzog zu Lüneburg.

1487 Hochgebohrner Fürst, gnädiger Herr; z. B. die Prinzen Herzog Albrecht, Philipp Ernst und Erich, in einem Lehnbrief Herzogs Heinrich. S. Sammlung ungedruckter Urkunden zur Erläuterung der niedersächsischen

Geſchichte und Alterthümer, 1r B. 6tes St. S. 85. Hannover 1753.

1586 Durchlauchtiger und Hochgebohrner Fürſt und Herr; zum Beiſp. die Herzoge von Braunſchweig, von Schleſien u. ſ. w.

Der Prinz eines Fürſten hieß im vierzehnten u. funfzehnten Jahrhundert Junker.

Eine Fürſtin hieß

im Jahr 1562 Hochgebohrne.

1590 Durchlauchtige Hochgebohrne Fürſtin und Frau; z. E. die Herzogin von Weimar, die Pfalzgräfin am Rhein.

Die Prinzeſſinnen, z. E. von Braunſchw. Lüneburg, wurden 1590 noch Durchlauchtiges, Hochgebohrnes Fräulein genannt.

Ein Churfürſt

im Jahr 1526 Hochgebohren.

1578 ebenfalls Hochgebohren. So ſchrieb der Herzog Julius zu Braunſchweig an die Churfürſtin zu Brandenburg.

1609 Durchlaucht; z. E. die Churfürſtin von Brandenburg.

Ein Landgraf zu Heſſen

im Jahr 1525 Durchlauchtigſter Fürſt.

1580 eben ſo.

Ein Graf

im Jahr 1378 Junker; ſo wird z. E. der Graf Johann zu Diepholz in einem Revers genannt. S. Caſſels Bremiſche hiſtoriſche Nachrichten und Urkunden, 2ter Bd., Bremen 1767. S. 283. — Graf Otto von Tecklenburg, daſelbſt S. 286. Die Grafen Otto und Johann zu Hoya, daſelbſt S. 288.

1400 Edle und Würdige. Wenn ſie keine Prälaten waren.

1460 Wohlgebohrner, edler Herr; z. E. die Grafen von Anhalt, von Mansfeld, von Hohenſtein.

1512 Hochgebohrne; z. E. von Mansfeld. Nach Köhlers Münzbeluſtigung, 16. Theil, Vorrede S. 4 ſoll Maximilian I. dem Grafen Hoyer zu Mansfeld zuerſt mit dieſem Titel beehrt haben. Und daß er noch nicht allgemein wurde, ergiebt ſich aus folgenden.

1540 Wohlgebohrner edler Herr; z. E. von Mühlingen, von Barbi.

1550 noch eben ſo; z. E. Graf zu Oldenburg und Delmenhorſt.

1600 Hochgebohrner edler Herr, wenn es ein Reichsgraf war. Junker hießen die gräflichen Söhne bis zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts.

Eine

Eine Gräfin

im Jahr 1550 Wohlgebohrne und edle Frau; z. E. von Gleichen, von Hohenhein.

1600 Hochgebohrne.

1600 Jungfer eine Comteſſe.

Ein Baron

im Jahr 1400 Herr, das hieß ſo viel als Freiherr; z. E. die Herren von Münchhauſen, S. hannöverſche nützliche Sammlungen 1757, S. 1565.

1460 Edle Herren, auch edle Junker; z. E. von Werſabe, von Platho.

Ein Edelmann

im Jahr 1400 Junker, aber nicht Herr.

1446 Ehrbarer Junker. S. ungedruckte Urkunden, 2ter Band 2tes Stück, S. 173.

1460 Geſtrenger Herr, wenn er Ritter war oder ſonſt eigne Güter hatte.

1507 Düchtiger Herr, wenn er Güter hatte. Ungedruckte Urkunden, 2ter Band 3tes St. Seite 45.

1569 Ehrenveſter. So ſchrieb z. E. die verwittwete Herzogin Margarethe von Braunſchweig an den Herrn von Oldershauſen. S. Journ. von u. für Deutſchland 1788. XII. S. 490.

1577 Ehrenveſt und ehrbar; z. E. die Herren von Weige.

1590 Edler, ehrenveſter und geſtrenger Junker.

1594 Wohlgebohrner. So ſchrieb Graf Ernſt von Mansfeld an den Herrn von Geroldseck.

1600 Wohledler, geſtrenger, großgünſtiger Junker.

1620 Wohledler, geſtrenger, veſter, mannhafter, großgünſtiger Junker.

1650 Hochedler, geſtrenger und mannveſter.

1670 Hochedelgebohrner, geſtrenger.

1680 Wohlgebohrner, geſtrenger.

1700 Hochwohlgebohrner, gnädiger Herr. Hier hörte die Strenge auf und die Gnade fieng an. Im fränkiſchen Kreiſe, beſonders im Bayreuthiſchen, hörte ich das geſtrenger Herr noch im Jahre 1780.

Die Gemahlin eines Adelichen

im Jahr 1363 Ehrbar, achtbar, veſt. S. die Münchhauſiſchen Diplomata, S. 242.

1421 eben ſo; z. E. die Gemahlin des Herrn von Hemenhuſen.

1582 Edle und viel tugendſame.

1650 Hochedle und geſtrenge.

1670 Hochedelgebohrne, ehr- und tugendreiche.

1700 Hochwohlgebohrne, gnädige Frau.

Ein Fräulein

im Jahr 1585 Jungfer; z. E. die Toch-

Tochter eines Herrn von Brandenstein.
1600 ebenfalls noch Jungfer.

Ein Neugeadelter
im Jahr 1590 Ehrenvester, wohlgeachteter, ehrbarer.
1650 Wohledler, gestrenger.
1700 Wohlgebohrner, gestrenger.

Ein Oberster
im Jahr 1460 gestrenger Ritter.
Düchtig, ein Hauptmann.

Ein Burgmann
im Jahr 1460 Ehrsam und vorsichtig; z. E. ein Burgmann in Lüneburg.
1639 Vester, lieber, getreuer. So schrieb der Herzog Wilhelm in Harburg an die Burgmänner zu Horneburg. S. Johann Vogts Reformationshistorie von Horneburg, Stade 1725. S. 19.

Ein Churfl. sächsischer Geh. Rath, wenn er zugleich Doctor Juris war
im Jahr 1520 Edler, ehrenvester und hochgelehrter.
1580 Edler, ehrenvester und gestrenger.
1600 Wohledler, ehrenvester und gestrenger.
1680 Wohlgebohrner, wohledler und gestrenger.

Ein Churfürstl. sächsischer Oberaufseher, ein hessischer Erzkämmerer und ein Oberhauptmann in Thüringen hieß
im Jahr 1580 Edler, ehrenvester und gestrenger.

Ein Kaiserl. Erbschenk
im Jahr 1590 Wohlgebohrner und edler Herr.

Ein Fürstl. Rath
im Jahr 1670 Hochedler, vester und Hochgelehrter.
1700 Hochedelgebohrner, Hochgelehrter.
1730 Wohlgebohrner.

Ein Amtmann
im Jahr 1550 ehr- und achtbarer.
1680 Hochedler.
1725 Hochedelgebohrner.
1750 Wohlgebohrner.

Ein Bürgermeister
im Jahr 1381 ein ehrlicher Mann; z. E. die Bürgermeister von Lüneburg. S. Sammlung ungedruckter Urkunden, 2ter Bd. 3tes Stück S. 31.
1720 Magnifikus; z. E. in Hamburg.

Ein Syndicus
im Jahr 1621 Edler, ehrenvester, achtbarer, hoch- und wohlgelehrter.

Ein Stadt-Magistrat
im Jahr 1464 Ehrsam, z. E. der Magistrat in Einbeck.

1500

1500 Ehrsam und getreu.
1548 Fürsichtiger, ehrbarer; z. E. der Rath von Nürnberg.
1600 Edler, ehrenvester, ehrbarer, nahmhafter, z. B. der Rath in Hamburg, Lübeck, Lüneburg. Jetzt sind die Magistrate in den Städten noch die einzigen, die den ehrenvollen und achtungswerthen Titel: Hochedle, beibehalten haben.

Ein Erzbischof
im Jahr 1371 Lieber gnädiger Herr; z. E. von Verden. S. Sammlung ungedruckter Urkunden, 2r Bd. 2tes St., S. 63.
1400 Würdiger, gnädiger Herr.
1450 Ehrhafter, gnädiger Herr.
1577 Hochwürdiger, durchlauchtigster, hochgebohrner Fürst; z. B. der Erzbischof Christoph zu Bremen.

Ein Bischof
im Jahr 1363 Ehrhaft und ehrbar; z. B. der Bischof Eberde.
1420 eben so; z. E. der Bischof zu Münster.
1470 Ehrwürdiger; z. B. der Bischof von Brixen.
1614 Hochwürdiger, hochgebohrner, z. B. der Herzog Julius als Bischof von Halberstadt.

Ein Abt, Präpositus, Probst und Domdechant
im Jahr 1369 Erhaftig; z. B. der Probst von Osterholz.
1382 Ehrsam; z. B. der Probst zu Lühne.
1433 Ehrsamer, ein Dekan.
1436 Bescheiden; z. B. der Probst von Osterholz.
1460 Würdiger, lieber auch gestrenger Herr.
1480 Würdiger, lieber, andächtiger und getreuer.
1508 Würdige und getreue; z. E. die Domina in Medingen; ehrhafter lieber Herr, wenn er nur Presbyter war.
1628 Wohlehrwürdiger, gestrenger und vester; z. B. ein Canonicus in Verden.

Ein Domdechant
im Jahr 1585 Ehrwürdiger, hoch- und wohlgebohrner, ehrenvester und ehrbarer. S. Cassels Bremensia. 2r Th. S. 318.
1590 Ehrwürdiger, edler, ehrenvester und tugendsamer; z. B. der Probst von Osterholz.
1675 Ehrenvester, hoch- und wohlgelehrter; z. B. der Senior im Stifte St. Alexandri in Einbeck.

Ein Doctor und Professor Theologiä
im Jahr 1522 Edler, ehrwürdiger und hochgelehrter.
1730 Hochwürdiger, in Gott andächtiger.

Ein Superintendent, Consistorialrath und Hofprediger

im

im Jahr 1592 Ehrwürdiger und hochgelehrter.
1670 Hoch- und wohlwürdiger und hochgelehrter.

Ein Rector an einer groſsen Stadtschule
im Jahr 1500 Meister, seine Collegen, Gesellen.
1700 Wohledler, groſsachtbarer.

Ein Prediger
im Jahr 1523 Ehrn, würdiger, hochgelehrter.
1650 Würdiger, wohlachtbarer und hochgelehrter.

Im Jahr 1700 unterschrieb man sich noch ergebener Diener,
1720 unterthänig gehorsamer Diener, seit
1750 haben wir es die Ehre mit aller Hochachtung zu seyn.

Aus dieser Anzeige, die keinesweges alle Veränderungen der Titel angiebt, läſst sich doch immer so viel ersehen, daſs die Titel in den neueren Zeiten nicht mehr so merklich gestiegen sind, und daſs sie überhaupt bei den weltlichen Ständen in einem stärkern Grade, als bei den geistlichen zugenommen haben, auch daſs sie bei den Herren von Adel und andern Personen vom Range schon mit dem Anfange dieses Jahrhunderts ins Stocken gerieth. Wären die Titulaturen so fortgestiegen, so würden z. E. die Herren von Adel jetzt schon den Fürsten gleich seyn, und diese würden dann neue Titel haben erschaffen müssen.

Horneburg. Rotermund, Pastor.

Mittel zur Heilung hartnäckiger Flechten.

Herr Dr. Hufeland räth im Reichsanzeiger Nr. 203, 1800 folgendes als ein unschuldiges und doch wirksames Mittel gegen hartnäckige Flechten oder Schwinden an: Man nimmt die frischen Blätter des Klettenkrauts (Aretium Lappa L.) zieht die Oberhaut ab, legt dasselbe auf die Stelle der Flechten, und wechselt täglich einmal mit neuen Blättern ab. Durch diese einfache Behandlung, sagt Herr Dr. Hufeland, wurde eine 6 Jahr alte und gegen alle Mittel hartnäckige Flechte an der Hand in wenig Wochen geheilt. — Im Frühjahr sind die Blätter wirksamer, als im Herbste.

Hannöverisches Magazin.

59tes Stück.

Freitag, den 24ten Julius 1801.

Ueber den Wiedensähler Handwerksbetrieb.

Der Landmann hat den natürlichen Beruf, den Boden zu bauen, welchen er bewohnt. Da soll er sich Schätze suchen. Dies ist für ihn ein Grund- und Hauptgesetz. — Der Sinn dieser natürlichen Obliegenheit des Landmanns ist, näher bestimmt, der: Die Hauptkräfte der Dorfgemeine müssen den Bau des Landes gewidmet seyn; kein andres Geschäft, als der Landbau, darf die wichtigere Angelegenheit der Einwohner in ökonomischer Hinsicht seyn; kein anderes dürfen sie für die vorzüglichere Quelle ihres Wohlstandes halten. — Verkennen die Dorfbewohner dieses Gesetz der Natur, oder versagen sie ihm ihre Folgsamkeit, so kömmt harte Ahndung über sie, ihr Wohlstand sinkt unfehlbar, und mit ihm höchst wahrscheinlich auch ihre Moralität.

Den Erfahrungsbeweis dieser Behauptung liefern die Dörfer, deren Bewohner aus roher Unkunde, aus Trägheit oder aus Unvermögen sich nicht in diese Ordnung fügten. Und wenn es ja Dörfer giebt, welche durch ihre ungewöhnlich eigenthümliche geographische Lage, von der Verbindlichkeit, den Boden, welcher sie umgiebt, zu bauen, losgezählt, und der Strafe des Ungehorsams gegen diese natürliche Ordnung nicht unterworfen sind, so wird durch sie die hohe Gültigkeit dieses Gesetzes für alle Landcommunen, welche nicht in dieser seltenen Ausnahme begriffen sind, nur noch mehr bestätigt.

Ausgemacht ist es also für die Dorfbewohner, worauf sie hauptsächlich ihre Kräfte und ihre Kunst anstrengen, wo sie Wohlstand und Reichthum suchen, womit vorzugsweise sie sich von auswärtigen Gegenden und Menschen unabhängig, diese dagegen sich dependent und zinsbar machen sollen.

Damit aber dieser Zweck sicher und glücklich erreicht werde, bedarf die Dorfgemeine, deren Hauptgeschäft sichtbar der Landbau seyn muß, man-

cher untergeordneten Künste und Betriebe, welche dem Hauptgeschäfte dienen, sich darum, wie um ihre Achse drehen, daraus ihr Leben ziehn, und zur Erkenntlichkeit des Hauptbetriebes Gedeihen bedeutend befördern.

Durch die glückliche Verbindung des Landbaues mit diesen niedern Künsten entsteht in einer Dorfgemeine ein wohlgeordnetes System industriöser Thätigkeit. Geld- und Naturschätze Auswärtiger fließen dem Dorfe zu, wo dieses Industriesystem eingeführt ist, welches jedem sein Geschäft und seine Erwerbequelle anweiset; und dem Freunde der Wohlfarth des Landmannes bleibt für solche Dörfler nichts weiter zu wünschen übrig, als daß ihre Gesammtthätigkeit nie in irgend einem Theile erschlaffen, nie der glückliche, von Zeit zu Zeit leichtere und reichere Erwerb zur Weichlichkeit und zu Ausschweifungen sie verleiten möge.

Hier in Wiedensahl ist eine solche allgemeine Betriebsamkeit völlig etablirt; alle Kräfte der hiesigen Einwohner sind gehörig angespannt und wohl gerichtet, und der ökonomische Segen sowohl, als der moralische, welche zum Lohn dieser wohlgerichteten Anstrengung verordnet sind, zeigen sich gleich sichtbar unter uns.

Trefflicher Landbau im höhern und weitern Sinne des Worts ist die erste und vorzüglichste Folge des unter den Wiedensahlern allgemein verbreiteten Geistes ächter Dorfindustrie; die Seefahrten nach Westindien, Nordamerika, der Levante, womit mancher hiesige Jüngling viel Geld erwirbt, sich dabei ausbildet und moralisch gut erhält, eine zweite; ihr für ein mäßig volkreiches Dorf sehr ausgedehnter Handwerksbetrieb eine dritte Hauptfolge dieser hier einheimischen allgemeinen Stimmung zu heilsamer Thätigkeit.

Kein Mensch und keine Jahrszeit dürfen ohne genau bestimmte Geschäfte seyn. — Dies ist eine Hauptvorschrift aus dem ungedruckten Gesetzbuche der hiesigen Industrie. Der Seefahrererwerb paßt nur für das Jünglingsalter; ohne dies bleibt mancher Knabe übrig, welcher zum Seefahren keine Neigung oder keine Kräfte hat. Alle Seefahrer nun, ehe sie zu Wasser gehen, wenigstens so viel ihrer nicht bestimmte Hoferben sind, damit sie nicht einst unbeschäftigter, und ohne bestimmtern Verdienst bleiben mögen, — und außer ihnen alle nachgebohrne Söhne von den Ackerhöfen, und alle Knaben der kleinern Leute müssen, laut jener Ordnung, bei Zeiten ein Handwerk lernen. Wenn sie die Jahre und Kräfte zu irgend einer schwerern Arbeit erlangt haben, so heißt es: der Junge ist so weit, er muß etwas verdienen! Das heißt nicht bloß: er muß sich nähren, sondern: er muß darauf ausgehen, sich ein Capital zu erwerben, für die Zukunft. So kann denn auch von erwachsenen Leu-

Leuten aus diesen Classen ordentlicher Weise nur die Frage entstehn: weß Handwerks sie seyn? da es ausgemacht ist, daß sie eins verstehen müssen. Darum wird sich vor der Hand nicht bekümmert, wo alle die Handwerksverständigen Jünglinge einmal bleiben werden. Das findet sich von selbst; sie müssen ja nicht gerade alle hier hausen; ein tüchtiger Handwerker findet überall eine Stätte und Nahrung. — Einige besetzen sich demnächst auswärts; andere werden hier Höfner, und denen kömmt ihr erlerntes Handwerk gewiß mannichfaltig zu gute, wenn sie es auch um des Broderwerbes willen nie zu üben nöthig hätten; und die Uebrigen nähren sich ihres Handwerks gar wohl, und gewinnen damit hier am Orte.

Selbst einige Ackerleute, die mit zwei Pferden ihr Land bauen, üben mit Glück ihr zuvor erlerntes Handwerk zu höherem Gewinne, in der Zeit, da ihre Ackergeschäfte ruhen. Zu dieser Ruhe läßt sich's hier eher gelangen, als an vielen andern Oertern, theils weil unser reichergiebiges Ackergebiet nur eng, und jeder Theil desselben dem Besitzer sehr nahe gelegen ist; theils auch, weil die gesammte hiesige Landkultur mit vorzüglicher Genauigkeit in Beobachtung der rechten Zeitperioden für jedes besondere Geschäft derselben, und in jeder dieser Perioden mit dem angestrengtesten Eifer getrieben wird. Bei den wichtigern und eiligern Geschäften der Landwirthschaft ist dieser Eifer so groß, daß alsdann jedes andere Geschäft nachstehn, jedes Handwerksgeräusch des ganzen Orts schweigen muß.

Nach ihrer Gattung und Zahl sind nun die hiesigen Handwerke u. Handwerker folgende:

1 Kornwindmüller.
2 Grützemüller.
2 Oelschläger.
2 Schlächter.
2 Braumeister. 1)
3 Branntweinbrenner.
6 Leineweber. 2)
9 Schneider.
13 Schuster, davon 7 Lohgerber. 3)
1 Zimmermann.
8 Tischler, davon 1 auch Drechsler, 1 auch Glaser.
3 Glaser.
2 Rademacher.
2 Böttcher.
4 Grobschmiede. 4)

— — —

Außerdem befinden sich hier

6 Krämer, davon einer auch Holzhandel treibt. Alle treiben auch Garnhandel.
2 Garnaufkäufer, die sonst nicht handeln.
1 Bader.

— — —

1) 24 Höfe haben die Braugerechtigkeit und üben sie reihenweise. Der

eine Braumeister steht in ihrem Dienste. Ein begüterter Höfner brauet außerdem auf eigene Rechnung, nach einer alten Berechtigung.

2) Viel Frauen, Schwestern und Töchter auf den Höfen, auch einige von den kleinern Leuten treiben Weberei; die auf den Höfen mehrentheils für's Haus; die letztern fast nur für Nachbarleute, vorzüglich zur Vergeltung einer von ihnen geleisteten Arbeit. Fast alles Linnen und Halbwollenzeug zur täglichen Kleidung der Frauenspersonen, auch vieles zur Kleidung der Männer wird hier gewebt.

3) Die Schuster machen eine eigene privilegirte Gilde aus. Sie üben das Sattler- und Riemergewerk, so viel der Ackermann deren bedarf, fast ganz mit aus.

4) Seilerei für das Haus, zum Pferdegeschirr und zum Ackergeräthe wird auf jedem Hofe getrieben. — Maurerarbeit verrichtet ein andrer Handwerker nebenbei, wölbt Backöfen, und führt häufig die Aufsicht beim Verfertigen von Lehmwänden und Lehmdielen. — Körbe und Tragkiepen zu flechten verstehen hier Mehrere.

Bei dieser großen Zahl und Mannichfaltigkeit der hiesigen Handwerke und Arbeiter mangeln uns noch 1) ein geschickter Schlösser, zur Unterstützung der Tischler; 2) ein Leineweber, der sich ganz vorzüglich damit abgäbe, die feinsten Linnen- und Drellsorten zu verfertigen; und 3) ein Drechsler, der auch vorzüglich gute feinere Spinnräder zu verfertigen verstände. Wird hier doch der köstlichste Flachs in Menge gewonnen! Eine bedeutende Linnen- und Drellfabrik wäre, dünkt mich, hier recht an ihrer Stelle. Unser Boden liefert alles, was dazu erforderlich ist. Im Schnellspinnen sind die hiesigen Frauenzimmer und viel Männer meisterhaft geschickt; und von der Weser sind wir nur 2 Stunden entfernt. Jetzt wird von unserm köstlichen Flachse sehr viel verkauft, und außerordentlich viel Kaufgarn ausgeführt.

Natürlich entsteht die Frage: wie nähren sich so viele Handwerker und Gewerbsleute an einem Orte, der nur 117 Häuser, nur 52, theils mit sehr wenig Grundstücken begüterte Ackerbauer, keinen Amthof, keinen Edelmann, keine reichern sogenannten Honoratiores in sich hält; der in einem abgeschiedenen Landwinkel, fern von Heerstraßen und großen Städten liegt?

Zur Lösung dieser Frage dient Folgendes: Fast kein hiesiger Handwerker ist bloß auf sein Handwerk beschränkt. Sie bauen eigene Gärten, eigenes oder gemiethetes Wiesen- und Ackerland mit Hülfe des Ackermanns,

so

so fern ihnen dessen Kunst und Geräthe nöthig ist. Es giebt überhaupt unter den hiesigen Einwohnern nur äußerst Wenige, welche gar kein Landeigenthum besäßen, und diese Wenigen haben insgesammt miethweise Gärten, die meisten von ihnen auch Feldland inne. In der Erndte, und wenn sonst die Geschäfte des Ackermanns, der hier nie überflüßiges, oder nur halbwege nöthiges Gesinde hält, sich drängen, müssen die Handwerker mit ihren Gesellen, wie überhaupt alle kleinern Leute, ihm zu Gebote stehen. Er hat, um dieser Hülfe gewiß zu seyn, ihr Land zuvor mit bestellt; ihren Frauen und Töchtern vergönnt, auf sein Land ihren Leinsaamen auszusäen.

Zur Belohnung dieses Beistandes nun vom Nachbar Ackermann, welcher fast durchaus nicht für Geld zu haben ist, müssen die Handwerker mit ihrer Kunst, und alle kleine Leute mit anderer Handarbeit ihm dienen. So gehn auch die Handwerker, deren Geräthe tragbar ist, viel zu dem Höfner ins Haus und arbeiten ihm für die Kost und 4 mgr. Tagelohn, auf die Person gerechnet.

Um aber alle diese Arbeit zu leisten, deren der Ackermann bedarf, ja um alle Bedürfnisse der sämmtlichen Einwohner an Handwerksprodukten zu befriedigen, wäre nur $\frac{1}{3}$tel dieser Handwerker erforderlich. Die übrigen $\frac{2}{3}$tel beschäftigt und nährt das Ausland, und macht ihrer mehrere sichtbar wohlhabend.

In unserer ausländischen Nachbarschaft, vorzüglich der Mindenschen, fehlt es an Handwerken und Gewerbe. Die uns zunächst gelegenen Dörfer dieses Fürstenthums sind klein, ihre Häuser zerstreut belegen, vielleicht auch ihre Einwohner etwas zu roh und zu indolent, sich selbst zu helfen. Wiedensahl ist der Ort, wo sie sich ihre Bedürfnisse holen, welche bei ihnen nicht einheimisch sind. Die Einwohner von einigen dieser Dörfer gehen viel zur hiesigen Kirche; vor Alters waren sie auch hier eingepfarrt.

Die aus dieser Verbindung mit dem hiesigen Orte entstehenden Bekanntschaften sind die Ursache mehrerer, für unsere Einwohner vortheilhafter, Gewerbe. Die Krämer, vorzüglich auch als Garnaufkäufer, gewinnen viel von diesen ausländischen Nachbarn. Man kann es hier genau bemerken, wenn jene ihre Contribution zu bezahlen haben. Tages vorher wird von dort Kaufgarn in Menge hieher gebracht, und dafür das Contributionsquantum in Gelde, und andere kleine Bedürfnisse abgeholt. —

Die Oehlschläger und Grützmüller haben viel Zuspruch von den preußischen Nachbarn. — Die Leinenweber haben so viele Packen für sie zu beschicken, daß öfters der hiesige Einwoh-

wohner lange warten muß. Einer, bei welchem ich neulich zwei Webestühle mit preußischer, und einen mit hiesiger Garnwaare bezogen fand, sagte mir, als ich darin die Tagesordnung der hiesigen Gewerbsleute fand: „ja, das preußische Land ist unserer Handwerker Schutz.“ —

Die Schuster verfertigen viel Waare auf den Kauf, und beziehen damit verschiedene Märkte. — Bei den Schmieden ist fast immerfort preußische und bückeburgische Bestellung. – Der Zimmermann kauft Holz im Lande und im Schaumburgischen, und baut davon Häuser im Preußischen, häufig jenseit der Weser.

Ein Faßbinder arbeitet viel für Auswärtige, liefert ihnen manches größere Stück, als: Branntweinbrennerkübel und Braugefäße, auch viel Himten und Metzen. — Die Tischler mehrentheils, zwei Schmiede und zwei Glaser stehn in preußischer Gildeverbindung, um desto freier und gewinnreicher ihre Arbeit ins Mindensche zu treiben. Sie zahlen jährlich 2 Thlr. sogenanntes Nahrungsgeld, und erkaufen dafür die Befugniß, mit ihrem Handwerksgeräthe offen und überall über diese Gränze zu gehn, und von jenseit her Bestellungen anzunehmen. Den Tischlern wird es leichter, dorthin mit Gewinn ihre Arbeit abzusetzen, weil unsere westliche Nachbarschaft außerordentlich holzarm ist.

Hier giebt es noch vorzüglich gutes Eichenholz zu einem, für unsere Zeiten mäßigen, Preise. Dies schlägt die Dorftischler an dem uns nahen beiderseitigen Weserufer, und so kömmt es denn, daß die auswärtigen Nachbarn oft geraume Zeit warten müssen, bis ihre Bestellungen bei unsern Tischlern der Reihe nach besorgt werden.

Für wohlhabende preußische Beamte, vorzüglich vom jenseitigen Weserufer, wird hier häufig die sämmtliche Aussteuer an Tischlerarbeit verfertigt. Mit den dazu gehörenden Schränken, Laden und manchem kleinern Geräthe, zu Zeiten auch einem Webegestelle, alles aus köstlichem Eichenholze, im ländlichen Geschmacke, theils gar zierlich gearbeitet, sind oft die Hausfluren der Tischler dicht besetzt. Bei Ablieferung dieser Arbeit läuft ein guter Vorrath von preußischen Pistolen auf einmal ein. Solche Rimessen werden gar häufig zu einem Capitalfond gesammelt, und sobald der Vorrath bedeutend genug ist, zinsbar belegt. – Die hiesigen Tischler dienen unsern preußischen Nachbarn auch nach deren Tode noch; hier werden bisweilen die Särge zu ihrer Bestattung verfertigt.

W. Möldeke.

Anweisung
zur Verfertigung eines sehr guten Pot-pourri.

Man röste 2 bis 3 Hände voll Salz und bestreue damit etwa einen Finger hoch den Boden der Vase, das übrige Salz wird mit einem halben Lothe Zimmet, einem Skrupel Benzoe, einem Skrupel Storax und einem halben Quentchen Gewürznägelein, welches alles zu Pulver gestoßen worden, vermischt, und in einer wohlgeschlossenen, mit Papier inwendig bekleideten Schachtel an einem trockenen Orte aufbewahrt.

An Blumen sind nöthig: Märzveilchen, je mehr je lieber, Rosenblätter, Orangenblüthen, dunkelrothe einfache Nelken, junger Majoran, von jedem gleich viel, etwa eine gute Hand voll; Lavendelblüthe, Isopblätter, Rosmarienblüthe und Blätter, Quendel, Saturey oder Bohnenkraut, (Satureja hortensis,) Stabwurz oder Zitronenkraut (Artemisia abrotanum,) kleine Myrthenblätter, von jedem etwa eine Hand voll; Basilikum, Krausemünze, Melisse, so viel man mit drei Fingern fassen kann, Poley Kalaminth, (Melissa calamintha,) nur etwas weniger.

Die abgepflückten Blätter der Blumen und Kräuter, so wie die Orangeblüthen werden auf Papier ausgebreitet, und im Schatten abgetrocknet, dann alles wohl unter einander gemischt, und lagenweise in die Vase gethan, von dem Gewürz zwischen jede Lage aufgestreut, und so fortgefahren, bis sie voll ist.

Dieses muß oft wohl umgerüttelt, im Monat August aber, (eher nicht) täglich eine Stunde lang zugedeckt an die Sonne gestellt werden, damit sich die überflüßige Feuchtigkeit verzehre. Nach dem August rüttele man die Vase nur alle acht Tage einmal, und im October gar nicht mehr.

Ein solcher Pot-pourri hält sich viele Jahre, besonders wenn man von Zeit zu Zeit etwas geröstetes Salz hinzuthut. Man kann auch jährlich von den Lieblingsgeruchblumen und Kräutern etwas dazu thun.

Mittel,
den Milchrahm (Sahne) lange aufzubewahren.

Viele Thee- und Kaffeetrinker, die zur See gehen, bedienen sich dieses Mittels, um einer gewohnten Delicatesse nicht zu entsagen. Man nimmt drei Viertelpfund Zucker und zerläßt ihn über einem mäßigen Feuer im Wasser; sodann kocht man das Zuckerwasser etwa zwei Minuten, gießt gleich darauf drei Viertelpfund frischen Milchrahm hinzu, und mengt beides über dem Feuer völlig zusammen; nachdem es kühl ist, gießt man es in eine Quartflasche, und pfropft es sorgfältig zu. Wenn man es an einem kühlen Orte aufbewahren kann, so hält es sich Wochen, ja wohl Monate lang.

Mittel gegen die Ratzen.

Ein londner Droghist, Hr. Cundell, hat ein sicheres Mittel erfunden, die Ratzen aus Waarenhäusern, Kellern ꝛc. zu vertreiben, wofür er sich ein ausschließliches Privilegium hat ertheilen lassen.

Sein Recept ist: Man nimmt acht Unzen unvollkommen gesättigten Calomel oder unvollkommen versüßtes Queckſilber, welches noch ätzendes Sublimat enthält; hierzu mischt man vierzehn Unzen getrockneten und gepulverten Nachtschatten (Solanum,) ferner: sechs und funfzig Pfund Habermehl, sechs Pfund Melissenzucker und eine gehörige Quantität Rhodiumöl, damit das Gemisch einen starken Geruch erhält. Diese ganze Composition bringt man durch Baumöl in eine Masse.

Hannöverisches Magazin.

60tes Stück.

Montag, den 27ten Julius 1801.

Uebersicht
der sämmtlichen Intelligenz- und Nachrichtsblätter in Deutschland.

Vom Herrn Residenten v. Schwarzkopf zu Frankfurt.

Seitdem der große Einfluß der Intelligenzblätter auf bürgerliche und gesellige Cultur, auf Landesadministration und auf Ortsverhältnisse mehr anerkannt worden, vervielfältigt sich deren Anzahl und zugleich die Nachfrage in deutschen Journalen und andern Druckschriften. Zwar zeigten schon längst Möser und Beckmann, wie wirksam dieses Mittel als Chronik, Publicitätsvehikel und Sittenspiegel — und wie schätzbar eine solche Quelle für den Staats- und Geschichtsforscher sey. Aber erst seit einigen Jahren sind teutsche Zeitschriften, insbesondere Niemanns Blätter für Polizei und Cultur, der allgemeine Literarische Anzeiger zu Leipzig, und der Gothaische Reichsanzeiger mit Erkundigungen nach der Existenz, dem Lesebezirke, dem Ursprunge und dem Verhältnisse einzelner Institute dieser Art versehen. Da nun auch im diesjährigen Neuen Hannöv. Mag. (St. 30.) eine Anfrage von gleicher Beziehung enthalten, auch neuerlich der Gegenstand von zwei einheimischen berühmten Schriftstellern a) sowohl in publicistischer, als wissenschaftlicher Hinsicht berührt worden; so scheint eine Uebersicht sämmtlicher Intelligenzblätter in Deutschland hier nicht am unrechten Orte zu stehen.

Zu

a) Herr Hof- und Canzleirath v. Berg im deutschen Polizeirecht 1800 8. Theil 3. S. 378 (unter Beziehung auf Mosers Landeshoheit in Polizeisachen S. 378) — und Herr Geheimer Canzleisecretair Brandes im Neuen Hannöverschen Magazin 1800. Nr. 9. S. 131.

Zu einem Gesamt-Intelligenzblatt begann der jetzige Sachsen-Hildburghausische Geheime Rath Schulin im Mai 1784 von Nürnberg aus die Anlage; allein wegen Mangels an Unterstützung kam diese sogenannte teutsche Intelligenz- und Correspondenz-Zeitung nach vielen vergeblichen Unkosten nicht zu Stande. Im Jahre 1792 machte darauf der verdienstvolle Herr Rath Becker in Gothe den Entwurf eines allgemeinen Intelligenzblatts bekannt, fand aber gleichfalls nicht die erforderliche Aufmunterung, und hat jetzt unter günstigeren Umständen im Reichsanzeiger Nr. 54. seinen gemeinnützlichen Vorschlag erneuert.

Eben dieser Reichsanzeiger vertritt indessen seit seinem Anfangsjahre 1791 die Stelle eines solchen allgemeinen Intelligenzblatts, und zwar mit Nutzen, in so fern nemlich dessen fremdartige Bestandtheile nicht noch mehr die Oberhand gewinnen.

Im südlichen Deutschland wurde eine Nachahmung dieses Reichsanzeigers mit ungleichem Glücke versucht. Das Oberdeutsche Industrie- und Addressblatt zu Weissenburg in Franken erhielt sich seit dem Julius 1800 nicht so gut, als der Verkündiger (seit 1797) zu Nürnberg, welcher alle eingesandte Nachrichten und Anzeigen gegen die Gebühr zweimal in der Woche abdruckt. Auf Schwaben schränkt sich die gemeinnützliche Schwäbische Chronik ein, welche die Intelligenznachrichten des ganzen Kreises aus der Feder des Hrn. Professors Elben zu Stuttgard liefert.

Mit letzterer collidirt gewissermaassen das Schwäbische Korrespondenzblatt für Gemein- und Privatwohl, welches im April 1799 Herr Conrector Keller zu Eslingen nach dem Muster des erwähnten Reichsanzeigers anlegte.

In den beiden Monarchien, welche in Deutschland prädominiren, ist das Königlich Preussische Intelligenzwesen sowohl für politisch-cameralistische als auch für bürgerliche Verhältnisse zweckmäßiger eingerichtet, als das in den Oesterreichischen Erbstaaten.

Zwar hat Wien die Ehre und den Nutzen eines Intelligenzblatts früher als alle Städte in Deutschland, nemlich schon am Ende des 17ten Jahrhunderts, durch den berühmten Cameralisten von Schröter, erhalten. Allein die dortige Posttägige Anzeige im Kaiserlich-Königlichen Frag- und Kundschaftsamte, 4to, im v. Ghelenschen Verlage, blieb bis jetzt ein sehr unvollkommenes Intelligenzblatt. Abgesondert von demselben sind die Wöchentlichen Beiträge von Wien, die Anzeigen von zu verkaufenden und zu vermiethenden Dingen, und die wöchentlichen Todtenlisten. Auf-

ferdem wird die sogenannte Hofzeitung durch Intelligenznachrichten um das sechsfache vermehrt.

Für Linz und die Nachbarschaft dieser Stadt, überhaupt für ganz Oberösterreich, dient die Linzer politische Zeitung zugleich zum Intelligenzblatt. So für Vorderösterreich die Freiburger Zeitung.

Für Tyrol vertrat die Tyroler Zeitung zu Insbruck zugleich diese Stelle. Seit Neujahr 1801 existirt aber ein abgesondertes Insbrucker Wochenblatt, welches wohl abgefaßt ist.

Das seit dem neuen Jahrhundert zu Brünn herauskommende Patriotische Tageblatt von André und Rieke enthält auch Intelligenznachrichten, so wie auch die Brünner Zeitung. — Die Stadt Olmütz hatte allein in Mähren ein Provinzial-Intelligenzblatt.

In Böhmen liefert das Prager Intelligenzblatt alle landesherrliche und Privatnachrichten im weitesten Umfange des Worts. Außerdem findet man in der dortigen Oberpostamts- und in der Böhmischen Zeitung einen Anhang von Intelligenzartikeln.

Ungarn hat, außer den Pressburger Kundschaftsblättern kein eigentliches Intelligenzblatt. Jedoch wird dieses Bedürfniß durch den Anhang der Deutschen und Ungarischen Zeitungen in Ofen und Pest, so wie in Siebenbürgen durch die Deutsche Zeitung von Hermannstadt, und in Gallizien durch die Pohlnisch-lateinische zu Lemberg befriedigt.

In Kärnthen hat, neben dem Anhange der Laibacher Zeitung, die Stadt Klagenfurt ein Wochenblatt, und in Steyermark ist der Zeitung zu Graz, der Steyersche Biedermann genannt, ein besonders numerirtes Intelligenzblatt beigefügt.

In Triest sind die Notizie del mare und die Monatlichen Schiffslisten, so wie der Anhang des Osservatore Triestino und der Gazetta di Trieste, als Intelligenzblätter anzusehen.

Der Burgundische Kreis hatte ehedem in Brüssel, Mecheln, Antwerpen, Mons, Luxemburg, Gent, Dünkirchen, Tongern und in St. Trond, sowohl in französischer als in flamändischer Sprache viele Intelligenzblätter, Affiches, Annonces, oder Avis divers betitelt. Jetzt sind solche größtentheils ein Anhängsel der politischen Zeitungen geworden.

In den Königlich-Preussischen Staaten steht das Intelligenzwesen unter landesherrlicher Leitung und Administration, und wird der beträchtliche Ueberschuß des Ertrags, außer der Abgabe an das Postetatsement, zu nützlichen Anstalten verwendet.

Das Berliner Intelligenzblatt entstand schon im Jahre 1727 und ist für die Chur- und Neumark insbesondere bestimmt. Neben demselben nehmen auch die beiden Deutschen politischen Zeitungen in Berlin Intelligenzartikel aus der ganzen Monarchie auf.

Am 1ten August 1729 entstand schon das noch jetzt fortdauernde Wochenblatt zu Halle, und einige Jahre später das zu Stettin. In Magdeburg vertritt diese Stelle der Anhang der dortigen politischen Zeitung. Dagegen hat der Marktflecken Aschersleben bei Halle, eine ehemalige Hansestadt, ein eigenthümliches Wochenblatt.

In den Westphälischen Staaten des Königs sind deren drei, zu Minden, zu Duisburg und seit 1747 zu Aurich. Die Städte Wesel und Lippstadt behelfen sich mit den Anhängseln ihrer politischen Blätter.

In den Fränkischen Fürstenthümern sind acht Intelligenzblätter; nemlich zu Ansbach seit 1740, zu Bayreuth, Erlangen, Fürth, Hof, Schwabach und zu Wunsiedel. Aus den Herrschaftlichen Cassen und Gefällen werden für die Collegien davon Exemplare angeschafft. In den Supplementen der politischen Zeitungen zu Erlangen und Bayreuth und in den Fränkischen Provinzialblättern von Bundschuh wird außerdem noch mit jenen Blättern concurrirt.

Im Königreich Preussen erhielt der Intelligenzzettel zu Königsberg seit den Pohlnischen Theilungen noch Zuwachs in Marienwerder, Blaystock und in Posen. — Für Schlesien genügt noch das Breslauer Intelligenzblatt.

Was die Nachrichtsblätter in den Reichsständischen Gebieten betrifft, so läßt sich im Allgemeinen sagen, daß das Südliche Deutschland vor dem Nördlichen sich darin große Vorzüge zugeeignet hat. Jedoch zeichnen sich im letztern Thüringen und insbesondere die Stadt Gotha, vortheilhaft aus.

In den Geistlichen Staaten ist die Ausbeute vorzüglich seit dem Verlust des linken Rheinufers weit geringer als in den Weltlichen. Jetzt gehören Erfurt seit 1784, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Paderborn, Münster, Osnabrück seit 1766, und zwar bis 1792 unter des berühmten Mösers Leitung, zu denjenigen geistlichen Fürstensitzen, wo abgesonderte Intelligenzblätter sind. Zu Elwangen wird das Wochenblatt auf Löschpapier mit stumpfen Lettern gedruckt. In Hildesheim, Essen, Trient und Kempten dient nur der Anhang der dortigen politischen Zeitungen dazu.

Unter den Weltlichen Churen zeichnet sich Pfalz-Bayern durch die Zahl und die Redaction aus. Das

Münch-

Münchner Intelligenzblatt zum Dienste der Stadt und Landwirthschaft, des Nahrungsstandes und der Handlung b) wurde im Jahre 1766 von dem Hofcammerrath von Kohlbrönner angefangen, und nach dessen Tode von dem geistlichen Rathssecretair Finauer fortgesetzt. Es lieferte die ersten statistischen Nachrichten von Baiern und bahnte zu vielen spätern Schriften in diesem Fache den Weg. Während der beiden Vicariate von 1790 und 1792 enthielt es zugleich alle dahin einschlagende Notizen. Neben demselben bestehen noch drei partielle Wochenblätter in München, nemlich der Münchner Anzeiger, das Münchner Mittwochblatt und das Churpfalzbaiersche Wochenblatt vom Sonnabend.

Das Manheimer Intelligenzblatt ist gleichfalls sehr zweckmäßig abgefaßt; auch enthalten die dortigen deutschen und französischen Zeitungen viele Intelligenzartikel.

Im Herzogthum Berg folgte dem Düsseldorfer Anfragblatte im J. 1799 zu Elberfeld das Adreß- und Intelligenzblatt, welches nachher unter der Leitung des Hofraths v. Eicken in die Nachbarschaft nach Barmen verlegt wurde. Die Intelligenzblätter zu Zweibrück und Jülich gehören nun für Deutschland zu den Antiquitäten.

In den Churſächsischen Landen zeichnet sich seit 1763 durch die Bemühungen des damaligen Vicepräsidenten von Hohenthal das Leipziger Intelligenzblatt aus. Es enthält alle landesherrliche Verfügungen, sehr viele Privatnachrichten für geringe Insertionsgebühr, und außerdem viel Gemeinnütziges. Es genießt in ganz Churſachsen die Postfreiheit.

Die Residenz Dresden besitzt einen Anzeiger, ferner Nürnburg, gewissermaaßen auch Merseburg, Zwickau, Chemnitz, Neustadt an der Orle und Schleusingen haben in vielen Churländen Wochenblätter. Keines derselben kömmt aber dem Wittenberger an Gemeinnützlichkeit gleich, welches der Professor Titius im Jahre 1768 anlegte.

In den Sächsischen Herzogthümern hat die Residenz Gotha ihres Anfragen- und Nachrichten- und auch seit 1784 eine Handlungszeitung. Außerdem findet man in diesen Landstädten Altenburg, Camburg und Eisenberg Nachrichtsblätter.

Im Weimarschen giebt es deren sowohl in der Residenz, als in der Stadt

b) Nicolai Reisen durch Deutschland, B. VI. S. 601, 602. Allgem. literarischer Anzeiger 1800. S. 1999.

Stadt Jena, wo zugleich seit 1799 die Stadt- und Landzeitung sich zu einem Intelligenzblatte für ganz Obersachsen hinauf zu schwingen sucht.

Die Residenzen Hildburghausen, Meinungen und seit 1801 auch Saalfeld haben ihre Wochenblätter.

Eben so reichlich ist damit auch der übrige Theil von Obersachsen versehen. In den Schwarzburgischen Landen entstanden in Arnstadt, in Rudolstadt und in Frankenhausen schon 1765 Intelligenzblätter; in Sondershausen aber wollte der seit 1795 zweimal gemachte Versuch nicht gelingen.

In den Reußischen Landen verband Herr Magister Sörgel im J. 1800 mit der Geraischen Zeitung auch ein Intelligenzblatt. Weit älter ist aber das zu Lobenstein, welches sich in den Jahren 1791 – 1794 der Direction des Herrn Superintendenten Brömel zu erfreuen hatte.

In den Anhaltischen Landen wurden den Fürstensitzen in Dessau, Köthen und Bernburg wöchentliche Nachrichten zu Theil. Letztere zugleich historisch-statistischen Inhalts, werden von dem Herrn Canzleisecretair Gottschalk, dem Verfasser des Gelehrten Anhalt, besorgt.

In Hessen vertrat für die Lande der Casselschen Hauptlinie die dortige Polizei- und Commerzienzeitung, von ihrem Anfange 1731 an, die Stelle eines Intelligenzblattes, bis daß solches abgesondert im Jahre 1756 angelegt wurde. Auch hat die Hessische Zeitung in Cassel Intelligenzartikel.

In Hanau besteht, neben dem Supplemente der vorigen Neuen Europäischen Zeitung, ein Wochenblatt.

Die Residenz der Darmstädtischen Lande bekam vier Jahre nach der, noch jetzt Intelligenzartikel aufnehmenden, Landzeitung, nemlich im Jahre 1772, ein Frag- und Anzeigungsblatt. Außerdem haben die Städte Gießen, und seit 1789 Homburg an der Höhe Wochenblätter.

An den nördlichen Gränzen von Deutschland, im Schleßwig-Holsteinischen, sind eben so viele Druckereien, als Wochenblätter; die einzige Friedrichsstadt ausgenommen, wo zwar eine Druckerei, aber kein Anzeigeinstitut vorhanden ist. Das älteste ist die 1740 angefangene Glückstädter Fortuna, welche aber durch die 1750 von dem verdienten Cronhelm dort angelegten Schleswig-Holsteinischen Anzeigen einigermaßen verdunkelt wird. Die Altonaischen Adreß-Comtoir-Nachrichten nahmen im Jahr 1773 ihren Anfang, nachdem die Supplemente des Reichs-Postreuters und Mercurs für das Bedürfniß des Publikums unzulänglich wurden. In Kiel entstand

stand aus denen vor 1776 bis 1793 heraus gegebenen Gemeinnützigen Nachrichten 1794 ein Wochenblatt zum Besten der Armen.

Im Herzogthum Schleswig haben die Hauptstadt, sodann Flensburg und Hadersleben ihre wöchentliche Nachrichten.

In Schwedisch-Pommern sind zu Stralsund, Greifswalde und Wismar, so wie auch auf der Insel Rügen, privilegirte wöchentliche Anzeigen. So auch unter Russisch-Kaiserl. Censur des Regierungscollegiums seit 1791 zu Jever aus der Feder von Carl Hübling.

In den Meklenburgischen Landen vertreten die Schwerinschen Nachrichten, Frage und Anzeigen, so wie das Wochenblatt zu Rostock und die Strelitzschen Anzeigen zugleich die Stelle nützlicher Polizeizeitungen. Letztere haben seit dem October 1768 eine ununterbrochene Fortdauer, und werden jetzt vom Herrn Hofrath Tetzgatz verfaßt.

Sehr ehrwürdig ist das 56jährige Alter der Braunschweigischen Anzeigen (1745), welche im ganzen Herzogthum die einzigen sind. Es ist damit ein wissenschaftliches Magazin verbunden, und beides steht jetzt unter der Aufsicht des Herrn Hofraths Eschenburg.

In den Rheinischen Kreisen haben die Nassauischen Residenzen Dillenburg (gedruckt zu Herborn seit 1773) und Wisbaden, auch seit 1795 Neuwied ein Wochenblatt; in Westphalen sind Oldenburg, und seit 1795 auch Schaumburg Lippe; in den Hohenlohischen Landen in Franken, Oehringen und unter den kleinen Fürstlichen Gebieten in Schwaben Donau-Eschingen damit versehen.

Reichlicher ist aber die Schwäbische Ausbeute in den beiden größern Staaten von Baden und von Würtenberg.

Die Markgrafschaft Baden hat in der Residenz Carlsruhe seit 1756 im Macklotschen Verlage ein allgemeines Intelligenz- oder Wochenblatt für sämmtliche Hochfürstl. Badensche Lande, wöchentlich einmal. In dem 1770ger Jahre führte der gelehrte Geheime Rath Reinhard darüber die Oberaufsicht, und bereicherte viele Jahrgänge mit einem fragmentarischen Commentar des Badenschen Landrechts. In der letztern Zeit entbehrt es eine bestimmte obrigkeitliche Direction, wird aber von einem Mitgliede des Geheimen Raths censirt. Der Raum, welchen die Landes- und Privatsachen übrig lassen, könnte freilich besser benutzt werden. Cameralistisch erhält sich das Intelligenzblatt dadurch, daß aus den Gemeinde-Cassen vorschriftsmäßig die Exemplare für das Land bezahlt werden.

Seit

Seit dem Junius 1794 erscheinen in einer Landstadt die Pforzheimer wöchentl. Nachrichten unter der Direction des Hrn. Prorectors Jandt und des Diaconus Gottschalk, welche sich dieser Bemühung unentgeldlich unterwerfen. Das Rastädter Intelligenzblatt hörte im Jahr 1771 beim Aussterben der Baden-Badenschen Linie auf.

Im Herzogthum Würtenberg hat die Residenz, außer der oben genannten Schwäbischen Chronik, schon seit 1736 die Stutgarder Anzeige-Nachrichten, neben welchen zwei im Trio der dortigen politischen Zeitungen, auch noch Intelligenzartikel aufnehmen.

Unter den deutschen Reichsstädten hat Frankfurt die Ehre des ersten Intelligenzcomtoirs, aus welchem seit 1722 in ununterbrochener Dauer die jetzigen Frage- und Anzeige-Nachrichten wöchentlich zweimal hervorgehen. Ausserdem findet man in den dortigen vier politischen Zeitungen alle diejenigen Inserate, welche außerhalb der Stadt bekannt werden sollen.

In Hamburg kam vielleicht früher ein Nachrichtsblatt, aber ohne regelmäßige Organisation, heraus. Das älteste Avertissementsblatt (1680 — 1690) ist der bis jetzt fortgesetzte Relations-Courier, welcher wegen des ursprünglichen Eigenthums einer Privatfamilie, unter dem Namen: Wieringsche Zeitung bekannt ist. Gleich ehrwürdig ist das Alter der privilegirten wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten von und für Hamburg im Herrmannschen Verlage, welches sogar von den neuesten Schriftstellern auf das letzte Zehend des siebenzehnten Jahrhunderts zurückgeführt wird. Von weit reichhaltigerm Inhalt, vorzüglich in mercantilischer Hinsicht, sind die Hamburgischen Adreß-Comtoir-Nachrichten, welche im J. 1767 von den Gebrüdern Leusching und einem Bruder des Dichters Klopstock unternommen wurden. Viele Gelehrte unterstützten dieses Institut; vorzüglich Herr Prof. Büsch, welcher dadurch das Publikum auf viele gemeinnützliche Gegenstände aufmerksam machte. Neben den Localnachrichten der Stadt werden darin die wichtigsten Handlungsverordnungen, Wechselcourse und Schiffahrtslisten geliefert. Bekanntlich dienen die beiden Hamburger politischen Zeitungen zugleich zum Universalanzeiger für alle europäische Staaten.

(Der Schluß folgt.)

Neues Hannöverisches Magazin.

61tes Stück.

Freitag, den 31ten Julius 1801.

Uebersicht
der sämmtlichen Intelligenz- und Nachrichtsblätter in Deutschland.

(Schluß.)

Das Augsburgische Kaiserl. privil. Intelligenzblatt erscheint schon sehr lange im Maschenbauerschen Comtoir, und wird jetzt von dem Schriftsteller Hertel verfaßt. Es enthält außer den Lokalsachen viele ökonomische und vermischte Beiträge, und wird auch auswärts gelesen.

Im Jahr 1752 erhielt die Reichsstadt Ulm aus dem Verlage der Wohlerschen Buchhandlung ihre noch jetzt fortdauernden wöchentlichen Anzeigen, zu welchen zu seiner Zeit auch Schubart Beiträge lieferte. Die Verleger hatten oft mit der Strenge der Censur zu kämpfen, welche manchen nützlichen Aufsatz unterdrückte. Nach dem allmäligen Aussterben der verschiedenen politischen Zeitungen in Ulm wurde dieses Blatt verbessert.

Eben so wichtig, als für Ulm das eben erwähnte einzige Blatt, sind für die Reichsstadt Nürnberg die wöchentlichen Frag- und Anzeige-Nachrichten, obgleich neben denselben seit dem Julius 1794 die Allgemeine Handlungszeitung des Kaufmanns Leuchs und das obengenannte Allgemeine Wochenblatt, der Verkündiger, seit 1797 besteht.

In Regensburg vertreten die beiden politischen Zeitungen zugleich die Stelle eines Nachrichtsblattes.

Die Wezlarschen Anzeigen erschienen zuerst im Jahre 1767 während der Cammergerichtsvisitation aus der Feder des damaligen Reichsquartiermeisters Schulin, welcher, nachdem bei der 20sten Nummer ein Verbot von Seiten des Churmainzischen Directoriums eintrat, ihnen in den

Jahren 1772 und 1773 den Namen einer Intelligenzzeitung beilegte. Im Jahr 1801 erhielt das Wetzlarsche gemeinnützliche Wochenblatt durch den Herrn Hofcammerrath Seidel neben einem neuen Titel auch einen erweiterten und verbesserten Inhalt.

Viel später, als ihre oben erwähnte Mitschwester, bekamen die Hansestädte Lübeck und Bremen Wochenblätter. Am 6ten März 1751 erschien das erste Blatt der noch fortdauernden Lübeckischen Anzeigen im Greenischen Verlage, welche die beiden im Jahr 1692 und 1753 dort angelegten politischen Zeitungen rühmlich bis dahin überlebten.

In Bremen bestehen die wöchentlichen Nachrichten bei Friedrich Mayers Erben seit 1745, wöchentlich zweimal, einzig aus zusammengetragenen Local-Nachrichten.

In den Schwäbischen Reichsstädten zeichnet sich das Intelligenzblatt zu Lindau aus. In Kempten, Gemünd, Heilbronn, in Biberach und Nördlingen vertreten dessen Stelle die politischen Zeitungen, und in Eslingen insbesondere das im Eingang dieser Abhandlung genannte Kellersche Correspondenz-Blatt.

Wahrscheinlich fehlt es auch in Mühlhausen und Nordhausen nicht an Wochenblättern.

Die ehemaligen Reichsstädtischen Intelligenzblätter am linken Rheinufer, nemlich das Zeitungs- und Intelligenz-Manual zu Worms, das Cöllnische Nachrichtsblatt von Stockhausen, und das zu Aachen sind jetzt unter verändertem Titel republicanisirt worden.

In der großen Reihe deutscher Gebiete fehlte hier nur noch das seit 1750 bestehende gemeinnützliche Intelligenzwesen der Churbraunschweigischen Lande, dessen Darstellung aber, so wie die Folgerungen aus dem Ueberblicke des Ganzen bis auf eine andere Abhandlung verschoben werden.

Witterung zu Curhaven am Ausfluß der Elbe 1798.*)

Im Monat Januar.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	4	9	10	3	3	0	1	1
Mittage.	5	5	10	2	8	0	1	0
Abende.	3	6	10	2	8	1	1	0
Mitternächte	4	5	15	1	5	1	0	0
Ganze Tage	4	$6\frac{1}{4}$	$11\frac{1}{4}$	2	6	$\frac{1}{2}$	$\frac{3}{4}$	$\frac{1}{4}$

4 Abende Nordlicht.

Mittlere Wärme { Morgens vor Sonnenaufg. 31,5 / Mittags im Schatten 35,6 } Gr. Fahrnh.

größte den 22ten, 46 Gr.
kleinste den 12ten, 20 Gr.

Mittlere correcte Barometerhöhe, unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29,983 Zoll engl.

größte den 8ten, 30,628 Zoll.
kleinste den 1ten, 29,241 Zoll.

Gesammter Niederschlag 1,85 Zoll Regen- und Schneewasser.
größte den 5ten, 0,51 Zoll.

Ausdünstung in freier Luft, wegen Frost nicht beobachtet.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Gr. $14\frac{3}{10}$ Min.
größte den 2ten und 11ten, 20 Gr. 18 Min.
kleinste den 6ten, 20 Gr. 9 Min.

Mittlere Inclination derselben 72 Gr. $55\frac{3}{5}$ Min.

Der Wind ist gewesen:

	S.	SW.	W.	NW.	N.	NO.	O.	SO.	Stille.
Morgen	$3\frac{1}{2}$	$12\frac{1}{2}$	3	$5\frac{1}{2}$	0	2	$1\frac{1}{2}$	3	0
Mittage	$2\frac{1}{2}$	$10\frac{1}{2}$	$5\frac{1}{2}$	5	$\frac{1}{2}$	2	1	4	0
Abende	$3\frac{1}{2}$	$8\frac{1}{2}$	$6\frac{1}{2}$	$3\frac{1}{2}$	$2\frac{1}{2}$	$1\frac{1}{2}$	$1\frac{1}{2}$	$3\frac{1}{2}$	0
Mitternächte	3	$9\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{2}$	2	2	2	2	3	0
Ganze Tage	$3\frac{1}{8}$	$10\frac{1}{4}$	$5\frac{1}{8}$	4	$1\frac{1}{4}$	$1\frac{7}{8}$	$1\frac{1}{8}$	$3\frac{1}{8}$	0

*) Ein Nachtrag zu der Angabe der Witterung von den übrigen Monaten dieses Jahrs, welche in den Jahrgängen dieses Magazins von 1798 und 1799 befindlich ist.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S. SW. W. NW. N. NO. O. SO.
13,3 19,8 22,4 28,7 28,0 caret 11,0 16,4 Fuß.

größte den 24ten, Wind SW., 36 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 10,42 / Abend. 10,24 } Fuß.

größte den 25ten, 14,8 Fuß; Wind NNW. Geschw. 28 Fuß.
kleinste den 29ten, 7,6 Fuß; Wind SSW. Geschw. 22 Fuß.

Im Monat Februar.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	1	5	6	3	7	2	3	1
Mittage.	3	8	6	3	4	2	2	0
Abende.	5	5	9	1	6	1	1	0
Mitternächte.	4	6	13	1	2	1	1	0
Ganze Tage.	3¼	6	8½	2	4¾	1½	1¾	¼

In der Nacht auf den 2ten einige Blitze und Donner.

Mittlere Wärme { Morgens vor Sonn. Aufg. 35,7 / Mittags im Schatten 41,1 } Gr. Fahrnh.

größte den 14ten, 47 Gr.
kleinste den 21ten, 21 Gr.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfl. des Meers 30,048 Zoll engl.

größte den 5ten, 30,666 Zoll.
kleinste d. 24ten, 29,506 Zoll.

Gesammter Niederschlag { 2,50 Zoll Regenwasser / 0,32 : Schneewasser

größte den 24ten, 0,84 Zoll.

Ausdünstung in freier Luft, wegen Frost nicht beobachtet.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Gr. 10 8/10 Min.

größte den 7ten 20 Gr. 16 Min.
kleinste den 13ten 20 Gr. 7 Min.

Mittlere Inclination derselben 72 Gr. 40 7/10 Min.

Der

Der Wind ist gewesen:

	S.	SW.	W.	NW.	N.	NO.	O.	SO.	Stille.
Morgen	2	10	8	6½	½	0	0	1	0
Mittage	3	4½	9	10½	½	0	0	½	0
Abende	3	4	8	11	1	0	0	0	1
Mitternächte	4	4	12½	7	½	0	0	0	0
Ganze Tage	3	5⅛	9⅛	8¾	⅛	0	0	⅛	¼

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	SW.	W.	NW.	N.	NO.	O.	SO.
8,1	27,0	31,2	29,2	0	0	0	10,5 Fuß.

größte den 3ten; Wind W. 45 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morgen 10,82 / Abende 10,67 } Fuß.

größte den 4ten, 14,45 Fuß. Wind NW. Geschw. 42 Fuß.
kleinste den 22ten, 8,30 Fuß. Wind SSO. Geschw. 16 Fuß.

Im Monat März.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen	5	6	13	1	1	0	2	3
Mittage	7	8	10	2	2	0	2	0
Abende	3	14	5	2	6	1	0	0
Mitternächte	8	12	8	0	2	0	1	0
Ganze Tage	5¾	10	9	1¼	2¾	¼	1¼	¾

3 Abende Nordlicht; 4 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme { Morg. vor Sonn. Aufg. 34,6 / Mittags im Schatten 45,1 } Gr. Fahrnh.

größte den 3ten, 58 Gr.
kleinste den 12ten, 25 Gr.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfl. des Meers 29,961 Zoll engl.

größte den 4ten, 30,463 Zoll.
kleinste den 17ten, 29,451 Zoll.

Gesammter Niederschlag 0,84 Zoll Regen- und Schneewasser;
gröſter den 11ten, 0,23 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft 1,14 Zoll.
gröſte den 24ten, 0,098 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Gr. 12 1/10 Min.
gröſte den 12ten, 20 Gr. 17 Min.
kleinste den 27ten, 29 Gr. 8 Min.

Mittlere Inclination derselben 72 Gr. 16 1/10 Min.

Der Wind ist gewesen:

	S.	SW.	W.	NW.	N.	NO.	O.	SO.	Stille.
Morgen	2	10 1/2	2 1/2	5	2 1/2	4 1/2	1/2	3 1/2	0
Mittage	1	5	5	8	4	2	2 1/2	3 1/2	0
Abende	1/2	4	6	7	5 1/2	3 1/2	1 1/2	3	0
Mitternächte	1/2	4 1/2	6 1/2	6 1/2	4 1/2	4	1 1/2	3	0
Ganze Tage	1	6	5	6 5/8	4 1/8	3 1/2	1 1/2	3 1/4	0

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	SW.	W.	NW.	N.	NO.	O.	SO.	
10,0	21,9	27,9	26,2	18,9	26,0	15,2	16,6	Fuß.

gröſte den 5ten; Wind NW. 43 Fuß.

Mittlere Höhe der Meerfluthen { Morgen 9,98 / Abende 9,85 } Fuß.

gr. den 7ten, 12,65 Fuß; Wind NW.
Geschwindigkeit 37 Fuß.

kl. den 13ten, 7,90 Fuß; Wind OSO.
Geschwindigkeit 17 Fuß.

C. W.

Einige Bemerkungen über den Rehburger Gesundbrunnen.

Wenn gleich der in dem 49. Stück des Hannöverischen Magazins enthaltene Aufsatz des Hrn. Doct. Albers aus Stolzenau über das Rehburger Bad seinem Inhalte nach großentheils schon durch das, was der verstorbene Hofmedicus Weber im Jahre 1769. von dieser Heilquelle geschrieben hat, bekannt war, so verdient Herr Doctor Albers doch Dank, für die Mittheilung dessen, was er von der Heilkraft dieses Bades bei seinen, aus der Gegend von Stolzenau hergesandten Kranken gesehen und bemerkt hat. Meine längere Bekanntschaft mit diesem Bade veranlaßt mich indessen zu Bemerkungen über einige Punkte im vorgedachten Aufsatze, dessen Verfasser selbst es angenehm seyn wird, wenn dadurch entfernte Aerzte und Leser dieser Blätter einige Leitung erhalten, in wie fern mancher mit so einer bedenklichen Krankheit, wie die Schwindsucht ist, behafteter Kranker sich von dem Gebrauch unsers Bades Hülfe oder Nachtheil zu versprechen habe, und was von der Anwendung des Ockers, auch des Badeschaums, bei Behandlung äußerer Gebrechen zu halten sey.

Wo eine Schärfe, sie sey rheumatischer, gichtischer, flechtenartiger, skrofulöser oder anderer Art auf die innern Eingeweide sich abgesetzt hat, und durch Beklommenheit, Schmerzen, Husten, selbst mit einem eiterähnlichen Auswurf, der aber noch kein wahrer Eiter ist, sich zu erkennen giebt, leistet das hiesige Bad, vermittelst seiner auflösenden, die Schärfe entwickelnden, sehr oft einen wohlthätigen Ausschlag auf die Haut erregenden Eigenschaft, die vorzüglichsten Dienste, so daß dadurch ein großer Theil des schadhaften Stoffs von den damit behafteten Eingeweiden abgeleitet, und durch diesen Hautausschlag aus dem Körper geschafft wird. In dieser Hinsicht ist es recht gesagt, daß das hiesige Bad auch Schwindsuchten (in ihrem ersten Entstehen) heilen könne. Hingegen aber warne ich Aerzte und Leser vor dem Gebrauch unsers Bades bei solchen Kranken, wo in irgend einem Eingeweide schon längere Zeit durch benannte Schärfen eine merkliche Vereiterung entstanden ist, wo beträchtliche Abmagerung des Körpers bei einem wahren Eiterauswurf, vermehrten fieberhaften Puls des Abends, und abmattende Schweiße gegen Morgen sich bereits einfinden, um so mehr, je stärker der damit verbundene Eiterauswurf hiebei noch vergesellschaftet ist, und je mehr derselbe die Kräfte wegnimmt; denn so gute Wirkung in dem ersten Anfang dieser Krankheit das Bad auch zeigt, um die abgelagerten Schärfen, die solche Vereiterungen nachher erregen würden, fortzuschaffen, eben so großen Nachtheil

theil schafft es da, wo es schon zu einer wahren Vereiterung eines Eingeweides gekommen ist; hier entkräftet es nur den Patienten noch mehr, befördert die ermattenden Schweiße und bewirkt den Eiterauswurf so außerordentlich, daß die nun zu spät überzeugten Kranken von selbst das Baden angeben müssen.

So viel ich mich entsinne, ist der bei Augenentzündungen von Schwäche sehr zu empfehlende Ocker, den das Wasser in dem Badestollen, nicht aber während oder nach dem Kochen in den Pfannen absetzt, niemals bei eingeklemmten Brüchen angewandt worden; auch der hiesige Brunnen- und Stiftschirurgus Preuß hat, seiner Versicherung nach, sich nie dieses bei dergleichen Gebrechen viel zu schwachen Mittels bedient. Wohl aber ist, nachdem die durch den Bauchring vorgetretenen Theile gehörig wieder zurück gebracht worden, ein in den hiesigen Steinkohlenschächten sich sammelndes, von verwitterten Steinkohlen ganz dunkelbraun gefärbtes, viel Alaun u. Eisenvitriol enthaltendes, sehr herbes und zusammenziehendes Wasser auf den erweiterten Bauchring, mit öfters angefeuchteter, vierfach zusammen gelegter Leinwand, also mit Nutzen angewandt worden, daß mehrere Beispiele vorhanden sind, wo durch diese lange fortgesetzte einfache Behandlung ein nachheriges Hervortreten der Gedärme durch den Bauchring vollkommen verhütet worden ist.

Wer einige Kenntniß von dem hat, was man unter fistulösem Geschwür versteht, wird ohne mein Erinnern es einsehen, daß dergleichen durch Anwendung des Badeschaums nicht geheilt werden könne, und ich begreife auch nicht, wie der Badeschaum hier angebracht werden sollte? Hier wird bei den damit behafteten Kranken, wie durchgehends bei Krankheiten der Ursache nachgeforscht, solcher gemäß verfahren, und wo man denn nach Wegschaffung derselben auf den verborgenen Grund solcher Geschwüre treffen, der darin enthaltenen Materie durchs Ereitern einen Ausfluß verschaffen, oder Compressionen anwenden kann, heilen solche Geschwüre bald, ohne Anwendung des Schaums, der auf ein solch verborgenes Geschwür, äußerlich angebracht, nichts leisten kann; vielmehr durch die Wärme bald trocknet, und ohne gründliche Heilung die Kanäle zum größten Nachtheil des Kranken nur verstopfen würde.

Meine Bemerkungen schließe ich mit dem Wink an jüngere, in dieser Nähe lebende Aerzte, wenn es ihnen um Wahrheit zu thun ist, und sie von der Heilkraft unsers Rehburger Mineralwassers, auch der äußern Anwendung der darin vorhandenen Bestandtheile belehrt seyn wollen, (um dereinst wahre Bemerkungen darüber zu liefern) ob sie bei Behandlung der geringern Classe der Curgäste, die gewiß aus Noth getrieben, wider ihre mancherlei Gebrechen hier Hülfe suchen müssen, mich nicht mit ihrem Zuspruch beehren wollen? Vielleicht daß ich dann öfters Gelegenheit finden dürfte, sie auf Krankheiten und deren Behandlung aufmerksam zu machen, die ihnen noch fremd sind, und wo ich leider es schon mehrere Mahle erlebt habe, daß sie nicht immer mit den passendsten Mitteln behandelt worden sind.

Biedermann,
Hof- und Brunnen-Medicus.

Hannöverisches Magazin.

62tes Stück.

Montag, den 3ten August 1801.

Durch welche Mittel kann der Gartenbau oder Gewinnung der Gartenfrüchte auf den Dörfern am kräftigsten bewirkt werden.

Ex parvis grandis acervus.

§. 1.

Es ist nicht zu leugnen, daß von den Landleuten der Gartenbau an vielen Orten mit großer Nachläßigkeit betrieben werde, welches in solchen Gegenden am mehresten auffällt, wo die Landleute auf den Ackerbau und Verbesserung der Wiesen eine musterhafte Sorgfalt verwenden. Freilich müssen sie von der sorgfältigen Benutzung des Ackerbaues vorzüglich ihren Unterhalt und Wohlstand suchen, und selbigen auch als ihr Hauptgewerbe ansehen. Aber doch bleibt für den größern Theil derselben die Nothwendigkeit eines Nebengewerbes, auf dessen Betrieb sie die ihnen übrigbleibende Zeit nützlich verwenden, und davon eine ihnen nothwendige Unterstützung bei den vielen ihnen obliegenden Abgaben erwarten müssen. Denn wenn auch den Dorfeinwohnern, welche mehrere Hufen Ackerland zu bestellen, und einen damit verbundenen großen Haushalt zu besorgen haben, oft keine Zeit zur emsigen Behandlung eines Nebengewerbes übrig bleiben möchte, sondern je länger sie den Haushalt mit Beflissenheit treiben, desto größere Einsicht zur Verbesserung und nützlichern Einrichtung erlangen, auch mehrere und größere Beschäftigung bekommen; so scheine es doch, daß die Landleute von der Classe der Viertelspänner oder Großköthner, auch Kleinköthner und Beibauern, wovon die beiden ersten bloß vom Ackerbau nicht leben, die letztern aber wegen Mangel des Ackerbaues vom Tagelohn ihren Unterhalt nicht gewinnen können, eine Ausnahme davon machen dürften. Sie müssen nemlich an ein Nebengewerbe sich halten, wozu die Verbesserung des Gartenbaues sich um so mehr empfehlen möchte, weil man solchen für ihren Haushalt als

nothwendig ansehen und vermuthen könnte, daß sie davon bloß durch Unthätigkeit oder Mangel der Beflissenheit abgehalten, dagegen aber schon allein durch Verbesserung des Gartenbaues ihren Wohlstand vermehren würden. Es können aber auch Vermuthungen zuweilen von der Wahrheit mehr entfernt seyn, als man glaubt. Und vielleicht wird auch die vorgelegte Frage:

Durch welche Mittel kann der Gartenbau oder die Gewinnung der Gartenfrüchte in den Dörfern am kräftigsten bewirkt werden?

von der durch wohlmeinenden Wunsch und Theilnehmung geleiteten Vermuthung erhoben, daß eine zur hohen Stufe der Vollkommenheit gebrachte Gartenkultur dem Landmann unentbehrlich seyn müsse, ohne dabei bloß einen für die Einwohner der Städte zu bewirkenden wohlfeilern Preis der Gartenfrüchte zu beabsichtigen, indem nur durch einen vortheilhaften Absatz derselben die äußerst mühsame Gewinnung der Gartenfrüchte am kräftigsten befördert, und die Landleute dazu ermuntert werden können.

§. 2.

Allgemeine Ursachen des vernachlässigten Gartenbaues in den Dörfern.

Erste Ursache.

Da der Gartenbau und die Ackerkultur als zwei würdige Beschäftigungen der Menschen, die Erde zur Erzeugung vieler Früchte gehörig zu bereiten, und mit dem möglichsten Vortheil zum Unterhalt der Menschen anzuwenden, mit einander so nahe verwandt sind, und daher zweien vorzügliche Gegenstände des Fleißes der Dorfeinwohner seyn müssen, so muß es fremd scheinen, daß fast überall der Gartenbau von den Landleuten gering geschätzt, auch dem Ackerbau so offenbar nachgesetzt, und zum sichern Beweise dessen fast einzig und allein der Aufsicht der Frauenspersonen überlassen werde. Daß hierin aber eine der ersten Ursachen des vernachläßigten Gartenbaues in den Dörfern liegen müsse, möchte sich durch Vergleichung bestätigen, wenn man den in den Dörfern gewöhnlich durch Frauenspersonen nur obenhin besorgten, neben den in den Städten durch Mannspersonen sorgfältig betriebenen Gartenbau betrachtet, und alsdann bemerkt, wie weit jener zurück steht, und wie viel durch den letztern geleistet werden könne. Außer Zweifel haben die Landleute den Gartenbau von jeher entweder als eine unbedeutende, oder als eine mit dem innern Haushalt zu verbindende, und ihren Frauen zu übertragende Beschäftigung angesehen, und dagegen dem Manne und den Knechten die Besorgung des Ackerbaues und anderer außer dem Hause vorfallenden schweren Arbeit vorbehalten, und vielleicht den Gartenbau für einen Gegenstand des einträglichen Gewerbes nicht angesehen, welchen die Frauen besorgen könnten. Man findet auch daher

jetzt

jetzt bei den Bauerfrauen mehrere Kenntniß des Gartenbaues, als bei den Männern, so daß man vielen derselben den Ruhm nicht absprechen kann, daß sie den Gartenbau für die Bedürfnisse ihres jetzt eingerichteten Haushalts zweckmäßig versehen, und darauf achten, daß sie aus dem Garten für die Menschen Früchte zur Speise und Fütterung für ihr Vieh gewinnen mögen. Aber auf einen Verkauf der Gartenfrüchte haben noch wenige Bedacht genommen, welches nur alsdenn eine Ausnahme haben möchte, wenn die Dörfer nahe bei solchen Städten gelegen sind, welche entweder selber den Gartenbau zur Vollkommenheit ins Große noch nicht gebracht haben, oder zur Bestreitung der täglichen Bedürfnisse ihrer zahlreichen Einwohner noch nicht bringen können, mithin von den vielen Hindernissen, welche dem Gartenbau in den Dörfern, oder wenigstens dessen Beförderung so sehr im Wege stehn, das zweite gehoben wird, welches nemlich in der weiten Entfernung von großen Städten liegt.

§. 3.

Zweite Ursache.

Die Größe dieses Hindernisses wird schon bei dem Namen sich rechtfertigen. Denn wenn auch eine Bauerfrau den Weg von ein Paar Meilen nicht achten sollte, um eine Tracht von solchen Consumtibilien, welche sie in Vorrath, ohne Besorgniß der Corruption sammeln konnte, und die den sichern Werth von einigen Thalern hat, nach der entfernten Stadt zu bringen; so würde doch bei ihr eine seltene Resignation erforderlich seyn, um aus ihrem oft kleinen Garten den kleinen Vorrath der Gewächse, welche sie aus Sorge des Verderbens nicht zusammen sparen kann, und die oft kaum den Werth eines Guldens haben, nach der entfernten Stadt zum ungewissen Verkauf zu bringen, und Gefahr zu laufen, oft an Zehrungskosten, Versäumniß und Abnutzung der Kleider mehreres zu verlieren, als der kleine Handel mit Gartenfrüchten einbringen könnte, besonders wenn ihre mit geringer Industrie gezogene Gartenfrüchte bei den in der Stadt an guten Geschmack gewöhnten Einwohnern sich nicht empfehlen könnten, und für einen geringen Preis verkauft werden müßten.

Und wenn alsdann die Bauerfrauen, bei dieser Erfahrung, nach ihrer Kenntniß auf gewöhnliche Art den Gartenbau behandeln, das Nöthige mit Graben, Harken, Besäen der Felder, auch Behacken, Anbinden der Pflanzen und Vertilgung des Unkrauts täglich besorgen wollen, und dann bei ihren übrigen Haushaltsgeschäften sich wegen des Zusammenlaufs der Arbeit oft nicht zu helfen wissen, und doch, wenn sie alles gethan haben, am Ende finden, daß der Erwerb von ihren mühsam erwachsenen Gartengewächsen, nach Abzug

dessen, was sie mit ihrer Familie täglich davon selbst verzehren, wegen Mangel eines vortheilhaften Absatzes die Mühe nicht belohne, so pflegen sie auf die Ermunterung zum Gartenbau gewöhnlich zu erwiedern, daß solcher kein sicheres Mittel, um reich zu werden, gewähren könne.

Darum haben auch wahrscheinlich die mehrsten Landleute bei ihrem Gartenbau sich blos auf die Befriedigung ihrer Haushaltsbedürfnisse eingeschränket, und nach der Erlangung einer größern Vollkommenheit des Gartenbaues und damit zu verbindenden Verlag in den großen Städten nicht gestrebt, zumal sie selbst in den großen Städten das dritte Hinderniß finden, welches sie von der Beförderung des Gartenbaues in den Dörfern abhält, nemlich die in den Städten jährlich zunehmende Vollkommenheit des Gartenbaues, wozu der Landmann niemals gelangen wird.

§. 4.

Dritte Ursache.

Wenn der Gartenbau in den Dörfern darin bestände, daß nach geschehener Besaamung und Bepflanzung alsdann der Garten ohne weitere Mühe, gleich einem mit Esparzette oder spanischem Klee besäeten Lande, 10 bis 15 Jahre nach einander die besten Gewächse aller Art hervorbrächte, welche der Bauer erndten und verkaufen könnte, so würde der Gartenbau in den Dörfern keiner Beförderung bedürfen, und die Einwohner der Städte bald des Guten zu viel bekommen. Da aber nach der den Gärtnern in den Städten nunmehr beiwohnenden Kenntniß zum Gartenbau nicht allein eine vorsichtige Gewinnung der Gartensämerei, sondern auch Erfahrung des für jedes Gewächs schicklichen Bodens gehört, imgleichen wie oft, auch wie stark und zu welcher Zeit das Gartenland gedünget und gegraben, auch was in jedem Monat und Woche, im Frühling und Sommer vorgenommen werden muß, nicht weniger mit der vollkommensten Kenntniß des Gartenbaues auch eine von der mannichfaltigen, und für jede Art der Gewächse oft eigenthümlichen, nothwendigen und verschiedenen Behandlung des Bodens bis zum schicklichen und geübten Gebrauch der Gartenintrumente sich verbreitende praktische Geschicklichkeit verbunden werden muß; so werden die zur Aufsicht der Gärten in den Dörfern bisher angestellt gewesenen Bauerfrauen gerne gestehen, daß sie solches zu erlernen, auf dem Dorfe keine Gelegenheit gehabt haben. Dagegen finden sich in den großen Städten verschiedene Anstalten und Haushaltungen, worin kunstmäßig gelernte Gärtner den Gartenbau besorgen und ihren Gehülfen Anleitung gönnen oder Gelegenheit geben, von dem Gartenbau so viel zu erlernen, daß sie einen Küchengarten nothdürftig bestellen können, und vom Baumschnitte und Mistbeeten einen Begriff haben.

Wenn

Wenn nun solche Leute hernach sich auf ihre Hand setzen, Gartenland zu pachten, und solches gehörig zu behandeln vermögend sind; so verschaffen sie auch in früher Jahrszeit gute Gartengewächse, auf deren gut bezahlten Absatz sie rechnen können, und dabei noch den Vortheil haben, daß sie die Gewächse nicht umher tragen müssen, sondern sie aus ihrem Garten abgeholt werden, ohne daß solche an dem äußerlichen Ansehn verlieren oder gar verderben.

Dagegen aber ist der Nachtheil der von der Stadt entfernten Landleute bei ihren zum Verkauf gebrachten Gewächsen desto größer, weil ihre Gartenwaare auf dem Transport gewöhnlich am äußerlichen Ansehn verliert, und daher oft zu geringem Preis gelassen oder wieder mit nach Hause genommen werden muß, welches zur Beförderung des Gartenbaues in den Dörfern nicht dienen wird. Man könnte zwar erwiedern, daß diese Beschwerde bei den in der Nähe der Stadt wohnenden Landleuten wegfallen müsse. Es wäre aber zu wünschen, daß bei solchen auch das vierte der Beförderung des Gartenbaues entgegen stehende Hinderniß nicht zu finden wäre, nemlich daß der Gartenbau kein Hauptgewerbe der Bauern seyn könne.

Vierte Ursache.

§. 5.

Die Einwohner der Dörfer unterscheiden sich von den Stadtbürgern durch einen bestimmten Unterschied der Volksklassen, welche zwar nur eine Gemeinde (universitas) darstellen, jedoch nach der Hufenzahl ihrer Besitzungen sich auszeichnen, und unter den Namen der Voll- und Halbspänner, Großköthner oder Viertelspänner, auch Kleinköthner und Beibauern bekannt sind, und obgleich die vier ersten Classen nach der Zahl der Feuerstellen gleiches Recht an der Gemeinheit in Holzung und Weiden haben, doch darin verschieden sind, daß die Kleinköthner und Beibauern keine Pferde auf die Gemeinheitsweiden treiben dürfen; die Voll- Halb- und Viertelspänner aber so viele Pferde, als sie von ihren eigenthümlichen Grundstücken im Winter ausfüttern können, gegen Entrichtung des davon nach dem Fuß der Contribution bestimmten Schatzes, auf solche Weide zu bringen befugt sind.

Wenn nun gleich die Kleinköthner und Beibauern eigene Ländereі durch Kauf oder Erbschaft erwerben, oder von andern Einwohnern pachten, so erlangen sie als Successores singulares dadurch für ihre Pferde das Weiderecht nicht, sondern müssen entweder die für ihren Ackerbau nöthigen Pferde im Sommer und Winter im Stall futtern oder die Pferde abschaffen, und sich mit den Spannleuten vereinbaren, daß sie nach der Natur der bekannten unbenamten Contrakte durch Leistien und baares Geld geben, oder gegen Wiederhülfe die Bestellung der

den

den Köthnern und Beibauern gehörenden Ackerländerei, auch das Einfahren der davon zu erndtenden Früchte übernehmen. Da nun dieser Contrakt gewöhnlich auf stipulirte Wiederhülfe gerichtet wird, so entsteht dadurch unter diesen vier Klassen der Dorfsinwohner eine Verbindung, wodurch sie einander zur Erleichterung ihrer Subsistenz zwar gegenseitige Hülfe versprechen, jedoch dabei sich verpflichten, sich auf keine dieser stipulirten Wiederhülfe nachtheilige Lebensart einzulassen.

Da nun nach diesem Vertrage die Voll-, Halb- und Viertelspänner sich darnach haben müssen, daß sie die Ländereі der mit ihnen verbündeten Kleinköthner und Beibauern zu gehöriger Zeit brackern, düngen, besäen, und die Früchte davon einfahren, so müssen dagegen die letztern auch zur Erwiederung der versprochenen, und gewöhnlich in Handarbeit bestehenden Wiederhülfe stets bereit seyn, und sich davon auch durch ihre eigene Haushaltsarbeit nicht abhalten lassen. Hieraus aber offenbart sich bei den Kleinköthnern und Beibauern das große Hinderniß, warum sie den Gartenbau als ein Hauptgeschäft nicht treiben können, weil sie gerade in der Zeit, worin der Gartenbau vorzüglich ihrer Hände bedarf, am mehrsten zur Leistung der versprochenen Wiederhülfe aufgefordert werden, und dadurch also, da sie beiden ein völliges Genüge zu leisten nicht vermögen, genöthigt sind, den Gartenbau nur als ein Nebengeschäft zu treiben, und solchen den Voll- Halb- und Viertelspännern, als ein Hauptgeschäft zu überlassen, welche aber solches, aus folgenden Ursachen, von sich abzulehnen pflegen.

Sie beziehen sich nemlich auf die Erfahrung, daß der Ackerbau und darauf abzielende Haushalt, ein so weitläuftiges, und alle Kräfte des Hausherrn und seiner Familie aufbietendes Geschäft sey, daß es neben einem andern zugleich getriebenen fremden Hauptgeschäfte, bei dem Landmann nicht gedeihen könne, und daher eines von beiden dem andern nachgesetzt, oder aufgegeben werden müsse.

Diese Einrede möchte wohl die Wahrheit auf ihrer Seite haben, und Beispiele genug für sich anführen können, daß ein Stadtbürger nicht einmal ein einfaches Handwerk, worin er zum Beispiel als Schneider, Linnenweber, Maurer, Zimmermann oder auf andere Art, blos als locator operarum anzusehen ist, viel weniger als Schuster, Tischler, Bäcker, Schlächter ꝛc., bei welchen sowohl ein Specylations-Einkauf der Waare, als auch ein Handel mit ihren Fabrikaten, mithin mehrere Beschäftigungen verbunden sind, ordentlich treiben, und dabei auch den Ackerbau in gebührender Maaße besorgen könne, sondern gewöhnlich dahin gebracht

bracht werden, entweder den Ackerbau, oder das Handwerk liegen zu lassen. Sollte dieses durch die Erfahrung bestätigt seyn, so möchte solches auf den Beweis führen, daß Gartenkultur und Ackerbau von einer Person, als zwei Hauptgeschäfte, neben einander nicht gehörig getrieben werden können, vielmehr der Gartenbau, wenn er als ein mercantilisches Gewerbe behandelt werden soll, den Hauswirth und dessen Familie so beschäftigen kann, daß es Mangel der Kenntniß des Gartenbaues, Unkunde der Ackerkultur, und unüberlegtes Urtheil anzeigen würde, diesem den merkantilischen Gartenbau anhängen zu wollen.

Es würde also für den Landmann jeder Classe nichts über bleiben, als den Gartenbau nur als ein Nebengewerbe zu treiben, wovon sich auch ein guter Erfolg erwarten läßt, jedoch auch einige unverkennbare Hindernisse annoch zu heben seyn möchten.

§. 6.

Besondere Hindernisse, welche dem Gartenbau als Nebengewerbe entgegen stehen.

Unter dem Nebengewerbe wird hier ein solches nicht verstanden, welches der Hauswirth, durch andere Leute, für einen bestimmten Lohn betreiben läßt, und bloß davon den Nutzen und Gewinn zieht, zum Beispiel wenn er durch Leute, welche in seinem Lohn und Brod stehen, Linnen weben und bleichen läßt, und hernach das Linnen verkauft; sondern die Rede ist hier von einem solchen Nebengewerbe, woran der Hauswirth selber Hand legt, es persönlich betreibt, und dazu die ihm von den Geschäften des Ackerbaues, und damit verbundenen Haushalts, übrig gebliebene Zeit, nützlich verwendet.

Wenn man nun die mit großem Ackerbau versehenen Haushaltungen der Landleute ausnehmen würde, welche der Unterstützung eines Nebengewerbes nicht bedürfen, oder die gehörige Muße nicht haben, sich damit abzugeben, so möchte sich dagegen nicht leicht ein Kleinköthner oder Beibauer finden, welcher keiner Unterstützung bedürftig, und daher nicht genöthigt wäre, zur Erleichterung seiner Ausgaben, ein nützliches, täglich fortwährendes Nebengewerbe zu treiben, es frägt sich nur, welches er von mehrern vorzüglich wählen soll?

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas über das Kaffetrinken der Türken. *)

Die Türken lieben den Kaffee ganz ungemein. Männer, Weiber und Kinder in allen Ständen trinken ihn beim Frühstück, nach dem Mittags- und Abendessen und zu jeder Tageszeit. Wo und bei wem man auch Besuche abstatten mag, eine Tasse Kaffee ist das erste, was präsentirt wird. Dauert der Besuch lange, so giebt man noch eine zweite, eine dritte Tasse zu verschiedenen Mahlen. Diese Tassen sind aber kleiner, als die unsrigen, und enthalten nur den dritten Theil derselben. Man reicht sie allemal auf Untertassen, um sich die Finger nicht zu verbrennen. Diese Untertassen heißen Zarf, und sind gemeiniglich von Kupfer, Silber oder vergoldet. Bei den Großen sind sie von Gold und oft mit Edelsteinen besetzt. Man schätzt vorzüglich den arabischen Kaffee von Mocca. Die Art, wie sie ihn zubereiten, ist sehr einfach. Wenn er gedörret ist, so wird er in einem hölzernen, marmorirten oder bronzenen Mörser gestoßen, und zum feinsten Pulver gemacht. Fünf oder sechs kleine Löffel voll werden in eine kupferne verzinnte Kaffeekanne gethan, sobald das Wasser siedet; und man zieht die Kanne gleich vom Feuer zurück, wenn sich die Blase erhebt, bis der Schaum vom Wasser absorbirt und die Oberfläche wieder gleich wird. Den gebrannten und gestoßenen Kaffee bewahrt man allemal in ledernen Säcken oder Schachteln auf, die man hermetisch zumacht, damit er nicht verdunste. In großen Häusern wird er täglich gebrannt. In Constantinopel und in allen großen Städten des türkischen Reichs giebt es, außer einer Menge Buden, wo nur frischer Kaffee verkauft wird, ein großes Magazin, wo man nur Kaffee brennt und stößt; man hält jedoch den von Mocca von dem, der von den Inseln kommt, sorgfältig abgesondert. Sehr viele Bürger bringen ihre Kaffeebohnen dahin, und lassen ihn hier für wenige Pfennige brennen und zerstoßen. —

Die Mahomedaner nehmen nie Milch oder Sahne, noch weniger Zucker zum Kaffee, weil sie es nicht lieben, den natürlichen Geschmack dieses Getränks zu mindern. Oft werden auch trockne oder flüssige Confitüren vor dem Kaffee angeboten; aber bei dem Kaffee gleich nach Tische findet dieses nicht Statt. Personen von zärtlicher Gesundheit nehmen früh ein Glas Wasser nach ein Paar löffeln Eingemachtem oder Compot, und hier auf den Kaffee. Die, welche stärker frühstücken, trinken zuletzt eine Tasse Kaffee, welchen man allemal sehr heiß nimmt, und tropfenweise einschlürft, indem man seine Pfeife dazu raucht.

*) Aus des Herrn Muradgea d'Ohsson allgem. Schilderung des Othomanischen Reichs.

Hannöverisches Magazin.

63tes Stück.

Freitag, den 7ten August 1801.

Durch welche Mittel kann der Gartenbau oder Gewinnung der Gartenfrüchte auf den Dörfern am kräftigsten bewirkt werden?

(Fortsetzung.)

Die gewöhnlichen Arten des Nebengewerbes dieser Leute haben in dem Erwerb als Hausschlächter, und damit gewöhnl. verbundenen Kunst, Strohdächer zu machen und auszubessern, ferner im Viehhandel, im Flachsbau und damit verbundenen Flachsspinnen, und endlich im Handel mit Kaufgarn, im Linnenweben und Tagelohn bisher bestanden; und jetzt frägt es sich, ob die Landleute nicht auch den Gartenbau in die Reihe der Nebengewerbsarten aufnehmen, oder vielmehr ihm den Vorzug vor den übrigen geben sollen? Ob gleich nicht zu leugnen ist, daß Hausschlächter und Strohdachdecker nothwendige Geschäfte besorgen, jedoch auch schon wenige Personen dazu hinreichend sind, der Viehhandel aber, als ein oft zum Müssiggang und unordentlicher Lebensart verleitendes Nebengeschäfte, nicht viele Empfehlung verdienen möchte, so denn auch der Verdienst mit dem Tagelohn theils nicht sicher ist, theils zum nothdürftigen Unterhalt einer Person zwar hinreichen, jedoch weder zur Versorgung einer Familie, noch zum Fond einer Sparkasse für künftige Bedürfnisse auslangen kann; so möchte dagegen der Flachsbau, und damit verbundenes Spinnen, Linnenweben und Handel mit Kaufgarn, als ein für alle mit großem Ackerbau nicht versehene Landleute so schickliches und wohlthätiges Nebengewerbe gehalten werden können, daß man dem Landmann unmöglich den Beifall versagen kann, wenn er dem letzten, vor allen oben benannten ihm bisher bekannt gewesenen Nebengewerben den Vorzug geben würde, zumal dieses Nebengewerbe ihm Freiheit läßt, die den Spannleuten versprochene Wiederhülfe zu aller Zeit leisten zu können,

und dagegen sich die Bestellung seines Ackers zu sichern.

Daß dieses aber nicht der Fall sey, wenn der Gartenbau als Hauptnebengewerbe getrieben werden soll, ist bereits oben gezeigt; hier ist die Frage, wie sich solcher als Nebengewerbe mit obiger Freiheit vertragen kann?

Schlechterdings unverträglich ist diese Concurrenz nicht, jedoch allemal beschwerlich, und es würden sehr starke Bewegungsgründe erforderlich seyn, um den Landmann zu bewegen, das ihm bekannte, und seit so langen Jahren bewährt gefundene, mit keiner Sorge des Absatzes, mit keiner Furcht, daß ihre Waare verderben könne, mit keiner Beschwerde, ihre Waare nach entfernten Städten zum ungewissen Verkauf tragen zu müssen, begleitete Nebengewerbe des Flachsbaues, und benannten Zubehörs, gegen das ihm von solcher Seite noch nicht empfohlne Nebengewerbe des verbesserten Gartenbaues zu vertauschen, weil es ihm beinahe unmöglich seyn möchte, beide Nebengewerbe zu gleicher Zeit mit einander zu verbinden, zumal die bei den mit großem Ackerbau nicht versehenen Landleute, ich meine die Kleinköhner und Bebauern, wider die Beförderung des Gartenbaues eintretende besondere Hindernisse, nemlich

1) Mangel am hinreichenden Gartenplatz,

2) Mangel am nothwendigen Dünger,

3) Mangel am Keller und übrigen zur Beförderung des Gartenbaues nothwendigen Einrichtung des Hauses, und

4) zu große Arbeitsconcurrenz im Sommer, und dagegen Arbeitsmangel im Winter,

um so mehr eine Auseinandersetzung verdienen, als erst, wenn solches geschehen ist, deren Prüfung, auch Widerlegung und Vorschläge zur Beförderung des Gartenbaues in den Dörfern versucht werden können.

§. 7.

Es ist vor Alters bei Anweisung der Gartenplätze für den Dorfeinwohner nur auf Gewinnung der für die Bedürfnisse des Haushalts nothdürftig erforderlichen Gartengewächse, nicht aber auf einen damit zu verbindenden mercantilischen Betrieb gesehen, und pflegen daher auch die Gärten der Landleute selten über die Größe eines Morgens, sehr oft aber kaum einen halben Morgen Landes zu halten. Wenn nun aber davon die Hälfte zur Gräserei für das Vieh, und Obstbäume, und von der andern Hälfte ein Viertel zu Kartoffeln, ein Viertel zu Flachs oder Hanf, oder Mohn- und Rapsaamen, und ein Viertel zu weißen, auch braunen Kohl und Wurzeln, für den Haushalt bestimmt werden müssen, und als-

alsdenn nur ein Viertel noch überbleibt, so konnte es sich sehr selten der Mühe verlohnen, bei dessen Bestellung auf einen Handel mit Gartengewächsen Rücksicht zu nehmen.

Sollte man vielleicht einwenden, daß diesem Mangel am Gartenlande durch Pachtung mehrern Landes abgeholfen werden könne, so wird erwiedert, daß überhaupt die Landleute nur weniges Gartenland haben, und jeder Hauswirth des seinem Hause beigelegten Gartenlandes nicht entbehren könne. Und wenn auch zuweilen zur Pachtung, sich in den Fällen, wenn die sämmtliche Länderei eines Hofes von Gerichts wegen in Administration genommen, und verpachtet wird, Gelegenheit findet, so sind solche Vorfälle theils sehr selten, theils von keiner langen Dauer, theils auch für ein so hohes Pachtgeld nur zu erlangen, und der Gebrauch dieses Landes, besonders wenn der Pachter den nöthigen Dünger ankaufen, und für baares Geld auf das Land fahren lassen müßte, mit so großen Kosten verbunden, daß das Pachten solchen Landes, um mit Gartengewächsen Handel zu treiben, mit offenbaren Schaden verbunden seyn würde.

Eben so beschwerlich ist 2) bei dem Gartenbau der Mangel des Düngers. Um solchen Mangel zu ersetzen, ist es nothwendig, da gewöhnlich in den Dörfern für Geld kein Dünger zu haben ist, daß der, welcher Gartenbau treiben will, auch Ackerland besitzen und Vieh halten müsse, um zum Dünger gelangen zu können.

Es ist aber jedem Oekonomen bekannt, daß in den fruchtbarsten Jahren sehr selten, in Jahren von gewöhnlichem Ertrage aber, das von einer Hufe oder Morgen Landes geerndtete Stroh, nachdem es in Dünger verwandelt worden, nicht zureiche, um solches Land wieder befruchten zu können, und darum, wenn Hürdeschlag oder andere Düngungsmittel nicht zu haben sind, vieles Land entweder schlecht gedüngt, oder unbestellt liegen bleiben müsse, zumal bei dem Lande, von dessen Früchten der Naturalzehnte gezogen wird, der Mangel an Stroh und Dünger noch größer, und das Hinderniß zum Gartenbau, noch unvermeidlicher ist. Denn es muß das Gartenland, wenn es nicht von besonderer guter Art ist, und woran es in den Dörfern gewöhnlich fehlt, alle Jahre, und zwar so stark gedüngt werden, daß der auf ein Vorling Gartenlandes verbrauchte Dünger zur Befruchtung eines Morgen Ackerlandes hinreichen würde.

Da nun aber auch ohne Gartenbau das geerndtete Stroh zur Düngung des Landes, wovon das Stroh geerndtet worden, nicht zureicht, so möchte es oft schwer halten, den Landmann zu bewegen, den Dünger dem ihm für seinen Haushalt so nothwen-

digen Ackerbau zu entziehen, und solchen zum Gewinn eines problematischen Vortheils des Gartenbaues zu verwenden; seines gewöhnlichen Vorurtheils nicht zu gedenken, daß sich seine Vorfahren mit dem Gartenbau zum Handel nicht abgegeben hätten, solches aber gewiß würden gethan haben, wenn ein sicherer Vortheil dabei zu erlangen stehe. Würde man ihm auch hierauf vorhalten, daß seine Vorfahren auch mit Erziehung der Futterkräuter sich nicht abgegeben, und weder Esparzette noch spanischen Klee ins Feld gesäet, auch keine Runkelrüben und Kartoffeln ins Feld gepflanzt, auch die Stallfütterung nicht versucht hätten, solches aber jetzt von dem Landmann mit großem Vortheil besorgt würde, und kein Zweifel seyn möchte, daß auch ein verbesserter, und auf den Handel eingerichteter Gartenbau dem Landmann sehr vortheilhaft seyn könnte, zumal die Zufuhr der Gartengewächse in den grossen Städten so sehr gewünscht werde; so pflegen die Landleute nicht selten folgende Einreden aufzustellen:

Ihre Vorfahren würden das Anziehen der Futterkräuter, wenn sie solches gekannt hätten, als ein auf Verbesserung des Viehstandes und den Haushalt unmittelbar unterstützendes Mittel gewiß benutzt, auch die Stallfütterung, wegen dessen vielfachen Nutzens, damit verbunden, und aus gleicher Ursache auch Runkelrüben gebauet und Kartoffeln, als eine herrliche, bei Menschen die Stelle des Brodes, und bei dem Vieh die Stelle der nöthigen Fütterung vertretende, und weder dem Verlust der Mühlenmaße, noch der Abgabe des Licents unterworfenen Frucht, gepflanzt haben, mit dem Gartenbau aber hätten sie sich, wegen der benannten, damals schon vorhandenen, und noch jetzt fortwährenden Hindernisse, nicht abgegeben.

Daß jeder Hauswirth so viele Gartengewächse zu ziehen suchen müsse, als er für die nöthigsten Bedürfnisse der Haushaltung gebrauche, wäre eben so unleugbare Schuldigkeit, als es sich von selbst verstehe, daß jeder Landmann dasjenige, was er von seinen Gartenfrüchten in seiner Haushaltung entbehren könnte, zum Verkauf nach den Städten bringen würde.

Aber den Gartenbau, vorzüglich wegen des Handels, zu betreiben, könne aus mehr, als einer Ursache den Landleuten bedenklich werden. Würden nemlich die mehrsten von den Landleuten, mit Veränderung ihres jetzigen Haushalts, den Gartenbau zum vorzüglichen Nebengewerbe machen, so könne zu befürchten seyn, daß es dem Gartenbau eben so, wie an vielen Orten dem Weinbau gehen möchte, wo man dessen ins Große getrieben und überflüssig gewordene Kultur, mit vielen Schaden, wieder einschränken müssen, so wie es unleug-

lenghar seyn möchte, daß der Preis der Gartenfrüchte, je mehr der Gartenbau in den Dörfern zunehme, desto stärker in den Städten fallen, und endlich zwischen der Waare und dem Preise nicht einmal ein liquidum in conatibus communicantibus überbleiben würde.

Und wenn auch vorerst eine so große Concurrenz der Gartenbauer in den Dörfern nicht zu befürchten wäre, so habe doch der Gartenbau, als Nebengewerbe betrachtet, die Beschwerlichkeit, daß es im Frühjahr und Sommer zu viele Arbeit erfordere, und keine Musse für andere Geschäfte verstatte, dagegen aber im Winter weder Arbeit noch Gewinn, wohl aber die unangenehme Folge gewähre, daß der Gartenbauer, bloß für den Winter, kein paßliches Nebengewerbe finden könne, sondern das gewählte, sobald im folgenden Frühjahr die Gartenarbeit wieder anfange, verlassen müßte, wenn er anders von dem Gartenbau den völligen Nutzen ziehen wollte.

Ueberhaupt würde der Gartenbau als Nebengewerbe die Dorfeinwohner bloß auf ihren Eigennutz fixiren und aus dem geselligen Bande der Wiederhülfe setzen, mithin ihnen auch kein Recht verleihen, Wiederhülfe zu begehren, da doch derselben kein Dorfeinwohner entbehren könnte, und es auf einen Versuch der Entbehrung nicht ankommen lassen möchte.

Um dem Mangel des Gartenplatzes abzuhelfen, wäre von einigen in Vorschlag gebracht worden, daß die Landleute einen Theil ihrer Ackerländerei in Gartenland verändern sollten, welches aber auch in den Dörfern große Hindernisse habe. Denn wenn gleich aus Vereinbarung der Gemeinde und Nachsicht der Zehntherren verstattet zu werden pflege, einen Theil des Brachfeldes mit Gartengewächsen zu bepflanzen, so könne man solches für einen rechtlichen Gartenbau nicht halten, weil der Grund und Boden keine Gartengerechtigkeit hätte, welche vornemlich

1) in der Befreiung von der Leistung des Naturalzehntens,

2) in der Befreiung von der Servitut der Hut und Weide, und

3) in der Befugniß bestehe, das Gartenland mit einem Zaun, oder Planke, oder Hecke einzuschließen,

ohne welche kein eigentlicher Gartenbau Statt haben könnte, wie solches jedem Sachkundigen, ohne weitere Erklärung, sattsam bekannt seyn würde.

§. 8.

Und damit man alle dem Gartenbau in den Dörfern entgegenstehende Hindernisse übersehen könne, würde noch anzuzeigen seyn, daß es vielen Dorfeinwohnern theils unmöglich sey, eingeerndte Gartengewächse in

gutem Stande aufbewahren, und Gartensaamen ziehen zu können.

Daß bei dem Gartenbau auf guten, reif gewordenen, vollständigen, und das gehörige Alter habenden Saamen sehr vieles ankomme, brauche nur genannt zu werden; die Hauptsache aber wäre, auf welche Art die Landleute solchen Saamen erlangen können? Sollte man fragen, warum sind jetzt so viele Gartensaamen-Händler, und woher haben sie einen so beträchtlichen Absatz? so ist die Antwort, weil von der großen Zahl, welche Garten haben, viele entweder keinen Gartensaamen ziehen können, oder nicht ziehen wollen. Daß jeder Gartenbauer den Willen habe, die nöthige Sämerei selber anzuziehen, und die Einkaufskosten zu sparen, würde man ohne Bedenken als richtig annehmen können. Da aber, nach der Erfahrung, so viele Gartenbauer den Gartensaamen dennoch ankaufen, so müssen ihnen unüberwindliche Hindernisse bei dem Ziehen des Saamens im Wege stehen, welche in den Dörfern gewöhnlich im Mangel des Gartenplatzes, auch Boden und Kellerraums bestehen.

Es ist gezeigt, wie eingeschränkt gewöhnlich die Garten der Landleute sind, daß sie kaum die für den Haushalt nöthige Gewächse anziehen können; wie sehr muß es ihnen also nicht an dem zum Anziehen des Saamens erforderlichen Raume fehlen. Denn es muß nicht allein jedes Saamen tragende Gewächs den nöthigen Platz, um sich auszubreiten, haben, sondern auch bei vielen Arten, so weit von einander gepflanzt werden, daß der Saamenstaub der einen, auf keine Art, der andern Pflanze, auch nicht einmal durch Wirkung des Windes, mitgetheilt werden könne; welches zu beurtheilen die Landleute gewöhnlich keine Einsicht, oder doch keinen genugsamen Raum, um es zu verhindern, haben werden.

So denn kann von vielen Gewächsen der Saamen nicht auf einmal, sondern nur nach und nach gewonnen werden, so wie bei einigen Gewächsen, der Saamen nicht gleich ausgeklopft werden kann, sondern zum Nachreifen eine Zeitlang in der Hülse noch bleiben, überhaupt aber, für alle Vermischung geschützt, und an einem trocknen, luftigen, gegen Mäuse, Vögel, und Phalänen sichern Ort aufbewahrt werden muß, wozu aber jeder Landmann ohne vorhergegangenen Unterricht, weder Kenntniß noch Uebung der nöthigen Handgriffe, noch die zweckmäßige Ortsgelegenheit hat. Denn wie jeder Oekonom, nach der Größe seines Ackerbaues, verhältnißmäßig große, trockne, der durchziehenden Luft ausgesetzte und gesicherte Kornboden haben muß, so nothwendig ist für den Gartenbauer ein geräumiger, trockner, und für eindringenden Frost gesicherter Keller, und tüchtiger Boden, worin

er

er die zum Aufbewahren bestimmten Gewächse, und die geernoteten Sämereien niederlegen kann, womit aber die Landleute gewöhnlich so selten versehen seyn, daß sie die eingesammelten Kartoffeln sogar in ihren Kammern neben der Stube ausschütten und für Verderben bewahren müssen.

§. 9.

Aber, möchte man einwenden, wenn der Gartenbau in den Dörfern so viele Hindernisse wirklich hätte, woher es denn komme, daß dennoch hier und dort, und besonders im Auslande, sich viele Landleute auf den Gartenbau legen, und einen ziemlich einträglichen Handel, besonders mit Baumfrüchten, treiben, und worin die Ursach liege, daß so viele einländische Dorfseinwohner die mit dem Gartenbau verbundenen Hindernisse nicht überwinden können?

Daß ein gewisses Gewerbe, an einem Orte besser als an einem andern, zu unternehmen sey, auch an einem Orte sehr gut, an einem andern Orte aber gar nicht gedeihen könne, ist bekannt, und aus den örtlichen Umständen gewöhnlich leicht zu erklären, so wie es auch sehr wahrscheinlich ist, daß die wider Verbesserung des Gartenbaues oft eintretende vorbenannte Hindernisse, wo nicht ganz, doch so weit zu heben seyn möchten, daß wenigstens ein Anfang zur Verbesserung des Gartenbaues gemacht werden könne.

So würde zum Beispiel dem zur Erweiterung des zur größern Anpflanzung der Obstbäume fehlenden Raum, auch ohne allgemeine Hülfe, deren unten Erwähnung geschehen wird, schon dadurch abgeholfen werden können, wenn die Landleute den bei ihren Häusern vorhandenen Platz, so weit solches thunlich ist, mit Obstbäumen bepflanzten, wie auch durch Vereinbarung mit der Gemeinde, und gegen Entrichtung eines jährlichen Canons, durch Einschliessung eines Stück Ackerlandes sich den Besitz von Gartenlande verschafften, und wegen des von solchem Lande zu entrichtenden Naturalzehntens auf eine billige Vergütung an Geld vereinbarten. Auch könnten zur Hebung des Mangels am Dünger die auf den Höfen der Landleute, ohne dem Ackerbau den bekannten Stalldünger zu entziehen, von dem Federvieh, Straßen- und Grabenreinigung, und sonst vorfallende, zwar nicht wohl mit Namen anzugebende, den Gärtnern aber bekannte, sehr wirksame Düngungsarten, für den ersten Anfang der Verbesserung des Gartenbaues mit großen Nutzen gebraucht werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Warnung
gegen die sogenannte Trockenmühle des Conducteurs Lange.

In Nro. 169. des Reichs-Anzeigers ist eine Warnung gegen das von dem Conducteur Lange herausgegebene Project einer sogenannten Trockenmühle abgedruckt. Diese muß wahrscheinlich noch nicht genug bekannt seyn; denn es findet sich in dem 59ten Stück der hannöverischen Anzeigen unter den Buchhändler-Nachrichten eine preisende Ankündigung von des Conducteurs Lange unrichtigen Vorstellung mit dem lächerlichen Zusatze: daß der ganze Bau dieser Mühle, mit Haus und allem Zubehör, nach der Garantie des Erfinders, nicht höher als 500 Rthlr. zu stehen kommen würde.

Derjenige, welcher dieser unsicheren Garantie trauen wollte, würde sehr getäuscht werden. Hat Jemand Lust 1 Rthlr. 8 ggr. wegzuwerfen, der kann dafür auf 2 Bogen Text und einem Bogen Kupferstich die wieder aufgewärmte Grille finden, daß ein oberschlächtiges Wasserrad Pumpen in Bewegung setzen soll, die das herunterfallende und in einem Reservoir sich sammelnde Wasser in ein über dem Rade befindliches Bassin treiben sollen, aus welchem es wieder auf das Rad fallen, und so die Bewegung fortdaurend unterhalten würde.

Jeder Anfänger in der Hydrostatik, der nur einige Begriffe von den Gesetzen der Schwere hat, muß es einsehen, daß es eine Unmöglichkeit ist, die schon zu große Last der Pumpen durch das herunterfallende Wasser zu heben; viel weniger geht es an, mit diesem stillstehenden Rade zwei Mühlengänge oder andere Maschinen in Bewegung zu setzen.

Müller und andere Fabrikunternehmer, denen diese Einsichten mangeln, werden deswegen hiemit gewarnet, keine vergebliche Kosten an solche unnütze Versuche zu wenden.

Lüneburg. J. A. Dinglinger.

Hannöverisches Magazin.

64tes Stück.

Montag, den 10ten August 1801.

Durch welche Mittel kann der Gartenbau oder Gewinnung der Gartenfrüchte auf den Dörfern am kräftigsten bewirkt werden?

(Fortsetzung.)

Wenn auch die Verbesserung des Gartenbaues im Anfange mit einem Kostenaufwande verbunden seyn würde, um in den Häusern die nöthige Einrichtung zu machen, so würde auch solcherwegen, besonders in den Churbraunschweigischen Staaten, auf eine huldreiche Unterstützung des auf Vermehrung des Wohlstandes der Unterthanen so gnädig aufmerksamen Landesherrn, mittelst der bekannten preiswürdigen Vorsorge Königl. Churfürstl. Cammer zu rechnen seyn. Dagegen aber möchte darin, daß in einigen, sowohl inländischen als auswärtigen Dörfern der Gartenbau bereits mit Vortheil getrieben werde, der Beweis liegen, daß andere Dörfer nur durch unüberwindliche Hindernisse davon abgehalten seyn müssen, da solche nicht einmal durch das, den übrigen Landleuten wohlbekannte und sehr zu empfehlende Beispiel zur Nachfolgung gehoben werden können. Denn so schwer sonst jeder a priori geführte Beweis bei den Landleuten Eingang zu finden pflegt, und sie denselben, mit Beziehung auf ihre Lage, gewöhnlich die exceptio conclusionis a posse ad esse entgegen setzen; so leicht pflegen sie sonst durch den bei andern Landleuten geschehenen glücklichen Erfolg zur Nachfolgung geleitet zu werden. Daher hat es auch keiner Ermunterung bedurft, um den vorhin ihnen unbekannt gewesenen Anbau der Kartoffeln, der Futterkräuter, und das vorhin bei ihnen für unthunlich gehaltene Aufziehen der Füllen auf dem Stalle zu versuchen, vielmehr haben sie es auf das empfehlende Beispiel ihrer Nachbarn sehr bald versucht, nützlich gefunden, und mit so vieler Thätig-

keit in Ausübung gebracht, daß schon an vielen Orten wegen des überhand genommenen Anbaues der Kartoffeln und Futterkräuter auf dem Ackerlande gerichtliche Klagen entstanden sind, und remedirende Gesetze haben gegeben werden müssen. Daher ist es auch wahrscheinlich, daß bereits die mehrsten Landleute auf das von andern Bauern ihnen gegebene Beispiel, den Gartenbau in den Dörfern zu vergrößern gesucht, vielleicht aber zu beschwerlich oder nicht vortheilhaft gefunden, sondern den Satz bestätigt haben, daß, wie bei den Collecten, eben so bei den Gewerbesarten, sich die Auswahl, nach festgesetzten Regeln nicht bestimmen lasse, und so, wie bei den Collecten, die Erfahrung bestimmen müsse, ob dem physiokratischen System, oder dem Licent und Impost der Vorzug gegeben werden könne, eben so bei den Nebengewerben die Erfahrung zu entscheiden habe, ob Flachsbau und Linnenhandel, oder der Gartenbau den Landleuten vortheilhafter sey. Weil nemlich die Nebengewerbe der Landleute, nach Verschiedenheit des Commerzes in den Städten, in den Provinzen u. Ländern keine allgemeine Convenienz haben können, so pflegen sie auch nur da, wo sie gut genährt werden, am besten zu gedeihen.

Jeder kleine damit gemachte Versuch pflegt daselbst schon zu gerathen, sich zu erhalten, zu verbessern, und einer wohlthätigen, mit dem Boden harmonirenden Pflanze zu gleichen, welche ihren tüchtigen Saamen dem empfänglichen Boden zu gedeihlicher Aufnahme mittheilt. Von dieser Harmonie des Nebengewerbes mit den örtlichen Umständen kann es eine Folge seyn, daß in der Gegend bei Erfurt und in der von den Bergstädten auf dem Harz nicht weit entlegenen Gegend, auch in den vier Landen und andern nicht weit entfernten Orten von Hamburg der Gartenbau auf vielerlei Art, ohne alle Beförderungsmittel, zu sehr großer Vollkommenheit gebracht ist, weil die sich damit nähernden Landleute gefunden haben, daß zu ihrer Subsistenz oder Bequemlichkeit des Lebens, weder Ackerbau noch ein anderes Nebengewerbe ihnen dasjenige verschaffen könne, was sie von dem merkantilischen Nebengewerbe des Gartenbaues bekommen. Und daher möchte sich erklären lassen, warum in den bergichten Gegenden jenseit der Werra, wo die letzten Versuche des Weinbaues in Deutschland aufhören, die zum Ackerbau unbequemen Anhöhen neben den Weinstöcken auch mit Obstbäumen und Gartengewächsen mit vielem Vortheil bepflanzt werden. Ferner möchte wohl auch daher in dem sehr fruchtbaren Thale diesseits der Werra bis an die Rume und weiter bis dahin, wo die fruchtbare Leine die Hauptstadt des Landes durchströmt, wo der Ackerbau blühet, wo Flachsbau, Garn- und Linnenhandel, auch Wollspinnerei den Landmann ernährt, die Vermuthung entstehen, daß von dem in dieser

Gegend

Gegend den Einwohnern der Städte überlassenen Gartenbau für die Dorfeinwohner kein großer Vortheil zu erlangen gewesen seyn müsse.

§. 10.

Versuchsmittel zur Beförderung des Gartenbaues in den Dörfern.

Es kann indessen in vielen Dörfern neben dem daselbst eingeführten Nebengewerbe mit Flachsbau und Linnenweben der verbesserte Gartenbau noch oft seine Stelle finden, auch kann bei der vorgelegten Frage die Absicht nicht seyn, den Gartenbau auf einmal bei allen Dorfeinwohnern auf einen andern Fuß zu setzen, sondern es kann vorerst genug seyn, wenn damit nur bei einigen der Anfang gemacht, und wenn es diesen damit glückt, den übrigen der Vortheil der Nachfolgung überlassen werde. Auch können noch viele Dörfer seyn, in welchen es an einem bereits bewährt gefundenen Nebengewerbe mangelt, und welchen daher, um dem Mangel abzuhelfen, die Verbesserung des Gartenbaues empfohlen werden kann, gleichwie auch noch der Fall über ist, daß der auf den Dörfern jetzt übliche mangelhafte Gartenbau verbessert und ergänzt werden soll.

Wenn bloß auf das letzte, und zwar ohne die Erfahrung dabei zu Rathe zu ziehen, gesehen werden könnte, so würde dem vernachläßigten Gartenbau am leichtesten durch den Vorschlag abgeholfen werden können, den Landleuten mit Nachdruck zu befehlen, nach Vorschrift der jetzt in vielen Kalendern bekannt gemachten Regeln, die in jedem Monat vorfallende Gartenarbeit zu besorgen, und dabei den Dorfeinwohnern die für ihre Gärten benöthigten Obstbäume aus den herrschaftlichen Plantagen mitzutheilen, da es denn, wie viele glauben, nicht fehlen kann, daß etwa nach 6 Jahren sich gewiß ein Ueberfluß an Obst und Gartengewächsen zeigen, und der Bauer seine monatlichen Abgaben mit dem Obst- und Gartengewächshandel wird bestreiten können.

Es wird aber erlaubt seyn, dawider mit Grund einzuwenden: 1) daß obige Gartenkalender-Vorschrift einen bereits organisirten Garten voraus setze, der keiner Einrichtung mehr bedürfe, sondern bei welchem nur die auf einander folgende Arbeit in gehöriger Ordnung besorgt werden müsse; 2) daß das Mittheilen der mangelnden Obstbäume aus den herrschaftlichen Plantagen auf keine Weise zu empfehlen seyn könne. Es pflegen nemlich solche in einem fruchtbaren, lockern und mit Fleiß zubereiteten Boden angezogenen Obstbäume in einem mit Gras bewachsenen, steinigen, lehm- und thonartigen, kaltgründigen und unbebauten Boden der Gärten in den Dörfern nicht fortzukommen, wie solches vielmals die Erfahrung bestätigt, weil die Landleute das Beschneiden solcher Obstbäume an der Krone und an den Wurzeln nicht verstehen, sondern nach dem bei ihnen

fortdauernden Vorurtheil, mit vollen Zweigen und sämmtlichen Stamm- und Haarwurzeln pflanzen, und dadurch sehr oft das Absterben der Obstbäume veranlassen.

Und wenn auch bei einigen Bäumen der Erfolg glücklicher seyn würde, so ist doch dieses Mittel, das Anziehen der Obstbäume in den Dörfern zu befördern, theils unvollkommen, theils unsicher, und es möchte dagegen rathsamer seyn, bei den Vorschlägen zur Beförderung des Gartenbaues darauf zu sehen, wie die Landleute 1) theoretische und praktische Kenntniß vom Gartenbau erlangen können, und 2) auf welche Art bei ihnen die Gelegenheit zum vortheilhaften Absatz ihrer Gartenfrüchte befördert werden möge.

Niemand wird es in Zweifel ziehen, daß, so lange die Landleute solche Kenntniß nicht haben, bei ihnen alle Mühe, den Gartenbau zu befördern, vergeblich seyn werde; dagegen aber wohl fragen, durch welche Mittel die Landleute zu solcher Kenntniß gelangen können. Daß es schwer halten werde, die jetzt schon eingerichteten Hauswirthe in den Dörfern von der ihnen zur Gewohnheit gewordenen Vernachläßigung des Gartenbaues und von dem wider das Gewerbe eines merkantilischen Gartenbaues gefaßten Vorurtheile abzubringen, wird niemand leugnen, und es vielleicht für zweckmäßiger halten, wenn man jetzt mit der Beförderung des Gartenbaues bei den Kindern anfinge, in ihnen Lust und Liebe zum Dinge erweckte, und es hiernächst, wenn sie Hausherrn seyn werden, ihrer Bemühung überlasse, den Hindernissen, welche ihren Vätern unüberwindlich geschienen, abzuhelfen. Da solches aber auch, so lange der Widerspruch der Eltern nicht gehoben wäre, viele Hindernisse finden könnte, so möchte es am sichersten seyn, die Beförderung des Gartenbaues mit beiden zu versuchen, und zu dem Ende den synthetischen Unterricht mit dem analytischen zu verbinden. Bei den ersten würde es anfangs darauf ankommen, sie von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Verbesserung des Gartenbaues zu überzeugen.

Zu dem Ende würde es nothwendig seyn, durch ein Landesgesetz nicht allein die Aufmerksamkeit des Landmannes auf die Beförderung des Gartenbaues zu erregen, sondern ihnen auch den daraus entstehenden Vortheil mit Gewißheit darzustellen. Die Landleute, welche nicht nach Grundsätzen, sondern nach der Erfahrung zu handeln gewohnt sind, müssen überzeugt werden, daß der in den Dörfern zu verbessernde Gartenbau für das Wohl des Landes nothwendig und für jede Haushaltung der Dörfer vortheilhaft sey, in welcher Absicht die anzuführenden Beispiele in- und ausländischer, durch den Gartenbau in Wohlstand gesetzter Dörfer, die

Kraft

Kraft der Ueberzeugung sowohl vollenden, als auch durch die aus der Sache selbst an die Hand gegebene Weisung, sich nach der Wahrheit, nach den Ursachen und der Größe des in den angeführten Beispielen enthaltenen Vortheils erkundigen zu können, Liebe und Vertrauen für das Gesetz vermehren werden.

Zu dem Ende, 2) da den Landleuten der Handel mit Baumfrüchten bekannter, als der mit Gartengewächsen ist, auch nach der Erfahrung der Anbau der Obstbäume, wegen der damit verbundenen mindern Mühe und leichtern Absatz, sich ihnen mehr als der übrige Gartenbau zu empfehlen pflegt, würde es die vorhabende Absicht wahrscheinlich befördern, in solchem Gesetz zu befehlen, in jedem Dorfe einen schicklichen Theil des Gemeindeangers zur Bepflanzung mit Obstbäumen in der Maaße ausweisen zu lassen, daß zur Vermeidung wegen des über die Vertheilung leicht entstehenden Vorzugsstreites, auf solchen Platz, nach der Reihe, worin die Häuser der zur Gemeinheit interessirten Einwohner in der Brandcasse numerirt sind, jedem zum ersten Versuch 15 Quadratruthen neben einander so angewiesen würden, daß jeder Baum 24 Fuß von einander mithin auf den angewiesenen 15 Quadratruthen 10 gute Obstbäume nach der regula quincunx gepflanzt, und jedem Pflanzer für sich und seine Erben das Eigenthum dieser Bäume zugesichert würde, der Grund und Boden aber, wenn dessen Eigenthums-Uebertragung Hinderniße fände, zur Hud und Weide verbliebe, welches um so weniger gegründeten Widerspruch finden könnte, als diese Plantage für eine Gemeinde von 50 zur Gemeinheit interessirten Einwohnern, nach dem geschehenen Vorschlag, nur einen Platz von 6 Morgen erfordern, solcher aber mit der für den Anfang schon beträchtlichen Zahl von 500 guten Obstbäumen besetzt werden, und durch dessen 24 Fuß weite Bepflanzung theils der Hud und Weide unschädlich, theils dem Ertrage solcher Bäume sehr vortheilhaft seyn, auch nach den Umständen sowohl der Platz vergrößert, als auch einige Baumarten, als Pflaumen u. Zwetschen, dichter gepflanzt werden könnten.

Um aber auch 3) den übrigen Gartenbau zu befördern, würde es zuträglich seyn, den neuen Anbauern, womit die Einwohner der Dörfer von Zeit zu Zeit vermehrt werden, nur mit der Bedingung einen Platz auf der Gemeinheit anweisen zu lassen, daß der nach aufgeführtem Hause übrigbleibende Platz zum Obst- und Küchengarten bestimmt und der Anbauer verpflichtet werde, den Gartenbau als Nebengewerbe zu treiben.

Damit aber 4) diese und andere Einwohner des Dorfs von der Anlegung und Verbesserung der Obst- und Küchengärten die nöthigste Kenntniß erlan-

erlangen könnten, möchte es den gröſsten Nutzen haben, dem vorbenannten Gesetze eine faſsliche, dem Haushalt der Landleute angemessene, und für den Gartenbau in den Dörfern anwendbare Instruction in der Maaße anzuhängen, daß jeder Landmann daraus seine bisher in dem Gartenbau begangenen Fehler beurtheilen, und die Mittel zur Verbesserung erlernen könnte.

Da aber 5) zur Beförderung dieser Absicht die nachtheiligen, in den Dörfern vorhandenen Beispiele so viel wie möglich entfernt werden müßten, so möchte es nothwendig seyn, daß den im Dorfe wohnende Prediger in Verbesserung des Gartenbaues den Einwohnern ein belehrendes Muster zu geben verpflichtet, und dessen jetzt oft nur zu sehr widersprechendes Beispiel gehoben würde. Es sind nemlich die Gärten der Landprediger oft in einer solchen sich auszeichnenden üblen Verfassung, daß man schon oft von weiten den Garten des Predigers erkennen kann. Wie viel ein solches Beispiel auf die übrigen Einwohner wirken müsse, möchte eben so wenig einer Ausführung, als im Gegentheil des Beweises nöthig haben, daß ein von dem Prediger im Dorfe mit Fleiß und Ordnung besorgter Gartenbau und damit verknüpfte Vortheil, die sonst auf des Predigers Haushaltung achtende, und wenn solcher etwas gutes einbringt, neidische Einwohner zur Nachahmung anzutreiben pflege.

Sonderbar möchte es dabei scheinen, daß die Vernachläßigung des Gartenbaues sich mehr bei den Consistorial- als Patrimonial-Pfarrstellen findet, wovon man zur Ursache angiebt, daß bei den letztern dem abgehenden Prediger oder dessen Erben die auf den Gartenbau verwendeten Melioramente nach dem zeitigen Werth vergütet, bei den Consistorialpfarren aber es damit anders gehalten würde. Welche Bewandniß es aber damit haben mag, so ist an der Wahrheit dieser in vielen Orten geltenden Observanz nicht zu zweifeln, und dabei gewiß, daß, so lange durch selbige die Prediger in den Dörfern von Verbesserung ihrer Officialgärten abgehalten werden, sie damit den übrigen Dorfeinwohnern kein empfehlendes Beispiel geben, vielmehr der Gartenbau in den Dörfern von der nöthigen Verbesserung abgehalten, und auch andere Irrungen veranlaßt werden können.

Wenn nemlich der Vorschlag, einen Theil der Gemeinheit nach dem Beispiel anderer in- und ausländischen Dörfer mit guten Obstbäumen zu bepflanzen, Beifall finden sollte, mithin auch der Prediger, als Besitzer einer zur Gemeinheit interessirten Feuerstelle, einen Theil von der Dorfsplantage bekommen und verbunden seyn würde, seinen Platz mit Obstbäumen zu bepflanzen, so möchte derselbe mit Beziehung auf oben benannte Observanz sich dessen weigern und

vorge-

vorgeben, daß er wegen Vergütung der darauf zu verwendenden Kosten nicht gesichert wäre.

Es würde also die Aufhebung dieser Observanz, außer andern Ursachen, auch zur Vermeidung des vorbenannten Umstandes zu wünschen seyn, damit der Prediger im Dorfe solcherwegen nicht gehindert würde, an der Beförderung des Gartenbaues Theil zu nehmen, zumal da die Pfarrstellen auf dem Lande nicht allemal so dotirt sind, daß der darauf angesetzte Prediger nicht nöthig hätte, sich um eine anständige Verbesserung seiner Einnahme zu bemühen, welche theils aus dem mit größerer Sorgfalt getriebenen Gartenbau selbst, theils aus einem andern darauf abzielenden Beförderungsmittel erfolgen könnte.

Es würde nemlich 6) der Beförderung des Gartenbaues sehr vortheilhaft seyn, wenn für die drei ersten, welche in jeder Gemeinde, nach dem Inhalt der oben benannten gesetzlichen Vorschrift, ihren Gartenbau verbessert, und etwa nach vier Jahren über dessen Wahrheit und wahrscheinliche Dauer, und zwar zur Vermeidung aller besorglichen Begünstigung, sowohl von der Obrigkeit des Dorfs, als auch des Orts, wo die Gartenfrüchte verkauft worden, ein gerichtliches Attest beigebracht hätten, eine verhältnißmäßige Prämie von 5, 10 oder mehrern Thalern zugesichert werden könnte.

Man sollte glauben, daß bei den Landleuten, wenn sie zur Erlernung des Gartenbaues belehrende Vorschrift bekommen, sodann von dem Vortheil desselben den nöthigen Unterricht empfangen, und zur Ausübung sowohl zweckmäßige Unterstützung, als auch Belohnungsversprechung erhalten hätten, daß es ohne guten Erfolg nicht bleiben, mithin die obenbenannten verschiedenen Hindernisse gehoben, und die zur Beförderung des Gartenbaues gethanen Vorschläge bald ausgeführt werden könnten. Weil aber doch von einer neu angelegten Obstbaumplantage nur nach gedeihlichem Wachsthum der Bäume, mithin etwa erst nach 8 bis 10 Jahren ein beträchtlicher Nutzen erfolgen könnte, so möchte der Anlegung derselben für die jetzt lebenden Hauswirthe kein langer Aufschub mehr zu verstatten, dagegen aber wohl zu befürchten seyn, wenn den Dorfseinwohnern die Wahl der Bäume überlassen würde, daß die mehrsten alle Kosten scheuen und nur solche Obstbäume pflanzen möchten, welche zwar die Reihe voll machen, jedoch kein zum vortheilhaften Verkauf annehmliches Obst bringen würden.

Es möchte also den Landleuten die Wahl der zu pflanzenden Obstbäume anfangs nicht überlassen werden können, jedoch alsdenn die Frage entstehen, woher die erforderlichen brauchbaren Obstbäume zur Anpflanzung genommen werden sollten. Sollte man wider

wider Verhoffen wieder auf den Vorschlag fallen, solche Obstbäume aus den herrschaftlichen Plantagen oder aus den Gärten der Beamten zu nehmen, deren Gärtner sich mit Anziehung guter Baumschulen wahrscheinlich abgeben, so möchte damit noch nicht alles ausgerichtet seyn. Es kömmt hiebei nicht bloß auf den Vorschlag, sondern auch auf den wahrscheinlichen Vorrath solcher Bäume an, welcher in kurzer Zeit schwerlich für alle Dörfer eines Fürstenthums, geschweige eines größern Landes, angeschafft werden, auch wegen der oben angeführten Ursachen für eine Dorfsplantage von schlechtem Boden oft völlig unbrauchbar seyn kann, wie solches ein ähnlicher Versuch, und eine damit vor aller Augen dargestellte Erfahrung mit den aus den Gärten genommenen, und auf die Berme der Chaussee gepflanzten Obstbäumen bestätigen wird.

Es würde also den Erfolg haben, daß die mit den vorbenannten gelieferten Obstbäumen angelegten Dorfsplantagen sehr bald entstehen, dagegen aber auch sehr bald wieder absterben, oder doch eine Sammlung elender und kränklicher Obstbäume darstellen würden, welches allemahl nur zu oft bei verpflanzten Obstbäumen der Fall zu seyn pflegt, welche aus einem lockern und fruchtbaren Boden gehoben, weit versendet, und nicht gleich mit gehöriger, und den Gärtnern bekannter Vorbereitung wieder verpflanzt, dagegen aber, wie gewöhnlich von dem Frost im Herbste, oder starker, früh eingetretener Trockniß beschädigt, und in einen heterogenen Boden gesetzt worden.

(Der Schluß folgt.)

Anfrage.

Wird von dem im Bremischen und Oldenburgischen durch vieles Mohr- und Torfbrennen veranlaßten Rauch die Luft sehr verunreinigt, und kann derselbe der menschlichen Gesundheit schädlich seyn?

Hannöverisches Magazin.

65tes Stück.

Freitag, den 14ten August 1801.

Durch welche Mittel kann der Gartenbau oder Gewinnung der Gartenfrüchte auf den Dörfern am kräftigsten bewirkt werden?

(Schluß.)

Es würde von größern Nutzen seyn, wenn für die Dorfs-Obstbaumplantagen auch in den daselbst angelegten Baumschulen Stämme angezogen würden, und die Einwohner dazu selber Hand anlegen müßten. Denn dadurch würden

1) die sonst wegen des Transports von entfernten Baumschulen entstehende Kosten und andere Hinderniße wegfallen, auch

2) die wegen des verschiedenen und den Pflanzbäumen nicht zuträglichen Bodens sonst entstehende Bedenken gehoben seyn, wie auch

3) die Einwohner der Dörfer genöthigt werden, die zum Anziehen und Verpflanzen junger Obstbäume nothwendige Kenntniß zu erlernen, weil ohne solche theils die Dauer der Plantage nicht zu erhalten, theils ein wesentlicher Theil des Gartenbaues und davon zu ziehenden Gewinns, nemlich junge Bäume verkaufen zu können, und nicht zu eigenem Bedürfniß ankaufen zu müssen, nicht zu bewürken ist; gleichwie auch

4) alsdenn die für eine Dorfsobstbaumplantage zuträgliche Obstbaumsorten besser angezogen, als aus den fremden kunstmäßig eingerichteten Baumschulen mitgetheilt zu werden pflegen.

Denn nicht zur Beförderung des auch mit den Baumfrüchten bereits in den Städten eingetretenen, aber auf den Dörfern sehr entbehrlichen Luxus, sondern zur Beförderung eines zweckmäßigen Nutzens in der Haushaltung, muß die Baumzucht auf den Dörfern eingerichtet werden.

Es gehören daher Pfirsichen, Aprikosen u. d. alle durch öftere Veränderung der Pfropfreiser und Oculirknospen künstlich hervorgebrachte Baumarten in die Plantagen der Dörfer nicht, weil, nach der Erfahrung, solche Bäume theils zu vielen Krankheiten ausgesetzt sind, theils auch nicht so lange dauern, als diejenigen, welche von den Saamen rein gehaltener Baumarten gezogen, und durch Oculirknospen, oder Pfropfreiser derselben Art veredelt sind, und dürfen daher auch alle auf Speierlinge, Quitten, Weiß- und Schwarzdornen, oder auf ander wilde Stämme gleicher Art, gepfropfte oder oculirte Kirschen- Birn- Aepfel- und Zwetschenbäume, in den Dorfsobstbaumplantagen keinen Platz finden.

Es ist daher nothwendig, daß durch Pflanzen der Obststeine und Kerne in den Dörfern ordentliche Baumschulen angelegt, und sodann dem ersten Einwohner, welcher zum Pfropfen und Oculiren tüchtige Stämme angezogen hat, zu deren Veredelung aus der herrschaftlichen Obstbaumplantage, die Pfropfreiser mit der Bedingung mitgetheilt werden, daß er nach etlichen Jahren von den davon angezogenen Bäumen den übrigen Dorfseinwohnern wieder die nöthigen Reiser zum Pfropfen und Oculiren mittheilen soll.

Denn der Vorsatz, in einem oder zwei Jahren in allen Dörfern und in jedem Hause daselbst die Baumzucht und den Gartenbau verbessern zu wollen, würde ein sowohl unthunliches und übereiltes, als auch keine lange Dauer habendes Geschäft seyn, wogegen die nach und nach, durch anhaltenden Fleiß der Einwohner entstandene Verbesserung, unleugbaren grössern Nutzen und zweifelsfreie Festigkeit versprechen, obgleich solche nicht sobald, und auch nur durch wiederholte Versuche, zu bewirken seyn möchte.

§. 11.

Gleiche, wo nicht größere Schwierigkeit, möchte die Beförderung des übrigen Gartenbaues, bei den jetzt eingerichteten Hauswirthen in den Dörfern finden, da solche nicht ohne beträchtliche Veränderung ihres jetzigen Haushalts zu bewürken seyn kann. Aber gesetzt, daß durch genaue Befolgung der in Vorschlag gebrachten, auf die Beförderung des Gartenbaues abzielende Instruktion und durch Mitwürkung einer auszusetzenden Prämie, ein guter Erfolg zu hoffen wäre, so könnte alsdenn die Frage entstehen:

„Wenn der Gartenbau nach solcher Instruktion von allen Dorfseinwohnern mit Emsigkeit und gutem Erfolge betrieben würde, was sie mit den für ihren Haushalt nicht zu consumirenden Gartenfrüchten anfangen, und wo die von den großen Städten entfern-

„ferne Dörfer solche Früchte zu „verkaufen Gelegenheit finden „sollten?"

Es hat nicht die Absicht, die Dorfeinwohner wider ihren Willen zur Verbesserung des Gartenbaues zu zwingen, vielmehr durch Vorstellung und Unterstützung ihnen den daraus entstehenden Nutzen anschaulich zu machen, und sie durch Ueberzeugung des Vortheils zur Nachahmung aufzumuntern.

Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß im Anfange sich sehr viele Dorfeinwohner mit der Verbesserung des Gartenbaues abgeben und einen Ueberfluß der Gartenfrüchte veranlassen werden; vielmehr möchte die gegründete Sorge entstehen, wo man den ersten im Dorfe anfinden könne, welcher mit Lust und Liebe sich die Verbesserung des Gartenbaues wolle angelegen seyn lassen. So denn liegt zwar in der gewünschten Gartenbaues-Verbesserung die Absicht, daß die Landleute den Gartenbau nicht allein zur Unterstützung ihres Haushalts, sondern auch als ein Gewerbe des mercantilischen Verkehrs behandeln möchten.

Es bleibt aber doch das letztere allemal dem erstern untergeordnet, ob es gleich eine sichere Folge seyn wird, daß, je mehr die Landleute, den Gartenbau zum Besten des Haushalts zu nutzen, sich bemühen, sie mehrere Gelegenheit finden werden, ein oder das andere Produkt des Haushalts zu Gelde zu machen, wenn auch der verbesserte Gartenbau nur eine causa remota davon wäre, oder dafür angesehen werden könnte.

Gesetzt also, es würde an Gelegenheit fehlen, oder doch solche beschwerlich seyn, die grünen Gartenfrüchte mit Vortheil zu verkaufen, so ist dieses ein Ereigniß, welches den mit großem Ackerbau beschäftigten Oekonomen oft genug begegnet und sie ermuntert, die Gelegenheit zum Verkauf zu suchen, wenn sich solche nicht völlig finden läßt. Indessen können viele Gartenfrüchte, theils zum Unterhalt der Familie gebraucht, und dagegen ein oder das andere Consumtibile gespart werden, welches leichter einen Käufer findet; theils können die Gartenfrüchte zur Fütterung und zum Fettmachen des Viehes gebraucht und aus deren Verkauf ein angenehmes Kaufgeld gelöset werden; theils kann auch der verbesserte Gartenbau, und dadurch erlangte mehrere Kenntniß der Gartengewächse, schon an die Hand geben, ob, und auf welche Art viele Gewächse, welche in ihrer grünen Substanz, wegen Entfernung von den Städten, weder sogleich verkauft, noch gegen das Verderben geschützt werden können, durch Dörren oder Einsalzen, oder daß man die Hülsenfrüchte reif werden läßt, und zu einer beliebten Handelswaare zubereitet, genutzt werden mögen; das

übrigen, durch Veränderung und Versetzung, von den Gartengewächsen zu ziehenden Nutzens nicht zu gedenken.

Auf jeden Fall würde also die Absicht der Beförderung des Gartenbaues anfangs schon erreicht werden können, wenn dadurch für viele Bedürfnisse des Haushalts gesorgt werden könnte, und würden die Einwohner der Städte, falls sie von dem verbesserten Gartenbau in den Dörfern, es sey nun, um die Gartenfrüchte häufiger, besser, oder wohlfeiler zu bekommen, Nutzen ziehen wollten, auch ihrerseits den einländischen Bauern, zum guten Absatz, willige Hände bieten müssen.

Zu dem Ende könnte es in den Städten ein Gegenstand der Polizei werden, ob nicht von der Zeit an, daß die einländischen Dörfer für die benachbarten Städte hinlänglich gute Gartenfrüchte zu liefern im Stande wären, ihnen vor den auswärtigen Verkäufern der Gartenfrüchte ein Vorzugsrecht in der Maaße verliehen werden könnte, daß den auswärtigen Händlern, entweder nur an einem Tage in der Woche, oder an jedem Markttage nicht eher, als nach 10 Uhr des Morgens im Winter, und nach 11 Uhr im Sommer, der Verkauf ihrer Gartenfrüchte in der Stadt erlaubt, den einländischen Verkäufern aber damit ein uneingeschränkter Handel zugestanden seyn soll, welches für selbige, als ein vorzügliches Mittel, den Gartenbau zu befördern, angesehen würde; dabei aber von selber sich verstehen möchte, daß ihre Zufuhr der Gartenfrüchte, sie möchten in Trachten oder in beladenen Wagen bestehen, von der Naturalabgabe befreiet seyn müsse, welche in vielen Städten, die in den Thoren zur Wache bestimmten Personen von den zum Verkauf gebrachten Brennholz, Kohlen und Dielen, auch andern Sachen, zu nehmen befugt seyn sollen.

§. 12.

Wenn nun die hier zur Beförderung des Gartenbaues in den Dörfern angezeigten Vorschläge, jedoch mit Vorbehalt, daß solche theils nach den örtlichen Umständen, theils durch den Beitrag anderer, mit mehrerer Einsicht und Kenntniß begabter Männer, vollkommener gemacht seyn werden, der eingangs aufgeführten Frage einiges Genüge geleistet hätten; so würde nach der Erfahrung, daß aller Anfang schwer sey, der bereits oben angeregte Umstand annoch in Betrachtung kommen, wie diese vorgeschlagenen Beförderungsmittel des Gartenbaues in Gang gebracht, auch wirksame Hand ans Werk gelegt und in der Gemeinde der erste Mann ausfindig gemacht werden könnte, welcher nach der Wahrscheinlichkeit Lust und Liebe zur Beförderung des Gartenbaues haben, und auch dabei etwas nützliches zu leisten vermöchte.

Nach

Nach Erwägung aller Umstände, könnten dazu die Schullehrer im Dorfe, mit Hoffnung eines guten Erfolgs, in Vorschlag gebracht werden. Nach ihrer fast überall bekannten Lage können sie weder ihre ganze Zeit mit dem in der Schule zu gebenden Unterricht ausfüllen, noch von ihrem Gehalt und zufälligen Dienst-Emolumenten sich und ihre Familie ernähren; daher sie gewöhnlich auf ein Nebengewerbe bedacht seyn müssen, und zu solchem Ende fast überall ein Handwerk beiher treiben, oder wie solches in den Churbraunschweigischen Staaten viele Beispiele ergeben, bald sich um die Licent- und Impostschreiberstelle, oder um die Erlaubniß zum Hockenhandel im Dorfe bemühen, oder durch Copiren, Rechnungs- und Register-Verfertigungen, oder ähnliche anständige Arbeiten, einen Nebenverdienst zu verschaffen suchen.

Ob nun gleich in vielen andern, auch in den Churbraunschweigischen Staaten, durch gnädige Vorsorge des Landesherrn, auf Verbesserung des Gehalts der Schullehrer in den Dörfern Rücksicht genommen, und ihnen zu solchem Ende die freie Nutzung einiger Länderei gewährt ist, so pflegen sie doch selten diese Länderei, wegen mehrerer bei ihnen zusammenkommenden Hindernisse, selber zu nutzen, sondern selbige zu verpachten.

Da solches aber der bei dieser Verfügung höhern Orts gehabten Absicht kein völliges Genüge leistet, so würde es die Schullehrer in den Dörfern nicht beschweren, sondern ihnen vortheilhaft seyn, wenn sie diese, gewöhnlich zum Ackerbau belegene Länderei, durch höhern Orts Verfügung zur Beförderung des Gartenbaues als Gartenland zu nutzen, folglich solches Land mit Zäunen, Planken, oder Hecken einzuschließen berechtigt, oder, um solche vielleicht zu weit vom Dorfe belegene Länderei, gegen anderes, an besserer Stelle belegenes Land zu vertauschen, oberlich unterstützt, dabei aber verpflichtet würden, solche Länderei ohne Weigerung zur Anziehung der Obstbäume und Gartengewächse einzurichten.

Bei dieser Einrichtung muß man bei ihnen eine Kenntniß des Gartenbaues voraussetzen, und diese würde man an vielen Orten, besonders aber in den Churbraunschweigischen Staaten, bei jedem neuerer Zeit in den Dörfern angestellten Schullehrer, mit Recht voraussetzen können, da sie theils die praktische Kenntniß des Gartenbaues, während der Zeit ihres Aufenthalts in dem berühmten Seminar zu Hannover, zu erlernen lehrreiche Gelegenheit gehabt haben, theils ihnen auch, da sie in solchem Seminar gute Bücher mit Nutzen zu lesen angeführt worden, nicht schwer seyn kann, sich mit der, in so vielen vortrefflichen Büchern ausgeführten Anweisung zum Gartenbau, bekannt zu machen.

Und

Und daher möchte es zur Beförderung des Gartenbaues mitwirken, da doch, wie gezeigt ist, jeder Schullehrer in den Dörfern ein Nebengewerbe haben muß, wenn kein Schullehrer in den Dörfern angestellt würde, wenn er nicht Lust und Neigung zum Gartenbau hätte, und außer den nothwendigen Kenntnissen im Religionsunterricht, Catechisiren, Rechnen und Schreiben, auch von seiner in Anziehung und Veredelung der Obstbäume und übrigen Gartenbaues praktischen Geschicklichkeit und gezeigten Uebung, zuverlässige Attestate beibringen könnte.

Auch ist dieses Nebengewerbe von der Art, daß es sich mit ihrem Stande sehr gut verbinden läßt. Da ihnen nemlich durch das ihrem Dienst beigelegte und zum Gartenbau einzurichtende Land, die Gelegenheit, sich auf Verbesserung des Gartenbaues zu legen, sehr erleichtert wird; so muß es ihnen, außer der dabei habenden sichern Hoffnung, ihre Einnahme zu verbessern, eine angenehme Beschäftigung seyn, an jedem Tage, nach geendigtem, mit Stillsitzen verbundenem Unterricht, in dem Gartenbau eine ihrer Gesundheit zuträgliche und zum Nebengeschäfte anständige Arbeit zu finden; so wie auch solche, von ihrer Officialarbeit leicht getrennt, und derselben unnachtheilig bleiben kann.

Es können nemlich die Schullehrer die zum Gartenbau erforderliche Arbeit während des Schulunterrichts nicht treiben, mithin sich auch nicht der nöthigen Beobachtung der Scholaren entziehen, als wohl sonst zu geschehen pflegt, wenn der Schullehrer in den Stunden des Unterrichts, zugleich sein Nebengeschäft als Licentschreiber, Copist oder Hockenkrämer, oder als Schneider besorgt, und dadurch bei den Schulkindern zu vieler Zerstreuung Anlaß giebt.

Besonders aber müßte es den Schullehrern, welche sich von einem würdigen Trieb der Ehre leiten lassen, angenehm seyn, wenn sie, da es jetzt auf die Verbesserung des Gartenbaues in den Dörfern angesehen ist, zu deren Beförderung einen sehr mitwirkenden Beitrag leisten, auch ihre Officialpertinenzen durch Gartenbau besser nutzen können, als es in dem Ackerlandszustande geschehen können, wobei ihnen, da sie selber kein Spannwerk zu halten vermögend sind, die Gelegenheit, den Acker zu bestellen und die Früchte davon einzufahren, oft sehr beschwerlich gemacht werden kann. Dagegen würden sie ihren Vortheil mehr befördern und dem gemeinen Besten nützlicher seyn können, wenn sie sich der Verbesserung des Gartenbaues befleißigen und ihre davon erlangte theoretische und praktische Kenntniß den Schulkindern am Schluß des täglichen Unterrichts, jedoch von einseitigen, in die Augen fallenden Eigennutz und Mißbrauch der Hülfe der Schulkinder entfernt, mit-

mitzutheilen sich bemühen. Und so möchte es nicht schwer fallen, daß ihr zum Gartenbau bestimmtes Ackerland nach vorgängiger Befriedigung, mittelst des darauf zu verwendenden Fleißes, etwa in zwei Jahren zu einem nützlichen Garten eingerichtet, und vielleicht in sechs bis acht Jahren darin eine angezogne, durch Pfropfen und Oculiren veredelte Sammlung der brauchbarsten Obstbäume in solcher Anzahl zu Stande gebracht werden könnte, daß aus solcher eine Dorfsobstbaumplantage versehen, und zugleich ein Muster eines gut eingerichteten Küchengartens hervorgebracht würde.

Wenn alsdenn der Nutzen, welchen der Besitzer dieses Gartens für seinen Haushalt, und durch den Verkauf der Obstbäume und übrigen Gartenfrüchte jährlich zu vermehren Gelegenheit haben kann, den übrigen Dorfseinwohnern offenbar wird, und die Kinder der Einwohner mit der Kenntniß des Gartenbaues und dabei anzuwendenden eigenthümlichen Handgriffe sowohl bekannt, als zu deren Anwendung in ihren eigenen Gärten ermuntert werden, so möchte sich kaum an der Beförderung des Gartenbaues in den Dörfern mehr zweifeln lassen; vielmehr mit Gewißheit zu erwarten seyn, daß die übrigen Dorfseinwohner den Vortheil eines verbesserten Gartens allein in den Händen des Schullehrers nicht lassen, sondern, wäre es auch nicht, um an dem darüber zu erwartenden Ruhm, als vielmehr, um an dem davon zu ziehenden Gewinn Theil zu nehmen, sich bestreben werden, mit Ablegung des bisher wider den einträglichen Nutzen des Gartenbaues gehabten Vorurtheils, oder Geringschätzung, neben dem Ackerbau die verbesserte Gartenkultur zu einem vortheilhaften und angenehmen Nebengewerbe zu machen.

Vorschlag zur Sicherung gegen die Hundeswuth.

Es hat der Hr. Prediger Paulus zu Rinteln eine kleine Schrift herausgegeben, die folgenden Titel führt: „Die einzige Ursache der Hundeswuth „und die Mittel, dies Uebel ganz aus„zurotten. Rinteln 1798, gedruckt „bei A. H. Bösendahl." Der Herr Verfasser, der als hessischer Feldprediger den Feldzügen in Nordamerika beigewohnt, und daselbst erfahren hat, daß man dort nichts von tollen Hunden gewußt habe, daß man aber auch dort die Hunde ganz anders behandle, als sie bei uns behandelt werden, glaubt, die Ursache des fürchterlichen Uebels der Hundeswuth nach seinen Untersuchungen und Beobachtungen höchstwahrscheinlich bloß in der schnellen Abwechselung von großer Hitze mit großer Kälte zu finden.

Die-

Diejenigen Hunde bei uns, die am mehrsten toll werden, die der Landleute und Schäfer, müssen gemeiniglich des Nachts außer dem Hause in der Kälte sich aufhalten, wo diese armen Thiere oft ohne allen Schutz gegen die Strenge der Witterung sind. Die guten Landleute glauben nemlich, daß sie so am besten ihr Eigenthum gegen Diebe sichern können; aber sie wissen nicht, daß Diebe auch Mittel kennen und haben, den bellenden Hund zu stillen.

Zur Schadloshaltung für dieses harte Ungemach erlaubt man dem von Kälte erstarrten Hunde, am Tage gewöhnlich, unter den heißen Ofen zu kriechen: welchen unnatürlichen Aufenthalt er denn am Abend wieder mit einem entgegengesetzten, eben so unnatürlichen Aufenthalte, ohne Obdach und Lagerstätte in der Kälte, schnell verwechseln muß.

Kann aus dieser, der Natur höchst unangemessenen Abwechselung etwas Gutes folgen? und haben wir nicht Grund, in ihr die Ursache der Hundswuth wenigstens zu muthmaßen?

Wäre es also, auch um der bloßen Wahrscheinlichkeit willen, nicht schon rathsam, die Behandlungsart der Hunde dahin abzuändern, daß man sie am Tage durchaus nicht unter dem heißen Ofen liegen ließe, bei Nacht hingegen ihnen einen Platz im Hause vergönnte, wo sie hinlängl. Schutz gegen die strengste Kälte haben könnten?

Hr. P. Paulus empfiehlt zu diesem Zweck folgende Vorkehrungen:

1) In jeder Wohnstube muß ein etwa 3 Schuh hohes Stacket um den Ofen so gestellt werden, daß es an jeder Seite desselben 1 Schuh weit davon entfernt bleibt. Hiedurch wird es den Hunden unmöglich gemacht, den Ofen so nahe zu kommen, daß die Hitze ihnen schaden könnte.

2) Sobald es Nacht wird, muß kein Hund aus dem Hause gelassen werden.

3) Damit der Hund des Nachts desto besser gegen die Wirkungen der strengen Kälte geschützt würde, müßte ihm ein seiner Größe angemessener Kasten besorgt, und solcher mit Stroh oder Heu angefüllt, in den wärmsten Winkel des Hauses gestellt werden. Dieser Kasten müßte oben bedeckt seyn und nur an einer Seite ein Loch haben, durch welches der Hund hineinkriechen könnte. Ein alter Backtrog oder Krippe würden leicht dazu einzurichten seyn.

Welche Wohlthat wäre es doch, wenn wir, durch so einfache Mittel, gegen eins der schrecklichsten Uebel uns sichern könnten!

Hannöverisches Magazin.

66tes Stück.

Montag, den 17ten August 1801.

Nachricht von einem Blitzableiter zu Rodewald.

So entschieden und bekannt in der gelehrten Welt der Nutzen der Blitzableiter ist, so selten ist der Gebrauch davon bei demjenigen Theile des Publikums, dem der Nutzen am leichtesten zu gute kommen könnte. Bekanntlich trifft der Blitz keine Art der Gebäude leichter, als die Thürme. Diese gehören selten als Eigenthum zu denjenigen Gebäuden, womit sie verbunden sind, sondern gemeiniglich ganzen Gemeinen, die denn bei ihrer Beschädigung nicht allein die Last der Ausbesserung zu tragen haben, sondern auch bei ihrer Entzündung jedes Mahl in die größte Gefahr gesetzt werden. Wo trifft man aber eine Gemeine an, die auf den Einfall gekommen wäre, sich gegen eine so häufige und große Gefahr durch das längst bewährt gefundene Verwahrungsmittel zu schützen? Es giebt gewiß hievon mancherlei Gründe, die ich hier nicht auseinander zu setzen willens bin. Vielleicht ist aber zu hoffen, daß vorangehende Beispiele einer und der andern Gemeine unter mehrern eine gewisse Aufmerksamkeit erregen, und diese allmälig zu gleichen Versuchen reizen werden; so wie das Beispiel eines einzigen Bauersmanns viele der übrigen dieses Orts bei einer antretenden Blatterngefahr zur Erwählung der Kuhpocken bewog. Ich verspreche mir deswegen gütige Aufnahme einer Nachricht, die ich hier von der Anlegung eines Blitzableiters an dem hiesigen Kirchthurm ertheile. Von der besondern Beschaffenheit dieses Thurms habe ich nichts weiter zu sagen nöthig, als daß er 160 Fuß hoch, an der Spitze ungefähr auf 6 Fuß mit Kupfer bedeckt, übrigens mit einer eisernen Helmstange, einer Windfahne und einem metallenen Knopfe versehen ist.

Am 5ten Junius 1800, Nachmittags um 2 Uhr, schlug ein Blitz darein, dessen Wirkung erst, wie gewöhnlich, von der Stelle an, wo sich

die kupferne Bedeckung endigte, sichtbar war. Zunächst hatte er die zum fernern Dache gehörigen Sparren und Schindeln bis auf ein Fensterloch, vor welchem die Schlaguhrklocke hängt, zerschmettert; alsdann war er an dem Uhrdrathe, den er hie und da angeschmolzen hatte, hinunter gelaufen, hatte die Uhr unbeschädigt gelassen, aber ein kleines vor der Uhrkammer befindliches Fenster und ein Bein des hölzernen Uhrgestells ganz zerschlagen, unter der Uhrkammer einen Ständer gespalten; nach Beendigung desselben so viel Steine von der Mauer abgerissen, daß die Thür des Thurms fest davon verrammt war, und endlich durch die Thür selbst seinen Ausgang genommen. Einer kleinen Entzündung an einem der Sparren, die sich nachher von selbst wieder gelöscht hatte, ist hier kaum zu gedenken. Aber Aufmerksamkeit mußte es erregen, daß dieser Blitz gerade dieselbe Seite des Thurms, dieselben Stufen und denselbigen Ausgang genommen hatte, die vor 23 Jahren bei einem gleichen Schicksale dieses Thurms bemerkt worden waren.

Da nun der Blitz beide Maßle den obersten Metalltheil und nachher alles, was sich in der Gesellschaft des Uhrdraths befand, unbeschädigt gelassen hatte, so ließ sich der Gemeine leicht begreiflich machen, daß, wenn entweder die obere sechsfüßige Metalldecke ganz am Thurme herunter ginge, oder der Uhrdrath oben, bis dicht an dieselbe hinauf und unten bis an die Erde herab reichte, und hiebei etwas mehr Dicke hätte, gewiß der Blitz sich an dieses Metall allein gehalten haben, und an demselben ohne alle Beschädigung der übrigen Theile des Thurms bis auf die Erde hinab gefahren seyn würde. Hieraus konnte aber leicht abgenommen werden, daß sich von einem Drath oder einer Streife Metall, die mit der obersten Metalldecke wohl verbunden, außen am Thurme bis auf die Erde herab ginge, ein gleicher Dienst erwarten ließe.

Eine öffentliche Vorstellung brachte wenigstens den größten Theil der Gemeineglieder hierüber zum Glauben, und es blieb die einzige Bedenklichkeit über, daß eine solche Ableitung die zur Ausbesserung des beschädigten Thurms schon erforderlichen Kosten noch um ein großes vermehren würde; eine Bedenklichkeit, die sehr natürlich war, weil man von einem Orte in der Nähe bei Anlegung eines Blitzableiters große Umstände bemerkt und von schweren Kosten gehört hatte.

Eine, nach Reimarusischen Grundsätzen gemachte möglichst genaue Berechnung konnte die Gemeine am besten zu einer richtigen Beurtheilung dieses Punkts führen.

Aus dieser Berechnung konnten aber heraus bleiben:

1) alle zur Bereitung einer Auffangungsstange erforderliche Kosten, weil

weil die vorhandene Helmstange in ihrer jetzigen Beschaffenheit sich zweimal als geschickt genug zum Auffangen des Blitzes gezeigt hatte;

2) die Bezahlung eines Hebezeugs und die Anschaffung eines Arbeitsstuhls, weil beides die Gemeine selbst schon besaß;

3) die Gehülfsarbeiten, welche besonders zum Auf- und Niederziehen des Arbeitsstuhls, imgleichen zur Herbeischaffung des Ableitungsmetalls aus einer benachbarten Stadt erfordert wurde, weil diese von der Gemeine selbst zu Bauerwerk verrichtet werden konnten.

Der übrige Anschlag, der auf eine Kupferstreife von 154 Fuß Länge und 3 Zoll Breite berechnet war, kam auf 29 Thlr. 30 gr. und wurde von der Gemeine angenommen.

Indeß veränderte sich dieser Anschlag bei der Ausführung, wiewohl nicht in den Kosten, doch in der Berechnung. Die Gemeine fand sich nemlich beim Ankauf des Metalls in Hannover bewogen, statt Kupfer, Blei zu nehmen, welches denn beinahe 10 Thlr. weniger als das Kupfer kostete. Dagegen wollte der Thurm-Zimmermann Bruns die Aufheftung des Ableiters nicht, wie man gemeint hatte, bei der, von oben bis unten vorzunehmenden Ausbesserung des Thurms heiläufig verrichten, sondern als ein besonderes Stück Arbeit mit 10 Thlr. bezahlt haben, welches denn bewilligt werden mußte.

Es wurden also 219 Pfund Mollenblei in eine 3½ Zoll breite Streife gehauen, mit der obersten Kupferdecke verbunden, und übrigens an dem Thurme herunter unmittelbar auf das Holz, an dem gemauerten Theile aber, weil es bequemer war, auf ein an der Mauer befestigtes Brett genagelt, und unten auf 8 Fuß gegen den Anfall der Thiere und muthwilliger Menschen mit einer Bekleidung von Eichenholz versehen.

Der baare Kostenbetrag hievon war folgender:

für 219 Pf. Blei	18	Thl.	10	gr.
= Nägel	—	=	12	=
= die Bekleidung am Fuße des Ableiters	1	=	—	=
= Mauerstifte, um die Bekleidung anzuheften	—	=	15	=
den Ableiter selbst aufzuheften	10	=	—	=
Summa	31	Thl.	1	gr.

Cassengeld.

H. A. Schumacher.

Ein Paar Worte über die Einimpfung der Kuhpocken.

Der Verfaſſer des Aufſatzes über die Kuhpocken (im neuen Hannöveriſchen Magazin vom 15ten Dec. 1800.) verlangt, daß zur ſchnellern und allgemeinern Verbreitung der Inoculation der Kuhpocken, dieſe aus den Händen der Aerzte heraus genommen werden, und daß jeder Vater ſein, jede Mutter ihr Kind inoculiren ſoll.

So vieles dies auf der einen Seite für ſich hat, und ſo ſicher der beabſichtigte Zweck dadurch erreicht würde, ſo ſchädlich iſt es auf der andern Seite der guten Sache geworden, und wird es noch mehr werden, wenn nicht zur Erreichung jenes Endzwecks bei der Inoculation ſelbſt die nöthige Vorſicht gebraucht wird.

Sobald jemand die Inoculation der Kuhblattern vornehmen ſoll, muß er auch die gehörige Kenntniß davon haben. Dieſe fehlt aber, wenigſtens bis jetzt noch, dem gemeinen Manne, und beſonders dem Landmanne; er verſteht es entweder bei der Inoculation ſelbſt, und das Kind bekömmt die Kuhpocken nicht, und wird vielleicht, ehe es gehörig inoculirt wird, ein Raub der wirklichen Blattern, oder er nimmt die Materie aus der Impfpuſtel zur unrechten Zeit, und inoculirt ſeinem Kinde die falſchen Kuhpocken. Von dieſem Kinde werden wieder andere inoculirt und ſo fort. Nach einiger Zeit kommen nun die wirklichen Blattern, und alle dieſe Kinder bekommen ſie. Sogleich wird es heißen: die Kuhpocken ſichern nicht vor den wirklichen Blattern. Dies Gerücht wird ſich weiter verbreiten, und am Ende, wenn dieſes an mehrern Orten geſchieht, wird niemand mehr die Kuhpocken inoculiren laſſen, und die gute Sache, die zum Glücke für die Menſchheit ſo gut im Gange u. ſchon ſo allgemein geworden iſt, wird auf einmal in Stillſtand kommen.

Daß dieſe Furcht nicht ungegründet iſt, habe ich leider dieſe Zeit, wo ich mehrern Aeltern die Inoculation der Kuhpocken um ſo dringender anrieth, da ſich die wirklichen Blattern hier zeigten, erfahren. Sie verſicherten nemlich, daß in verſchiedenen Dörfern, die ſie mir namhaft machten, und bei mehrern Kindern nach der Inoculation der Kuhpocken, a) die wirklichen Blattern entſtanden wären, und noch täglich entſtänden, und äuſſerten dabei, daß ſie nun ihren Kindern

a) Hier hatten zum Theil Chirurgen ꝛc. inoculirt. Wie ſoll es denn werden, wenn erſt der gemeine Mann es thut, ohne gehörige Kenntniß davon zu haben?

dern nicht noch vergebens eine Krankheit geben lassen wollten. Die Sache hatte ihre Richtigkeit, und es kostete nicht wenig Mühe, sie vom Gegentheile zu überzeugen und ihnen zu beweisen, daß die Schuld bloß an der fehlerhaften Inoculation gelegen hatte.

Es wäre daher sehr zu wünschen, daß bei der allgemeinern Verbreitung der Kuhpocken-Inoculation auch die rechte Art zu inoculiren allgemein bekannt würde, und dies ist, glaube ich, so schwer nicht; vorausgesetzt, daß sich jeder Arzt von dieser wichtigen Sache die gehörige Kenntniß verschafft hat.

Unmittelbar ist es dem Arzte nicht gut möglich, jeden die Inoculation und die dabei zu beobachtenden Vorschriften zu lehren, wohl aber mittelbar, und mich dünkt, am besten auf folgende Art: Er oder jeder dazu fähige Wundarzt unterrichtet die in seinem Bezirke wohnenden Prediger, b) zeigt ihnen, wo möglich, eine Impfpustel in dem Zeitraume, wo man die Materie davon zur Inoculation nehmen kann, und giebt ihnen einige kleine Vorschriften, welche er für nöthig hält, z. E. woran man erkennen kann, daß die Kuhpocken gehaftet haben, das Kind also vor den wirklichen Blattern gesichert ist, und dergleichen mehr.

Die Prediger übernehmen dann die Inoculation in ihrem Kirchspiele selbst, oder sie unterrichten ihre Schulmeister, und lassen diese die Inoculation allenfalls in ihrem Beiseyn einmal machen, zeigen ihnen auch genau die Impfpustel in dem Zustande, worin sie seyn muß, wenn die Materie zur Inoculation davon genommen werden kann.

Die Schulmeister können dann einmal die Schule aussetzen und die Inoculation vornehmen, sie auch in den zu ihrer Schule gehörenden Dörfern fortsetzen, oder einen andern Mann oder Frau c) darin gehörig unterrichten, und nach Verhältniß ihrer Mühe ꝛc. sich von den Aeltern dafür bezahlen lassen.

Auf diese Art, dünkt mich, wird nicht allein die Inoculation der Kuhpocken sehr allgemein gemacht werden, sondern auch jeder, der seinen Kindern die Kuhpocken geben läßt, sicher seyn, daß sie von der verheerenden Seuche der wirklichen Blattern verschont bleiben; denn bis jetzt ist noch kein Beispiel, wo nach einer gehörigen, von einem Sachverständigen verrich-

b) Am besten ginge dies, wenn ein Arzt auf öffentliche Kosten einen gewissen Distrikt des Landes durchreiste.

c) Etwa den Schulzen oder die Hebamme.

richteten Inoculation der Kuhpocken, die wirklichen Blattern entstanden wären.

Ich wünsche sehr, daß dieser unmaaßgebliche Vorschlag Beifall finden und ausgeführt werden möge.

Verden. Dr. Schwarz.

Einige Bemerkungen über den im 12ten Stück des neuen Hannöver. Magazins von diesem Jahre befindlichen Aufsatz: Vorsicht im Gebrauch der aus Menschenhaaren verfertigten Putzwaaren.

Der Verfasser jenes Aufsatzes führt, um zu beweisen, wie vorsichtig man beim Gebrauch der aus Haaren verfertigten Putzwaaren seyn müsse, einen Fall an, den Herr Talina, Wundarzt in Paris, soll beobachtet haben. Dieser Wundarzt wurde nemlich zu einem jungen Frauenzimmer gerufen, welches rund um den Hals einen Ring von eiternden Knötchen bekommen hatte; und da er lange vergeblich der Ursache hievon nachforschte, entdeckte er endlich, daß sie von einem Halsbande von Haaren herrührten, den dies Frauenzimmer trug.

Der Verfasser scheint nun daraus mit Herrn Talina zu folgern, daß dieses Uebel dadurch entstanden sey, weil die Haare von einer kranken Person genommen wären. Sollten indessen auch die Haare des Halsbandes wirklich davon genommen seyn, welches nicht bewiesen worden ist; so scheint dennoch die Folgerung nicht richtig zu seyn; denn ein solches Haar-Halsband von den Haaren des gesundesten Menschen ist theils durch das Stechen der Haarenden, die bekanntlich nicht so fein eingemacht werden können, daß sie nicht etwas hervorragen, theils auch durch das Reiben der Haare selbst auf der Haut eines zarten Frauenzimmers fähig, ein solches Uebel zu bewirken, wovon mir selbst ein Beispiel bekannt ist.

Eine Frau machte sich aus den Haaren ihres ganz gesunden Mannes ein solches Halsband; aber nach einigen Tagen ward sie gezwungen, weil die ganze Stelle, wo das Halsband saß, entzündet und wund wurde, es wieder abzulegen.

Da es nun häufig geschieht, und es Gewohnheit ist, von den Haaren eines theuern Gegenstandes solchen Schmuck zu bereiten, so kann, im Fall ein ähnlicher Zufall, als der vom

Ver-

Verfaſſer erzählte, entſtände, leicht durch den Glauben, daß dieſer Gegenſtand, den man über alles ſchätzte, mit einer anſteckenden Krankheit behaftet ſey, ein Widerwille, ja gar Verabſcheuung gegen denſelben erregt werden, ohne daß dieſer nur argwohnen konnte, woher eine ſo plötzliche Veränderung rühre. — Auf ſolche Art könnte durch obige Vorſichtsregel Anlaß zu Uneinigkeiten unter den nächſten Verwandten gegeben, Liebende, die vielleicht auf immer glücklich zuſammen gelebt hätten, dadurch getrennt, und folglich die Vorſichtsregel nachtheilig werden. Ueberdies ſcheint aber, wenn auch wirklich von ſolchem Haarſchmuck durch Anſteckung Krankheiten erfolgen könnten, die Anwendung des Schluſſes auf Haartouren, Locken, Perücken ꝛc. nicht richtig zu ſeyn. Die Behandlung der Haare nemlich, um ihnen die gehörige Kräuſe zu geben, iſt von der Art, daß dadurch alles Anſteckende zerſtört wird. Haare, um ſie zu dieſem Endzweck zu gebrauchen, werden erſt mit Mehl ausgerieben, dann in heißer Lauge mit Seife gewaſchen, und 2 Stunden lang gekocht, darauf in einer Maſchine durch Kohlfeuer getrocknet, und dann in einem Teige im Ofen gebacken.

Geſchieht dieſes nicht, ſo hat das Haar nicht die Kräuſe; durch eine ſolche Behandlung aber verliert es alle ſeine anſteckende Fähigkeit, wenn es ſolche beſitzen, und es von einem anſteckenden Kranken oder einer verſtorbenen Perſon genommen ſeyn ſollte; wiewohl das Letztere, obgleich es uns auch der Verfaſſer verſichern will, dennoch nicht geſchieht, da dieſe Haare nie zu einer haltbaren Kräuſe zu bringen, folglich nicht zu gebrauchen ſind. Jeder in ſeiner Kunſt nur etwas erfahrne Friſeur erkennt ſogleich die von einem Verſtorbenen genommenen Haare am Gefühl und Geruch, und wird ſie gewiß nicht theurer bezahlen oder lieber nehmen, wie der Verf. meint; da ſie aus angeführten Gründen zu nichts tauglich ſind.

Die Friſirer nehmen freilich zu den Touren, Locken u. ſ. w. lieber die geſchmeidigen, als die trocknen und ſteifen Haare; allein von den erſtern nur diejenigen, die nicht immer der Luft ausgeſetzt geweſen ſind, ſondern bedeckt getragen werden, nemlich die Haare der Bauermädchen und derjenigen Weibsperſonen, die Mützen tragen, weil deren Haare am geſchmeidigſten ſind, und ſich am beſten zur künſtlichen Kräuſe eignen; die Haare der Männer hingegen ſind hiezu nicht ſo geſchickt, weil ſie zu ſehr von der Luft ausgetrocknet ſind.

Wenn auch alles dieſes nicht wäre, ſo ſind Haare auch nicht einmal fähig, Krankheiten mitzutheilen, da ſie nicht ſelbſt an der Krankheit des Körpers Theil nehmen; denn ſie ſind als bloße Pflanzen anzuſehen, die auf unſerm Körper wachſen. Wir ſehen ja faſt täglich, daß bei heftigen Krankheiten

heiten, wo den Haaren die Säfte des Körpers zu ihrer Nahrung untauglich werden, dieselben absterben und daher abfallen.

Im Gegentheil hat man Beobachtungen, daß Haare nach dem Tode noch fortwachsen,*) weil die Säfte des Körpers noch so beschaffen sind, daß sie noch zur Ernährung der Haare taugen. Dies könnte nicht geschehn, wenn die Haare, als Theile des Körpers, mit stürben; auch würden die Haare, als Theile des Körpers, nicht allein in Krankheiten absterben, sondern auch an der zurückkehrenden Gesundheit Theil nehmen. Wir sehen aber hievon das Gegentheil beinahe täglich in heftigen, und vorzüglich in ansteckenden Krankheiten. Die Haare verhalten sich völlig wie die Pflanzen; ändert man den Boden durch eine Zumischung, so, daß sie ihre nöthige Nahrung nicht daraus ziehen können, so sterben sie ab; wie auch dies die Haare thun, wenn ihr Boden, der thierische Körper, zu ihrer Nahrung untauglich wird. Da nun also die Haare an der Krankheit des Körpers keinen Antheil nehmen können, so könnten sie allenfalls nur durch die ihnen anhängenden Schweiße ansteckend werden, (im Fall sie von an Krankheiten verstorbenen Personen genommen werden, welches aber, wie ich oben bemerkt habe, nicht geschieht.) Dieser Schweiß aber kann sehr leicht durch das Abwaschen mit heißem Wasser weggeschaft werden, da die Haare eine glatte Oberfläche haben; und dieses muß doch wohl geschehen, wenn sie nicht übelriechend seyn sollen. Auch wird jeder Friseur um so mehr gezwungen, dieses zu thun, da er die Haare bei der Arbeit zwischen den Lippen halten und der Nase nahe bringen muß.

Ich glaube daher aus angeführten Gründen versichern zu können, daß jeder ohne Furcht vor Ansteckung sich sicher der falschen Haare bedienen könne. Und dieses um so viel mehr, da im entgegengesetzten Falle seit den tausend Jahren, da falsches Haar getragen worden, auch eben so viele Beispiele, wie das von Hrn. Talina erwähnte, sich finden würden, die zur Widerlegung meiner Gründe dienen könnten.

*) S. I. F. W. Richter Diss. de pilo humano. Götting. 1800.

Hannöverisches Magazin.

67tes Stück.

Freitag, den 21ten August 1801.

Naturhistorische und ökonomische Abhandlung über die Erdflöhe.

Von G. H. Ritter,

Fürstl. Nassau-Usingenschen Hofrath und Leibmedicus, Brunnenarzt zu Wisbaden.

Der Königl. Großbrit. Societät der Wissenschaften in Göttingen mit größter Verehrung, als Beantwortung der von derselben aufgestellten Preisaufgabe, überreicht:

Die gründlichste und vollständigste Naturgeschichte derjenigen Insekten, welche Erdflöhe (Chrysomelae) genannt werden und die sichersten Mittel wider den Schaden, welchen sie verursachen.

Non equidem studeo, bullatis ut mihi nugis
Pagina turgescat, dare pondus idonea fumo.
Pers. Sat. V. v. 19.

Erste Abtheilung.

Naturgeschichte der Erdflöhe.

Die kleinen, den jungen Kohl und Küchenpflanzen so schädlichen Geschöpfe, welche unter der allgemeinen Benennung der Erdflöhe leider! nur zu bekannt sind, haben in Rücksicht ihres Standes im künstlichen, entomologischen Systeme, verschiedene Veränderungen erlitten. Linne' verband sie mit seiner Gattung Chrysomelae, von der sie die zweite Familie mit dem Charakter: saltatoriae, femoribus posticis crassissimis, bilden a)

Fa-

a) Eben so sind sie in dem vortrefflichen und einzigen Handbuche der Naturgeschichte des Hrn. Hofraths Blumenbach charakterisirt; vergl. S. 330.

Fabrizius erhob sie in seinem Systema Entomologiae zu einer eignen Gattung, welche er nach Geoffroy alticae nannte. Allein schon in seinen, bald nachher erschienenen generibus insectorum vereinigte er sie neuerdings mit der Gattung Chrysomela: bei der sie auch in den Speciebus insectorum und in der Mantissa insectorum, und zwar nach dem Beispiele Lin é's, als eine besondere Familie, mit dem Unterscheidungsmerkmale: Alticae saltatoriae, femoribus posticis incrassatis, stehen geblieben. Allein in der Entom. system. werden sie von den Chrysomelen gänzlich abermals getrennt und der neuen Gattung Galleruca einverleibt, deren Kennzeichen sechs; am Ende zugespitzte Palpen, eine getheilte Lippe und Paternoster, oder perlschnurförmige Fühlhörner sind; letztere sind auch allein den Chrysomelen eigen; dahingegen haben diese nur vier Freßspitzen und eine ganze, oder ungetheilte Lippe.

Die merkwürdigste Eigenschaft dieser Thierchen ist allerdings die bewundernswürdige Schnellkraft, welche sie in ihren dicken Hinterschenkeln besitzen und vermittelst deren sie ganz erstaunliche Sprünge machen können, von denen sie auch ihren Namen erhalten haben.

Man findet diese Fähigkeit, deren Mr. Schrank (Fauna boica, 1. Th. S. 565) so richtig beschreibt, bei verschiedenen Arten der kleinern Curculionen wieder, welche so große Pflanzenverwüster sind. Sie erleichtert ihre Wanderungen, entzieht sie ihren Verfolgern und bringt sie in einer Secunde zu einer Stelle, welche ihre träge Gattungsverwandten kaum in einigen Minuten zu erreichen vermögen: zuweilen gereicht ihnen aber auch diese sonst wohlthätige Fähigkeit zum Verderben, wenn nemlich der Sprung auf's Ungefähr gewagt, sie in Zisternen, oder Wassergräben stürzt, in denen sie als schlechte Schwimmer ohne Rettung umkommen müssen.

Indessen sind es die nährenden Säfte der Küchenkräuter nicht allein, die ihnen zum Genusse dienen; auch Pflanzen der Ruralökonomie, wie z. B. die Rübensaat und selbst giftartige Pflanzen, deren beräubende oder ätzende Säfte jede andere Thiergattung, außer wenigen Insectenarten, scheut und flieht, werden von ihnen heimgesucht und angefressen.

Unter den ersten sind vorzüglich die Kohlgewächse am häufigsten ihren schädlichen Besuchen ausgesetzt; unter allen Spielarten der Gartenkohlgewächse am meisten der Blumenkohl und Oberkohlrabi; die Rübe (Brassica rapa); überhaupt dem größten Theil der Tetradynamisten sind diese Käfer am fürchterlichsten. Neun Arten derselben kenne ich, welche fast einzig von diesen Gewächsen leben; nemlich: Galleruca oleracea, erucae, hyos-

hyoscami, atricilla, nasturtii, holsatica, brassicae, nemorum und nigripes Fabr. — nicht etwa, daß jede einzelne dieser Arten, wie man zum Theil aus einigen Benennungen schließen sollte, sich ausschließlich mit einer der gedachten Pflanzenarten begnügen sollte, sondern durch einander vermischt, sind sie Vielfrasse, nehmen mit dem vorlieb, was sie gerade finden, und nicht selten hat man Gelegenheit, wo nicht alle, doch wenigstens den größten Theil der genannten Arten auf der nemlichen Pflanze anzutreffen; am häufigsten sind indessen immer die Gallerucae: oleraceae, brassicae und nemorum, folglich auch am fürchterlichsten; man trift diese sogar in Wäldern auf dem jungen Anfluge des Laubholzes an, wo sie oft bedeutende Verwüstungen anrichten.

Unter den giftartigen Pflanzen, welche einigen dieser Käferarten zur Wohnung dienen, sind die vorzüglichsten die Wolfsmilch (Euphorbia), welche immer einer eignen Art der Gal. euphorbiae Fabr. zur Nahrung dient; das Schöllkraut (Chelidonium majus) hat die Gall. tabida und das Bilsenkraut (Hyosciamus niger) die Gall. hyosciami zu Bewohnern, welche letztere aber, wie bereits oben gedacht, auch auf Kohlgewächsen gefunden wird.

Wenn man die außerordentliche Kleinheit der meisten dieser Geschöpfe betrachtet, so sollte man kaum denken, daß sie im Stande wären, so ungeheure Verwüstungen anzurichten; allein was ihnen an körperlichem Umfange abgeht, das ersetzt ihre gierige Gefräßigkeit und ihre zahllose Menge; auch trägt der Umstand viel zur Größe des Schadens bei, daß sie viele Gewächse beim Anfange ihrer Vegetation in ihrer Kindheit anfallen und die jungen Blätter nicht, wie die meisten andern Insekten bloß an ihrem Rande benagen, sondern die Flächen derselben angreifen, gleich einem Siebe durchlöchern, das Zellgewebe zerstören, so das Wachsthum hindern und endlich die volle Zerstörung der Pflanze herbeiführen.

Die Geheimnisse ihrer Verwandlungsgeschichte sind noch nicht in dem Grade aufgeklärt, als man es von einem so zahlreichen und so allgemein bekannten Insekte erwarten sollte; so viel weiß man indessen mit Gewißheit, daß, wo nicht alle Arten, doch wenigstens der größte Theil derselben, schon im Herbste die Puppenhülse verlassen und den Winter in den Ritzen gegen die Sommerseite gekehrter Mauern und Balken, unter Baumrinden, Steinen, modernden Pflanzen, Blättern, perennirenden Gewächsen, besonders unter eingeschlagenem Winterkohl, ferner in der Erde versteckt zubringen, wo man sie zu dieser Jahrszeit häufig antrift.

Mit den ersten Frühlingstagen kommen sie hervor; man sieht sie dann an sonnigen Orten, welche gegen Nord- und Ostwinde geschützt sind, ihr Begattungsgeschäft verrichten.

Ueberhaupt scheinen sie die Wärme und den Sonnenschein zu lieben; selten trift man sie daher an schattigen Stellen an, und es ist eine sehr richtige Bemerkung, daß Pflanzenbeete mit vielen Bäumen besetzt, wenig von ihnen zu befürchten haben.

Nach vollendeter Begattung, wobei das Männchen auf dem Weibchen oft Tage lang hockt, legt dieses seine Eier ab. Die Larve hat ein langsames Wachsthum, bringt den Frühling und einen großen Theil des Sommers damit zu, wird zu Ende desselben zur Puppe, welche sie, wie ich bereits bemerkt habe, im Herbst verläßt und als vollkommnes Insekt erscheint.

Es bleibt nun noch zu untersuchen übrig: wo halten die Larven sich auf und was ist ihre Nahrung? —

Schrank behauptet an der angeführten Stelle, daß sie auch von denselben Pflanzen lebten, von denen sich die entwickelten Insekten, ihre Mütter ernährten, und ebendieselbe Kost, das Zellgewebe der Blätter, genössen; allein ich habe Ursache hieran zu zweifeln, denn erstlich habe ich auf denen von den Käfern zerfressenen Pflanzen noch nie eine ihrer Larven entdeckt, welches bei ihrer Menge doch schwerlich hätte fehlen können; zweitens würden sie hier auch keine Nahrung mehr finden, weil die Pflanzen zur Zeit des Wachsthums der Larven schon zu sehr herangewachsen und für die zarten Freßwerkzeuge dieser kleinen Thiere zu hart und zu fest geworden seyn, wie sie denn auch selbst von dem vollkommnen Insekt, in diesem Zustande aus der nemlichen Ursache verlassen werden.

Ihre Wohnplätze müssen daher an andern Orten aufgesucht werden, und ich glaube sie, nach der Naturgeschichte einer von mir beobachteten und in das System noch nicht aufgenommenen Art der Galleruca Verbasci (vergl. Panzer Faun. germ. H. 21. Taf. 17.) analogisch bestimmen zu können.

Mit den ersten Tagen des Frühlings findet man dieses Insekt auf den Blättern der Wollkrautarten (Verbascum), unter denen es den Winter hinbringt, theils einzeln und theils in Begattung: es durchlöchert diese Pflanzen, wie es seine anverwandte Arten bei den Kohlgewächsen thun, verliert sich aber in der Folge und wird auf verschiedenen Blühen der Icosandrien, vorzüglich dem Weißdorn und der Schlehe angetroffen. Im Monat April bemerkte ich an der Wurzel der Wollkrautstämme,

auf

auf denen ich die Käfer am häufigsten angetroffen hatte, kleine Knöllchen verhärteten Wurmmehls; nahm ich diese weg, so zeigte sich eine kleine Höhle, welche von einer sechsfüßigen, bräunlichen, zusammengekrümmten Larve bewohnt wurde, die sehr langsam heranwuchs; erst im Monat August hatte sie ihre vollkommne Größe erreicht, welches sich dadurch bestätigte, daß sie sich zu dieser Zeit, und zwar an der nemlichen Stelle, in ein kleines, bräunliches Püppchen verwandelte.

Ungefähr in vier Wochen später fand ich, als ich die Pflanze wieder besuchte, sie häufig mit Käfern besetzt, die Puppenhülsen theils leer, theils zum Aufbrechen reif, und ward dadurch überzeugt, daß die Larve, welche ich beobachtet hatte, keine andere, als die Gall. verbasci gewesen seyn konnte.

Da es nun bekannt ist, daß die Insekten von einerlei Gattung, der Regel nach auch einerlei Lebensart und Verwandlungsgeschichte mit einander gemein haben, so wird es wohl für kein n voreiligen Schluß gelten, wenn ich dafür halte, daß man die Larven der Pflanzenflöhe der Kohlgewächse an der nemlichen Stelle, wo man jene der Gall. verbasci findet, an den Wurzeln der Pflanzen zu suchen habe; auch glaube ich denselben in dieser Hinsicht wirklich schon auf der Spur zu seyn, und behalte mir vor, sobald ich hierüber hinlängliche Aufschlüsse werde erhalten haben, meine Beobachtungen mitzutheilen.

Daß übrigens der Käfer seine Eier nur außen an der Wurzel ansetzen könne, beweiset der gänzliche Mangel einer Legestachel bei dem weiblichen Geschlecht. wenigstens fand ich keine bei dem Druck auf den Körper hervortreten; die Larven sind daher bei ihrem Austritt genöthigt, sich selbst einen Weg in den Körper der Pflanze zu bahnen.

Zweite Abtheilung.

Von dem Schaden, welchen die Erdflöhe den Pflanzen zufügen.

Die Natur bestimmte den Erdflöhen die Blätter mehrerer Pflanzen zur Nahrung; die meisten derselben sind Küchengewächse, und daher ist der Schaden, welchen sie in den Gärten anrichten, immer der empfindlichste.

Die Gewächse, von welchen sie ihre Nahrung nehmen, sind folgende:

a) Alle Kohlgewächse: weißer Kohl, Wirsing, Schnittkohl, brauner und grüner Kohl; die vorzüglichste Sorte von diesen Arten aber Blumenkohl und Kohlrabi.

b) Weiße Rüben, Rettige, besonders aber Radieschen (Monatrettig)

c)

c) Gartenkresse, Brunnenkresse.

So wie die ersten Blättchen dieser Pflanzen an sonnigen Orten hervorsprossen, fallen sie darüber her und nagen sie bis zum Stiele ab.

Werden die herangewachsenen Kohlpflanzen, welche ihrer Gefräßigkeit bis dahin entgangen waren, auf ihren künftigen Standort verpflanzt, so wird ihnen dadurch eine neue Näscherei dargeboten: durch die aus ihrer Verbindung gerissenen Saugwurzeln wird es in den ersten Tagen unmöglich, den größten Blättern die gehörige Menge Saft zuzuführen, dadurch hängen sie herab, werden ein wenig welk, zarter, und bieten den Erdflöhen eine angenehme Atzung dar, welcher sie begierig nachstreben; so wie sich nun die Verletzungen, welche sie durch ihre Freßwerkzeuge dem Zellgewebe, den Gefäßen und Saftröhren der Blätter zufügen, zu jenen, welche bei der Versetzung der Wurzel wiederfährt, gesellen, stirbt nach und nach das größere Blatt, welches sie immer zuerst anfallen, ab.

Bleibt nun gleich das Herz der Pflanze bis zuletzt von ihnen verschont, so leidet es doch bald auch ohne specielle Verletzung, durch die allgemeine Störung ihrer Oekonomie, indem durch das Vorhergehende der Umlauf der Säfte in ihm gehemmt und die Einsaugung der Blätter aus der Luft dadurch vermindert und am Ende ihre gänzliche Vernichtung herbeigeführt wird.

Schatten und Regen sind die beiden natürlichen Hindernisse, um sie vom Zerfressen abzuhalten: ersteres vermeiden sie immer und beim Eintritt des zweiten springen sie von den Pflanzen ab, und suchen sich unter nahen, schicklichen Gegenständen zu verbergen.

Unter allen Gartengewächsen lieben sie die Blätter der Monatrettige und die Gartenkresse am meisten: es ist aber unrichtig, daß sie andere, diesen nahestehende Kohlgewächse dann gänzlich verschonen; sie beschädigen sie in diesem Falle zwar weniger, werden aber doch auch immer etwas benascht, da sie die Abwechslung der Kost zu lieben scheinen.

Ihre vorzüglichste Lieblingsspeise sind aber immer die Blüthen der Kohlgewächse, der weißen Rüben und der Radiese, welche sie oft so arg mitnehmen, daß die ganze Erndte vernichtet wird; denn die Hörnchen der künftigen Saamenschoten sind der Hauptgegenstand ihrer Leckerei, welche sie, auch nach der Befruchtung gänzlich abnagen.

Aber auch mehreren Pflanzen der größeren Landwirthschaft sind sie gefährliche Feinde, namentlich der Leinsaat, dem Taback, dem Hopfen, der Esparzette, ganz vorzüglich aber der

Rü-

Rübesaat (Schlagsaamen, Rübsen), deren künftige Erndte sie bei heißem, trocknem Wetter während der Blüthe oft ganz vernichten.

Es ist merkwürdig, daß man bis jetzt noch keinen natürlichen Feind dieses so verheerenden Insekts kennt, welches doch bei ähnl. Feinden der Vegetation durchaus der Fall ist, den Menschen ausgenommen, welcher durch den empfindlichsten Schaden dazu gezwungen ist. Und doch beschränken sich alle feindselige Plane desselben gegen diese Pflanzenzerstörer einzig nur darauf, sie von wichtigen und nützlichen Pflanzen zu entfernen, denn es ist der Natur der Sache nach nicht wahrscheinlich, daß man ein Mittel finden werde, um auch nur ihre Menge zu verringern.

(Der Schluß folgt.)

Anfrage
an Kenner der Bienenzucht.

Die Ueberzeugung, daß das Göttingische, und namentlich die Gegend desselben, welche ich bewohne, Nahrung zu einer vortheilhaften Bienenzucht hinlänglich darbiete, veranlaßte mich zu vorläufigen Versuchen mit einigen Bienenstöcken, welche meine Ueberzeugung vollkommen bestätigten, da dieselben über meine Erwartung honigreich ausfielen.

Ich erweiterte darauf vor mehrern Jahren meinen Bienenstand bis auf 24 Stöcke, mit der Absicht, ihn nach und nach noch mehr auszudehnen. Der Stand, welchen ich ihnen gab, liegt gegen Mittag, von Nord- und Ostwinden gesichert und nahe am freien Felde.

Alle meine Stöcke sind sehr volkreich und haben im Herbst eine erstaunliche Menge Honig. Aber auffallend ist es, daß sie fast gar nicht schwärmen. In den ersten Jahren habe ich von 24 Stöcken überhaupt kaum 3 bis 5 Schwärme.

In diesen letzten Jahren versuchte ich, sie im ersten Frühling stark zu füttern, was ich sonst unterlassen hatte, da sie Vorrath genug aus dem Winter in den Frühling gebracht hatten, und da wir früher Blumen haben, als die Heidegegenden. Ich hoffte sie dadurch kraftvoller zum Schwärmen zu machen. Statt dessen habe ich in diesen letzten Jahren vom ganzen Stande nur einen oder zwei

zwei Schwärme erhalten. Jeder Stock hat eine übermäßige Menge Volk, so daß ich sie alle, wenn die Schwärmezeit vorüber ist, unterkränzen muß. Jeder Stock hatte zur rechten Zeit seine Drohnen.

Ich habe ihnen die ununterbrochenste Aufmerksamkeit gewidmet, habe manches gelesen; kann aber durchaus die Ursach dieser Erscheinung nicht ausfindig machen. Daß die Witterung manchmal ungünstig ist, daß manchen Stock besondere Ursachen am Schwärmen hindern, sind bekannte Dinge. Da ich aber schon seit 15 Jahren mit 24 der volkreichsten Bienenstöcke dieses unangenehme Schicksal habe, so muß die Ursach in einem Hauptfehler der Behandlung liegen; denn daß es am Locale liegen sollte, davon kann ich mich noch nicht überzeugen, obgleich mehrere Landwirthe dieser Gegenden, die eben solche Versuche und eben so vergeblich gemacht haben, dies zu glauben anfangen.

Ich ersuche daher einen Kenner der Bienenzucht, sich um uns verdient zu machen, und uns in diesen Blättern eine Beschreibung der Bienenwartung zu geben, wie sie sich in einer honigreichen Gegend des Calenbergischen und Göttingischen von der Behandlungsart in der Heide unterscheiden müsse.

Gelegentlich wünschten wir folgende Fragen zugleich beantwortet zu sehen;

1) wie weit der Bienenstock von der Wand des Gebäudes, welches die Hinterwand des Bienenstandes bildet, entfernt stehen müsse?

2) Ob das dichte Beieinanderstehen der Stöcke dem Schwärmen schade, und wie weit die Stöcke von einander stehen müssen?

3) Ob es dem Schwärmen schade, wenn der Bienenstock, welcher, wie gewöhnlich, aus Strohkränzen gemacht ist, mit Lehm überzogen ist?

4) Muß man die Bienen in den ersten Frühlingsmonnaten füttern, wenn sie auch nothdürftigen Unterhalt bis zur ersten Blumenerndte haben? oder werden sie durch zu reichliches Füttern zum Schwärmen träge?

Eine Auskunft hierüber, besonders von einem Bienenfreunde im Calenbergischen, würde mir und allen Landwirthen hiesiger Gegenden sehr erwünscht seyn.

M.

Hannöverisches Magazin.

68tes Stück.

Montag, den 24ten August 1801.

Naturhistorische und ökonomische Abhandlung über die Erdflöhe.

(Schluß.)

Dritte Abtheilung.

Von den sichersten Mitteln, den Schaden, welchen die Erdflöhe den Pflanzen verursachen, zu vermindern und zu verhüten.

Der ungemein beträchtliche Nachtheil, welchen die Erdflöhe so oft Gärten und Feldern zufügen, hat schon seit sehr langer Zeit Oekonomen und Gärtner zur Entdeckung eines Mittels zu Verhütung desselben gespornt. Viele, zum Theil fruchtlose, zum Theil nur mit Schwierigkeit oder Kostenaufwand, oder im Großen gar nicht anwendbare Mittel sind dagegen bekannt gemacht worden, welche alle aber, wie es scheint, die Landwirthe und Gärtner nicht befriedigen.

Zu einer allgemeinen Uebersicht wird es hinreichend seyn, die vorzüglichsten unter folgenden Classen zu betrachten.

1. Mittel, welche sich durch die Erfahrung als unwirksam bewiesen haben.

2. Mittel, welche zwar im Kleinen, aber nicht im Großen, sey es wegen Zeit oder Kostenaufwand, anwendbar sind.

3. Mittel, welche im Großen sowohl, als im Kleinen ausführbar sind, gar keinen Kostenaufwand und verhältnißmäßig nicht zu viel Zeit erfordern.

1. Mittel, welche sich durch die Erfahrung als unwirksam bewiesen haben, sind folgende:

a. Umstreuung der Pflanzenbeete mit Gerberlohe oder Sägespänen. Vergl. landwirthschaftl. Erfahr. von Pratje 1769. 31es Q.

b. Infusion der Roßkastanien zum Begießen der Pflanzen. Vergl. phys. ökono-

ökonom. Auszüge. Stuttgard 1765. 7. B.

e. Weihrauch, Bilsenkrautsaft u. Weinessig gemischt zum Begießen, oder eine Lauge von Asche und Schwefel, oder von Hühnermist, Hopfen, Salz und Asche. Vergl. ökonom. Handbuch. S. 60. Phys. ökonom. Wochenschrift. 57. Stuttgard.

d. Faul gewordene Brühe eines abgekochten Schinkens. Vergl. Reichs-Anzeiger. 92. S. 317.

e. Besprengen mit dem Aufguß von Estragon mit frischbereitetem Kalkwasser. Vergl. Hannöverische Anzeigen. 56. S. 109.

f. Rusbrühe, oder gepulverten Rus überzustreuen.

g. Begießen der eben aufgegangenen Pflanzen mit einer Brühe von gemeinem schlechten Taback, $\frac{1}{2}$ Pf. auf 5 Kannen Wasser. Vergl. Reichs-Anzeiger. 96. 1. B. S. 1070.

h. Besprengen mit Wasser, in welchem einige Tage lang gelbe Weiden eingeweicht waren. Vergl. Reichs-Anzeiger. 93. 1. B. S. 952.

i. Aufguß auf den Abgang, Eingeweide, Schuppen ꝛc. von Fischen, welchen man faulen läßt und zum Gießen verwendet. Vergl. Berliner Beitr. zur Landwirthschaft. 2. B. S. 544.

k. Bestreuen der Pflanzen mit Hühnermist, Asche, Schwefel u. Pferdemist. Vergl. ökonom. Nachr. 7. B. S. 629.

Eine größere Menge von zwecklosen Mitteln findet man gesammelt in Krünitzens ökonomischer Encyklopädie 11. Th. S. 283 f. f.

Hieher gehören nun auch noch alle Vorschläge, um durch Zubereitung des Saamens die Erdflöhe von der künftigen Pflanze abzuhalten, welche man ebendaselbst findet, als:

Einweichen des Saamens in Mistjauche, Urin mit Salpeter, Knoblauchwasser, Seifenwasser, Aufguß von Roßaloe, Wasser mit Quecksilber ꝛc. Terpentinöl ꝛc.

Eben so wenig hat die Erfahrung den angegebenen Nutzen zwischengesäeter anderer Pflanzen bestätigt, welche entweder den Erdflöhen angenehmer, als die zu schützenden seyen, z. B. Gartenkresse, Radiese ꝛc., oder ihnen zuwider sind, als: Peterfille, Traubenkraut (Artemisia turcica,) Hanf u. s. w.

2. Mittel, welche zwar im Kleinen, aber nicht im Großen, sey es wegen Zeit oder Kostenaufwand, anwendbar sind.

a. Oefteres Begießen, täglich 6 bis 8 mal mit bloßem Wasser.

b. Oefteres Ueberfahren der Pflanzen mit einem großen Strohwisel. Vergl. Hirschens gesammelte Nachrichten. S. 66.

c. Be-

c. Beſtreuen mit Tabacksaſche. Schrebers Samml. 2. Th. S. 365.

d. Bedecken der Pflanzen mit Strohmatten.

e. Ausſetzen weißer Schalen mit Oel gefüllt, worinnen die Käfer hüpfen ſollen. Vergl. Reichs-Anzeiger. 92. 2. B. S. 123.

f. Man ſoll Bretter mit Oelfirniß friſch angeſtrichen gegen die eine Seite des Beets gekehrt, ſtellen, von der andern Seite her das Beet begießen, ſo werden die Erdflöhe von demſelben gegen das Brett hüpfen und im Firniß kleben bleiben. Ebendaſelbſt.

3. Mittel, welche im Großen ſowohl als im Kleinen ausführbar ſind, gar keinen Koſtenaufwand und verhältnißmäßig nicht zu viel Zeit erfordern.

Eine ſorgfältig angeſtellte und nun oft wiederholte Erfahrung hat es deutlich gezeigt, daß dieſen Käfern nichts mehr zuwider iſt, als das Wermuthkraut. Der faſt 5 Morgen große Garten des Verfaſſers dieſer Abhandlung, von allen Seiten mit Mauern umſchloſſen, war ſonſt ſo von dieſen Inſekten heimgeſucht, daß es kaum möglich war, Kohlgewächſe darin aufzubringen, vorzüglich da ſeine Einrichtung ihre Erziehung längſt der 2 bis 300 Fuß langen Mauer heiſchte, welche der aufgehenden und Mittagsſonne bis gegen Abend ausgeſetzt iſt, alſo ganz zum Lieblingsaufenthalt dieſer Käfer geeignet. Seit 4 Jahren aber, geſchützt durch die wohlthätige Kraft des Wermuths, iſt auch, dies verbürgt der Verfaſſer, mit der poſitivſten u. wahrhafteſten Verſicherung, nicht eine Pflanze mehr, welche mit demſelben getränkt war, durch den mörderiſchen Zahn des Erdfloßes vernichtet worden.

Die Verfahrungsart iſt ſo einfach, als wenig mühſam: Man übergießt eine Hand voll friſches oder trocknes Wermuthkraut mit kochendem, auch mit kaltem Waſſer, läßt es 4, 6 bis 12 Stunden ſtehen, und ſteckt dann die auszuſetzenden Pflanzen mit ihren Blättern, Herzen bis zum Stengel, ſo daß die Wurzeln nicht benetzt werden, an einem kühlen Ort in dieſen Aufguß; nach 6, 8 bis 10 Stunden, aber auch ſchon nach einer halben Stunde, kann man ſie ſetzen und verſichert ſeyn, daß ſich ſchwerlich ein Erdfloß an ihnen vergreifen wird; fällt er auch hie und da ein Blatt an, welches von der Infuſion nicht benetzt wurde, ſo iſt dies unbedeutend und der Pflanze nicht tödtlich. Die Bitterkeit iſt ſo dauernd, daß es ſelten eines nochmaligen Beſprengens auf dem nunmehrigen Standort bedarf, es ſey denn, daß bald nach der Verſetzung häufige und heftige Regengüſſe eintreten, dann iſt es beim nächſten trocknen Tage gut, eine Beſprengung mit dieſem Aufguß, vermittelſt eines Strohpinſels vorzunehmen. Hat die Pflanze einmal 14 Tage bis 3

Wochen gewachsen, dann ist sie dem Gebiß dieser Feinde zu hart, und hat weiter nichts von ihnen zu befürchten. Junge Saamenbeete können auf gleiche Art vor ihnen geschützt werden, wenn man auf letztere Weise verfährt.

Indessen giebt es für diese noch einen eben so sichern Weg zu ungestörtem Wuchs, und der in vielen Fällen leicht zu erwählen ist. Hat man keinen schattigen, vor der Morgensonne ganz geschützten Platz im Garten, wo, wie die Erfahrung lehrt, diese Käfer sich fast nie aufhalten, so bereitet man mitten auf einer Wiese oder in einem Grasgarten seine Pflanzenbeete, und darf dann sicher rechnen, daß sie vor den Erdflöhen ganz geschützt sind. Der Verfasser sah dies oft in der Gegend, wo er jetzt wohnt, und ehedem in Holland und Flandern mit unfehlbar gutem Erfolg anwenden. Im Grase giebt es keine Erdflöhe und durch das Gras von andern Stellen her können sie nicht gelangen, weil dies die Ausübung ihrer Springfähigkeit verhindert; das Gras ist gleichsam für sie ein Meer und das Pflanzenbeet eine bezauberte Insel.

Aber auch beim größern Feldbau ist die Anwendung des Wermuthaufgusses möglich. Ein halber Morgen Rübsaat, welcher im Aufblühen war, wurde von so vielen Erdflöhen angefallen, daß sich gar keine Erndte hoffen ließ; drei Morgen hinter einander wurden durch zwei Menschen die Blüten mit Wermuthaufguß besprenget; hierauf verminderten sich die Käfer um ein beträchtliches, die Pflanzen blühten noch ziemlich freudig, und die Erndte fiel noch gut mittelmäßig aus, während die Nachbarn es nicht einmal der Mühe werth hielten, die ihrige zu dreschen. Tabackspflanzen, bereits bedeutend von Erdflöhen zerfressen, wurden durch dieses Mittel von ihnen gereinigt, und erholten sich späterhin noch völlig.

Verstattet die Lage der Grundstücke dem Eigenthümer die Wahl, so hat die Erfahrung gelehrt, daß, wenn man Aecker zu Rübsen, Leinsaat, Taback oder weißen Rüben, nahe an der Landstraße, oder einem andern sehr befahrnen Weg an deren Ostseite wählen kann, der stets durch den im Sommer so häufigen Westwind auf diese Aecker gewehete Staub allein im Stande ist, die Erdflöhe von diesen Gewächsen abzuhalten; sey es, daß der Staub ihrem Körper im Allgemeinen zuwider ist, oder bloß, daß er, indem er die Blätter überzieht, ihren Freßwerkzeugen hinderlich oder feindlich ist. Es würde in manchen Fällen leicht seyn, den Staub nahe bei solchen Feldern absichtlich durch Viehheerden oder große Bündel belaubter Zweige, von Ochsen oder Pferden geschleift, zu erregen.

Gleiche Wirkung bemerkte der Engländer Arbuthnot vom Rauche, durch welchen er, längst den Aeckern hingeleitet,

leitet, mit Hülfe des Windzugs eine große Strecke von diesem Ungeziefer befreite. Das Feuer wurde auf eine sehr wohlfeile Art durch ein wenig Stroh und die verwelkten nachbarlichen Unkräuter unterhalten, wodurch der Dampf um so dichter und häufiger erzeugt wurde. Vergl. Young's ökonom. Reise durch die östl. Provinzen von England. Leipzig 75. 3ter Theil.

Niemand wird leugnen, daß die angegebene Methode mit dem Vermuth sehr einfach sey, und eigentlich auch nicht die geringste Ausgabe heische; denn im kleinsten Gärtchen findet sich eben so gut ein Plätzchen, wo diese Pflanze schnell und ohne Wartung fortkömmt, so wie ein größerer im größten Garten.

Viele meiner Bekannten haben das Mittel bei seiner Anwendung eben so erprobt gefunden, und es ist gar nicht zu zweifeln, daß man die nemlichen Erfahrungen an jedem Ort und unter allen Umständen machen, und diesem Mittel den ersten Platz unter den Schutzwehren gegen die Erdflöhe anweisen werde.

Beispiel einer außerordentlich geringen Sterblichkeit in einem Orte des Amts Clötze.

Der Herr G. R. D. Hufeland in seinem allgemein bekannten Werke: über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, nimmt es als den geringsten Grad der Sterblichkeit in Deutschland an, wenn der sechzigste Mensch stirbt; und führt zum Beweise einen Ort aus dem südlichen Deutschland an, dessen Name meinem Gedächtniß entfallen ist.

In Röwitz, einem meiner Filialdörfer, ist eine Sterblichkeit, welche jener von Hufeland angeführten zwar nicht ganz gleich, aber doch sehr nahe kömmt, und mir daher einer öffentlichen Bekanntmachung werth zu seyn scheint. —

Vom 28sten April 1799, wo ich die hiesigen Kirchenbücher zu führen anfing, bis zum 10ten Jun. 1801, waren zu Röwitz nur zwei Personen gestorben, ein Invalide von 74 Jahren und ein Kind von 9 Tagen. —

Anfänglich glaubte ich, dies wäre nur ein temporeller Stillstand der Sterblichkeit, dergleichen man öft bemerkt; allein eine genauere Vergleichung des Sterblichkeitsverzeichnisses mit der Seelenzahl dieses Orts

in

in dem Jahrzehend 1790 — 1800, überzeugte mich bald vom Gegentheil.

Nach einer im Mai dieses Jahrs aufgenommenen Liste bestand die Zahl der in Röwitz Lebenden

1) an Personen über 14 Jahre aus 63 männlichen und eben so viel weiblichen Geschlechts, mithin aus 126 Erwachsenen;

2) an Kindern unter 14 Jahren, aus 40 Personen, zusammen also aus 166 Personen.

Von 1790 — 1799 inclusive sind gestorben 30 Personen, macht jährlich 3, mithin im Ganzen von 100, die fünf und funfzigste Person.

Unter diesen hier berechneten zehn Jahren waren zwei vorzüglich dem Leben der Kinder sehr nachtheilig; nemlich das Jahr 1790 und 1791, wo Pocken und hernach Masern mehrere wegrafften.

Den Grund dieser geringen Sterblichkeit kann ich weder in der Lage des Orts, noch in der eigenthümlichen Lebensart seiner Bewohner finden; und eben deshalb sey es mir erlaubt, von beiden eine kurze Beschreibung hier beizufügen.

Röwitz ist ein sogenanntes Drömmlingsdorf, besteht aus 13 großen Bauerhöfen, liegt eine gute halbe Stunde vom Drömmling, in welchem es vortreffliche Weiden und Wiesen besitzt, die sich zum Theil dicht an die Höfe anschließen, in einer völligen Ebene, die von Osten nach Westen vom Drömmling selbst eingeschlossen wird. — Der Grund, auf welchen es gebauet ist, ist mehr naß und morastig, als trocken; das Trinkwasser daher auch trübe, moorig und von unangenehmen Geschmack. Der starke Viehbestand, auch ein guter Acker, macht die Röwitzer sehr wohlhabend; zum Glück aber ist das Schooßkind der Wohlhabenheit, der Luxus, unter ihnen noch nicht bekannt; man möchte es denn diesen wohlhabenden Leuten dafür anrechnen, daß sie, wenn sie einmal Verrichtungen in Clötze haben, statt des Branntweins, ein Paar Gläser Franzwein, oder auch wohl Mallaga trinken. Säufer von Profession kenne ich nicht unter ihnen. Ihre Nahrungsmittel sind mehr gesalzene als frische Fleischspeisen, dabei viel Butter und Käse. Schweine und Gänse werden in beträchtlicher Anzahl geschlachtet, von deren geräuchertem Fleische sie hauptsächlich das ganze Jahr hindurch leben. Die Hauptgemüse sind brauner Kohl und Kartoffeln.

Die Mannspersonen haben vorzüglich ein gesundes Ansehn; und Engbrüstigkeit (Asthma), diese allgemeine Plage des Landmanns im Lüneburgischen, so weit ich es kenne, habe ich selten oder gar nicht unter ihnen bemerkt, welches Glück ich ihren sehr geräumigen und mehrentheils sehr hohen

hohen Stuben, die sie bewohnen, zuschreibe.

Aus diesen allen Gründe für die zu Röwitz herrschende geringe Sterblichkeit zu ziehen, muß ich Sachverständigern überlassen.

Auffallend bleibt es mir, daß das andere Filialdorf Kusey, welches nur eine kleine halbe Stunde nach Norden von Röwitz entfernt liegt, und mit diesem fast äußerlich völlig gleiche Beschaffenheit, ja noch gesunderes reines Wasser hat, einer gröſsern Sterblichkeit, nemlich der gewöhnlichen auf dem Lande, des 40sten Menschen, unterworfen ist. —

Da wir so oft aus fremden Gegenden Beispiele von Menschen, die unter nicht gewöhnlichen Lebensereignissen ihre Laufbahn endigten, in öffentlichen Nachrichten aufgeführt finden, so wird man es mir auch hoffentlich verzeihen, wenn ich zum Schluß dieser Anzeige eins dergleichen aus diesem Dorfe Röwitz anführe.

Am 10ten Junius d. J. starb daselbst Carsten Schulze, gebohren nach seines Vaters Tode den 2ten Sept. 1714, mithin in einem Alter von 86 Jahren und 9 Monaten. Seit seinem 24sten Jahre war er dreimal verheirathet; im 64sten Jahre schloß er die dritte Ehe mit seiner noch lebenden Witwe. Mit den beiden ersten Frauen erzeugte er 14 Kinder; von diesen entsprossen 49 Kinder, und von diesen 49 wieder 37; folglich ist seine Descendenz, die er bei völliger Gesundheit — er ging noch 8 Tage vor seinem Tode öffentlich zum Abendmahle — erlebte,

14 Kinder,
49 Großkinder,
37 Aelterkinder,

Summa 100 Descendenten.

C. J. G. Hempel,
Superintendent.

Clötze.

Ein Paar Worte über eine Krankheit des Federviehes.

Es ereignet sich nicht selten, daß das Federvieh, selbst bei hinreichendem Futter, allerlei unverdauliche Sachen verschlucke, die zuweilen nur leichte Incommoditäten verursachen, oft aber einen schnellen und frühern Tod bewirken. Vorzüglich oft schluckt der Puter (bekanntlich ein sehr einfältiges Thier) dergleichen unverdauliche Dinge, als: kleine Steine, Nägel ꝛc. herunter, und meistens, wenn sie nicht durch ein künstlich erregtes Erbrechen wieder weggehen, mit tödtlichem Erfolg. Er hört sogleich auf zu fressen, sein vorher rother Kopf wird blaß, der Kropf fängt an aufzuschwellen und hart

hart zu werden, und in einigen Tagen ist er todt, indem die gewöhnlichen Mittel, als: Oel, Thran ꝛc., die man ihm, um Erbrechen zu erregen, giebt, selten hülfreich sind.

So unangenehm es ist, ein oder mehrere dergl. Thiere zu verlieren, so angenehm muß es auch seyn, ein Mittel zu ihrer Herstellung kennen zu lernen. — In einem Hause allhier ward kürzlich einer der besten und fettesten Puter plötzlich krank, hörte auf zu fressen, ward am Kopfe ganz blaß, der Kropf schwoll und wurde steinhart, dabei wollte er sich immer erbrechen. Man vermuthete sogleich, daß er etwas verschluckt hätte, gab ihm, nachdem er in die warme Stube gebracht war, Oel und allerlei, selbst (nach dem Rath eines alten Weibes) ein Stück von seinem eigenen Steiße ein, aber ohne allen Erfolg. Er wurde zusehends kränker, so daß an seinem Tode nicht mehr zu zweifeln war, als ich ihn zufällig zu sehen bekam. Man deliberirte gerade darüber, ob man seiner Qual durch den Tod ein Ende machen und ihn dann wegwerfen oder zum Braten einschlachten wolle. Nur wenige Stimmen waren für das letztere, indem die meisten eckelte, ein krankes Thier zu essen. Ich rieth ihnen, ehe sie ihn wegwürfen, den Kropf aufzuschneiden, das Verschluckte heraus zu nehmen und den Schnitt wieder zuzunähen. Der Vorschlag fand Beifall. Es wurde sogleich ungefähr in die Mitte des Kropfes durch eine Scheere ein etwa 3 Zoll langer Einschnitt von oben nach unten gemacht, das Verschluckte, welches eine Menge langes Stroh war heraus genommen, und die Wunde mit einem in Oel getränkten Faden (jedoch der Kropf und die äußere Haut jedes besonders) zugenähet.

Der Patient, der sich während der Operation ganz ruhig verhielt, war gleich nachher so munter, daß er etwas eingeweichtes Brod fraß; man gab ihm aber nur wenig davon, dabei etwas Oel und ließ ihn in der Stube. Er wurde aber den Abend so ausgelassen, daß er auf Stühlen. Tische sprang, und man mußte den unruhigen Gast aus der Stube in ein besonderes Bauer bringen. Hier sitzt er seit beinahe 8 Tagen, befindet sich vollkommen so wohl als vorhin, die Wunde ist geheilt, und er hat auch nicht die geringste Incommodität davon behalten. — Ich wünsche, daß diese so leichte Operation ferner auch bei anderm Federvieh versucht, und der Erfolg in diesen Blättern bekannt gemacht werden möge.

V. V.

Hannöverisches Magazin.

69tes Stück.

Freitag, den 28ten August 1801.

Abentheuerliche Wette zweier Niederländer.

(Ein Beitrag zu einer Geschichte der menschlichen Tollkühnheit.)

Fast unglaublich ist es, wenn man so von den tollkühnen Unternehmungen vermessener Wagehälse erzählen hört, wie weit oft die Kühnheit der Menschen gegangen ist, und wessen sich nicht alles menschlicher Vorwitz unterfangen hat; und es bleibt gewissermaaßen ein Problem, warum der, welcher vor der geringsten und noch so unbedeutenden Gefahr, womit ihn das Schicksal, oder andere Menschen bedrohen, oft zu zittern und zu zagen anfängt, sich dennoch in freiwillige Gefahren, und wären sie auch Kopf- und Halsbrechend, wenn er sie sich übrigens nur selbst zubereiten darf, mit solchem blinden Selbstvertrauen und solchem unbefangenen Muthe stürzen kann?

Ob dabei ein gewisser Stolz, oder eine geheime Freude über sein Selbstgefühl zum Grunde liegt? Oder ob der unter den Menschen so ziemlich allgemeine Hang zum Sonderbaren auch hier seine Hände mit im Spiel hat? — Vielleicht alle beide.

Kurz, man hat Helden gekannt, die unerschüttert bleiben, wenn rechts und links der mörderische Feuerschlund ihre Gefährten zerschmetterte, die mit kaltem, empfindungsleerem Herzen über die zerstümmelten Leichen des blutigen, schauerlichen Schlachtfeldes wandelten, und es nicht einmal ansehen konnten, wenn zu Hause ein Kalb geschlachtet wurde, ja ihren Blick sogar wegwandten, wenn ihre Köchin einem Täubchen den Hals umdrehen wollte; und die Geschichte erzählt uns von den trotzigsten Räubern oft, die vormals selbst die fürchterlichsten Lebensgefahren für Spiel gehalten, daß sie im Gefängnisse zitterten und zagten, daß die geringste Folter schon das verborgenste Geheimniß ihnen abpreßte, und daß

ſie bei Ankündigung ihres Urtheils kraftlos in Ohnmacht ſanken.

Wie denn alſo auch immer jene beſchworenen Dinge in einem und demſelben Charakter zu reimen ſeyn mögen; ſo bleibt es doch wahr, was ſchon jener Weiſe des Alterthums angemerkt hat, daß das menſchliche Herz zugleich ein trotziges und verzagtes Ding ſeyn könne.

Dazu will man noch die Bemerkung gemacht haben, daß Inſulaner, Küſtennationen und Bergbewohner dieſe Neigung zur Tollkühnheit in einem vorzüglichen Grade beſäßen: und die Bemerkung ſcheint richtig zu ſeyn, weil ſie ihren natürlichen Grund darin hat, daß eben dieſe Völker den Gefahren auch am nächſten wohnen, und folglich früher und leichter mit ihnen vertraut werden können.

Engländer und Schweizer haben viele Beiſpiele zur Beſtätigung derſelben geliefert; und daß auch die Holländer, wenigſtens in den ältern Zeiten, einen ſolchen Hang geäußert haben, davon mag folgende, ſonderbare, und noch wenig bekannte, aber authentiſche Anekdote zum Beweiſe dienen. —

Es war eben eine düſtere, neblichte Nacht, der Nordſturm brüllte fürchterlich, und das Meer brach ſeine brandenden Wogen mit ſchauerlichem Getöſe an der Küſte von Friesland, als Cornelius Jemones mit ſeinem Freunde Thomas Thomaßen — zwei reiche Niederländer, aus der Gegend der Stadt Leuwarden gebürtig — von einem Beſuche noch ſpät wieder heimgingen. Ihr Weg führte ſie hart an dem Geſtade heraus. Das Heulen des Sturmwindes, das Gebrauſe der Fluthen übertäubte ſie. Ein kalter Schauder fuhr über ihre erſtarrenden Glieder hin.

„Hu! Das iſt ein Wetter, ſtöhnte Thomas, indem er ſich dichter in ſeinen Mantel hüllte, „Freund Cornelis, wie iſt dir?"

„„Ganz behaglich, verſetzte Cornelis, es iſt gar eine liebliche Muſik!""

„Ja recht, ſo wie ſie die Geiſter in der Unterwelt machen — paß! ich wollte, wir ſäßen erſt wieder daheim!"

„„Und ich wollte wohl Tages und Nachts in ſolchem Gebrauſe leben, wenns darauf ankäme"" —

„Das gilt eine Wette" rief Thomas ungeſtüm, und ſein Gefährte ſchlug ohne Anſtand ein.

Mittlerweile waren ſie nach Hauſe gekommen, und nun wurde ungeſäumt der noch übrige Theil der Nacht dazu angewandt, den förmlichen

Vertrag zu Stande zu bringen, der in nichts Geringerm bestand, als darin, daß Cornelius sich anheischig machte, gegen Verpfändung seines ganzen Vermögens, von Haus und Hof, ein ganzes Jahr lang, nemlich vom 11ten Junius 1610, bis zu eben dem Tage des Jahres 1611, von Weib und Kind, Verwandten und Freund getrennt, in Gesundheit und Krankheit allein, als Einsiedler, mitten auf der hohen See, an einem dazu auserlesenen Orte zubringen zu wollen, und Thomas dagegen eine Summe von 100,000 Gulden setzte.

Kaum war auch der andere Morgen angebrochen, so sah man sich schon nach der Stelle um, wohin der sonderbare Eremit ziehen sollte, und beide kamen darin überein, eine neben steilen Klippen befindliche öde Sandbank zu wählen, die an der Mündung der Nordsee zwischen den Inseln Ameland und dem Schelling lag.

Da indeß der bestimmte Tag mit starken Schritten heranrückte, so mußte Cornelius eilen, sich ein kleines Hüttchen an dem Wohnorte seines nunmehrigen Exils zu seinem dereinstigen Aufenthalte zu erbauen. Er ließ also eiligst das Holz dazu zimmern, schiffte es mit Hülfe einiger Freunde nach dem Verbannungseilande über, und fing an, das Häuschen auf einer Sandklippe zu errichten, die aber jedesmal von der Fluth unter Wasser gesetzt wurde.

Es kostete ihn daher nicht wenig Mühe, ehe er die Grundpfeiler und Pfosten seines Gebäudes im Boden befestigen konnte; denn einige Mahl wurde der Sandgrund, worauf er gründete, von der Gewalt der Fluth hinweg gespült, und dann mußte er erst mühsam wieder Bergsand, Moos und andere im Meere schwimmende Materien auffangen und anfahren, um einen einigermaaßen festen Boden zu gewinnen.

Endlich aber kam er doch, ungeachtet aller Arbeit und Mühe, mit seinem Werke glücklich zu Stande. Das Häuschen, oder vielmehr das kleine Kämmerchen, stand nun vollendet da, und er hatte es so künstlich an den eingerammelten Pfosten befestigt, daß er es mit Hülfe einiger Schrauben selbst erhöhen und erniedrigen konnte, je nachdem das Wasser an- oder ablaufen, die Fluth steigen oder fallen würde.

Nun lag ihm weiter kein verzögernder Aufschub im Wege. Der angeramte, merkwürdige Tag brach an. Keine Spur von Furcht und Bangigkeit ließ in seinen Mienen sich blicken. Keine Reue wegen der eingegangenen

Wette wandelte sein Herz an. Froh und heiter lud er noch seine guten Freunde und Bekannten zu einem Abschiedsmahle ein, unterhielt seine Gäste auf die angenehmste Weise; und als es 3 Uhr Nachmittags war — diese Stunde war zur Abfahrt bestimmt — stand er auf, und eilte, von seinen Freunden begleitet, dem Meergestade zu, wo schon ein Schiffchen zu seiner Aufnahme bereit lag, und wo unterdessen eine unzählbare Menge neugieriger Zuschauer sich angefunden hatte, um den sonderbaren Abentheurer abfahren zu sehen.

Dort nahm er ruhig und gelassen Abschied, bestieg ohne Merkmahle der Aengstlichkeit das Fahrzeug, und fuhr mit vollem Seegel ab.

Ein sich erhebendes, lautes Geschrei der Zuschauer begleitete ihn, und seine Freunde sahen mit starrem Blicke ihm nach, bis das Schiff sich endlich aus ihren Augen verlor. Dann kehrten sie, voll Erwartung auf den Ausgang der unerhörten Begebenheit, nach Hause zurück, und überließen traurigen Herzens ihren Freund seinem weitern Schicksale.

Dieser war unterdessen wohlbehalten auf dem einsamen Eilande seiner Verbannung angekommen, lud die kleine Ladung, welche er mitgebracht hatte, und die in einigem, unentbehrlichen Hausgeräth, den nothwendigsten Kleidungsstücken, und andern dringenden Lebensbedürfnissen bestand, aus, und bezog sein kleines Hüttchen.

So lange nun der warme, angenehme Sommer noch herrschte, so lange die größtentheils reine und entwölkte Himmelsluft sanft und erquikkend noch wehete, so lange die Meeresfläche noch ein Schauplatz zeitverkürzender Augenweide blieb, so lange ging es auch unserm Eremiten völlig nach Wunsche, und vertrieb er sich die Langeweile auf die angenehmste Weise; bald, indem er Netze zum Fischfang sich strickte; bald, indem er sie auswarf, und einen reichlichen Fang that und bald, indem er die Schiffe beobachtete, die in der Ferne vorbeiseegelten, ohne sich seiner Klippeninsel nähern zu dürfen, oder dem auf den Fang lauernden Meeradler zusah, der schaarenweise in jener Gegend hauste, und auf eine listige Art sich seines Raubes zu bemächtigen suchte.

Als aber der unfreundliche Herbst sich zu nähern anfing, und mit ihm kalte, drückende Nebel das Meer überzogen und heftige Stürme aus Norden über die weite, unabsehbare Ebene des Oceans daherrauschten, und vor sich hin hochthürmende Wellen wälzten; da entsank ihm allmählig der Muth, da reuete ihn die Wette, da sehnt' er sich ungeduldig nach dem Tage der Wiedererlösung hin,

hin, in banger, fürchtender Erwartung, ob er ihn auch jemals erleben würde.

Stündlich drohete ihm von allen Seiten der grausige Wassertod, und der Ocean schien nur noch auf Gelegenheit zu warten, den tollkühnen Abentheurer für seine vermessene Dreistigkeit nach Verdienst zu bestrafen.

Und wirklich erreichte seine Noth und Gefahr auch bald darauf die höchste Stufe. Denn kaum war der November begonnen, so erhob sich auch plötzlich mit dem eintretenden Neumonde ein so furchtbarer Sturm aus Norden, als man ihn je noch erlebt hatte; die in dortiger Gegend so gefährlichen Springfluthen stellten sich ein: das Meer schwoll zusehends an, überfluthete sein Eiland, und drang mit Ungestüm über den Söller in sein Wohngemach ein. Jetzt wollt' er eiligst sein Häuschen höher heben; aber unglücklicher Weise entfiel seinen Händen die Hauptschraube, und ward von den schäumenden Wellen hinweggespült.

Da stand er nun verlassen und hoffnungslos, vom unvermeidlichen Verderben umringt, und seine Glieder erstarrten vom eisigen Schauder bei dem Gedanken, nun bald eine Beute der Wellen, ein Fraß heißhungriger Seeungeheuer zu werden.

In dieser großen Noth hielt er sich jeden Augenblick auf sein Ende bereit, und verzweiflungsvoll band er sich an den einzigen, noch festen Pfosten seines Gebäudes an, um mit demselben entweder todt oder lebendig irgendwo ans Land getrieben zu werden. So, dicht an den Holzpfahl geklammert, schwebte er jene ganze, fürchterliche Nacht hindurch zwischen Himmel und Wasser; und jede Minute drohete die unter seinen Füßen wild durchrauschende Fluth, den Unglücklichen nebst seiner letzten Stütze in den schäumenden Wellen zu begraben.

Endlich fing der Morgen an im Osten zu grauen, das Nachtwetter zerstreute sich, der Sturmwind schwieg und die entwölkte Sonne führte einen stillen, heitern, schönen Herbsttag aus dem Schooße des Meers herauf. Nun lebte der Muth und die Hoffnung in dem Herzen des armen, hülflosen Einsiedlers wieder auf; und wie groß war seine Freude, als er nicht nur sich selbst, sondern auch sein Häuschen aus den Händen des Ungewitters gerettet sah.

Doch diese Freude währte abermals nicht lange. Denn kaum war der Mittag herangerückt, so fiel ein so dichter und feuchter Nebel ein, daß er kaum mehr frei Athem schöpfen konnte, und die ganze umliegende Gegend plötzlich in einen undurchdringlichen

licher Schleier eingehüllt ward. Volle 27 Tage währte der Nebel, und während dieser ganzen Zeit sah er weder Menschen noch Schiffe, weder Inseln noch Land, ja selbst die höchsten Thurmspitzen und Klippengipfel waren aus seinen Augen verschwunden.

Von Zeit zu Zeit ward seine Lage nun trauriger, sein Unterhalt kärglicher, und seine Noth zuletzt so dringend, daß er sich glücklich schätzen mußte, wenn er nur mit dem Auswurf des Meers, mit todten, halbverfaulten Fischen seinen nagenden Hunger befriedigen konnte. —

Endlich, nachdem er für seine Unbesonnenheit und seinen Vorwitz genug gebüßt zu haben schien, ward ihm der Himmel wieder günstiger, das Wetter freundlicher. Vor dem sanftern Wehen des liebreichen Frühlings floh der kalte, unfreundliche Winter zurück. Die Nebel lösten sich auf, das Meer ward ruhiger, und die Strahlen der Sonne fielen wärmer und erquickender auf sein erstarrtes Haupt herab.

Nun ward auch sein Aufenthalt — denn das Gerücht von diesem sonderbaren Abentheuer hatte sich in der ganzen, umliegenden Gegend verbreitet — gar bald der Sammelplatz vieler neugierig staunenden Fremden. Nicht bloß die Fischer der benachbarten Inseln besuchten ihn häufig; sondern auch hohe und niedrige Leute, Freunde und Unbekannte, aus allen Städten und Dörfern des festen Landes schifften sich in Menge ein, fuhren hinüber, brachten dem ausgehungerten Meerbewohner allerlei Bedürfnisse und Erfrischungen, und ließen sich dafür die wunderbaren Begebenheiten seiner Verbannung erzählen.

So floß denn ein Tag nach dem andern vergnügt und schnell vorüber, bis unvermerkt der bestimmte Jahrstag, und mit ihm die ersehnte Stunde der Befreiung erschien.

Cornelius schickte sich also hurtig zur Abreise an; allein da er eben sein Fahrzeug besteigen wollte, fiel ungünstiger Wind ein und nöthigte ihn, noch zwei Tage in seiner Einsamkeit zu verharren. Doch kaum war der dritte Tag am wolkenfreien Horizont erschienen; so landete auch früh Morgens schon eine Barke voll guter Bekannten bei seiner Sandbank, die ihren lange und schmerzlich vermißten Freund unter Jubelgeschrei, und unter dem lieblichen Schall der Freudenmusik wieder zurückholte.

Und so ging unser Einsiedler am 13ten Junius des Jahres 1611 gesund und wohlbehalten wieder an der westfriesischen Küste vor An-

Anker. Freund Thomas mußte ihm die versprochene Wette bezahlen; aber weder er, noch seine Zeitgenossen bezeigten nachmals je wieder Lust, auf ähnliche Abentheuer auszugehn.

Celle. Carl Busse.

Ueber die Brennöle und die Lampen.

Man bedient sich in sehr vielen Haushaltungen zur Erleuchtung der Lampen statt der Lichter, und es ist gewiß, daß man dadurch ein ansehnliches erspart. Denn man hat durch angestellte Versuche gefunden, daß ein gegossenes Licht von reinem Hammeltalg, das 3½ Loth wog, 6 Stunden und 29 Minuten brannte; dagegen eine Lampe, deren Tocht von gleicher Dicke und Beschaffenheit war, mit einem Loth Rüböl 3 Stunden 9 Minuten brannte.

So verschieden auch die Lampen eingerichtet sind, so kommen sie alle darin überein, daß ein in einem Gefäße befindlicher Tocht durch ein Oel oder ein weicheres Fett die nöthige Nahrung erhält. Sie müssen von solcher Beschaffenheit seyn, daß sie das Oel nicht ausschwitzen und sich reinlich halten lassen; daß der Oelvorrath so weit als möglich von der Flamme entfernt sey; daß sie den Schein nicht verhindern, sondern so viel als möglich verbreiten; daß der Tocht mehr schräg als aufwärts stehe, seine Spitze nicht weit über die Oberfläche des Oels erhaben sey, u. wenn er in einer Röhre liegt, er sie nie ganz ausfülle.

Die Tochte zu den Lampen werden meistens aus Baumwolle gemacht und man giebt ihnen, um sie mehr sparsam brennend zu machen, mancherlei Zubereitungen. Wenn man einen Tocht im Wasser einweicht, und ihn dann so stark ausdrückt, daß er nur noch etwas feucht bleibt, so brennt das Oel sparsamer, aber der Schein ist dunkler. Wenn man in Wasser so viel Salz auflöset, als sich auflösen will, den Tocht darin einweicht, und ihn hernach trocknet; so brennt das Oel ohne merkliche Wahrnehme der Helligkeit etwas länger, und man hat die Erfahrung gemacht, daß 2 Lt. Baumöl mit einem uneingeweichten Tocht 6 Stunden, mit einem eingeweichten aber 7 Stunden brannten. Tochte, die in Branntwein, worin Kampher aufgelöset ist, eingeweicht werden, brennen heller als gewöhnlich.

Die

Die Oele, die man gewöhnl. zum Brennen anwendet, sind von verschiedener Güte. Durch Versuche hat man gefunden, daß bei völlig gleichen Dochten 1 Lt. Baumöl 2 Stunden 46 M., Rüböl 3 Stund. 9 Min., Sonnenblumenöl 3 Stunden 32 Min., und Mohnöl 3 Stund. 57 M. brannte. Bei diesen Versuchen zeigte sich, daß die Flamme von dem Rüb- u. Sonnenblumenöl stark, von dem Mohnöl wenig und von dem Baumöl gar nicht rauchte. Leinöl und Thran brennen so lange als Rüböl; Thran raucht weniger, Leinöl mehr als das Rüböl.

Man hat verschiedene Mittel, das Oel zuzurichten, daß es länger und ohne Dampf und übeln Geruch brenne. Man nimmt mit Salz gesättigtes Wasser, gießt gleich viel Oel dazu, und schüttelt beides in einer gut verstopften Flasche durch einander, läßt es eine Zeitlang ruhig stehen, und gießt dann das gereinigte Oel von dem Salzwasser ab. Das Oel brennt dadurch viel rathsamer, und es wird auch aller der Gesundheit nachtheilige Dampf und Rauch verhütet.

Oder: Man vermischt mit einem Pfunde unreinen Baumöls 2 Quent. ungelöschten feingestoßenen Kalk, schüttelt es durch einander, und läßt das Gemische einige Tage stehen, bis das Oel ganz hell ist, und der Kalk sich mit den Unreinigkeiten zu Boden gesetzt hat. Das Oel brennt so sparsam, daß man auf 6 Stund. ½ St. gewinnt. Bei 1 Pfunde Rüböl oder Thran gewinnt man mit 3 Quent. Kalk und bei Leinöl mit 3½ Quent. auf 8 Stunden 1 Stunde.

Wenn man unter 1 Pfund des so zubereiteten Oels 1½ Lt. guten Branntwein mischt, so giebt die Lampe eine hellere und größere Flamme, ohne an dem sparsamen Brennen etwas zu verlieren.

Von den Oelen, die zum Brennen bestimmt sind, ist überhaupt noch zu merken, daß frische Oele mehr als solche rauchen, die schon einige Zeit gestanden sind; daß die Oele, die schon eine Zeitlang ruhig aufbehalten worden, auch um etwas länger brennen, als die frischen Oele; und daß kalt geschlagenes Oel im Brennen nicht so sehr dampft, als warm geschlagenes.

Die Beschwerlichkeit des Rauchs von Lichtern und Lampen in den Wohnstuben kann dadurch abgewandt werden, daß man über dem Lichte einen im Wasser eingeweichten und hernach wieder ausgedrückten Schwamm hoch genug aufhängt, daß ihn die Flamme des Lichts nicht ergreifen kann; er zieht allen Dampf an sich.

Neues Hannöverisches Magazin.

70tes Stück.

Montag, den 31ten August 1801.

Warum stiftet man jetzt keine Kapellen mehr?

Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, ein Prachtgebäude der Art zu sehen, als die Baukunst in den weltberühmten Kirchen des heil. Petrus in Rom, oder des heil. Paulus in London aufgestellt hat, der wird gewiß nicht leicht bei dem Anblick dieser erstaunenswerthen Denkmäler menschlicher Kunst darauf kommen, daß diese ehrwürdigen Tempel einst nur geringe Kapellen waren. Und dennoch ist hier — einige Ausnahmen abgerechnet a) — der erste Ursprung aller noch so großen und herrlichen Pfarrkirchen zu suchen.

Wie gewöhnlich aller Anfang klein und schwer ist, so war es derselbe auch hier. Wenn wir nemlich der Geschichte der Kirchen und Klöster nachspüren, so finden wir jene Behauptung durch dieselbe bestätigt. Fast keine einzige Kirche war es ursprünglich; vielmehr wurde jedes Gebäude dieser Art allererst nach und nach zu diesem Range in der Maaße erhoben, wie die Bevölkerung zunahm, wie der Wohlstand sich vermehrte, oder wie die religiöse Stimmung sich erhöhete. So war mit der Stiftung der Klöster auch immer die Stiftung einer Kapelle verbunden, welche besonders der Andacht der Religiosen gewidmet wurde. b) Anfangs wurden sie gewöhnlich nur leicht von Holz erbaut, hernach aber erweitert, verschönert, dauerhafter eingerichtet; wozu die häufig eingehenden beträchtlichen Geschenke und reichen Vermächtnisse mehr, als ausgeschriebene Beiträge

a) Das erste Gebäude der nachherigen Peterskirche in Rom war z. B. schon 300 Fuß lang, welches Constantin der Große bei seiner Annahme des Christenthums errichten ließ. S. die Geschichte der Peterskirche in Rom im Lauenburger genealog. Kalender von 1777. S. 73 — 79.

b) S. Annalen der Braunschweigischen Churlande. VII. Jahrg. St. 4. S. 602. 604.

und Auflagen, wirkten. Man war geneigt zu solchen Stiftungen, und es bedurfte daher keiner obrigkeitlichen Befehle, um sie zu bewerkstelligen. So war es nichts seltenes, daß begüterte Personen ihr ganzes Vermögen zu einer solchen Stiftung verwandten, und dann zugleich Vorsteher – **Pröbste** und **Priorissinnen**, wie sie in Urkunden heißen – solcher Anstalten wurden. Sie belegten dadurch für sich gleichsam eine Leibrente, welche bei jener frugalen Lebensart weit mehr auswarf, als sie selbst für sich brauchten; wovon mithin noch mehrere Personen erhalten und die Klostergebäude gebessert werden konnten.

Oft hatten unsere **Kirchen** c) einen noch geringern, einfachern Ursprung. Sogar Grabmähler und Totenhäuser wurden nach und nach Kapellen und endlich Kirchen. Man errichtete über dem Grabe einer werthen Person ein kleines Gebäude oder Grabmahl zum Andenken des Verstorbenen, wie man solche auch noch jetzt zum Theil in der Mitte mancher Gottesäcker welche nicht eigentliche **Kirchhöfe** sind, antrifft, da die Kapelle zu nichts anderm, als zum Grabmahle dient. Verschiedenen Gebäuden dieser Art wiederfuhr nun die Ehre, daß sie hernach zu Kapellen geweihet und endlich zu Kirchen erhoben wurden; woher es rühret, daß die Begräbnisse in den Kirchen, als an geweiheten Orten, gesucht, gekauft, angelegt und dergestalt vervielfältigt wurden, daß die Todten den Lebenden zur Last werden, und ihre heiligen Versammlungshäuser ihnen ekelhaft und der Gesundheit bisweilen nachtheilig machen mußten.

Man sieht schon hieraus, wie diese Stiftungen insgesammt mehr oder weniger mit der Religion zusammenhingen; weswegen auch jede Kapelle geweihet, und irgend einem Heiligen zum Schutze übergeben wurde. Bei den mehrsten Kirchen findet man auch noch den Namen ihres Schutzheiligen, besonders in größern Städten, wo die nothwendige Unterscheidung mehrerer Kirchen diesen Namen erhalten hat. Bei vielen ist jedoch dieser Name verlohren gegangen.

Religiosität brachte die Idee, eine Kapelle zu stiften, hervor, und ward Veranlassung zu den reichsten Schenkungen und Vermächtnissen an Kirchen und Klöster. Man wollte theils den Verstorbenen durch Errichtung von Gebäuden über ihren Gräbern seine Werthschätzung und Dankbarkeit, theils aber dem höchsten Wesen seine Verehrung durch Stiftung und Weihung von Kapellen zu erkennen geben. Daher findet man nicht selten noch jetzt bei einer Pfarrkirche 5 bis

c) Kirche, von κυριακη sc. εκκλησια, Versammlungshaus des Herrn (Jesu.)

bis 6 Kapellen. Die letztern wurden nemlich der Kapelle untergeordnet, welche in dem Laufe der Zeit etwa durch reichere Vermächtniß u. Schenkungen vor den übrigen den Vorzug erhalten hatte. Hier vereinigten sich die Interessenten zu einem Kirchspiele, welchem ein eigener Prediger vorgesetzt wurde; und man wurde darüber einig, daß die angehörigen Kapellen von dem Prediger zu bestimmten Zeiten besorget und zur gemeinschaftlichen Gottesverehrung gebraucht werden sollten. Oft trennte sich auch eine Kapelle mit ihren Eingepfarrten von der Mutterkirche, und nahm mit landesherrlicher Erlaubniß einen eigenen Prediger an, wenn ihr vermehrter Wohlstand dieses möglich machte. d)

So häufig nun in den ältern Zeiten solche Stiftungen waren, so selten sind sie jetzt geworden. Noch findet man Dörfchen von sieben Häusern, welche eine Kapelle, und sogar Dörfer von zwölf bis sechzehn Feuerstellen, welche einen eigenen Prediger haben. Ein Beweis, wie zahlreich jene Stiftungen waren! Jetzt denkt niemand daran, Stifter einer Kapelle zu werden; eher noch wird da, wo neue Dörfer angelegt werden, e) sogleich eine Kirche — obwohl auf ganz andere Art, wie ehemals — nicht durch Schenkungen und Vermächtnisse, sondern durch gesetzmäßige Beiträge — gestiftet.

Eigene Stiftungen von Kapellen, wie in den vorigen Zeiten, erwartet man jetzt vergebens; nur das Bedürfniß kann noch in unsern Tagen Kirchen stiften. Im Gegentheil ist man jetzt oft genöthigt, Kapellen abzubrechen und eingehen zu lassen, weil die Kosten zu deren Erhaltung nicht mehr aufgebracht werden können. f)

Woher nun diese Erscheinung? Woher eine so sehr veränderte Stimmung

d) Entweder wiesen sie dem neuen Prediger aus ihrer Gemeinheit Grundstücke zur Nutzung an, oder es wurde von den Kapellengütern etwas ausgesetzt und die Pfarre so fundirt. Daß diese nur gering seyn konnte, versteht sich, da zur nothdürftigsten Unterhaltung des Predigers für jene Zeiten schon ein kleines Capital hinreichend war.

e) Z. B. im Herzogthum Bremen, wo 1790. und 1791. ein beträchtlicher Strich Moorlandes urbar gemacht, und zwei neue Kirchen gestiftet wurden, deren eine die schöne Inschrift: Gloria in excelsis Deo, trägt. S. Annalen der Braunschw. Lüneb. Churlande. IV. 11. Stück. Nr. XIII. S. 478. V. 1. St. N. X. S. 176.

f) Ein Beweis der sehr umgewandelten Stimmung des Zeitalters ist auch dieses, daß jetzt viele Kirchen und Kapellen ihren Kanzel- und Altarschmuck

mung unsers Jahrhunderts? Woher kömmt es, daß man jetzt abbricht, was man vormals aufbauete, und kaum einen Denkstein an die Stelle des abgebrochenen Gebäudes jetzt?

Ich finde die Ursache hievon theils in der Abnahme der Religiosität, wie in der Zunahme einer freiern, leichtsinnigern Denkart, theils in der unglaublichen Verbreitung des Luxus und der Ueppigkeit.

Ehedem hing man fester an der Religion, als man in unsern Zeiten an derselben hängt. Religion war unsern Vorfahren mehr dasjenige, was die große Kluft zwischen der Gottheit und den Menschen ausfüllt, und Zeit und Ewigkeit mit einander verbindet, als sie es uns ist. Mit ehrerbietigen Gefühlen näherte man sich gleichsam durch Religion und Andacht der Gottheit, und sie waren das Mittel, den Menschen dem höchsten Wesen gefällig zu machen. Ich behaupte nicht, daß unsere Vorfahren allemal hierin Recht hatten; oft mischte sich allerdings wohl der Aberglaube in ihre andächtigen Gefühle. Inzwischen müssen wir ihnen darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß die Religion ihnen lieber war, als sie uns, ihren Nachkommen, ist. Dieses beweisen nicht allein jene frommen Stiftungen, sondern auch die vielfältigen Auswanderungen der Hugenotten aus Frankreich, und der Deutschen aus ihrem Vaterlande Salzburg.

Diese Leute brachten ihrer Anhänglichkeit an die väterliche Religion sehr kostbare Opfer, indem sie Häuser und Aecker und Vaterland standhaft verließen, und um der Religionsfreiheit willen sich in fremden Ländern ein hartes Loos und ein schweres Fortkommen bereiteten.

That man nun ehemals vielleicht auf der einen Seite etwas zu viel, indem man die Anzahl der Kapellen, Kirchen und Klöster zu sehr vermehrte, statt daß man die so angewandten Summen leicht nützlicher hätte anlegen können, oder, indem man durch solche Stiftungen den Himmel gewinnen zu können wähnte, so lag doch allemal ein unverdächtiger Beweis von Werthschätzung der Religion zum Grunde; und es kann nicht geleugnet werden, daß unsere Zeitgenossen offenbar zu wenig in Absicht auf Religion und religiöse Empfindungen thun.

Wie weit herrschen in unsern Tagen Leichtsinn, Frivolität und Unglaube; und wie unübersehbar ist das Heer der Uebel, welche eine falsche Aufklärung hervorgebracht hat, geworden! Möchten wir doch nicht alles

schmuck sich selbst anschaffen müssen, da im Gegentheil alles, was zur Verzierung dieser ehrwürdigen Dinge erforderlich war, ehedem einzig durch Schenkungen einkam.

alles Alte sogleich verwerfen und nicht, mit dem Sprichworte zu reden, das Kind mit dem Bade ausschütten! Man verwirft und tadelt die äußere Andacht als ein gedankenloses Ceremonienwesen; aber nur zu oft geht damit auch die innere Rechtschaffenheit zugleich verloren. Alles will Selbstdenker, Philosoph seyn; und siehe, eine armselige Afterweisheit und sklavische Nachbeterei hat sich bereits bis in die Hütten des Landmannes verbreitet. Wir bilden uns ein, der Religion nicht zu bedürfen, um gut und glücklich zu werden. Gleichwohl kann der gewöhnliche Mensch nicht Philosoph seyn — oder Kopf und Herz erhalten eine schiefe, gefährliche Richtung. Und worin sind denn die hochtrabenden Witzlinge unserer Tage besser, als unsere etwas abergläubigern, aber biederern Vorfahren? — O ich ehre das Gedächtniß jener frommen Stifter, und der Anblick einer einsamen Kapelle in einer unbesuchten Gegend versetzte oft mein Herz in eine ernste, gerührte Stimmung, und gab demselben sanfte, religiöse Gefühle. —

Besser ist es doch, ein wenig zu religiös, als leichtsinnig und gleichgültig in Ansehung der wichtigsten menschlichen Angelegenheiten zu seyn. Wir sind von Natur sinnliche Menschen; und was schadet dieses? Wenn nur die Sinnlichkeit der Vernunft unterworfen bleibt! Und wie? Sind denn die Aufgeklärten unserer Zeit, welche vom Sinnlichen in der Religion nichts wissen wollen, weniger sinnlich? Verwerfen sie doch mit der Sinnlichkeit alle Religion, und lieben desto heftiger eine andere Art der Sinnlichkeit, welche, ganz außer Verbindung mit der Religion, Auge und Ohr, Geschmack und Empfindung kitzelt und — das Herz — vereitelt oder vergiftet.

Möchte das Gefühl der Dankbarkeit gegen die Gottheit und gegen verstorbene wohlthätige und verdienstvolle Menschen nur nicht mit der Religiosität verlöschen! Wie wenig hätten wir dann durch unsere kalte und alles erkältende Aufklärung gewonnen! Und ich fürchte, daß ein großer Theil unserer Zeitgenossen, der aus zu weit getriebener Selbstgefälligkeit mit der Gottheit gar zu leicht fertig wird, unsern andächtigen Vorfahren an Rechtschaffenheit weit nachstehen dürfte! —

Eine andere Ursache davon, daß wir keine Kapellen mehr stiften, ist der erstaunliche Luxus unserer Tage. Welche Ueppigkeit in allen, auch den niedrigsten Ständen! Kleider und Hausrath, Speisen und Getränke, stehen lange nicht mehr im richtigen Verhältnisse mit unserm Erwerbe. Wie sollte nicht das, was unser Gewerbe noch wirklich ausbringt, leicht verzehrt werden können! Uebrig kann man nichts haben. Wovon sollten wir jetzt noch wohl zur Ehre Gottes, wie einst unsere Vorfahren thaten,

ten, Kapellen errichten? Der Luxus ist es, und nicht sind es schlechtere Zeiten, was uns umgestimmt und unfähig gemacht hat, durch fromme Stiftungen der Nachwelt nützlich zu werden. Denn, wodurch sollen die Zeiten besser werden, wenn wir nicht aufhören wollen, den Luxus und der Mode zu fröhnen und nicht anfangen, unsern Aufwand unserm Einkommen wenigstens gleichförmig zu machen? Und wenn wir wirklich den Druck schlechterer Zeiten stark genug fühlten, so arbeiteten wir ja wohl selbst daran, — was doch offenbar in unserer Gewalt ist — diesen Druck durch mögliche und vernünftige Einschränkungen erträglicher zu machen. So aber macht der Luxus uns geizig und verschwenderisch zugleich, so widersprechend dieses immer scheint. Für gemeinnützige Unternehmungen, für wohlthätige Unterstützungen verschliessen sich Hand und Herz, während dem wir auf der einen Seite alles ängstlich zusammen scharren, um nur desto mehr und desto sorgloser auf der andern verschwenden zu können. Hartherzig entziehen wir sogar den Dürftigen ihre kleinen Gaben — um dafür ein modiges Hausgeräth anschaffen, oder ein überflüßiges Vergnügen mehr genießen zu können.

So hat diese Art des Geizes eine ganz andere Tendenz und ganz andere Folgen, als die eigentliche Habsucht. Denn diese läßt ihren Erben wenigstens gefüllte Kisten und Börsen zurück; jene dagegen leert den gefundenen Vorrath aus und hinterläßt den Erben ein beträchtliches negatives Vermögen oder Passivschulden dergestalt, daß sie sich weigern, anders, als cum beneficio legis et inventarii die Erbschaft anzutreten.

Die Ueppigkeit sorgt nicht einmal für die Mitwelt, wären es auch Kinder und nahe Verwandte. Der Luxus macht selbstsüchtig. Nur auf sein Vergnügen, auf seine Bequemlichkeit, auf sein Wohlleben bedacht, ist er geizig gegen andere, nicht gegen sich selbst. Für andere etwas zu thun, sie Theil nehmen zu lassen an seinem Wohlstande und an seinen Vortheilen, oder gar sich selbst etwas zu versagen, um andern dienen zu können; dies ist nicht im Geiste unsers hochgepriesenen Zeitalters. Daher denkt nur nicht, daß wir zur Erbauung von Kapellen und Bethäusern oder zu andern edlen Stiftungen Geld hätten.

Findet sich einzeln noch ein Beispiel einer solchen frommen Stiftung, so ist schon im voraus mit Gewißheit zu erwarten, daß der Stifter ein guter Wirth von milder, religiöser Denkart, nicht geizig, üppig, selbstsüchtig war, und sich vielleicht manches entzog, um seinen edlen Zweck zu erreichen. Wie selten und immer seltner aber werden solche Beispiele mit dem Fortgange unsere Tage!

Der Luxus hat noch eine andere nachtheilige Wirkung, welche eben so

wenig frommen Stiftungen das Wort redet, er macht die Menschen gewissenlos. Alles dienen wir auf, unsere Neigung zum Wohlleben zu befriedigen. Alle Mittel und Wege, welche dahin führen, werden begierig aufgesucht; und die Gränzlinie des Rechts wird da nicht mehr geachtet. Wie sollte man sich ein Bedenken daraus machen, daß man etwas unterließ, was gerade keine Zwangspflicht war? Nun kann man es zwar nicht sofort Gewissenlosigkeit nennen, wenn jemand eine bestimmte Art von edlen Handlungen unterlassen hat.

Auch findet leicht eine noch edlere Anwendung unsers Vermögens Statt, als wozu die Stiftung von Kapellen Gelegenheit giebt, z. B. die Anlegung oder Verbesserung einer Schule, eines Waisenhauses ꝛc. Inzwischen ist auch das Letztere in unsern Tagen nicht häufiger als das Erstere; und das Geschlecht der menschenfreundlichen Wohlthäter dieser Art scheint längstens ausgestorben zu seyn. Hievon ist Gewissenlosigkeit Ursache. Denn Menschen, die dem Luxus ergeben sind, machen selten viel aus der Religion; daher ist nicht zu erwarten, daß sie derselben Tempel und Altäre errichten werden.

Endlich macht die Ueppigkeit arm. Wer findet nicht diese Behauptung in allen Ständen, vom angesehensten Herrn bis zum niedrigsten Dienstboten herab bestätigt? Da ist Ueberfluß an Kleidern und Hausrath und an tausend entbehrlichen Sachen; da fehlet es nicht an kostbaren Gastmalen, aber desto mehr an wahrem innern Wohlstande. Oft ist es nur ein falscher Schimmer einer scheinbaren täuschenden Größe, der das ungeübte Auge blendet, und der eigentlich nur dient, um unsere Dürftigkeit zu verbergen, und unsern Credit nur einige Zeit außen aufrecht zu erhalten.

Gewiß wäre das auch der Charakter der vorigen Zeiten gewesen, wir würden schwerlich so viele schöne Denkmäler ihres Wohlstandes und ihres Fleißes, ihrer Arbeitsamkeit und ihrer Sparsamkeit, ihrer Redlichkeit und ihrer Religiosität antreffen! Und zu diesen Denkmälern gehören nicht bloß die Stifter und Klöster mit ihren zum Theil prächtigen Domkirchen, sondern auch die zahlreichern, obgleich weniger glänzenden und geräumigen Kapellen.

Möchte der auffallende Mangel solcher und ähnlicher Stiftungen keinen nachtheiligen Schatten auf unsere Denkart, Lebensweise und Sitten werfen! —

Ueber die Berbisbeeren, als ein Surrogat der Citronen.

Zu den ausländischen Produkten, welche wir bisher in Menge verbrauchten, und doch vollkommen entbehren könnten, gehören die Citronen. Diese Frucht hat, sofern sie reif ist, durch ihre angenehme natürliche Säure manche bekannte gute Eigenschaft, sowohl für die Arzneikunst, als für die Wirthschaft. Da sie aber nie recht reif zu uns gebracht werden kann, so mangeln den Citronen, wie wir sie empfangen, viele von ihren angenehmen und nützlichen Eigenschaften, und man findet sogar, daß sie oft den Brust- und Lungensüchtigen schädlich, wenn gleich nicht so schädlich sind, als der Essig. Dagegen ist, an der Stelle der Citronen, der Saft von den Berbisbeeren, der von einer völlig reifen Frucht kömmt, viel besser, gesunder, und von eben so angenehmen Geschmacke; überhaupt kann man ihn mit gutem Nutzen zu allen Arten der Getränke, wozu man sonst Citronen nimmt, gebrauchen; wie er denn auch insbesondere zur Gallerte die Stelle des Citronensafts und des Weins zugleich ersetzt. Es ist daher der allgemeine Anbau des in Deutschland einheimischen Berberitzen- Berbisbeeren- oder Sauerdorngesträuchs (Berberis vulgaris Linn.) sehr zu wünschen. Dies Gesträuch ist brauchbar, beides zu Hecken als Gartenverzierungen und zu lebendigen Zäunen, als Gartengehägen; zu jenen, weil sie sich sehr schmal ziehen lassen, und unten und oben gleich bezweigt und belaubt, und den ganzen Sommer und Herbst über durch gelbe Blüten und rothe Beeren gleich schön verziert sind, zu diesen, weil sie durch ihre spitzigen Stacheln das Vieh sehr gut abhalten. Ihre noch jungen und zarten Blätter haben, gleich dem Sauerampfer, einen weinsäuerlichen Geschmack und werden in Holland zum Sallat verbraucht, und auch am Fleische genossen. Ihre länglichrunden Beeren verschließen im reifen Zustande unter einer zarten Haut einen in Saft gehüllten Kern. Die Zeit ihrer Reife ist im Spätherbste, zu Ende des Octobers, wenn es bald zu frieren beginnt. Die Berbisbeeren sind leicht mittelst einer hölzernen Presse zu zerdrücken, der Saft wird durch Leinwand gepreßt, von den festen Theilen abgesondert, und so, nachdem man ihm zum Klarwerden einige Ruhe vergönnt hat, in fest und reinlich verkorkten Flaschen in kühlen Kellern Jahre lang, bis man seiner bedarf, aufbewahret. — Wer sich mit dieser Absonderung des Safts nicht selbst abgeben will, darf die Beeren, deren, wegen ihrer Menge, ein Kind täglich an 50 Maaß sammeln kann, pflücken lassen, und dem Apotheker, oder irgend einem speculirenden Handelsmann der nächsten Stadt überlassen. Gern wird er, wenn anders dieser nur seinen Vortheil versteht, das Maaß mit 4 pf. bezahlen.

Hannöverisches Magazin.

71tes Stück.

Freitag, den 4ten September 1801.

Bemerkungen für Badende.

Die Abendluft hauchet!
Auf Jünglinge! tauchet
Die Glieder ins Meer!

Stollberg.

Das Bad in reinem fließenden Wasser, wird von Aerzten und Naturkundigen als eine heilsame und dem menschlichen Körper sehr zuträgliche Leibesübung angesehn. Unter den Badeliebhabern selbst herrschet nur eine Stimme über die wohlthätigen Wirkungen des Bades, und es verdient in der That alle diese Lobeserhebungen, wenn es mit gehöriger Vorsicht gebraucht wird.

Wenn des Tages Last und Hitze den Körper entkräftet, die Nerven erschlafft und eine muthlose Trägheit über sein ganzes Wesen verbreitet hat; dann eilt der Badefreund zum Flusse. Er entkleidet sich langsam, kühlt seinen Körper, indem er ihn etwa eine Viertelstunde der freien Luft aussetzt, allmählig ab, und wird in dem Augenblick, da er sich den wohlthätigen Fluten anvertraut, wie neu gebohren. Zwar wohnen in den Flüssen unsers rauhern nördlichen Clima's weder Najaden noch Nymphen, die unsre deutschen Jünglinge und Männer, wie einst Griechenlands Halbgöttinnen unter einem mildern Himmelsstriche der Griechen, in ihre schützenden Arme aufnehmen, und sie vor Erkältung und Ertrinken bewahren; aber gewiß kehrt der Deutsche eben so heiter, muthvoll und gestärkt aus dem Bade zurück, als ehemals der Grieche. Sein Blut fließt leichter und schneller, seine Glieder haben Spannkraft erhalten, Eßlust, Schlaf, kurz alle Bewegungen und Verrichtungen des menschlichen Körpers, sind vermehrt, erhöht und gestärkt.

Diese und mehrere andere wohlthätige Folgen des mit gehöriger Vorsicht gebrauchten Flußbades, sind bekannte Resultate des Grundsatzes, daß Bewegung, freie Luft und kaltes Bad die besten Erhaltungs- und Stärkungsmittel für den menschlichen Körper sind, und so auch — wenigstens mittelbar — für den menschlichen Geist. Dieser — Kants philosophische Jünger und Nachbeter mögen dagegen predigen, wie sie wollen — mögen in tanzenden Theegesellschaften, oder bei mäßigen Mahlen hinter dampfenden Schüsseln und vollen Flaschen, oder im Laden des Schweizer-Conditors, bei Fleischpasteten, Liqueur und Punsch, ihre evident wahren Grundsätze, in energischen Phrasen dem staunenden philosophisch-politisch-moralischen Pöbel vordeclamiren — hängt leider sehr oft von den Launen und Grillen seiner für dieses Leben ihm nun einmal unabbittlich angetraueten körperlichen, sogenannten bessern Hälfte ab; muß sich, wäre es auch nur um des lieben Hausfriedens willen, manchen sonderbaren Einfall gefallen lassen, und wenn sie mürrisch ist, ein philosophisches Schweigen beobachten.

Es ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes, diätetische Regeln über den Gebrauch des Flußbades zu geben, das in einzelnen Fällen eben so schädlich und verderblich werden kann, als es im allgemeinen nützlich und heilsam ist. Die Hauptveranlassung desselben ist vielmehr die seit verschiedenen Jahren in unsern öffentlichen Blättern bekannt gemachte Warnungs-Anzeige für diejenigen, welche im Ihmefluß baden, und der Wunsch des Verfassers, allen Badenden die darin enthaltenen wohlgemeinten Warnungen recht ans Herz zu legen, und ihnen Vorsicht und Behutsamkeit dringend zu empfehlen.

Er glaubte, daß es nicht ganz überflüssig seyn würde, wenn er das, was jene Anzeige enthält, näher auseinander setzte, und so manchen sorglosen Badenden aufmerksamer auf die ihm drohenden Gefahren machte. Uebrigens badete er selbst seit länger als zwanzig Jahren in diesem Flusse, kennt beinahe alle Stellen desselben, und fand alles, was jene Anzeige enthält, vollkommen bestätigt.

So entstanden diese Bemerkungen, die sich vorzüglich auf eine kurze Beschreibung der Badeplätze im Bezirk von etwa einer Viertelmeile um unsre Stadt beziehen, und zugleich einige Vorsichtsregeln enthalten, deren Beobachtung jedem Badenden nützlich und heilsam seyn wird.

Außer den Stadtgräben, dem Schepgraben vor dem Aegidienthore, die nicht einmal als eigentlich fließendes Wasser angesehen werden können,

und

und dem sogenannten Ricklinger Bach, giebt es in dem Bezirk einer Viertelmeile um die Stadt keine andre schickliche Badeplätze in freier Luft, als in der Leine und Ihme. Der Heiligers Brunnen, nebst einigen andern Quellen und Bächen, sind theils schon zu weit entfernt, theils aus andern Gründen nicht bequem und tauglich genug zum Baden. Der Stadt- und Schepgraben sind der Stadt und den öffentlichen Spaziergängen zu nahe, und kein gesitteter Badefreund wird die Schamhaftigkeit seiner spazierenden schönen Mitbürgerinnen dadurch beleidigen, daß er sich an diesen Orten im Badecostüme zeigt. Es bleiben also nur die Leine, die Ihme und der Ricklinger Bach übrig.

Unsre gute Leine, dieser im Ganzen wohlthätige, Frucht und Segen bringende Fluß, war schon von jeher bei einem großen Theile des Publikums als falsch und bösartig berüchtigt. „Die Leine ist falsch," so warnt die zärtlich besorgte Mutter ihren badelustigen Sohn, „traue ihr nicht, sonst wirst du ihr Opfer! — Die Leine ist ein böses Wasser!" so seufzt mancher Anwohner, dessen Fluren, Gärten und Felder sie bei plötzlichen Ergießungen überschwemmte, und seinen Kindern das Brot, seinem Vieh das Futter nahm. — „Die Leine ist tückisch!" so spricht der Spaziergänger, der in philosophische, politische oder merkantilische Speculationen sich vertiefte, und ihrem hohen, abschüssigen, ausgehöhlten Ufer zu nahe kam, dessen plötzlicher Einsturz unter seinen Füßen ihn ohne Gnade zu Wasser in die Unterwelt befördert haben würde, wenn nicht ein herzhafter Sprung oder ein hülfreicher Ast ihn gerettet hätte; — kurz, sie ist bei Vielen noch übler angeschrieben, als ihre wirklich weit bösartigere Stiefschwester, die Innerste, die sich bei dem Hildesheimischen Amt Ruthe mit ihr vereinigt, und eigentlich der vorher nicht so übellaunigen Leine die ärgsten Tücke mittheilt.

Die Innerste ist nemlich, wie viele ihrer Anwohner im völligen Ernst behaupten, ein wildes, heimtückisches und sogar blutdürstiges Wasser. Geschwängert mit dem Auswurfe des Harzes, dem verderblichen Puchsande, wandelt ein unordentlicher Appetit zu Zeiten sie an. Dann schreiet das Wasser und fordert ein lebendiges Landthier, am liebsten ein schwarzes Huhn zum Opfer. Wird dies nicht in Zeit von 24 Stunden mit gebundenen Flügeln u. Füssen hineingeworfen, so verschlingt die gierige Nixe noch in demselben Jahr einen Menschen. Sie erhascht ihn gewiß, und sollte es auch erst in der letzten Stunde des letzten Decembertages geschehen.

Die traurige Geschichte, die sich etwa vor 25 Jahren mit einem ungläubigen Müller in Sarstedt zutrug, ist davon der unwiderleglichste Beweis. Er ertrank in dem letzten Drittel der letzten Viertelstunde des scheidenden Jahrs, weil er einige Tage vorher das Geschrei der blutdürstigen Wasserdame gehört, davon erzählt, aber es nicht geachtet, und sogar Spott und Hohn darüber getrieben hatte.

Die Nixe rächte sich fürchterlich und rettete zugleich die Ehre aller alten Frauen in der Nachbarschaft, über deren Erzählungen am Spinnrocken die muthwillige Jugend, besonders aber jener Müller, sich oft weidlich lustig gemacht hatte. Dieser ungläubige Frevler und freche Spötter erwachte, da es bald Voll-Mitternacht war, mit einer ungewöhnlichen Angst. Er glaubte das Geschrei eines nach Hülfe rufenden Menschen zu hören, und sprang schnell aus dem Bette, um ihn zu retten. Da schüttelte die hämische Nixe — denn natürlich war Sie die Verfasserin dieses Trauerspiels — ihr brandrothes Haar, grinsete höhnisch, umfaßte den schlaftrunkenen Jüngling mit ihren mörderischen Armen, und zog ihn so in den tiefen Schlund des Mühlenkolks mit sich hinab. —

Trauriges, aber auch lehrreiches Beispiel, ungläubigen Spöttern zur wohlverdienten Strafe, und überweisen Starkgeistern zum abschreckenden Exempel; wenn sie die Existenz überirrdischer Mittelwesen bezweifeln oder gar verspotten wollen.

Böse Gesellschaften verderben gute Sitten. Die Leine nimmt einen Theil der launigen Bosheit ihrer Stiefschwester an, und läßt sich von dieser oft genug verleiten, dem sorglosen Unvorsichtigen einen hämischen Streich zu spielen, ja sogar Anschläge auf sein Leben zu machen. Er verliert es unfehlbar, wenn gerade im Augenblick der Gefahr die Gewässer der Innerste prädominiren.

Der üble Ruf der Leine hat, das, was Aberglauben und übertriebene Furcht hinzuträumten, bei Seite gesetzt, seinen guten und sehr natürlichen Grund. Der schnelle und reißende Fluß stürzt, wenige Meilen oberhalb unsrer Vaterstadt, aus höhern gebirgigten Gegenden in die von der Nordsee, Weser und Elbe erzeugte schlammig-sandige Ebene hinab. Sein Bett enthält größtentheils Schlamm, Leimen und Triebsand. Er höhlet, vorzüglich nach Gewitter-Ergießungen in den höhern Gegenden, seine meistentheils hohen, abschüssigen Ufer aus, macht sie locker und unsicher, und wütet sogar gegen seine eigenen Eingeweide, indem er tiefe Löcher und Gruben in sein Inneres wühlt.

wühlt. Ueberdem ist er fast allenthalben zu tief für den Badenden.

Nicht leicht wird deshalb der badende Hannoveraner sich erdreisten, ober- oder unterhalb der Stadt in den Fluß zu gehen, und wenn ein kühner, geübter Schwimmer einmal dies Wagstück besteht, so betrachten ihn die übrigen als einen vollendeten Meister in der edlen Kunst zu schwimmen.

Die Ihme vom schnellen Graben an, bis zur Ihmenbrücke, ist der gewöhnliche Sammelplatz der Bade- und Schwimmlustigen, auch vergleichungsweise der beste; dennoch aber dem Unwissenden und Unvorsichtigen sehr gefährlich.

Die Warnungs-Anzeige enthält darüber die deutlichsten und zweckmässigsten Belehrungen. Folgendes kann als Zusatz und Erläuterung dienen:

Die eigentliche Ihme entspringt am Deister, geht über Bredenbeck, Wörie und Landwehrschenke, neben Ricklingen, Amts Calenberg, vorbei, vereinigt sich, nicht weit vom letztgenannten Dorfe, mit den Gewässern, welche durch den unterm schnellen Graben anfangenden Canal aus der Leine in ihr Bett geleitet sind, und fällt am Ende der Glocksee in die Leine. Es ist daher irrig, wenn man die Ihme, bevor sie sich mit dem Leinewasser vereinigt, Ricklinger Bäke nennt, denn diese sogenannte Ricklinger Bäke ist die wahre Ihme, worüber man in Grupens Alterthümern der Stadt Hannover weitläuftiger nachlesen kann.

Sie trägt diesen Namen schon von ihrem Ursprung an, und behält ihn, bis sie sich mit der Leine vereinigt. Weil indessen jene beiden Benennungen gebräuchlicher sind, so mag sie sie hier auch beibehalten, vor ihrer Vereinigung mit dem Leinecanal Ricklinger Bach seyn und bleiben, und nachher so lange Ihme heißen, bis sie sich in die Leine ergießt.

Die Ihme ist nicht völlig so schnell und so reißend, wie die Leine, hat hie und da kiesigten Grund und viele seichte Stellen. Dies und ihre weitere Entfernung von den gewöhnlichen Promenaden macht sie anziehender für den Badenden. Sie kann ihm aber sehr gefährlich werden, wenn er nicht die nöthige Vorsicht beobachtet.

Hierüber ist folgendes anzumerken: Das Wasser des Flusses ist selten klar, gewöhnlich trübe, dick und schleimig, hat, wie die Leine, eine bald dunklere, bald hellgelb-röthliche Farbe, und wird fast nie so durchsichtig, daß man in einer Tiefe von zwei bis drei Schuhen Grund sehen und unterscheiden kann. Mehrere Stellen führen Triebsand oder schlammigen, glat-

glatten Leimgrund, der oft so unvermuthet und so unerwartet, besonders nahe am Ufer, mit dem festen Boden abwechselt, daß er schon dadurch allein sehr gefährlich wird.

Diese Gefahr wird um so größer, da der Fluß, obgleich minder reißend, wie die Leine, dennoch viele Wirbel, Löcher und Drehkuhlen hat, die der unkundige Badende, wegen des trüben Wassers nicht gut sehen und unterscheiden kann. Oft, wenn ihm das Wasser kaum bis an die Knie reicht, steht er schon am Rande eines zehn und mehrere Fuß tiefen Schlundes, der feste Grund verwandelt sich plötzlich in Triebsand, oder schlüpfrigen Boden, der trügerische Sand weicht unter ihm, sein Fuß gleitet auf dem glatten Boden aus, er sinkt in den Abgrund hinab, und ist, ohne schleunige Hülfe, unwiederbringlich verlohren.

Oft scheint ferner die Oberfläche des Flusses ruhig, wenn er in der mittlern Tiefe schnell und reißend dahin strömt. Jeder Körper verliert bekanntlich im Wasser einen Theil seiner eigenthümlichen Schwere, und ist daher der Gewalt des Stroms mehr ausgesetzt. Der Unerfahrne, der sich nicht die nöthige Hülfe zu geben weiß, wird schon in die Höhe gehoben, wenn er nur bis unter die Arme in den eigentlichen Strom geräth. Das in der mittlern Tiefe stärker fortschießende Wasser wirkt kräftig auf den Theil des Körpers, der unter Wasser, folglich der leichtere ist.

Dann kann der Unvorsichtige, selbst auf festen Grunde, sich nicht im gehörigen Gleichgewicht erhalten, Angst, Furcht und Schrecken rauben ihm Besonnenheit und Geistesgegenwart, er fällt gewöhnlich rücklings über, wird fortgewälzt, und muß so sein Leben den zürnenden Fluten preis geben, die es nicht ertragen können, daß er ihre Kraft gering schätzte, und ihn unabbittlich zum Orcus hinabschleppen.

Man hat sogar Beispiele, daß schwache und furchtsame Personen in stark fließenden Strömen schon umgeworfen wurden, wenn sie kaum bis über die Hüften im Wasser waren.

Die Gegenden, wo die sogenannten Hakeneinschläge und Abweiser liegen, sind aus denen in der Warnungs-Anzeige angeführten Gründen allerdings sehr gefährlich, besonders da der Strom an diesen Stellen sehr reißend zu seyn pflegt, und gleichsam zürnend, daß man es wagte, seinem Muth Gesetze und seiner Kraft Gränzen vorzuschreiben, seine Wuth gegen sich selbst ausläßt, seine eigenen Eingeweide zerfleischt, und unzählige Löcher in sein Bett wühlt. Indessen ist die an diesen Stellen drohende Gefahr

fahr den meisten Badenden bekannt, und es wagt sich so leicht niemand dahin.

Weit gefährlicher aber sind die Stellen, wo alte Bäume, Klötze, Pfähle, Balken und anderes Holzwerk, entweder am Ufer nahe unter der Oberfläche des Wassers, oder auch im Grunde des Flußbettes liegen. Die vom Ufer herabgestürzten Weidenbäume sind selbst dem geübten Schwimmer, noch mehr aber dem unerfahrnen Badenden gefährlich, wenn er sich in ihre Zweige und Aeste verwickelt, und mit dem Gebrauch seiner Arme und Beine Geistesgegenwart und Besonnenheit verliert.

Auf die Art hätte ein sehr geübter und fertiger Schwimmer vor einigen Jahren beinahe sein Leben eingebüßt. Er war nicht weit vom schnellen Graben in den Fluß gegangen, hatte sich auf den Rücken gelegt, und ließ sich so unbekümmert vom Strome forttreiben. Dieser trug ihn nahe an ein hohes abschüssiges Ufer, von welchem erst wenige Tage vorher ein Weidenbaum herabgestürzt war, in dessen Zweige er sich mit den Händen verwickelte. Auf einige Augenblick verlor er Gegenwart des Geistes, und wollte sich in der Angst mit Gewalt losreißen. Natürl. waren seine Bemühungen und Anstrengungen nicht nur vergeblich, sondern er kam auch dabei unter Wasser, und war nahe daran ein Raub der Fluten zu werden, da er schon durch Nase und Mund viel Wasser eingeschluckt hatte. Indessen kam er bald wieder zur Besinnung. Ueberzeugt, daß ein Mensch, der auf dem Rücken schwimmt, schlechterdings nicht zu Grunde gehen kann, wenn er seine horizontale Lage und das Gleichgewicht nicht verliert, suchte er dies erst wieder zu gewinnen. Da ihm das gelungen war, und er ruhig wieder auf der Oberfläche des Wassers lag, wickelte er sich endlich los, und entrann so der drohenden Todesgefahr.

Die im Grunde des Flusses festliegenden alten Bäume, Klötze und Holzwerk sind in doppelter Hinsicht gefährlich. Einmal, weil sie, wenn sie uns unvermuthet aufstoßen, oft Contusionen und Verwundungen verursachen — dann, weil gerade hier die Gefahr zu ertrinken am größten ist. Dieses in der Ihme so häufig vorhandene alte Holzwerk liegt gewöhnlich im Sande oder Leimen fest, und ist der Gewalt des Stroms in der Maaße ausgesetzt, daß er neben, gewöhnlich aber hinter einem solchen alten Baume oder Klotze, tiefe Löcher wühlt, deren Rand mehrentheils mit Triebsand umgeben ist.

Der sorglose Badende, dem das Wasser kaum bis an die Knie reicht, wandert furchtlos im Flusse umher und

und ahnet nicht die mindeste Gefahr, weil er festen Kiesgrund unter seinen Füßen fühlt. Er dünkt sich ganz sicher. Aber plötzlich geräth sein Fuß auf einen im Wasser verborgen liegenden Baum. Ehe er sich fassen kann, stürzt er hinüber oder gleitet von dem aalglatten Holze in einen bodenlosen Schlund hinab, aus dem er nimmer lebendig wiederkehrt.

Die Löcher und Gruben neben solchen alten Bäumen sind gewöhnlich die tiefsten, und um so mehr gefährlich, da der Unglückliche oft unter eine Höhlung des Baums geräth, und nun schlechterdings nicht im Stande ist, noch einmal wieder über das Wasser zu kommen, und vielleicht durch schleunige Hülfe der zur Rettung herbeieilenden Freunde, dem unvermeidlichen Tode aus dem Rachen gerissen zu werden.

Wenn man diese augenscheinlichen und wirklich großen Gefahren in Erwägung zieht, und dabei zugleich den unverantwortlichen Muthwillen, die tolldreiste Dummheit und oft beispiellose Kühnheit manches badenden Knaben oder Jünglings beobachtet, — wenn man sieht, wie oft ein solcher, ohne schwimmen zu können, sich so tief in den Strom oder an solche Stellen und auf eine solche Art wagt, daß sein Leben nur an einem Haar hängt; so muß man wirklich die langmüthige Geduld der Flußgottheit bewundern, die jährlich wenigstens ein Viertel solcher Unbesonnener verschlingen könnte, und sich doch gewöhnlich mit einem oder zwei Opfern begnügt.

(Der Schluß folgt.)

Anfrage.

Nach der allgem. Erfahrung, wie höchstnothwendig eine Hauskatze für jedes Haus und besonders bei den in diesem Jahre in den Feldern überhand nehmenden Mäusen für ein jedes landwirthschaftl. Haus sey, wird man die Frage nicht unbedeutend finden, ob noch nicht jemand ein erprobtes Mittel erfunden habe, wodurch dem ungefähr seit dem Jahre 1798, hauptsächlich am Weserstrich, so sehr eingerissenen und nach vorhergehenden zweitägigen Erbrechen und Lähmung erfolgenden Sterben der Katzen, besonders der jungen, abgeholfen werden möge? Die öffentliche Bekanntmachung desselben würde mancher Hausherr dankbar nutzen.

Hannöverisches Magazin.

72tes Stück.

Montag, den 7ten September 1801.

Bemerkungen für Badende.

(Schluß.)

Jetzt noch wenige Worte über den Ricklinger Bach, vor seiner Vereinigung mit den Gewässern der Leine. Hier sind ebenfalls fast alle die Gefahren vereinigt, die den Unvorsichtigen in der Ihme bedrohen, nur mit dem Unterschiede, daß hier das Wasser noch weit reißender ist, und an vielen tiefen Stellen, sumpfigen, mit Schilf und andern Wassergewächsen bewachsenen Boden hat. Die flachen Stellen sind theils zu seicht, theils zu weit entlegen, die tiefern aber so tief, und oft so voll von Wirbeln und Drehkuhlen, daß selbst geübte Schwimmer sich ungern hinein wagen. Auch ist das faule Holzwerk hier noch weit häufiger als in der Ihme, und man kann oft kaum zehn Schritte gehn, ohne auf einen Baum, Pfahl oder Kloß zu stoßen. Endlich pflegen auch die Anwohner, polizeiwidrig genug, ihren Flachs in dem Bache roten zu lassen. Dies verursacht einen widrigen Gestank, der sich selbst dem Körper des Badenden mittheilt, und auch nach dem Bade eine Zeit lang fortdauert.

So weit von den Badeplätzen. Jetzt einige Vorsichtsregeln für Badende, deren Beobachtung, wenn nicht immer, doch wenigstens in vielen Fällen ersprießlich und nützlich seyn wird.

Vor allen Dingen kömmt es darauf an, sich eine sichere und bequeme Stelle zum Baden auszusuchen. Hier wähle man eine flache Stelle an dem Ufer, wo grober Kiesgrund ist. Man untersuche vorher sorgfältig den Grund mit einem Stocke, so weit als man etwa zu gehen gedenkt. Ueber diese Gränzen gehe man nie ohne vorherige weitere Untersuchung und Prüfung hinaus. Man wasche vorher Kopf, Hals, Brust und Arme, um Schlagflüsse und andere ähnliche Zufälle zu ver-

verhüten. Dann gehe man ungefähr so tief in den Fluß, daß das Wasser bis gegen die Mitte der Schenkel reicht, werfe sich mit dem ganzen Körper nieder und tauche zugleich, wenn es thunlich ist, mit dem Kopfe unter. Hier setze man sich nieder, reibe den Körper allenthalben mit einem Schwamm, oder in Ermangelung dessen, mit den Händen, und verweile höchstens nur eine Viertelstunde im Wasser.

Hat man eine bequeme Stelle gefunden, so darf man es dennoch an wiederholten Untersuchungen nicht fehlen lassen, besonders wenn man im folgenden Jahre wieder anfängt, da der Fluß bei den Ueberschwemmungen im Frühjahr oder Herbst sein Bett nur zu oft verändert, und da, wo er vorher seicht und flach war, tief und reißend wird. Selbst dann ist diese Vorsicht zu empfehlen, wenn im Sommer lange Regengüsse oder Gewitter den Fluß anschwellen, und dem Badefreund den Genuß seiner gewohnten Vergnügung vielleicht wochenlang geraubt haben, denn der Fluß wühlt alsdann häufig tiefe Löcher, wo vorher seichte Stellen waren, oder reißt Bäume, Blöcke und Pfähle mit sich fort, die man dann an Oertern findet, wo vorher keine Spur davon war.

Man vermeide in diesem gewöhnlich trüben Flusse das Herabspringen vom Ufer. Selbst den geübten Schwimmer wandelt ein Schauer an, wenn er oft einen übermüthigen Jüngling oder unbesonnenen Knaben von einem hohen, jähen Ufer herabspringen sieht, um sich seinen minder tollkühnen Kameraden als Helden zu zeigen. Sey es auch, daß er schwimmen kann, oder bei Untersuchung der Stelle keine solche Tiefe gefunden hat, die ihn der Gefahr des Ertrinkens aussetzt. Wer bürgt ihm dann dafür, daß nicht gerade im Augenblicke des Herabspringens die undurchsichtigen Gewässer des Flusses in der mittlern Tiefe einen seit längerer Zeit im Wasser gelegenen, und darum auf der Oberfläche nicht sichtbaren Pfahl oder Block mit sich führen, der ihm beim Herabspringen Leben und Gesundheit raubt? Wer steht ihm dafür ein, daß durch die Höhe und Gewalt des Sprunges, durch den starken Gegendruck des Wassers bei dem mindesten Versehen Brüche und andere Leibesschäden entstehen, die ihn auf seine ganze übrige Lebenszeit ungesund und elend machen? Wer nur heftig mit der Fläche der Hand auf das Wasser schlägt, wird diese Bemerkung bestätigt finden. Warum will man sich denn muthwillig und ohne Noth der Gefahr aussetzen, Leben und Gesundheit einzubüßen?

Uebrigens pflegen gerade die Anfänger in der Schwimmkunst am tollkühnsten und dreistesten zu seyn. Kaum können sie sich einige Minuten auf der Oberfläche des Wassers erhalten, so glauben sie auch schon, ganze Streken

ken

ken fortschwimmen zu können, oder möchten gern jeden glauben machen, sie könnten, ohne auszuruhen, vom schnellen Graben bis zur Ihmenbrücke schwimmen. Ihre thörichte Ruhmsucht läßt sie das Maaß ihrer Kräfte vergessen, sie wollen sich zeigen und glänzen, irren in der Berechnung ihrer wirklichen Kräfte und fühlen sich mitten in der Tiefe erschöpft. Angst, Furcht und Schrecken lähmen ihnen die Glieder. Durch die damit verbundene übermäßige Anstrengung wird der sogenannte Kramm, eine krampfartige Zusammenziehung der Muskeln in Armen und Beinen, erzeugt; sie können sich, sobald eins dieser Glieder außer Thätigkeit gesetzt ist, nicht mehr auf der Oberfläche des Wassers erhalten, weil sie durch längere Uebung noch nicht die Fertigkeit erlangt haben, die übrigen zu ihrer Rettung gehörig zu gebrauchen, und sinken so in die Tiefe hinab. Daher kömmt es, daß oft, wenn jemand ertrunken ist, gesagt wird: er habe doch aber schwimmen können. Man kann die Umstände bei einem solchen Vorfall selten genau genug untersuchen; sonst würde man finden, daß der ertrunkene Schwimmer häufig ein vermessener Anfänger war, der seinen Kräften zu viel trauete, und aus Erschöpfung eine Beute des Todes wurde.

Will sich der Badende im Strome bewegen, darin umher gehn oder kriechen, so gehe er nie mit dem Strome, sondern lieber gegen denselben. Ist er dann so unglücklich, in ein Loch oder in eine Tiefe zu gerathen, so wird er wenigstens nicht vollends durch den Strom hinab gerissen, und vielleicht wieder zurück auf eine flache Stelle getrieben. Geht er dagegen mit dem Streme und geräth in die Tiefe, so ist es weit schwerer, der Gefahr zu entgehen, er wird mit fortgetrieben, wirbelt, wie die Warnungsanzeige sehr richtig bemerkt, mit dem Strom nach seinen verschiedenen Richtungen herum, und ist gewöhnlich ohne Rettung verloren.

Wenn man nun aber in eine Tiefe geräth, dann suche man, so viel wie möglich, Fassung und Gegenwart des Geistes beizubehalten. Oft ist ein solches Loch von keinem großen Umfange, und wenige Schritte davon findet man wieder festen Boden. Man schlage dann nicht zwecklos mit Armen und Beinen um sich her, und verschwende nicht seine Kräfte ohne Nuzzen. Vielmehr schließe man den Mund fest zu, halte den Athem an, so lange man kann, strecke die Arme wagerecht von sich, und mache eine mäßige Bewegung mit den flachen Händen, von oben nach der Mitte des Körpers hinzu, und wiederhole dies so lange, bis man wieder auf die Oberfläche kömmt, denn das Wasser hebt uns unfehlbar wieder in die Höhe, besonders wenn es tief ist. Dann bemühe man sich, nicht queer durch den Strom, sondern in einer schrägen Richtung mit demselben ans Ufer oder

auf festen Grund zu kommen. Die Gewalt desselben trägt selbst zur Beförderung dieser Operation bei. Will man hingegen queer durch, so wird man vom Flusse umgewälzt und ist unfehlbar verloren.

Man muß sich hiebei vorzüglich bemühen, den Körper im gehörigen Gleichgewichte zu erhalten, und besonders dahin sehen, daß der Kopf nicht zu unterst komme. Deshalb trete man lieber mit den Füßen senkrecht im Wasser auf und ab und rudere mit den Händen. Nicht leicht wird man alsdann zu Grunde gehn.

Die gefährlichsten Stellen sind gewöhnlich nahe am Ufer, besonders wenn dies hohl, hoch und abschüssig ist. Die Mitte des Flußbettes ist im Ganzen genommen weniger gefährlich, weil der Strom hier nicht so viel aus dem Grunde nimmt, als an den hohen Ufern, an welche er mit voller Gewalt anschlägt, und tiefe Gruben wühlt. Im zweifelhaften Falle ist daher dem nach Rettung Arbeitenden, wenn ein hohes Ufer nahe ist, eher anzurathen, daß er die Mitte des Flußbettes zu erreichen suche. Doch kömmt es hier natürlich auf besondere Umstände an.

Diejenigen, welche bei einem solchen traurigen Vorfall mit zugegen sind, und ihren in der Gefahr befindlichen Freund zu retten wünschen, dürfen ihm, selbst wenn sie schwimmen können, nicht ohne die gehörige Vorsicht und unbesonnener Weise geradezu nachspringen, weil sie nicht nur ihren Zweck verfehlen, sondern sich auch selbst einer augenscheinlichen Lebensgefahr aussetzen würden.

Es gehört außerordentlich viel Stärke und Geschicklichkeit dazu, einen, der nicht schwimmen kann, über dem Wasser zu erhalten, noch mehr aber, schwimmend einen Menschen zu retten, der in Gefahr ist zu ertrinken. Dieser packt in der Angst jeden Gegenstand mit Riesenkraft, und läßt ihn schlechterdings nicht fahren, besonders wenn die Besinnungskraft ihn zu verlassen anfängt.

Vor mehrern Jahren ertrank in der Ihme beim Baden ein hoffnungsvoller Jüngling aus einer angesehenen Familie, indem er bei seichtem Wasser unvermuthet auf einen im Grunde liegenden Block gerieth, darüber wegstürzte und in dem dabei befindlichen Loche zu Grunde ging. Einer seiner Freunde, der dabei zugegen und ein mittelmäßiger Schwimmer war, wollte ihn retten, und sprang ihm nach. Der mit den Fluten Kämpfende packte ihn bei beiden Beinen, hielt ihn fest, und zog ihn so, da er nun nicht mehr im Stande war, mit den Beinen zu arbeiten, mit sich in die Tiefe hinab. Zum Glück war der Ertrinkende jünger und schwächer, sein Freund aber ein starker, kraftvoller, dem männlichen Alter sich nähernder Jüngling,

sonst

sonst wäre es wahrscheinlich auch um sein Leben geschehn gewesen. Nur durch die äußerste Anstrengung und mit Aufbietung aller seiner Kräfte gelang es ihm, sich loszureißen und wieder über Wasser zu kommen; sein unglücklicher Freund aber ertrank ohne Rettung. Als jener wieder ans Ufer kam, war er so erschöpft und ermattet, daß er fast ohnmächtig niedersank, und beinahe eine halbe Stunde Zeit brauchte, um sich wieder zu erholen.

Man nähere sich daher dem Orte, wo der Unglückliche mit den Fluten kämpft, zwar so schnell wie möglich, aber doch mit Vorsicht. Dann suche man ihn bei einem Arm, am besten aber, wenns möglich ist, beim Schopf zu ergreifen, halte ihn mit der einen Hand, so weit man kann, von sich ab, suche ihn in eine horizontale Lage zu bringen, so daß er flach auf dem Wasser liegt, und rudere dann mit der andern fort, um wieder festen Grund zu erreichen. Indessen muß hier nochmals bemerkt werden, daß außerordentlich viele Geschicklichkeit im Schwimmen, Leibesstärke, Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes dazu gehört, wenn ein einzelner Schwimmer einen Menschen, der dem Ertrinken nahe ist, retten will, besonders wenn dieser eben so groß, oder vielleicht größer und stärker ist, wie der Rettende.

Sind zwei oder mehrere Schwimmer beisammen, dann ist natürlich die Rettung leichter, wenn sie gemeinschaftlich zu Werke gehn; auch, wenn mehrere das Schwimmens Unkundige zugegen sind. Diese können wenigstens den Versuch einer schleunigen Rettung machen, wenn sie sich, so viel ihrer sind, in eine Reihe stellen, und einander die Hände geben. Der Größte unter ihnen nähert sich der Tiefe so weit er kann, und wird von seinem nächstgrößten Nachbar unterstützt. Vielleicht gelingt es ihnen alsdann, ihren unglücklichen Mitmenschen zu retten, wenn er auf der Oberfläche hervor kömmt, oder die stärkere Bewegung des Wassers auf der Oberfläche anzeigt, daß er in der mittlern Tiefe noch für sein Leben streitet. Auch könnte diese wahrhaft menschenfreundliche Kette durch Taschen- oder Handtücher, die man fest um die Hände wickelt, wenn sie, wohl zu bemerken, gleich zur Hand sind, verlängert und befestigt werden.

Welch ein seliges Gefühl für Freunde und Theilnehmer, wenn die augenblickliche Rettung wirklich gelingt, der gerettete Freund und Mitmensch seine dankenden Blicke auf die um ihn stehenden Freunde und Retter wirft, und das Stillschweigen der Empfindung ihnen mehr sagt, als Danksagungen und Lobpreisungen, mit schönen Worten und zierlichen Phrasen verbrämt.

Wenn es möglich ist, so bade man nie allein, sondern lieber in Gesellschaft

schaft verständiger und vorsichtiger Freunde. Wenn sie auch bei eintretender Gefahr nicht unmittelbar helfen können, so schaffen sie doch vielleicht bald Hülfe herbei, halten uns von tollkühnen Unternehmungen ab, oder retten uns bei unvermutheten krampf- und schlagartigen Zufällen, denen man im Wasser so gut, wie auf dem festen Lande unterworfen ist.

Eltern, Erzieher und Aufseher sollten ihren Kindern, Zöglingen und Anvertrauten den Gebrauch des Flußbades nicht verweigern, noch weniger aber schlechterdings untersagen. Ein solches unbedingtes Verbot reizt den Knaben zur Uebertretung, besonders da man eigentlich gegen die Wohlthätigkeit, Heilsamkeit und gute Wirkung des Flußbades nichts Gründliches einwenden kann, und der werdende Mensch die ihm vorgestellte Gefahr nicht achtet, weil er sie nicht sieht. Der Vater, der Lehrer, der Aufseher gehe deshalb selbst mit seinen Knaben zum Flusse, oder schicke sie unter Aufsicht eines verständigen und treuen Menschen dahin. Hier lasse er eine sichere Stelle aussuchen, und ihn nach Herzenslust baden und plätschern. Fühlt er Neigung und Lust zum Schwimmen, so gebe er ihm, mit gehöriger Vorsicht, Gelegenheit dazu. Aber er halte auch streng über das Verbot: nicht allein, nicht heimlich, nicht ohne gehörige Aufsicht zum Flusse zu gehen. Unabbittliche scharfe Strafe folge der Uebertretung unmittelbar, geschärfte, wenn sie wiederholt wird. Diese wenigen Regeln sind zwar nicht untrüglich und in jedem Falle anwendbar; sie können aber doch oft von großem Nutzen seyn. Vorsicht und Behutsamkeit sind und bleiben immer die sichersten Verwahrungsmittel, deren Anwendung jedem Badenden angelegentlich zu empfehlen ist. Das Sprichwort sagt: wer sich nicht in Gefahr giebt, kömmt auch nicht darin um. Man sey daher nicht vorwitzig, nicht tollkühn beim Baden, und setze sich nicht muthwillig Gefahren aus. Leben und Gesundheit sind zu kostbare Güter, als daß die eitle Ehre eines Augenblicks ihren Verlust ersetzen könnte.

Rettungsanstalten für Ertrunkene sind gut und löblich. Besser und löblicher aber würden solche Anstalten seyn, durch welche der Gefahr des Ertrinkens vorgebeugt wird. Bei einem mäßigen, durch edle Menschenfreunde zusammen gebrachten Fond würden leicht zweckmäßige Vorkehrungen und Anstalten zu treffen seyn. Mancher hoffnungsvolle Knabe, mancher blühende Jüngling würde dann nicht seinen Tod in den Fluten finden, manches Mutterherz durch den Verlust des geliebten Sohnes nicht gebrochen werden. Die Warnungsanzeige legte den ersten Grund zur Erreichung dieses Zwecks. Thätige Freunde der Menschheit können die Winke, die sie giebt, benutzen, und sich dadurch bleibendes Verdienst um ihre Mitbürger erwerben.

Eine unsichtbare Befestigung neu gepflanzter Bäume.

Daß Noth und Bedürfnisse von jeher zu vielen größern und kleinern nützlichen Erfindungen Veranlassung gegeben, ist durchgängig bekannt, und selbst aus der Geschichte der Künste zu ersehen. Zu diesen mag folgendes ein kleiner Beitrag seyn.

Als ich vor mehrern Jahren anfing, allerlei junge Bäume ins Freie an Straßen und Fußwege zu pflanzen; so wurden die an solche gesetzten Pfähle zu meinem großen Verdruß fast immer gestohlen. Ich verlor die Pfähle, die jungen Bäume ihre Stütze, und was das Schlimmste war, so wurden diese Bäume selbst, wo nicht völlig mit heraus gezogen, doch allezeit sehr wacklicht unten am Stamme und also auch an der Wurzel gemacht, denn die Pfahldiebe nahmen sich nicht die Zeit, die Bindweiden vorher los zu schneiden. Ehe ich oder die Meinigen diese Frevel gewahr wurden, waren die schönsten Bäume oft schon ganz verdorben, abgebrochen oder vertrocknet, und neue Baumpfähle, welche an die Stelle der gestohlenen gesetzt wurden, hatten gemeiniglich das nemliche Schicksal ihrer Vorgänger.

Ich kam daher auf folgenden Einfall: wenn ich junge Bäume an dergleichen Oerter setzte, so ließ ich anfänglich nur sehr wenig Erde auf die Wurzeln des Baums werfen, und ganz dichte an solchen einen etwa 6 Viertel langen, trockenen, eines guten Harkenstiels dicken Pfahl so tief in das feste Erdreich treiben, daß er etwa nur 5 Zoll, von der Wurzel anzurechnen, den Schaft des Baums aufwärts berührte. Dann ließ ich mit einer Bindweide, gleich über der Wurzel, Baum und Pfahl fest zusammen binden, darauf die Wurzeln mit Wasser recht einschlämmen, und endlich mit der ausgeworfenen Erde das Loch wieder völlig zufüllen und etwas antreten. Die kurzen Pfähle kamen dadurch mit unter die Erde und wurden von solcher völlig bedeckt, und also *unsichtbar* gemacht.

Die Bäume erhalten auf diese Art ihre Befestigung eben so gut, ja ich möchte wohl sagen, fast besser, als wenn sie mit langen Pfählen versehen werden; denn wenn ein verpflanzter Baum gut fortkommen soll, so gehört schlechterdings dazu, daß seine Wurzeln in völliger Ruhe bleiben. Ein langer Pfahl kann durch viele Zufälle gebogen werden; geschieht dieses, so wird die Wurzel des Baums nothwendiger Weise mit verrückt, mithin im Anwurzeln gestört. Dieses ist aber bei den beschriebenen kurzen Pfählen nicht möglich; selbst wenn der Baum durch Wind oder durch Menschen und Vieh stark bewegt und gerüttelt

rüttelt wird, so hat dieses auf den in das feste Erdreich eingeschlagenen kurzen Pfahl keinen Einfluß. Dieser bleibt unbewegt stehen, und da der Baum an solchen fest gebunden, so muß sich dessen Bewegung über dieses Band endigen, und also bleibt die Wurzel auch bei der heftigsten Bewegung solcher Bäume ganz in der ihr so nöthigen Ruhe.

Auch kann dieses Benehmen den Baum im Wachsthum gar nicht hindern, denn er wächst wenig oder gar nicht in der Dicke, bis er neue Wurzel geschlagen, und sich durch solche fest mit dem Erdreiche verbunden hat; dann erst kömmt die Circulation des Baumsaftes recht in Gang, und der Baum setzt neues Holz an und wird dadurch stärker. Hiezu gehören aber an die drei Jahre, und alsdann sind die Bandweiden schon mürbe und verfault.

Seit der Zeit, daß ich so zu Werke gehe, bin ich vielem Verdruß überhoben, und es sind mir ungleich weniger junge Bäume ausgegangen. Ich werde daher von dieser unsichtbaren Befestigung neu verpflanzter Bäume niemals ablassen.

G. A — z.

Anekdote.*)

Als der dänische König Waldemar der Große vom Kaiser zu einer Unterredung in Metz eingeladen wurde, zog er dahin mit einem zahlreichen Gefolge Bewaffneter. Bei seinem längern Aufenthalt daselbst fing es an, seinen Leuten an Fütterung für ihre Pferde zu fehlen, und für Geld war nichts zu haben. Waldemar wandte sich daher mit Klagen an den Kaiser und bat ihn um Hülfe in dieser Verlegenheit. Der Kaiser erwiederte: das ganze umliegende Land stehe ihm offen, und er könne frei nehmen, wo und was er wolle. — „Nein" versetzte Waldemar, „ich bin König und kein Räuber. Es geziemt mir nicht, das in einem fremden Lande zu thun, was ich in meinem eigenen Unrecht nenne." Die deutschen Fürsten, die dies hörten, wunderten sich, und priesen das Land glücklich, das von einem so gerechten König regiert wurde.

*) S. Saxo Grammat. L. 14.

Hannöveriſches Magazin.

73tes Stück.

Freitag, den 11ten September 1801.

Ueber die Tſcherkeſſen am Caucaſus.

(Ein Auszug aus P. S. Pallas Bemerkungen auf einer Reiſe in die ſüdlichen Statthalterſchaften des Ruſſiſchen Reichs in den Jahren 1793 und 1794.)

Die kriegeriſche Nation der Tſcherkeſſen wohnt in den Vorgebirgen des Caucaſus, und breitet ſich bis in die benachbarte ſchöne Ebene aus, von wo ſie die ältern Bewohner verdrängt und den größten Theil davon ſich unterthan gemacht hat. Sie ſind eine Art von Rittern, die ein vollkommenes Feudalſyſtem unter ſich und gegen ihre Unterthanen beobachten. Die Fürſten und der Adel machen allein die Nation aus; ihre Unterthanen ſind faſt alle durch Krieg unterjochte Sclaven anderer Nationen, die die Sprache ihrer Herren angenommen haben, werden jedoch als ſolche gelinde genug behandelt. Dieſes freie tapfere Rittergeſchlecht konnte bei ſeiner ariſtokratiſchen Verfaſſung alles fremde Joch nicht anders als mit dem größten Widerwillen ertragen. Daher deſſen beſtändige Kriege und Widerſetzlichkeiten zuerſt gegen die Krymiſchen Chane und nunmehr gegen Rußland. Die innern Fehden, und die unter vielen uneinigen kleinen Fürſten zertheilte Macht dieſes heldenmäßigen Volkes, mache daſſelbe minder gefährlich. Könnten die Tſcherkeſſen, ohne Beeinträchtigung ihrer Tapferkeit und ihres Heldenmuthes, zu guten Vaſallen gemacht, und etwas zur Ordnung gewöhnt werden, ſo würden ſie die entſchloſſenſte und fürchterlichſte leichte Cavallerie ſeyn, die jemals auf dem Schlachtfelde erſchien.

Derjenige Theil dieſer Nation, der die Ruſſen am meiſten angeht, weil er um und an der Caucaſiſchen Linie wohnt und beſtändig, ſeit Beſetzung dieſer Grenze, bald friedlichen Verkehr, bald blutige Fehden mit Rußland

land gehabt hat, jetzt aber durchaus dem russischen Scepter unterthänig gerechnet und auch durch die, im letzten Frieden mit der Pforte, festgesetzte Grenze am Kubanflusse, als russische Unterthanen anerkannt ist, wird unter dem Namen der kleinen und großen Kabarda verstanden.

Die Kabardiner halten sich dem Ursprunge nach für Araber: vielleicht sind es Ueberbleibsel derjenigen Armeen, welche vormals die Califen an den Caucasus schickten. Andre leiten sie von den Mammeluken her. Nach der allgemeinen Tradition haben sie ehemals in der Krym gewohnt; und noch vorhandene Benennungen bestätigen diese Sage. Der obere Theil des Belbikflusses wird noch jetzt Kabarda und das ganze schöne Land zwischen selbigem und der Katscha von den Tataren Tscherkes-tüs genannt. Wann sie sich längs dem Kuban und in der Gegend des Beschtau ausgebreitet haben, läßt sich nicht wohl bestimmen.

Als gemeinschaftlicher Stammvater der Tscherkessischen Fürstenfamilien wird ein gewisser Inal angegeben, den sie als einen mächtigen Chan beschreiben, und wovon die Fürsten der großen und kleinen Kabarda ihre Genealogie ableiten.

Ihre Geschichte und Herkunft ist ungewiß. Anfangs scheinen sie unter Georgien gestanden zu haben. Im sechszehnten Jahrhunderte, nach der Trennung des Georgischen Königreichs, kamen sie unter Krymische Oberherrschaft. In eben dem Jahrhunderte ergaben sie sich dem Schutze des Zaren Iwan Wassielewitz, der eine Tscherkessische Fürstin zur Ehe nahm.

Im siebenzehnten Jahrhundert standen sie wieder unter der Krym, und da sie sich im Anfange des 18ten Jahrhunderts von diesem Joche los machen wollten, drang der Krymische Chan bis an die Kabarda; die Tscherkessen aber flüchteten in das Gebirge am Baksan hinauf und verschanzten sich in den engen Pässen mit steinernen Mauern. Sie versprachen nun dem Chane aufs neue Tribut, brachten ihm viele Mädchen zum Geschenke, und am Tage des Friedensschlusses führten sie den Tataren einen Ueberschuß von starken Getränken zu. Ihre List gelang ihnen; in der Nacht, da diese berauscht im festen Schlaf lagen, überfielen sie das Krymische Lager, machten den Chan nieder und sprengten das ganze Lager. Zur Sicherheit suchten sie nun wieder Rußlands Schutz, sind aber bis jetzt sehr unsichere und unruhige Unterthanen gewesen. Unter dem Generalmajor von Fabrician, der sie oft züchtigte, wurde ihnen die Grenze zwischen dem linken Ufer des Mzlk und dem Terek festgesetzt. Jetzt aber dehnen sie sich wie-

wieder bis an die Podkuma aus und die innerhalb der Grenze wohnenden sind die friedlichsten.

Vor nicht viel mehr als 60 Jahren waren sie noch Christen; und auch noch jetzt sind sie sehr laue und unwissende Mahomedaner.

Unter ihren fürstlichen Familien sind einige mehr, andere weniger mächtig und friedfertig sowohl gegen ihre Stammverwandten, als gegen Rußland. Die Edelleute (Usden) theilen sich in alten Ritteradel, und Adel des Adels. Der Bauer heißt in ihrer Sprache Hokotl.

Die Tscherkessen überhaupt und besonders die Kabardiner, wohnen in Dörfern, die sie von Zeit zu Zeit, entweder wegen zunehmender Unreinlichkeit, oder wegen Unsicherheit und andern Unbequemlichkeiten verlassen, nur das beste Sparren- und Schirrholz, nebst ihrem Hausgeräthe mitnehmen und den übrigen Rest verbrennen. Sie suchen sich dann eine andere bequeme Dorfstelle aus. Wo sie etwas abgelegen vom Wasser sich anbauen, da suchen sie durch kleine Verdämmungen einen Rebencanal aus dem nächsten Bache zu sich zu leiten, worin sie so geschickt, wie die Krymischen Tataren sind. Sie bauen ihre Wohnungen in einem oder mehreren Kreisen oder Vierecken dicht an einander, so daß der innere Raum einen gemeinschaftlichen, geräumigen Viehhof vorstellt, der nur eine einzige Pforte hat, von den Häusern ganz eingeschlossen und davon gewissermaaßen vertheidigt ist. Außer den Kreisen steht gemeiniglich das aus mehrern Gemächern bestehende Haus des Usden oder Fürsten einzeln, und hin und wieder stehen, ebenfalls einzeln, viereckige, etwan zwei Faden weite Gaststuben mit einem Kamine, kleinen Divan und aller Bequemlichkeit, zur Aufnahme für Ankömmlinge. Auch sind hin und wieder im Freien geflochtene runde Hütten mit einem in die Erde gegrabenen Abtritte einzeln hingebauet. Rund um das Dorf stehen eingehägte Heu- und Kornhaufen, auch wohl auf der Erde befestigte große Körbe mit Dächern, in welchen man das gedroschene Getreide ausschüttet.

Die Häuser selbst sind längliche Vierecke, 4 bis 5 Faden lang, nicht viel über anderthalb Faden breit, aus dicht geflochtenen Korbwerke, welches von außen und innen mit Thon dicht verschmiret wird. Auf den Stützen des Flechtwerks ruht ein flaches Dach von leichtem Sparrwerke, welches mit langem Grase gedeckt ist.

Das ganze Haus besteht aus einem großen Zimmer der Frau und einem kleinen Nebenzimmer der Sklavinnen und Mädchen. Das große Zimmer hat eine Thür von der Straße her

und eine nach dem innern Hofplatze hinaus, in der andern Ecke, zur linken vom Eingange. An der vordern Wand ist inwendig ein geflochtener und beworfener Kamin mit einem geräumigen Rauchfange und kurzem Schornsteine. Neben demselben ist an demjenigen Ende des Zimmers, wo der Ausgang nach dem Hofe ist, eine breite Ruhebank oder Divan, mit geschnitzten Lehnen und guten Teppichen und Polstern angebracht, und daneben ein Fenster nach der Straße, durch welches man in die Stube hineinsteigen kann. Ueber der Ruhebank und an der ganzen Wand herum hängen, an Pflöcken und Stangen, allerlei Weibergeräth, Nähtwerk, Kleider, Pelzwerk, und an Querstangen unter dem Dache der eingesammelte Vorrath von türkischem Weitzen oder Mays in ganzen Aehren, welche sie in der Asche rösten, und die ausspringenden Körner theils zur Leckerei vorsetzen, theils auf ihren Kriegszügen, nebst ihren Hirsenkäsen, als einen gewöhnlichen leichten und hungerstillenden Proviant mitnehmen. — Der Mann wohnt gemeiniglich in einer besondern Wohnung und läßt sich, wenn Freunde gegenwärtig sind, nicht gern bei seiner Frau sehen.

Die Tscherkessen sind überhaupt genommen ein schönes Volk. Die Männer, besonders die Vornehmen, sind mehrentheils von großer Statur, schlank, herkulisch gebauet, sehr schmächtig über den Hüften, klein von Fuß und stark in der Faust und im Säbel. Sie haben mehrentheils ein römisches und martialisches Ansehen, doch sieht man einigen eine Vermischung mit Nogäischen Müttern an. Die Weiber sind zwar nicht alle Tscherkessische Schönheiten, aber mehrentheils wohlgebildet, weiß von Haut, dunkelbraun oder schwarz von Haaren, von regulären Gesichtszügen, und man findet unter ihnen mehr Schönheiten, als bei irgend einer andern ungesitteten Nation.

Sie leben in ihren Dörfern und Häusern sehr reinlich, und sind auch so in ihrer Kleidung und Speisen.

Die Tracht der Frauen bleibt bis zur ersten Niederkunft dieselbe; alsdann erst fangen sie an, den Kopf mit einem weißen Tuche zu bedecken, welches über der Stirn glatt angezogen, unter dem Kinn aber zusammen geheftet wird.

Den jungen Mädchen wird etwa im 10ten oder 12ten Jahre von der Brust bis an die Hüften ein Schnürkleid oder breiter Gürtel von rohgarem Leder dicht um den Leib genähet, oder, bei Vornehmen, mit silbernen Hesten befestigt, welches sie bis zur Brautnacht nicht ablegen dürfen, da es der Bräutigam, selbst mit einem schneidenden scharfen Dolche, oft nicht ohne Gefahr der Braut, löset.

Ueber

Ueber dem Hemde tragen die Mädchen ein Schnürchen, weil das Unterkleid, welch s bis auf die Knöchel reicht, und dem männlichen gleicht, vorn der Länge nach offen ist. Die Weiber aber tragen weite Beinkleider. Unter ihrer, fast der Männermütze gleichenden Mütze tragen die Mädchen das Haar hinten in einem dicken, mit Leinwand überzogenen Zopfe. Es gehört, nebst obigen ledernen Schnürgürtel, zur Erhaltung der Taille, daß die Mädchen schlecht genähret und nur mit wenig Milch und Gebackenen erhalten werden.

Nach der Schönheitsidee der Tscherkessen, und auch der Türken, muß ein Frauenzimmer über den Hüften ganz zusammengezogen seyn, und einen nach unten hervorgedrängten Unterleib haben. Wenn die Frauenzimmer aus dem Hause zu gehen genöthigt sind, so tragen sie eine Art von Stelzenschuhen, um die Socken rein zu halten, und an den Händen Fausthandschuhe. Das Schminken wird bei ihnen für ein Zeichen der Unzüchtigkeit gehalten. Mädchen dürfen sich wohl die Nägel mit der Hna (Balsamina) roth färben.

Auch die Männer suchen sich von Jugend auf durch den Riemen, an welchem der Säbel hängt, den Leib möglichst zusammen zu schnüren und sind daher mehrentheils alle über den Hüften außerordentl. schmal. Durchgängig haben sie auch sehr kleine Füße, weil sie selbige in ihren saffianenen Socken, die ihnen das Ansehen von Tänzern geben, und mit welchen sie auch zu Pferde sitzen, so enge wie möglich einschließen.

Die Kleidung der Männer ist leicht, nett und anständig, der tatarischen in vielen ähnlich, aber von leichterm Zuschnitte. Auf der Brust hat das Oberkleid allemal eine durchnähete kleine Tasche auf jeder Seite, zum Einstecken der Patronen. Auf dem Kopfe, den sie nach Pohlnischer Art scheeren, und auch so den Stutzbart stehen lassen, tragen sie eine melonenförmige oder auch niedrige, mit Baumwolle gepolsterte und durchnähete Mütze, die von den Reichen verschiedentlich mit Treffen verziert wird. Ueber dem Unterkleide von leichtem Zeuge tragen die Vornehmen zuweilen eine kurze, reiche Weste, gleichsam statt des Harnisches, mit oder ohne Ueberrock. Das Oberkleid von Laken oder andern dickern Zeugen ist etwas kürzer, als das Untergewand, mit geschlitzten Aermeln, oft mit Pelz verbrämt. Die Beinkleider sind mit einem Knieriemen versehen und die Socken mit kleinen Tressen oder Stickwerk eingefaßt, welche das Weibsvolk selbst sehr künstlich von Gold- und Silberfaden verfertigt. Wenn ein Fürst oder Edelmann in vollem Ceremoniel zum Besuche geht, so zieht er über das Untergewand seinen Panzer

und

und volle Rüstung an, und darüber zuweilen eine weiße Panzerweste. Die Panzer sind aus polirten stählernen Ringen verfertigt, und kommen theils aus Persien, theils aus Kubitscha zu den Gebirgvölkern. Auch Helm und Armmaschinen sind von polirtem Stahl. Im Gürtel wird dabei gemeiniglich Dolch und Pistole getragen; und um die Hüften der Bogen und Köcher gegürtet. Bei geringern Besuchen wird nur der Panzer unter dem Oberkleide und dabei der Säbel und die Mütze getragen.

Gemeine Tscherkessen sieht man über Feld fast immer, auch bei ziemlicher Sommerhitze, mit ihren gewalkten zottigen Filzmänteln über den Schultern, gehen und reiten, und wenn sie keinen Säbel oder kein Gewehr bei sich haben, so tragen sie einen langen Stab, der oben einen großen eisernen Knopf und unten eine zwei Spannen lange, scharfe eiserne Spitze hat, den sie auch wie ein Wurfspieß werfen können. Wohlhabende und Edelleute gehen nie ohne Säbel, und nicht aus dem Dorfe ohne völlig bewaffnet zu seyn, und die zwei Taschen auf der Brust mit scharfen Patronen gefüllt zu haben.

Ihre Geistlichen und Schriftgelehrten lassen den ganzen Bart wachsen; erstere tragen mehrentheils einen blutrothen Turban, und längere scharlachrothe Kleider. Ungeachtet die Tscherkessen schlechte und fast nur dem Namen nach Mahomedaner sind, so stehen doch diese Geistlichen, deren noch wenige unter ihnen sind, bei ihnen in großem Ansehn.

Die Fürsten und Ritter haben kein anderes Geschäft, als Krieg, Raub und Jagd. Sie leben wie Herren, reiten und schweifen umher, halten Saufgelage, oder unternehmen Parteisanstreiche. Die Usdens oder Ritter halten das Volk in Ordnung und sind dem Fürsten nichts, als den Dienst im Kriege schuldig.

Die Unterthanen oder Bauern, welche den Fürsten und Rittern blinden Gehorsam leisten und mit Leib und Gut unter der Gewalt des Fürsten stehen, sind erblich; man hat aber nie gesehen, daß sie verkauft worden wären. Diese und die im Kriege gemachten Sklaven der Fürsten und Edlen, die nachher in den Haufen des gemeinen Volks zurückfallen, ackern das Land mit großen Pflügen, die sie mit 6 bis 8 Ochsen bespannen, weiden die Heerden, führen das Brenn- und Bauholz zu, bauen die Wohnungen, erndten und machen Heu, welches im Winter meist auf der Stelle verfüttert wird. Bei der Erndte helfen auch die Weiber und erwachsene Mädchen, die überhaupt bei den Tscherkessen nicht so eingeschränkt und männerscheu sind, als bei den Krymischen Tataren.

Wenn

Wenn die Tscherkessen bei solchen Verrichtungen weit vom Dorfe sind, so machen sie sich gleich Hütten aus zusammengesetzten Stangen, die sie mit Zweigen und darüber mit langem Grase bedecken und die fast wie Heuhaufen aussehen. In solchen wohnen auch die Fürsten, wenn sie beim Herumziehen lange an einem Orte sind. Sonst haben sie, auf ihren beständigen Gängen und Ritterfahrten kleine Filzhäuschen, mit vier aufgerichteten Stangen und darauf gestützten Giebelsparren, statt des Zeltes. —

Unter den Bauern muß jede Mannsperson dem Edelmann oder Fürsten drei Tage Heu schlagen und zum Hause liefern, drei Tage Holz hauen und fahren, und ein Fuder oder 7 Säcke Hirse, für jeden Ochsen den er hat, liefern. Auch muß ein Bräutigam aus diesem Stande dem Herrn zwei Kühe und zwei Ochsen geben. Uebrigens haben sie keine Abgaben. Allein die Gebirgvölker, welche sich die Tscherkessischen Fürsten zinsbar gemacht haben, zum Beisp. Abassiner, Dugoren ꝛc., geben aus jeder Familie gemeiniglich ein Schaaf oder dessen Werth an Filzen, Filzmänteln, Laken, Kupfergeschirr und dergleichen. Dem Fürsten giebt ein jeder, der Schaafe hat, seine Heerde mag groß oder klein seyn, im Sommer, wenn sie campiren, ein Schaaf, wofür der Fürst beständig offene Tafel hält.

Ueberhaupt muß der Fürst, ob er gleich an keine Gesetze gebunden ist, durch Freigebigkeit, Gastfreiheit und Güte seiner Unterthanen Liebe und Treue im Kriege zu verdienen suchen. Er kann einen Unterthanen zum Usden erklären oder adeln, wenn er es verdient. Bei großen Unternehmungen versammelt er die Edlen, und von diesen werden die gefaßten Beschlüsse dem Volke bekannt gemacht.

Die eigentliche Volksmenge der Tscherkessen ist schwer zu bestimmen. Wenn man aber annimmt, daß die Unterthanen der Linie Atashuka ungefähr den dritten Theil der Kabarda ausmachen, so folgt, da die Macht dieser Linie aus etwas über 3000 Bauern und 500 Usdens besteht, daß die Kabardiner ungefähr 10,000 Mann Gemeine und 1500 Usdens ausmachen können. Rechnet man die übrigen, jenseits des Kubans wohnenden Stämme dazu, so kömmt eine beträchtliche Macht heraus, die bei einem so kriegerischen und tapfern Volke gefährlich werden könnte, wenn es nicht unter so vielen, und fast stets uneinigen Fürsten getheilt wäre. Nach ihrer Lehnsverfassung muß jeder Mann, der den Säbel führen kann, besonders die Edlen, mit dem Fürsten zu Felde ziehn, und Feigheit wird mit der äußersten Verachtung bestraft.

Die zwei entgegengesetzten Gewohnheitsgesetze der Gastfreundschaft und

und

und der Blutrache werden unter der Tscherkessischen Ritterschaft. und auch unter den meisten übrigen Nationen des Caucasus, heilig beobachtet.

Das Gastrecht wird auf gewisse Grundsätze gestellt und ein jeder, der sich unter dem Schutze desselben befindet, ist gegen alle Beleidigungen vollkommen sicher. Der Gastfreund schützt ihn im erforderlichen Falle mit seinem und der Seinigen Blut und Leben, läßt ihn nicht ohne Rittergeleit ziehen, überantwortet ihn seinen Bundesverwandten, und ein an dem Gast verübter Mord oder Frevel wird eben so strenge, als der Tod eines Blutsverwandten gerächt. Ein Fremdling, der sich unter den Schutz eines Weibes begiebt, oder die Brust des Weibes mit dem Munde berühren kann, wird, wenn er auch ein Feind, ja der Mörder eines Blutsfreundes wäre, als ein eigener Blutsverwandter geschont und beschützt.

Die Blutrache wird eben so gewissenhaft unter den Tscherkessen ausgeübt. Den Mord eines Blutsfreundes muß der nächste Verwandte oder Erbe, wenn er auch noch zur Zeit des Mordes ein Kind ist, mit aller Rachsucht, früh oder spät, öffentlich oder hinterlistiger Weise, an dem Leben des Mörders rächen, wenn er nicht, als ein Verworfener, aus der Gesellschaft ausgestoßen seyn will. Ja diese Rache erbt auf die Nachkommen und auf den ganzen Stamm und ist so unveränderlich, daß Fürsten oder Adeliche zweier Stämme, die Blutrache auf einander haben, wenn sie sich einander auf einem Wege oder an einem dritten Orte begegnen, sich entweder auf Leben oder Tod schlagen, oder einander warnen und nach verschiedenen Gegenden aus einander reiten müssen. Bei den Tscherkessen wird sogar die ganze Blutsverwandtschaft des Todschlägers für schuldig gehalten. Diese Nothwendigkeit, verwandtes Blut zu rächen, bringt die meisten Fehden und das meiste Blutvergießen unter ihnen und allen Caucasischen Völkern hervor, und geht, wenn sie nicht abgekauft oder durch Verheirathung oder Vergleich zwischen zwei Familien endlich einmal aufgehoben wird, ins Unendliche fort. Der Haß der Gebirgsvölker gegen die Russen ist zum Theil auf eben diese Blutrache gegründet. Der Preis, der zur Beilegung einer Blutrache an die Familie des Erschlagenen gezahlt wird, heißt Thlil-Uasa, d. i. Blutpreis. Allein Fürsten und Usdens nehmen keinen Preis, sondern fordern Blut um Blut.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

74tes Stück.

Montag, den 14ten September 1801.

Ueber die Tscherkessen am Caucasus.

(Schluß.)

Bei den Lustbarkeiten der Tscherkessen können die jungen Leute beiderlei Geschlechts ganz frei mit einander umgehen. Allein bei Verheirathungen wird genau auf den Rang gesehen. Kein Usden darf sich unterfangen nach einer Fürstentochter zu streben; hat eine solche Liebe jemals Statt, oder entführt gar ein Usden eine Fürstentochter, so hat der Liebhaber, ohne Gnade, bei der ersten Gelegenheit das Leben verwirkt.

Wenn ein Sohn oder eine Tochter sich verheirathet, dürfen sie sich ein ganzes Jahr lang oder bis ein Kind gebohren ist, nicht vor den Aeltern sehen lassen. Der Mann besucht seine junge Frau auch so lange noch immer heimlich, durch das Stubenfenster; und zeitlebens ist er nie gegenwärtig, wenn seine Frau von Fremden besucht wird, hört sogar nicht einmal gern von seiner Frau und Kindern reden, und hält es für eine Beleidigung, wenn man sich nach dem Befinden seiner Frau erkundigt. Nach der ersten Niederkunft giebt erst der Vater seiner Tochter die volle Mitgabe, nimmt ihr bei einem desfalls abgelegten Besuche die Mütze ab, die sie als Mädchen trug, und legt ihr das Schleiertuch an, welches sie nachher tragen muß.

Die Erziehung der fürstlichen Kinder ist bei diesem Volke von der Art, daß sie alle Gefühle der Blutsverwandtschaft von dem zartesten Alter an, ersticken muß. Söhne und Töchter der Fürsten werden, sobald als sie gebohren sind, einem der Edelleute, oft nicht einem der reichsten, zur Erziehung übergeben, und die Aeltern, sonderlich der Vater, sieht den Knaben nicht eher wieder, bis er erwachsen und die Waffen zu führen fähig ist; die Mädchen aber nicht

eher, als nach der Heirath. Der Erzieher muß für alles sorgen, führt den Knaben, wenn er heranwächst, zu allen Räubertugenden, welche diese Ritterschaft schätzt, an, bewaffnet ihn, wenn er Waffen zu führen stark genug ist, und stellt ihn dann dem Vater vor. Der Zögling belohnt seinen Pflegevater dadurch, daß er ihm von aller Beute, die er machen kann, den größten Antheil giebt.

Die Töchter werden, um recht schmächtig zu seyn, auf das kümmerlichste ernährt, weil eine zärtliche, schlanke Figur von dem Range einer Fürstin unzertrennlich ist. Sie werden zur Stickerei, zum Bortenweben, Kleidernähen, Strohmatten- und Körbchenflechten und andern weiblichen zierlichen Hausarbeiten angeführt. Der Erzieher sorgt auch für ihre standesmäßige Verheirathung, und muß einen Bräutigam gleiches Ranges für seine fürstliche Pflegetochter wählen, wenn er nicht den Kopf verlieren will.

Die Tscherkessen haben einen eigenen Nationaltanz. Einige Personen stellen sich in eine Reihe und klatschen den Takt mit den Händen, indem sie beständig die Silben A-ri-ra-ri-ra, die zwei letzten um einen Ton tiefer, unaufhörlich dazu in zwei Tacten singen. Der Tänzer tanzt ihnen gegenüber, auf einer Stelle, seine langen Kleider hinten mit den Händen zusammen haltend, und oft ziemlich krumm niedergebeugt, um selbst auf die Bewegung seiner Füße zu sehen, mit welchen er, fast wie im schottischen Tanze, alle mögliche Versetzungen und Bewegungen nach dem Takte macht, und mehrentheils ganz steif auf den Zehen, ins Dreieck herumhüpft, welches desto schwerer seyn muß, da die Socken, welche er an hat, ohne steife Sohlen sind. Der Tänzer jauchzet dabei bisweilen mit einer Stimme, als wenn er herumgepeitscht würde.

Ihre von Quadersteinen aufgesetzten, ansehnlichen Gräber, die ein längliches volles oder hohles Viereck, auf den Ecken mit köpfigen hölzernen Säulen, vorzustellen pflegen, legen sie gemeiniglich nahe um die Dörfer, auf mehr oder weniger erhabenen Plätzen an. Für Fürsten und Vornehme werden größere, sechs- sieben- oder achteckige Gemäuer, oder auch ordentliche Capellen aus behauenen Steinen erbauet. — Wenn Väter oder Ehemänner sterben, so muß sich die Frau, zum Zeichen ihres Schmerzes, das Gesicht und die Brust bis aufs Blut zerkratzen. Männer schlagen sich mit der Peitsche ins Gesicht, um blaue Flecke, als Zeichen der Trauer, eine Zeitlang zu tragen.

Was die Oekonomie der Tscherkessen betrifft, so haben sie sowohl Akkerbau, als auch starke Viehzucht. Am meisten säen sie Hirse, woraus

sie

sie Brei kochen und allerlei Gebackenes und Fladen machen, auch ein gewöhnliches Getränk bereiten. Ferner säen sie Mays, der auf Reisen und Feldzügen zur Nothspeise dient. Sie bauen auch einiges Gartengewächs, als gelbe Möhren, Rüben, Kohlrüben, Zwiebeln, Kürbisse, Wassermelonen und dergl. Aus dem wilden Hanfe bereiten ihre Weiber sehr starken Zwirn, verstehen aber keine Leinewand zu weben.

Ihr Vieh besteht hauptsächlich aus Ziegen, Schaafen, Rindern und Pferden. Ihre Schaafe, die eine langschwänzige Race und gemeiniglich weiß sind, tragen eine feine Wolle, die sie zu Markte bringen; auch wird von den Weibern ein gutes Laken daraus gewebt. Aus der gröbern und schwarzen Wolle machen sie ihre Filzmäntel.

Ihr Hornvieh ist klein und wird zum Ziehen zweirädriger Wagen gebraucht. Es geht leicht auf den Gebürgen, und hat die Eigenschaft, daß es nicht so schwer und langsam ist, wie das große Ukrainische Vieh, sondern in einem starken Trotte läuft.

Das Wichtigste ihrer Oekonomie ist, wie man von schwärmenden Rittern wohl erwarten kann, ihre Pferdezucht. Diese treiben sie so eifrig und sorgfältig, wie die Araber. Sie suchen dabei nicht allein Schönheit, sondern auch Stärke, Dauerhaftigkeit gegen Hunger und Strapazen, und Schnelligkeit im Laufe, weil das Glück ihrer Ritterzüge von der Güte ihrer Pferde abhängt. Fast jede fürstliche und Ritterfamilie rühmt sich einer besondern Race von Pferden, und brennt ihr angenommenes Zeichen den Füllen von reiner Race auf die Hüfte, wobei so gewissenhaft verfahren wird, daß derjenige, der ein solches Zeichen edler Herkunft einem gemeinen Füllen aufbrennen wollte, sonst am Leben gestraft wurde.

Sie halten auch Federvieh aller Arten, Kalkunen von besonderer Schönheit und Größe, Hühner, Gänse und Enten.

Ihre Bienenzucht ist beträchtlich, und wegen des berauschenden Meths, der ihr Lieblingsgetränk ist, ihnen besonders werth. Sie halten die Bienen in Körben mit einem Untersatze auf der Erde, und führen sie auch mit sich, wenn sie ihre Wohnung verändern. Der vortreffliche Honig, den die Bienen eintragen, wird theils bloß mit siedendem Wasser verdünnet zu Meth, theils in dem gegornen Hirsentrank, theils in Speisen verbraucht.

Thatsachen

die Impfung gewöhnlicher Blattern und der Kuhpocken betreffend.

Obgleich die Kuhpockenimpfung nach den bisher darüber gemachten Erfahrungen die Inoculation gewöhnlicher Blattern, und zwar von Rechts wegen, zu verdrängen scheint; so verdient letztere doch nicht ganz die undankbare Vergessenheit, in die man sie gerathen läßt, da durch dieselbe dem Staat so mancher nützliche Bürger erhalten worden ist, welcher gewiß das Opfer der schrecklichen Blatternseuche geworden wäre, wenn man ihn der natürlichen Wuth derselben überlassen hätte, besonders da die Acten über die Kuhpokenimpfung lange noch nicht geschlossen zu seyn scheinen.

Diese Betrachtungen veranlassen mich, jene seit langer Zeit für so wohlthätig gehaltene Erfindung dem Publikum, wenigstens eine Zeitlang, ins Gedächtniß wieder zurückzurufen, indem ich die Geschichte einer merkwürdigen, ziemlich allgemeinen Inoculation gewöhnlicher Blattern, zum Gegenstande dieses Aufsatzes machen will.

Im Jahre 1799, wie ich noch in dem hannöverschen Städchen Hedemünden practicirte, hatte ich an verschiedenen Oertern Gelegenheit, eine sehr große Menge Kinder mit den gewöhnlichen Blattern zu impfen, welche alle die Krankheit auf die glücklichste Weise überstanden, indem so wenig ein Kind starb, als den mindesten Schaden an seiner Gesundheit erlitt.

Ich oculirte in folgenden Oertern:

1) in Hedemünden	30	Kinder
2) in Lippoldshausen	53	—
3) in Meensen	14	—
4) in Jühnde	24	—
5) in Atzenhausen	6	—
6) in Landwehrnhagen	47	—
7) in Lutternberge	10	—
8) auf dem Bruchhofe	3	—
9) in Volkerode	3	—
10) in Dramfeld	1	—
Zusammen	191	Kinder

Von diesen mit gewöhnlicher Blatternmaterie geimpften Kindern, starb kein einziges, und keins wurde gebrechlich, wie ich schon erwähnt habe.

Hingegen starben an diesen Oertern an den natürlichen Blattern:

1) in Hedemünden von	99	–	11 K.
2) in Lippoldshausen v.	37	–	4 –
3) in Meensen von	48	–	6 –
4) in Jühnde von	56	–	8 –
5) in Atzenhausen von	36	–	3 –

6) in Landwehrnhagen v. 37 – 8 K.
7) in Lutternberge von 48 – 8 –

Zusammen von 361 – 48 K.

Von den in Dramfeld und Volkerode gestorbenen ist mir die Anzahl nicht bekannt geworden, und auf dem Bruchhofe befanden sich keine andere Kinder, wie die geimpften.

Außer diesen gestorbenen litten 6 Kinder Schaden an den Augen.

Aus dieser Berechnung erhellet also, daß ungefähr das 8te Kind ein Opfer dieser so fürchterlichen Seuche wurde.

Alle diese Impfungen geschahen vom Februar bis in den October, und, was das merkwürdigste war, die Impflinge bestanden, bis auf einige wenige, aus lauter Bauerkindern.

Ich kann diese schöne Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, im Namen der Menschheit, besonders aber dieser großentheils dem Tode entrissenen Kinder, jenen würdigen Männern, welche die eigentlichen Veranlasser und Beförderer dieser so wohlthätigen Sache waren, öffentlich den wärmsten Dank abzustatten, welches vielleicht manchen, dem sein Amt und Stand Gelegenheit giebt, diese der Menschheit so wichtige Angelegenheit, besonders aber die Impfung der Kuhpocken, zu empfehlen und zu befördern, ermuntern wird, dem löblichen Beispiel dieser wackern Patrioten zu folgen.

Jene braven Männer, welche theils durch ihr Beispiel, theils durch vernünftige Vorstellungen verursachten, daß dem Staat in seinen Kindern manches wackere und nützliche Mitglied erhalten wurde, waren: der Pastor Bornträger, und der damalige Rector und jetzige Pred. Kümmel zu Besenrode in der Grafsch. Hohnstein, beide in Hedemünden, und der Herr Senator Geilmann daselbst. Diese drei waren die ersten, deren fünf Kinder geimpft wurden. — Außerdem ließen sich erstere beide es sehr angelegen seyn, durch vernünftige Vorstellungen die Impfung so viel als möglich zu verbreiten, wozu besonders der damalige Rector Kümmel die beste Gelegenheit hatte, welche er auch sorgfältig benutzte, und diese der leidenden Menschheit so wichtige Sache zum Gegenstande des Schulunterrichts machte, wodurch er bewürkte, daß manche Aeltern von ihren Kindern selbst beredet wurden, ihre Einwilligung zur Impfung zu geben.

Von Hedemünden aus verbreitete die Impfung sich nach Lippoldshausen im Amte Brackenberg. In diesem Orte waren die vorherigen Epidemien so bösartig gewesen, daß sie den größten Theil der Kinder daselbst aufgerieben hatten. Dieses bewog drei vernünftige und brave Einwohner dieses Orts, deren Namen genannt zu werden verdienen, nach Hedemünden zu kommen, und sich von der

Ge-

Gelindigkeit geimpfter Blattern augenscheinlich zu überzeugen.

Diese würdigen und aufgeklärten Männer waren Christoph Henrich Kiene, Christian Burmann und Ludewig Sohnrei, welche gleich den folgenden Tag, nebst Ludwig Göbel, Joel Burmann und Ludwig Kiene, dem ganzen Dorfe mit ihrem löblichen Beispiel vorgingen, worauf denn bald fast das ganze Dorf nachfolgte, so daß ich im Mai und April 53 Kindern die Blattern geben konnte.

Außer jenen würdigen Männern machten sich um die gute Sache der Impfung auf alle Art und Weise verdient: der Herr Geh. Cammerrath von Grote, als Herr des Dorfs Jühnde, der Herr Pastor Schröter, der Herr Schullehrer Kraut daselbst, der Herr Pastor Siemers und der Herr Schullehrer Meeseke, beide zu Meensen, der Herr Schullehrer Rohde zu Atzenhausen, der Herr Pastor Schilling zu Wiershausen, der Hr. Schullehrer Weidner zu Lippoldshausen, der Herr Pastor Albert und der Herr Cantor Bergmann, beide zu Landwehrnhagen, der Hr. Pastor Halden und Herr Schullehrer Kaufmann zu Lutternberge.

Alle diese muß ich hier öffentlich Wohlthäter der Menschheit überhaupt, und ihres Wirkungskreises insbesondere nennen, welche mit Recht die Bürgerkrone verdienen, da sie zur Erhaltung so manches nützlichen Mitgliedes der Gesellschaft so thätig wirksam gewesen sind.

So vortheilhaft nun aber auch die Impfung gewöhnlicher Blattern sich beweiset, so läuft doch, wenn die Zeit die bisherigen Erfahrungen über die Kuhpockenimpfung bestätigen sollte, di se jener den Rang ab. Jene vermindert nur die Gefahr der gewöhnlichen Blatternkrankheit, diese verhütet dieses schreckliche Uebel ganz und gar: bei jener kann die Krankheit sehr beträchtlich werden, obgleich selten jemand davon stirbt, die Inoculation der Kuhpocken hingegen ist in Ansehung damit verknüpfter Gefahr eine so gleichgültige Sache, daß man alle und jede Subjekte, unter allen und jeden Verhältnissen und ohne die mindeste Rücksicht impfen kann. Das Legen eines Blasenpflasters ist kaum so gleichgültig wie diese kleine Operation, ja es kann unter gewissen Umständen sehr schädlich werden, da ich mir hingegen beim Impfen der Kuhpocken keinen Fall denken kann, wo es auch nur im mindesten bedenklich seyn konnte. Will man also unter beiden Impfungsarten eine wählen, so muß man vernunftmäßig unter zwei Uebeln das kleinste, oder vielmehr unter zwei nützlichen Sachen die nützlichste wählen.

Ich

Ich habe zwar bis jetzt ungefähr 24 Kindern die Kuhpocken gegeben, kann mich aber, da meine Impflinge sämmtlich von meinem Wohnorte entfernt waren, keiner besonderen Erfahrungen über dieselben rühmen, indem ich die Zufälle der Krankheit nicht täglich habe beobachten können.

Im ganzen stimmen die dabei beobachteten Erscheinungen mit denen meines Freundes, des Hofmedikus Ballhorn und des Herrn Hofchirurgus Stromeyer überein.

Den bei einigen Subjecten erfolgenden Ausschlag habe ich nie bemerkt. Einige meiner Impflinge hatten beträchtliches Fieber, bei andern bemerkte man es gar nicht, weil es vielleicht sehr geringe, und ich bei der Erscheinung desselben abwesend war.

Eins meiner Impflinge, die Tochter der Frau Conductorin Witzel zu Ziegenberg, von 2 Jahren 6 Monaten, welche ich den 22ten März impfte, hatte 9 Wochen nachher mit blatternden Kindern den genauesten Umgang einige Tage lang fortgesetzt, aß, trank und spielte mit ihnen, lag sogar bei ihnen im Bette, und entgieng dennoch der Ansteckung völlig.

Ich impfe mit der Lanzette, und habe ganz die Methode beibehalten, deren ich mich bei der Impfung gewöhnlicher Blattern bediente, ausgenommen, daß ich statt eines, drei Stiche zu machen pflege. Ich lege nie ein Pflaster auf, sondern lasse den herausspritzenden Tropfen Bluts, der wie ein Gummi aufklebt, die Stelle desselben versehen.

Bei dieser Art zu impfen ist mir dasselbe bei den gewöhnlichen Blattern nur drei Mahl, und zwar bei drei Geschwistern, welche alle zur Zeit der Impfung Kätzmaterie im Körper hatten, und bei der Kuhpockenimpfung gleichfalls drei Mahl fehlgeschlagen.

Bei einem Kinde, dem jüngsten Sohn des Amtmanns Hampe zu Arnstein, weiß ich die Ursach des Mißlingens der Impfung nicht anzugeben, hingegen impfte ich einen andern Sohn desselben drei Mahl ohne Erfolg. Dieser war von sehr magerer Leibesbeschaffenheit, und man war ungewiß, ob er die gewöhnlichen Blattern überstanden hatte oder nicht. Dieses war auch der Fall bei der ältesten Tochter des Herrn Pfarrers Plitt zu Hermannrode, wo die Impfung zwei Mahl ohne Erfolg angewandt wurde.

Sollten sich im fernern Verfolg meiner Kuhpockenimpfungen besondere Fälle ereignen, welche zu Aufklärung in dieser der Menschheit so wich-

wichtigen Sache beitragen könnten; so werde ich nicht verfehlen, dieselben durch diese öffentlichen Blätter gemeinnütziger zu machen, und schließe mit dem herzlichen Wunsch, daß sich der Nutzen derselben immer mehr bestätigen, und die Anwendung derselben in diesem Fall immer allgemeiner werden möge.

Witzenhausen. Dr. Gebhardi.

Mittel, von Pferden und Rindvieh Bremsen und Fliegen abzuhalten.

Nicht ohne Mitleid sieht man, wie an heißen Sommertagen Pferde und Rindvieh von blutgierigen Insekten geplagt werden, und obgleich die Natur ihnen einige Selbsthülfe verlieh, so sind sie doch nicht im Stande, besonders wenn sie für uns arbeiten, das Ungeziefer völlig von sich abzuwehren. Unter andern bekannten Mitteln, das Vieh in dieser Rücksicht zu schützen, wird auch folgendes als wirksam angegeben: Man kocht die Blätter oder auch die gemeinen Schalen von welschen Nüssen in einem Kessel mit so vielem Wasser, daß sie völlig bedeckt werden. Nachdem sie eine Viertelstunde gekocht und das Wasser recht bitter geworden, reibt man mit diesen Blättern u. Schalen das Vieh, besonders an solchen Stellen, wo es das Ungeziefer am wenigsten von sich abhalten kann, wohl ein. Sind die Blätter und Schalen verbraucht, so nimmt man einen Lappen, taucht ihn in dieses Wasser, und wäscht das Vieh fleißig damit. Da die Fliegen den Geruch hievon nicht vertragen können, so entfernen sie sich davon, ohne zu stechen. Man braucht dieses Mittel bei heißer Witterung täglich, oder um den andern und dritten Tag.

Vielleicht thut auch Wasser, worin Wermuth gekocht ist, dieselben Dienste. Mit solchem Wermuthwasser pflegen, wie Griselini *) erzählt, die Walachen im temeswarer Bannat ihr Vieh zu waschen oder an solchen Stellen, wo es sich nicht selbst helfen kann, zu bestreichen, um sie gegen den Anfall der blutgierigen sogenannten columbachischen Mücken zu schützen, die sich oft plötzlich in ausserordentl. Menge und wolkenähnl. Schwärmen in jenen Gegenden einfinden.

*) Siehe dessen Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des temeswarer Bannats. Th. II. S. 127.

Hannöveriſches Magazin.

75tes Stück.

Freitag, den 18ten September 1801.

Ueber den engliſchen National-Charakter.

Allgemeine Bemerkungen.

Die europäiſchen Staaten haben in ihren Verfaſſungen, Sitten und Gebräuchen, ſo viel Aehnliches, daß man ſie beim erſten Anblick eher als die abgeſonderten Provinzen eines großen Staatskörpers, als wie eigene, von einander unabhängige, Länder anſehen möchte. Wirklich herrſchen im Allgemeinen, wenn gleich mit einigen Abweichungen, durch ganz Europa die nemlichen religiöſen und politiſchen Grundſätze, die nemlichen Gebräuche und Sitten. Ein reiſender Chineſer, der ſich ohne ſein Wiſſen durch einen Zauberſchlag aus einem Lande in Europa in ein anderes verſetzt ſähe, würde dieſe Veränderung ſchwerlich bemerken.

In dieſer großen Republik — wenn es mir erlaubt iſt, Europa dieſen Namen zu geben, — liegt unſtreitig in dem Charakter der Bewohner Englands am mehrſten Eigenthümliches, wodurch ſie ſich von allen europäiſchen Nationen unterſcheiden.

Dies Charakteriſtiſche der Engländer iſt nicht etwas zufällig Angenommenes, iſt nicht der Laune, oder der Mode unterworfen, ſondern ſteht mit dem individuellen Daſeyn des engliſchen Volks in unmittelbarer Verbindung; es iſt nicht etwa das Eigenthum einer Claſſe, oder eines Standes, ſondern zeichnet eben ſowohl den Monarchen, als den Bettler aus; — es iſt dies Charakteriſche, das der Engländer in jedem Lande und unter jedem Himmelsſtriche nicht ablegt, und das ſich der Fremde, der ſich England zum Aufenthalt erwählt, nie zu eigen machen kann. Selbſt der geſchmeidige Deutſche, der ſich in alle Formen und Lagen zu ſchicken weiß, kann ſich nie ganz in den engliſchen Nationalcharakter verſetzen.

Der Grund dieſer Verſchiedenheit des Charakters der Engländer von dem der übrigen Nationen, läßt ſich,

ohne vieles Nachdenken, aus der geographischen Lage Englands erklären. Das Wasser ist unstreitig als die beste unter den natürlichen Grenzen anzusehen. Völker, die oft nur durch einen nicht sehr bedeutenden Fluß von einander getrennt sind, ja die Bewohner einer einzelnen Stadt äußern oft sehr auffallende Verschiedenheiten in ihrem Charakter, je nachdem sie am rechten oder linken Ufer des Flusses wohnen. Wie verschieden ist der Bürger der Stadt Frankfurt am Main von dem Bewohner des gegenüber liegenden Sachsenhausen. Nehmen wir nun die Breite des Meers, welches England vom festen Lande trennt; so folgt sehr natürlich, daß die Engländer mehr Eigenthümliches in ihrem ganzen Wesen haben müssen, als die Völker, die, ohne durch natürliche Scheidungen abgesondert zu seyn, unmittelbar an einander grenzen.

Einfluß der auswärtigen Verhältnisse auf den National-Charakter zur Zeit des Krieges.

Die Verhältnisse, in welchen sich die Staaten in Betreff des Einflusses auf ihren Charakter befinden können, lassen sich aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachten: aus denen zur Zeit des Krieges und des Friedens. Der Einfluß von beiden Epochen ist sehr verschieden; der im Kriege äußert sich oft schnell und durch sehr in die Augen fallende Wirkungen; der im Frieden gemeiniglich erst nach einer langen Reihe von Jahren, wenn nicht ungewöhnliche Begebenheiten seine Wirkung verstärken.

Der Einfluß im Kriege hängt sehr von der Rolle ab, die die Nation in selbigem spielt. Ist sie der erobernde Theil, so wird sie die Hauptzüge ihres Charakters den Ueberwundenen mittheilen, es sey denn, daß sie, wie es mit den Barbaren, die das römische Reich über den Haufen warfen, der Fall war, ein Volk überwindet, das auf einer weit höhern Stufe der Cultur steht, als sie selbst. Unterliegt eine Nation, so frägt es sich: ob der Sieger nur einen vorübergehenden Besuch bei ihr abstattet, oder, entweder ganz, oder zum Theil, die Oberherrschaft auch im Frieden behält.

Wenn wir es auch nicht aus der Geschichte wüßten, daß die Engländer in der ältern Zeit mehrmals von fremden Nationen unterjocht wurden; so würden wir uns davon bei der oberflächlichsten Untersuchung der gegenwärtigen Beschaffenheit dieses Volks überzeugen können. Die Engländer haben von Seiten der Gesichtsbildung und des ganzen Körperbaues weniger Auszeichnendes, als viele andere Nationen in Europa, wie z. B. die Franzosen oder Italiener; man trifft Gesichtsbildungen von allen möglichen Formen an; doch verrathen alle mehr oder weniger eine nördliche Abkunft.

kunft. Aus so vielen fremden Wörtern die Sprache der Engländer zusammen gesetzt ist, eben so vieles fremde Blut fließt in ihren Adern. Nur dürfen wir die Bemerkung ja nicht aus der Acht lassen, daß zwischen dem Zeitraume, da jene fremden Völkerschaften wechselsweise England eroberten, und dem, in welchem wir leben, viele hundert Jahre verstrichen sind. Diese fremden Nationen haben sich mit einander und mit den Eingebohrnen des Landes vermischt; manche Gebräuche und Sitten sind verändert, viele sind ganz abgeschafft, viele neu hinzugekommen. Der Engländer heutiges Tages möchte mit seinem Vorfahr, dem ehemaligen Angelsachsen oder Normann, wohl wenige Aehnlichkeit haben. Noch mehr aber würde man sich irren, wenn man zwischen dem heutigen Römer, oder Dänen, und dem heutigen Engländer eine Aehnlichkeit finden wollte. Wie wenig sieht doch der Römer heutiges Tages seinen Vorfahren, die Cäsar nach Britannien führte, ähnlich!

Seit der Eroberung der Normänner haben die Engländer sehr viele Kriege geführt, aber keine, die einen entscheidenden Einfluß auf ihren Charakter hätten haben können. Zwar haben sie in diesem langen Zeitraume verschiedentlich ausländische Fürsten zu ihren Regenten gehabt. Wilhelm von Oranien bemächtigte sich des englischen Throns; da dies aber fast allein mit Hülfe der englischen Nation selbst geschah, und er keine fremde Truppen, ja nicht einmal seine holländischen Garden, in England behalten durfte; so konnte dies Ereigniß eben so wenig eine bedeutende Veränderung veranlassen, als die Gelangung des Churfürsten von Hannover zur englischen Krone.

Die Kriege, welche England in neuern Zeiten führte, waren mehrentheils Seekriege, oder Kriege in den außerhalb Europa belegenen Welttheilen, die durch Postengefechte entschieden werden. In einigen Kriegen schickte es zwar beträchtliche Truppencorps nach dem festen Lande, um daselbst als Hülfstruppen mit den Verbundenen, oder auch mit in Sold genommenen fremden Truppen zu dienen. Diese Corps blieben aber nie lange genug auf dem festen Lande, und waren auch während ihrer Anwesenheit durch den Krieg selbst zu sehr beschäftigt, als daß sie viele von den fremden Sitten und Gebräuchen hätten lernen können. Auch war die Unkunde der fremden Sprache ein bedeutendes Hinderniß.

Die Engländer verdanken es ihrer geographischen Lage, daß sie, wenn sie ihre innern Vertheidigungsanstalten nicht ganz vernachläßigen, von dem Angriffe eines auswärtigen Feindes wenig zu befürchten haben. Wäre ihre Insel kleiner, so möchte das Meer keine hinlängliche Schutzwehr mehr seyn, wenn ein anderer Staat

auf dem festen Lande eine Seemacht errichtete, die die der Engländer überträfe. Da aber eine jede Landung nur mit einem Corps von mittler Stärke unternommen werden kann; so würden die Engländer bei ihrer großen Volksmenge auch auf den Fall, daß sie die Oberherrschaft zur See verlören, noch immer vor einem feindlichen Angriff des eigenen Landes ziemlich sicher seyn. Ein Beweis sind die vielen fehlgeschlagenen Landungen in England.

Militairischer Charakter der Engländer.

Die Engländer scheuen den Krieg weniger, als irgend eine andere Nation, die fürchten muß, daß er auf ihrem eigenen Grund und Boden geführt werde. Sie können das Kriegführen länger aushalten, — würde er auch mit Unglück geführt, — ohne daß die bedenklichen Folgen eintreten, die bei den Nationen auf dem festen Lande, unter ähnlichen Verhältnissen unvermeidlich sind. Sie können den Krieg mit einem anscheinenden größern Aufwand von Kosten, als alle andere Völker, führen, weil ihnen die Hülfsmittel ihres ganzen Landes, während der Dauer des Krieges, zu Gebote stehen. Da ihre eigene Existenz bei der Führung eines auswärtigen Krieges nicht in Gefahr kommen kann, so bequemen sie sich ungern zum Frieden, wenn ihnen die Bedingungen desselben nicht große Vortheile versprechen. Und diese Vortheile selbst müssen auf die Handelsverhältnisse von Bezug seyn.

Gehen wir von diesem allgemeinen Umriß zu dem Geiste des einzelnen Kriegers über, so werden wir bald finden, daß die persönliche Tapferkeit unter seinen kriegerischen Tugenden den ersten Platz einnimmt, und durch den hohen Glanz, den sie um sich her verbreitet, manche Mängel dem ersten Blick entzieht. Der englische Krieger wird von Seiten der Tapferkeit von keinem einer andern Nation übertroffen.

Der erste Grund hievon liegt wohl unstreitig darin, daß die englische Nation überhaupt vielen Sinn für persönliche Tapferkeit hat.

Ein starker Mann wird immer viel Vertrauen auf seine eigenen Kräfte setzen, und daher sich weniger um die Güte seiner Waffen bekümmern.

Wenn irgend etwas den Engländer von Seiten seines Körperbaues auszeichnet, so ist es etwas Muskuleuses und Nerveuses; vielleicht eine Folge der Erziehung; vielleicht der stärkern Nahrungsmittel, der englischen Fleischspeisen und des starken Biers.

Die Schifffahrt, der sich die Engländer vorzüglich ergeben, setzt Verachtung der Lebensgefahr voraus; denn wer wird vertrauter mit dem

Gedan-

Gedanken des Todes, als der Schiffer, der ihm so oft ausgesetzt ist?

Die freie Verfassung der Engländer prägt ihnen eine größere Vaterlandsliebe ein, macht sie williger, für die Erhaltung desselben ihr Leben zu opfern, als die Bürger in andern Verfassungen.

Daher brauchen die Engländer den Muth auch nicht durch künstliche Mittel aufrecht zu erhalten; ihr stehendes Heer wird im Frieden beinahe aufgelöset. —

Und weil ihr stehendes Heer nicht im Frieden so gebildet und geübt werden kann, daß es sich in allem, was auf die Kriegskunst Bezug hat, mit denen auf dem festen Lande messen könnte; so bleibt einem jeden einzelnen Mitgliede desselben kein anderes Mittel übrig, als durch ein außerordentliches tapferes Betragen die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger zu erregen, da es sich auf keine andere Art auszeichnen kann.

Ist ein Corps erst einmal in den Ruf gekommen, daß es diese oder jene gute Eigenschaft besäße; so wird es alles thun, um diesen Ruf nicht zu verlieren. Das englische Militair dünkt sich viel bei dem Gedanken, daß es sich immer durch vorzügliche Tapferkeit auszeichnete. Die Kriegsgeschichte und die gewöhnlichen Erzählungen der Engländer von kriegerischen Begebenheiten sind mit Anekdoten von dem tapfern Verfahren einzelner Krieger angefüllt.

Die Art, wie die englischen Truppen am häufigsten gebraucht werden; bei einzelnen Expeditionen, Stürmung von Batterien u. s. f. muß den Begriff von dem großen Werthe der persönlichen Tapferkeit noch mehr erhöhen. Denn gemeiniglich wird bei diesen Postengefechten durch einen raschen Angriff alles entschieden; an taktische und strategetische Hülfsmittel ist nicht zu denken. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß außer der persönlichen Tapferkeit die übrigen, zu einem guten Krieger erforderlichen Eigenschaften in England nicht sehr geschätzt werden.

Diese hier aufgestellten Züge des Militair-Charakters der Engländer werden wir durch alle Vorfälle der neuern Zeit hervorblicken sehen. Wir sehen die Engländer fast immer den Sieg davon tragen, wo persönliche Tapferkeit entscheiden konnte; wo es aber auf tiefdurchdachte und weitaussehende Entwürfe ankam, da, wo sich die Operationen in die Länge zogen, da erklärte sich das Kriegsglück nicht selten gegen sie.

Einfluß der auswärtigen Verhältnisse im Frieden.

Verhältnisse mit andern Nationen im Frieden, die auf den Charakter

Bezug

Bezug haben, finden Statt: durch Heirathen, Literatur, Handelsverbindungen und Reisen.

Oefters Verheirathungen zwischen Personen, die zu verschiedenen Völkerschaften gehören, setzen viele gesellschaftliche Verbindungen voraus, die bei der weiten Entfernung Englands vom festen Lande in der Maaße, als erforderlich seyn würde, nicht vorhanden seyn können. Ueberhaupt kann das Heirathen aus einem Lande in das andere wohl nur in kleinen Staaten einen bedeutenden Einfluß haben, so wie man dies z. B. von Genf hat bemerken wollen.

Der Ausbreitung der fremden Literatur legt die Vernachläßigung und Geringschätzung der fremden lebenden Sprachen große Hindernisse in den Weg. Das Studium der fremden Sprachen und die Uebersetzungen neuer ausländischer Bücher ist in England erst eine Erscheinung neuerer Zeiten, wovon der Einfluß sich erst in der Folge zeigen wird.

Die Handelsverhältnisse beschäftigen die Personen, die sie zu betreiben haben, zu sehr, als daß Muße zu andern Betrachtungen übrig bliebe. In diesen Verhältnissen selbst spielen die Engländer schon seit Jahrhunderten eine so entscheidende Rolle, daß sie es unter ihrer Würde halten würden, von den übrigen Nationen etwas zu entlehnen. Im Gegentheile sehen sie viele von ihren Einrichtungen im Auslande blindlings nachgeahmt.

Der Engländer reiset viel in fremden Ländern; allein, eingenommen für sein Vaterland, verachtet er alles, was nicht englisch ist, lebt im Auslande, wo möglich, nur mit andern Reisenden seiner Nation, und kömmt wenig verändert wieder so nach der Heimath zurück, als er sie verließ.

Ich gehe mit schnellen Schritten bei diesen Gegenständen vorüber, weil es mir wichtig ist, zu den innern Verhältnissen Englands zu kommen, indem der Beweis der hier als Machtsprüche vorgetragenen Behauptungen sonst zu vielen weitläuftigen Erklärungen führen würde. Denn, wenn ich behaupte: der Engländer besitzt viele Vaterlandsliebe, so ist die natürliche Frage: worauf gründet sich diese? und hier können vorzüglich die innern Verhältnisse Aufschluß geben.

Einfluß der Staatsverfassung.

Der nemliche Umstand, der für die auswärtigen Verhältnisse entscheidend gewesen ist, nemlich, daß England eine Insel ist, hat auch auf die innern einen bedeutenden Einfluß gehabt.

Denn, allein durch die vermittelst seiner Lage entstandenen Unabhängigkeit von andern Völkern, ist es für England möglich gewesen, sich eine Ver-

Verfassung zu geben, die der besondern Lage dieses Landes angemessen war. Durch diese Lage allein sind die Engländer in den Stand gesetzt worden, diese Verfassung vor fremden Einfluß bewahren zu können.

Eine Untersuchung über das Wesen und den Werth der englischen Verfassung würde mich zu weit von meinem Gegenstande entfernen; mein Zweck ist nur, einige Züge aus dem englischen National-Charakter heraus zu heben, die auffallende Spuren des Einflusses der Staatsverfassung an sich tragen.

Wenn wir uns die Stimmung des Engländers in Bezug auf seine politischen Grundsätze denken, so müssen wir ihn aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachten; einmal, in so fern von seiner Anhänglichkeit an die Staatsverfassung überhaupt die Rede ist, und zweitens, in so fern auf die zeitige Verwaltung derselben Rücksicht genommen wird.

So lange nur die Staatsverfassung überhaupt in Betracht gezogen wird, wird man nicht leicht einen Engländer finden, der sich nicht von ihren Vorzügen vor allen bestehenden Verfassungen vollkommen überzeugt hielte. Das Bewußtseyn, nur von den Gesetzen abzuhängen, ist die Quelle, aus welcher der Nationalstolz entspringt, der das Eigenthum eines jeden Engländers ist. Dieser Stolz findet noch in dem Gedanken eine große Nahrung, daß keine durch die zufälligen Verhältnisse der Geburt entstandene Schranken sich seinen Ansprüchen auf Reichthum und Ehre widersetzen. Diese sind die wesentlichsten Vortheile, welche die Engländer ihrer Verfassung verdanken; mit ihnen vereinigen sich dunkle Begriffe von Freiheit, die schon mit der Muttermilch eingesogen sind, und von denen wohl wenige sich selbst eine deutliche Erklärung geben könnten. Diese dunklen Vorstellungen sind es aber, die um das Ganze einen gefälligen Schleier hüllen. Wer weiß nicht, daß halb klare Begriffe am mehrsten auf die Einbildungskraft wirken?

Bei dieser Anhänglichkeit an der Verfassung seines Landes nimmt der Engländer an allen Verhandlungen des Staats den lebhaftesten Antheil. Da der Monarch in der Ausübung der höchsten Gewalt nicht uneingeschränkt ist, so sieht der Engländer eine jede Fehde, in die sein Land verflochten wird, nicht als eine Privatsache des Fürsten, sondern als eine Fehde an, die ihn persönlich angeht. Und da er auf der einen Seite sehr geneigt ist, den Monarchen möglichst zu unterstützen, und sich deshalb die Auflage von großen Taxen gefallen läßt; so hält er sich auch berechtigt, alle Schritte der Minister und Generale vor seinen Richterstuhl zu ziehen, und ohne Rücksicht sein Urtheil laut zu sagen.

Ueber

Ueber die jedesmalige Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten selbst sind aber die Engländer zu allen Zeiten in zwei verschiedene Parteien getheilt, wovon die eine es mit den Ministern hält, die andere aber sich als ihre Widersacher erklärt.

Ein großer Theil der Mitglieder dieser Parteien entscheidet sich aus Interesse; die von den Ministern begünstigt sind, oder noch begünstigt zu werden hoffen, gehören zu der ministeriellen; die nichts erhalten haben, und denen sich, etwas zu erhalten, keine Aussicht darbietet, gehören zu der Partei der Opposition.

Allein, auch außer diesen schlagen sich die Engländer, entweder aus Ueberzeugung, Gewohnheit oder Familien- und freundschaftlichen Verbindungen zu der einen oder zu der andern Partei; denn gemäßigte Personen findet man wohl, im eigentlichen Sinn neutrale aber nicht.

Dieser innere Kampf in der Nation hat für einen Fremden anfangs etwas sehr Erschreckendes, weil er zum baldigen Umsturz des Ganzen zu führen scheint.

Allein, bei einer nähern Bekanntschaft wird man bald gewahr, daß diese innere Gährung, gleich den Winden, die verhindern, daß das Wasser nicht in Stockung geräth, nicht nur für die Fortdauer des Staats nicht gefährlich sey, sondern von sehr wohlthätigen Folgen, ja sogar für die Erhaltung des Staats erforderlich ist.

Denn sobald sich eine wirkliche Gefahr zeigt, werden diese Zänkereien vergessen, und die Nation vereinigt sich in einen dichten Haufen, um ihr größtes Kleinod, ihre Verfassung, zu retten.

Die Unzufriedenheit trifft nicht die Person des Monarchen, sondern ist gegen seine Minister gerichtet. Es kann seyn, daß das Geschrei am heftigsten ist, wenn der Monarch gerade sich des Besitzes der allgemeinen Liebe zu erfreuen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

* * *

Die Ueberschr der Intelligenzblätter in Deutschland im 60sten Stück dieses Magazins vom laufenden Jahre enthält eine Nachricht, den Reichs-Anzeiger betreffend, welche von dem Herausgeber desselben für unrichtig erklärt wird. Diejenigen Leser, welchen die Geschichte des Reichs-Anzeigers interessant ist, finden eine ausführliche, und für das Magazin zu weitläuftige Erörterung und Berichtigung im 214ten Blatte jenes Journals.

Der Herausgeber.

Hannöverisches Magazin.

76tes Stück.

Montag, den 21ten September 1801.

Ueber den englischen National-Charakter.

(Fortsetzung.)

Diese heftigen Ausbrüche des Mißvergnügens sind auch nicht immer sichere Beweise, daß die an der Spitze stehenden Personen ihr Amt schlecht verwalten, sondern in sehr kritischen Zeiten, in einem langen kostspieligen Kriege sind die Minister oft gezwungen, die Grenzen der königlichen Macht über die Schranken auszudehnen. Nicht zu gedenken, daß bei den vielen verwikkelten Verhandlungen sich die Angriffspunkte für die Opposition sehr vermehren müssen.

Mit der Veränderung des Ministeriums verändert sich die Richtung, und die heftigsten Oppositionsmänner werden vielleicht die eifrigsten Anhänger der ministeriellen Partei. — Daher erblicken wir in England die seltsame Erscheinung, daß die ungeheuchelste Achtung für die Person des Monarchen mit der größten Anhänglichkeit an der Oppositionspartei sich vereinbaren läßt.

Durch diesen innern Kampf in der Nation entsteht für den National-Charakter der große Vortheil, daß die Kräfte der Seele in beständiger Thätigkeit bleiben, und nicht, wie es wohl in andern Verfassungen der Fall zu seyn pflegt, durch den langen Genuß der Ruhe eingeschläfert werden. Der Engländer sucht die Verfassung seines Landes kennen zu lernen, und studirt die Geschichte derselben, weil er Interesse für ihre Erhaltung hat. Wer auch in dem Gange der Sachen selbst nichts abzuändern vermag, hat doch wenigstens das Recht, seine Meinung öffentlich zu sagen und sie zu vertheidigen, wenn sie angefochten wird. Und damit ist der größte Theil der Menschen schon zufrieden.

Wer ein Gut hat, das ihm sehr werth ist, fürchtet immer, es zu verlieren. Diese Furcht ist oft übertrieben, vergrößert oft die wirkliche Gefahr und schafft sich eine eingebildete.

Allein, was kann verführerischer seyn, als eine eingeschränkte Gewalt mehr auszubreiten? Was möchte wohl das Schicksal der englischen Verfassung schon jetzt seyn, wenn die Engländer weniger eifersüchtig auf ihre Freiheit wären?

Die englische Verfassung selbst hat durch ihre lange Dauer ein ehrwürdiges Ansehn erhalten. Je älter ein Gesetz ist, je mehr es mit den Eindrücken der Kindheit vergeschwistert ist, um so heiliger halten wir es. **Welch einen großen Einfluß hatte die Ehrfurcht für das Alte in die ganze Denkungsart der Römer! Der Engländer, überzeugt von der Nothwendigkeit, sich den Gesetzen unterwerfen zu müssen, hält sie heiliger, wie kein anderes Volk. Wenige Männer — gemeiniglich Greise oder sonst schwache Personen — mit einem kleinen Stabe bewaffnet, denen das Zeichen des Gesetzes aufgedrückt ist, halten die unermeßliche Volksmenge von London in einer bewunderungswürdigen Ordnung, und stillen oft durch ihr bloßes Dazwischentreten bedeutende Revolten.**

Einfluß der Handlung.

Der fruchtbare Boden von England ladet ein, ihn zu bearbeiten; das Meer, das es von allen Seiten umgiebt, fordert zur Schifffahrt auf. In der That gehören Ackerbau und die Handlung zu den vorzüglichsten Beschäftigungen der Engländer, beide gehen hier Hand in Hand. Was der Landmann in andern Staaten gewinnt, bewahrt er in seinem Kasten auf; in England geht der Gewinnst mit einer unglaublichen Schnelligkeit in die Handlung über.

Die Handlung ist entscheidend derjenige Nahrungszweig, dem in England die erste Stelle gebührt; er ist der durch die geographische Lage und durch die Verfassung am mehrsten begünstigte, und der daher auch den Engländern am wichtigsten ist.

Der Handelsgeist macht sinnreich in Speculationen und Erfindungen, und unternehmend in Entwürfen; er erzeugt eine große Thätigkeit und Beharrlichkeit, wenn sich nur irgend eine entfernte Hoffnung im Hintergrunde zeigt; — er legt aber dem Reichthum einen größern Werth bei, als er verdient, macht die Menschen egoistisch, und erstickt den Sinn für alle andere Beschäftigungen, die nicht zum Geldgewinnst führen.

Nichts setzt einen Fremden bei seinem Eintritt in England mehr in Verwunderung, als die erstaunliche Thätigkeit, welche die ganze Nation beseelt. Alle Hände sind in Arbeit, alles ist thätig, alles eilt mit einer Schnel-

Schnelligkeit vorüber, als wenn man, wie Yorik sagt, dem Tod entrinnen wollte. Selbst die Pferde scheinen von einer andern Natur zu seyn. Und wenn er vollends in der Folge mit den bewunderungswürdigen Unternehmungen der Engländer näher bekannt wird, wenn er ihre Fabriken und Manufacturen, ihre Canale und öffentlichen Anstalten kennen lernt; so wird er gewiß der englischen Nation, wenn auch aus Patriotismus nicht die erste, doch eine der vorzüglichsten Stellen unter den europäischen Völkern in seinem Herzen geben.

Wo viel Licht ist, ist viel Schatten! Dieser nemliche Handelsgeist, dem der englische National-Charakter so viel verdankt, veranlaßt auf der andern Seite mehrere Nachtheile, die das Gute in Schatten stellen.

Der Engländer, der in der Kunst, sich ein Vermögen zu erwerben, Meister ist, versteht nicht in eben dem Grade der Vollkommenheit die nicht minder schöne Kunst, sein mit Mühe erworbenes Gut zu genießen, und diesen Genuß auf eine zweckmäßige Art zu erhöhen. Der Augenblick, in welchem er sich selbst sagt: jetzt habe ich genug, von nun an will ich mir selbst leben, tritt nicht leicht ein. Er arbeitet immer fort, will immer mehr haben und verliert oft darüber alles.

Die Sucht, Geld zu erwerben, hat sich aller Herzen bemeistert, Geld, nur Geld allein, ist das Ziel aller Thätigkeit, aller Anstrengung geworden. Es ist fast nichts denkbar, das nicht zu kaufen wäre. Geld, oder, was eben das ist, einträgliche Stellen, ist das große Hülfsmittel, wodurch die oberste Macht die Maschine leitet. Es scheint fast, als wenn die mehrsten Stellen nur um der Personen willen, die die Einkünfte davon ziehen sollen, da wären. Die wenigsten Stellen werden durch die Personen selbst, die sie bekleiden, verwaltet, sondern durch eine zweite, oft auch durch eine dritte oder vierte Person, welche dann nach Abzug dessen, was sie denen, die das nähere Recht haben, abgeben muß, nur einen sehr kleinen Theil der Einnahme erhält.

Aus dieser Stimmung folgt natürlich, daß der Besitz des Reichthums am mehrsten Aufsehn geben muß. In keinem Lande in Europa gelten Titel und Rang weniger, als in England. Man fragt nie, von welchen Aeltern jemand geboren wird, was er vorher war, oder wie er das geworden ist, sondern sieht nur den jedesmaligen Zustand seines Vermögens, oder seine etwanigen Connexionen in Betracht, um den Grad der Achtung zu bestimmen, den man ihm zukommen lassen will.

Der nachtheilige Einfluß des Handelsgeistes ist um so schädlicher, weil er in seinen Wirkungen gleichsam wie die Quadrate der Zeiten zunimmt.

Was würde aus dem Charakter der englischen Nation werden, wenn sie nicht zugleich auch Motive zur Tugend hätte, die wir bei den übrigen, entweder vergeblich suchen, oder doch nicht in der Maaße antreffen!

Einfluß der Erziehung.

Das auffallende Gute, das aus dem englischen National-Charakter hervorstrahlt, verdanken die Engländer größtentheils der Sorgfalt, mit welcher die Erziehung bei ihnen betrieben wird. Während daß in Deutschland ein jeder Vater sein Kind nach Gutdünken und ohne einen allgemeinen Plan erzieht, verdient die englische Erziehung in der That national genannt zu werden. — Das Geheimniß ist nicht schwer zu lösen. —

Die englische Nation hat einen bestimmten und bleibenden Charakter. Alle Mitglieder derselben sehen die wichtigsten Gegenstände aus einem und dem nemlichen Gesichtspunkte an, haben im Wesentlichen die nemlichen Begriffe vom Erlaubten und Unerlaubten, Anständigen und Unanständigen, haben die nemlichen Gebräuche und Sitten.

Daher entsteht der große Vorzug, daß die Erziehung in England nach einem Plan eingerichtet, nach den nemlichen Grundsätzen betrieben wird.

Es giebt nicht besondere Erziehungs-Grundsätze für den Sohn des Lords und für den seines Pächters; ohne ihre Namen zu hören, würde man ihr Herkommen, an ihrer Art sich zu betragen und an ihren Aeußerungen schwerlich entdecken können.

Ferner: es giebt in England eine glückliche Mischung zwischen der Privat- und öffentlichen Erziehung. Der Grund der Erziehung wird im väterlichen Hause gelegt. Abhärtung des Körpers und Uebung der Kräfte, um sie zu stärken, ist der erste Gegenstand der Erziehung der Aeltern. Frühzeitig viele Wissenschaften einzuimpfen, ist nicht der Fehler, der in England häufig angetroffen wird. Ein englischer Junge wird bis zum 14ten Jahre in gelehrten Kenntnissen sich nicht mit einem deutschen messen dürfen. Aber schon frühzeitig flößen ihm seine Aeltern Achtung für die Religion und für gutes sittliches Betragen und vor allen, Vaterlandsliebe ein. Die Aeltern lassen ihren Sohn sich seiner jugendlichen Lebhaftigkeit ohne Hinderniß überlassen, sie fordern wenig von ihm; aber dies Wenige hat wesentlichen Bezug auf seinen Charakter, und hier fordern sie unbedingten Gehorsam, fordern ihn mit Strenge, und selbst mit Zwang, wenn es erforderlich ist.

Einem aufmerksamen Beobachter kann die Bemerkung nicht entgehen, daß die gleichförmige Art der Erziehung sich durch die ganze Nation auf eine sehr auffallende Weise äußert.

Nichts

Nichts wird z. B. von den Aeltern unabbittlicher bestraft, als wenn ihr Kind gelogen hat. Wirklich ist das Lügen eine Unart, deren sich ein Engländer selten zu Schulden kommen läßt, und der Vorwurf, gelogen zu haben, wird als eine der größten Beleidigungen angesehen.

Nicht lange bleibt das Kind im väterlichen Hause, frühzeitig wird es nach irgend einer öffentlichen Anstalt geschickt, deren an jedem Orte vorhanden sind, und deren Hauptverdienst darin besteht, daß sie bestimmt nach dem nemlichen System fort arbeiten, das bei der Erziehung im Hause der Aeltern zum Grunde gelegt ist.

Diese öffentlichen Anstalten sind im Wesentlichen nicht von einander unterschieden. Eine gleiche Behandlung der Zöglinge, ohne Rücksicht der Verschiedenheit ihrer Geburt oder ihres Vermögens, unterdrückt den Stolz und die Vorurtheile, die der Zögling vielleicht aus dem Hause der Aeltern mitgebracht haben kann. Eine an Pedantismus gränzende Strenge, begleitet mit einem finstern Ernst, hat zwar auf die äußern Formen der Zöglinge einen nachtheiligen Einfluß; gewöhnt sie aber, sich in die wahren Verhältnisse der Welt besser zu schikken. Denn, müssen die Menschen nicht fast ihr ganzes Leben hindurch auf ihren eigenen Willen Verzicht leisten, wenn sie nicht eines unaufhörlichen Kampfes ausgesetzt seyn wollen? Dies Pedantische hat den Vortheil, daß der Zögling die Achtung für alles Hergekommene und Gebräuchliche nicht verliert; eine wichtige Stütze der Verfassung!

Die englische Erziehung hat noch darin große Vorzüge, daß sie auf die Beibringung von soliden Kenntnissen bedacht ist. Das Studium der alten Klassiker und der englischen Geschichte wird mit großer Sorgfalt betrieben. Dagegen ist die Lehrmethode wohl nicht die zweckmäßigste; auch wirft man den englischen Erziehern nicht ohne Grund vor, daß sie zu sehr am Alten kleben, und die Kenntniß der neuern Zeit, in so fern nicht unmittelbar von England die Rede ist, vernachläßigen. Mancher junge Engländer, der die Verfassung seines Landes genau kennt und seinen Horaz versteht, würde bei der Frage: ob die Staaten des Königs von Preußen in Italien lägen? in nicht geringe Verlegenheit gerathen.

Viele Aeltern suchen diesen Mangel dadurch zu verbessern, daß sie ihre Söhne, wenn die englische Erziehung beinahe geendigt ist, auf einige Jahre nach dem Auslande und insbesondere nach Deutschland schicken. Dies ist vorzüglich mit den jungen Leuten der Fall, die zu Geschäften bestimmt sind, bei welchen die Kenntniß der Verhältnisse des Auslandes und der neuern Sprachen von Wichtigkeit ist. Und der Erfolg hat bewiesen, daß dies

Ver-

fahren im Ganzen genommen, den erwarteten Nutzen geleistet hat.

Einfluß der Religion.

Die hohe Achtung für das Hergebrachte, die die Stütze der Verfassung ist, ist auch die Stütze der Religion in England. In keinem protestantischen Lande steht die Religion noch in dem Ansehn, als es hier der Fall ist.

Ich möchte diese Erscheinung aus folgenden Ursachen erklären:

Einmal, weil in England vermöge der Verfassung eine vollkommene Glaubensfreiheit Statt findet, und schon lange vorhanden gewesen ist, so sind seit geraumer Zeit die Religionsstreitigkeiten nicht, wie in den protestantischen Ländern auf dem festen Lande, mit dem Eifer geführt worden, der zwar anfangs Enthusiasten hervorbringt, aber in der Folge, wenn das künstliche Feuer erloschen ist, eine desto größere Kälte erzeugt.

Zweitens, die englische Kirche hat mehrere Ceremonien beibehalten, als die übrigen protestantischen; sie nähert sich am mehrsten der katholischen Kirche, ohne jedoch irgend eine Ceremonie beibehalten zu haben, die dem Spötter anstößig seyn könnte. Der englische Gottesdienst ist sehr ernsthaft, wie der Charakter der Nation; er wirkt auf die Sitten, so wie der protestantische auf die Vernunft, und der katholische auf die Phantasie. Die Religion wird sich daher in England so lange erhalten, als bis die Sitten eine gänzliche Veränderung erleiden; wer kann aber da Beständigkeit versprechen, wo die mit sich selbst selten in Uebereinstimmung stehende Vernunft, oder eine zügellose Einbildungskraft die Herrschaft führen?

Drittens, die Religion geht in England Hand in Hand mit der Gesetzgebung. Selbst Personen, die sich nicht von den Wahrheiten der christlichen Religion überzeugt halten, gestehen dies nicht leicht öffentlich, sondern beobachten alle Gebräuche der Kirche, weil sie von dem Nutzen einer herrschenden Religion zur Unterstützung der Verfassung überzeugt sind.

Das Bild von der Würde und den Rechten der Geistlichen vermischt sich mit dem von den Gerechtsamen der weltlichen Obrigkeit, und daher herrschet auch die nemliche Bereitwilligkeit, den Verordnungen der Geistlichkeit eben so wohl, als den der Obrigkeit Folge zu leisten.

Da aber neben der herrschenden Religion noch alle andere Sekten und Religionen ungestört ihren Gottesdienst halten können; so kann sich die englische Geistlichkeit nicht so ganz der Ruhe überlassen, wie dies wohl in andern Staaten, wo nur durchaus eine Kirche herrscht, der Fall ist. Wirklich sehen wir täglich aus der Feder der Geistlichkeit Schriften zur

Ver-

Vertheidigung der Lehrsätze und zur Beförderung einer guten Moral erscheinen. Die englische Geistlichkeit steht wegen ihrer gründlichen Kenntnisse in großem Ansehn; sie führt einen exemplarischen Lebenswandel und erwirbt sich um die Erziehung große Verdienste.

Einfluß der Sitten.

Der Ausdruck: Sitten, ist sehr unbestimmt. Ich verstehe hierunter, die in einem Volke herrschende Art, wie sich sowohl das männliche als weibliche Geschlecht in seinen häuslichen und geselligen Verhältnissen beträgt. Herrschen über dies Betragen in einer Nation keine allgemeine Grundsätze, so können die Sitten unmöglich Einfluß auf den National-Charakter haben; sind die Grundsätze fürs sittliche Leben nicht mit denen, welche bei der Staatsverfassung zum Grunde liegen, in Uebereinstimmung, so haben die Sitten einen schädlichen Einfluß; sie tragen aber ungemein viel zu der Erhaltung des National-Charakters bei, wenn sie die Grundsätze, welche die Nation als Nation charakterisiren, gleichsam sanctioniren.

Die Sitten gründen sich auf das Herkommen. Das: was wird man davon sagen? ist ihre Stütze. Die allgemeine Meinung ist Richterin, ob jemand die sittlichen Gesetze befolgt hat oder nicht. Und da alle Menschen für öffentliches Lob oder öffentlichen Tadel sehr empfänglich sind, so werden keine Pflichten gewissenhafter befolgt, als die die sittlichen Gesetze vorschreiben. Welch ein mächtiges Triebwerk sind daher die Sitten unter der Leitung einer weisen Obrigkeit!

Nach demjenigen, was in dem vorhergehenden von dem Einfluß der Verfassung, Erziehung und Religion auf den englischen National-Charakter gesagt worden ist, folgt an sich schon, daß die Sitten in England mit der Verfassung in Uebereinstimmung stehen müssen. Schon der erste Anblick der Bewohner Englands lehrt uns, wie viel sie ihren Sitten verdanken.

Es würde ungerecht seyn, von den sittlichen Tugenden zu reden, ohne nicht das Lob der englischen Weiber oben anzusetzen.

Das englische Weib ist als Gattin und Mutter gleich verehrungswürdig. Als Gattin, die getreue Gefährtin ihres Mannes, die allen Kummer und alle Sorgen mit ihm theilt, dem Innern der Wirthschaft mit Ordnung und Sparsamkeit vorsteht, und sich daneben durch ihre Reinlichkeit vor allen andern europäischen Weibern auszeichnet. Als Mutter scheint sie fast keine andere Beschäftigung zu haben, als ihre Kinder zu erziehen. Die erste Bildung im Hause der Aeltern, die für das ganze Leben so wichtig ist,

und der englischen Erziehung so viele Ehre macht, ist hauptsächlich das Werk der Mütter. Man kann mit Wahrheit von dem größten Theil der englischen Weiber sagen, — ich rede nicht von der Hauptstadt allein, — sie leben für ihre Pflichten. Auch trifft man in England mehrere glückliche Ehen an, als auf einem andern Flecke des Erdbodens.

Dies Lob, aus der Feder eines Fremden, muß um so unverdächtiger seyn, da eine englische Frau, die für ihren Mann so viel ist, für den Fremden, und zumal für den Ausländer, sehr wenig ist.

Das gesellschaftliche Leben außer dem Hause hat in England überhaupt nicht die nemlichen Fortschritte gemacht, als auf dem festen Lande.

Eine Gesellschaft Engländer, die man an einem öffentlichen Orte, etwa in einem Kaffeehause, antrifft, macht einen auffallenden Contrast mit einer, die aus Franzosen besteht.

Der Engländer sitzt gemeiniglich ernst und in sich gekehrt, die Augen vor sich nieder gerichtet, und mit übergeschlagenen Beinen, ganz in der Stellung eines Menschen, der mit seinen Gedanken abwesend ist; kaum wirft er einen Blick auf die ihm zur Seite sitzenden Personen. Nichts vermag ihn aus seiner Verfassung zu bringen, nichts vermag die Stille zu unterbrechen. Nur wenn der Wein anfängt, das Blut zu erhitzen, dann scheinen die Engländer aus ihrer Betäubung zu erwachen. Die Stummen werden beredt, ja reden mit Feuer, wenn von politischen Gegenständen, und überhaupt von der englischen Verfassung die Rede ist.

Der Grund hievon liegt zum Theil in den Beschäftigungen. Der Kopf eines Kaufmanns ist beständig mit Speculationen beschäftigt, die er entweder unternommen hat oder noch unternehmen will. Er kommt zerstreut in Gesellschaften, und wenn er zufällig jemanden trifft, mit dem er von seinen Geschäften reden kann, so vergißt er leicht, daß er sich nicht auf der Börse befindet. — Die politischen Ereignisse haben vorzüglich zur Zeit des Kriegs nicht selten auf seine Privatunternehmungen einen großen Einfluß; dies muß also nothwendig seine größere Theilnahme an den öffentlichen Verhandlungen erregen, wenn es auch nicht vermöge des Einflusses der Staatsverfassung der Fall wäre.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

77tes Stück.

Freitag, den 25ten September 1801.

Ueber den englischen National-Charakter.

(Schluß.)

Der Umstand, daß das Beispiel von Ludwigs des 14ten glänzendem Hofe sich nicht so sehr über England verbreiten und daselbst so tiefe Wurzel schlagen konnte, hat einen großen Antheil an der bedeutenden Verschiedenheit, welche zwischen dem gesellschaftlichen Ton in England und dem auf dem festen Lande herrscht. Schon aus Nationalhaß wollte man nicht der Nachahmer Frankreichs seyn. England nahm keinen von den damaligen französischen Ausgewanderten auf, die den Ton der Galanterie an den deutschen Höfen einführten.

Die englischen Weiber haben in Betreff des ernsthaften, kalten Aeussern eine sehr große Aehnlichkeit mit den englischen Männern. Mehr durch einen schönen Wuchs als durch auffallend schöne Gesichtszüge auszeichnend, macht Sittsamkeit und bescheidenes Wesen ihren größten Schmuck aus, der freilich den Mangel von dem, was wir guten Anstand und feinen Ton zu nennen pflegen, mehr als hinreichend ersetzt. Es herrscht viel Klösterliches in der Bildung des jungen Frauenzimmers in England. Ein Fremder, der zum erstenmal einen Cirkel von jungen Engländerinnen sieht, glaubt sich in ein Kloster versetzt zu sehen. Der gleichförmige weiße Anzug, — das ganze weibliche Geschlecht in England befolgt die nemliche Mode mit der Gewissenhaftigkeit eines Regimentes Soldaten — trägt zu dieser Täuschung ungemein bei.

Die Weiber sind in England mehr geachtet, werden mit mehrerm Anstand begegnet, als in dem übrigen Europa. Eine Beleidigung, ja nur eine Unhöflichkeit, die sich jemand gegen eine Frau zu Schulden kommen läßt, wird von allen Männern, ohne

Unterschied, ob sie mit ihr bekannt sind oder nicht, tief empfunden, wird gleichsam als eine Nationalbeleidigung angesehen; ein jeder Mann hält sich verpflichtet, ihr Vertheidiger und Rächer zu seyn. Beispiele dieser Art fallen an den öffentlichen Plätzen täglich vor, und sind oft die Veranlassungen zu blutigen Fehden.

Dagegen aber werden die Weiber in England weniger geschmeichelt, weniger vergöttert, wie in dem übrigen Europa. Der Zeitraum, in welchem in England ein Weib am mehrsten geachtet wird, fängt erst von der Zeit ihrer Verheirathung an, statt daß in Deutschland dann die schönen Tage gemeiniglich verflossen sind. Bis zu ihrer Verheirathung sitzen die jungen Mädchen in den Gesellschaften in engen Cirkeln zusammen; kaum wagt es ein unverheiratheter Mann, sich ihnen zu nähern, und wenn er's thut, ein interessanteres Gespräch, als vom Wetter, zu führen. Sich gar neben einem jungen Frauenzimmer zu setzen, würde schon zu der Vermuthung Veranlassung geben, als habe er ernstliche Absichten. Selbst Personen, die mit einander versprochen sind, bleiben bis zur Trauung in dieser Entfernung: —

Sie durfte ihm kein Wörtchen sagen,
Zu viele Lauscher waren wach,
Den Blick nur durft' er schüchtern fragen,
Und wohl verstand er, was er sprach.

— — — —

Edle Sittsamkeit gebietet überall, vorzüglich beim Tanze. Noch immer hat das Walzen in England nicht das Bürgerrecht erlangen können.

Einen großen Theil des Tages, durch seine Berufspflichten beschäftigt, und in seinem häuslichen Leben nicht unglücklich, ist gesellschaftliches Vergnügen dem Engländer nicht sehr nöthig. Wirklich ist der gesellschaftliche Cirkel einer englischen Familie sehr eingeschränkt, und beruht fast gänzlich auf Verwandten.

Eine englische Familie, die hinreichendes Vermögen dazu besitzt, bringt gemeiniglich alle Jahr 6 oder 8 Wochen in London, oder wenn ihr der Aufenthalt in dieser Stadt zu kostbar ist, in Bath zu. In dieser Zeit nimmt sie an allen öffentlichen Vergnügungen Antheil; sie lebt aber im eigentlichsten Verstande nur unter sich und mit ihren Verwandten; der Kreis der Bekannten wird selten erweitert. Die übrige Zeit des Jahrs lebt sie auf dem Lande. Zu Zeiten stattet ein Freund vom Hause auf mehrere Monate einen Besuch ab. Dieser lebt dann ganz, als wenn er zu der Familie gehöre, und wird auch als ein Mitglied derselben behandelt. Gesellschaftliche Verbindungen mit den Nachbarn finden selten Statt. Kaum weiß

weiß man ihre Namen. Reiten, Fahren, Fischen, Jagen, auch wohl Akkerbau und Viehzucht, mit unter ein gutes Buch — selbst ein alter Klassiker — füllen die Zeit des auf dem Lande lebenden wohlhabenden Engländers aus. — Und eine wichtige Unterhaltung, die Zeitungen.

Der Engländer liebt den Aufwand an schönen Pferden, glänzenden Equipagen und geschmackvollen Meublen. In der Baukunst geht ihm Bequemlichkeit über alles, ihr opfert er alles auf. Nichts beleidigt ein an Regelmäßigkeit gewöhntes Auge mehr, als der Anblick der englischen Häuser; es lassen sich kaum schiefwinklichtere Figuren denken, als sie bilden; allein das bequemere Innere söhnt wieder mit dem häßlichen Aeußern aus.

Hang zur Bequemlichkeit, ist ein charakteristischer Zug in dem englischen National-Charakter. Alles muß möglichst comfortable eingerichtet seyn — ein Wort, das sich in seiner völligen Bedeutung nicht wohl ins Deutsche übersetzen läßt. Und obwohl dadurch eine gewisse Trägheit in der Nation herrschend geworden ist, die vorzüglich für das kriegerische Leben viele Nachtheile in ihrem Gefolge hat, und zugleich eine Menge Bedürfnisse des Luxus entstanden sind, so ist auf der andern Seite eben durch diesen Hang der Kunstsinn erweckt worden, alle Meublen und Hausgeräthe möglichst vollkommen einzurichten.

Aus diesem, mit flüchtigen Zügen gezeichneten, Abriß des gesellschaftlichen Lebens in England kann sich ein Fremder ungefähr ein Bild von den Annehmlichkeiten seines Aufenthalts auf dieser Insel entwerfen. Bringt er viele Hülfsmittel zu seiner eigenen Unterhaltung mit sich, hat er Vorkenntnisse von der Verfassung des Landes und daneben die Gabe der Beobachtung, und Sinn, seine Menschenkenntnisse zu erweitern, so wird ihm England ein reichhaltiges Feld in jeder Hinsicht eröffnen. Sucht er aber seine Unterhaltung im gesellschaftlichen Umgange, erwartet er von andern angenehm unterhalten zu werden; und insbesondere, ist es ihm wichtig, die erste Rolle zu spielen, dann kann es ihm in England unmöglich gefallen.

Sinn für Literatur, für schöne Künste und Wissenschaften.

Allgemein herrsche in Europa die Klage, daß die Literatur in Abnahme sey, daß keine Meisterwerke mehr erscheinen. Es scheint, die Literatur in einer Nation hat, wie der einzelne Mensch, ihre Perioden; sie entsteht, blüht, steht still und geräth in Verfall. Wir finden, daß sie, einmal zu einer gewissen Höhe gekommen, wieder sinkt. Wer vermag die Ursache zu ergründen? Liegt sie darin, daß die Nation keine Genies mehr hervor

bringt? Dies wohl nicht, denn das menschliche Geschlecht bleibt sich in seinen natürlichen Anlagen und Fähigkeiten doch alle Epochen ziemlich gleich. Oder — fehlt es an Muth, eine Bahn zu betreten, auf welcher schon so große Vorgänger gewandelt haben? — Oder, wie mir scheint, richtiger noch, der Geschmack einer Nation nimmt eine andere Richtung an, so wie Schiller sagt:

Noch leben die Sänger, nur fehlen die Thaten, die Lyrä
Freudig zu wecken, es fehlt ach! ein empfangendes Ohr. —

Wenn es uns scheint, als wenn die Zeitgenossen nichts mehr lieferten, das mit den Werken der vorhergehenden Generationen verglichen werden könnte, so müssen wir inzwischen dabei nicht vergessen, daß der Reichthum von Meisterwerken, den wir besitzen, das Werk von mehrern Jahrhunderten ist, und daher nicht mit den Produkten eines Jahrzehents verglichen werden darf.

Der Engländer liebt die schönen Künste und Wissenschaften, und befördert sie mit einer großmüthigen Freigebigkeit; aber als Dilettant. — Er selbst bringt es darin nicht leicht zu einem bedeutenden Grade der Vollkommenheit.

Die Engländer lieben die Musik und bezahlen geschickte Musiker ansehnlich; sie selbst verstehen sie aber nicht sehr. Ihre besten Componisten und Musiker sind Ausländer. Die Oper in London, die ungeheure Summen kostet, verliert, in Vergleich mit Berlin und Paris, kaum mittelmäßig genannt zu werden. — Auch das englische Schauspiel kann nicht auf große Vollkommenheit Anspruch machen. — Hat England wohl einen vorzüglichen Maler oder Bildhauer aufzuweisen?

Seit geraumer Zeit sind in den schönen Wissenschaften in England keine Werke von Erheblichkeit erschienen; man zehrt vom alten Capital, das freilich sehr bedeutend ist, oder nährt sich von fremden Gütern. Dagegen zeichnen sich einige Schriften über Ackerbau, Handlung, Staatswissenschaften und innere Politik aus; auch hat England in neuen Zeiten noch einige gute Geschichtschreiber geliefert.

Der Engländer verdanke seiner Erziehung: Kenntniß von der alten und englischen klassischen Literatur, von der eigenen Sprache und die ersten Grundsätze der Mathematik und Physik. Durch Geschäfte und durch die Lebensweise von ihrem ersten Eintritt in die große Welt an, zerstreut, bauen wenige auf diesem guten Grunde fort; aber die zuerst erhaltenen Eindrücke erlöschen nicht ganz wieder, wenigstens lassen sie bis in das späte Alter eine große Achtung für solide Kenntnisse zurück. Daher die große Bereitwilligkeit der Engländer,

mit

mit ihrem Vermögen zu Unternehmungen beizutragen, welche die Vervollkommnung der Wissenschaften zum Endzweck haben. Sehr vieles haben die Künste und Wissenschaften den Bemühungen und der Freigebigkeit der Engländer zu verdanken! Der Name eines Sir Joseph Banks verdient von allen Freunden der Wissenschaften mit Ehrfurcht genannt zu werden.

Hang zu Sonderbarkeiten.

Den Ruf, einen Hang zu Sonderbarkeiten zu haben, haben die Engländer sich im Auslande vorzüglich durch ihr Betragen auf Reisen erworben. Ein jeder Reisender bringt in einem fremden Lande etwas Fremdes in seinem Betragen mit, das mehr oder weniger auffallend seyn muß, je nachdem der Charakter der Nation von dem des Landes, das er besucht, verschieden ist. Da nun der englische National-Charakter so sehr von dem der übrigen Nationen abweicht, so muß diesen in dem Betragen eines reisenden Engländers vieles sonderbar scheinen.

Ein Deutscher, der in London ankömmt, sucht so schnell und so weit es ihm möglich ist, sich den Engländern in allen ähnlich zu machen; er ist gewissermaaßen durch die Intoleranz des englischen Volks gezwungen, seine eigenen Sitten und Gebräuche möglichst zu verleugnen.

Der Engländer hat aber eine so große Vorliebe für alles, was englisch heißt, daß er sich nicht entschliessen kann, auch nur im Geringsten von andern Nationen etwas anzunehmen. Und der Umstand, daß die Engländer reicher sind, als alle andre Nationen, macht, daß sich diese von ihnen vieles gefallen lassen, und ihnen verstatten, ihren Phantasien freien Lauf zu lassen, wenn sie nur bezahlen. Daher erlaubt sich ein Engländer auf Reisen viele Sachen zu thun, die man ihm in seinem eigenen Lande nimmer gut heißen würde.

Ein Fremder, der mit dem Vorurtheile, daß die Engländer viele Sonderbarkeiten in ihrem Charakter haben, nach England kömmt, findet in London viele reichhaltige Belege zur Bestätigung dieser Meinung. Diese ungeheure Stadt, die außer ihren zahlreichen Einwohnern noch der Sammelplatz für alle Müßiggänger und Avanturiers aus dem ganzen Reiche ist, liefert sehr viele Carricaturen unter mancherlei Gestalten und Formen. Wie ungerecht würde es aber seyn, nach diesen Mißgeburten sein Urtheil über den Charakter der Nation bestimmen zu wollen!

Einfluß des Climas.

Man hat in dem oft abwechselnden, oft sehr neblichten und feuchten Clima Englands einen sehr auffallenden Einfluß auf den englischen National-

Cha-

Charakter entdecken, und insbesondre daher die Ursache herleiten wollen, warum in England der Selbstmord häufiger ist, als in dem übrigen Europa.

Dieser Gegenstand ist bis jetzt noch in ein großes Dunkel gehüllt; vielleicht liegt der Grund dieser Erscheinung auch zum Theil darin, daß die Engländer ohnehin, vermöge der in ihrem Charakter liegenden persönlichen Tapferkeit den Tod weniger scheuen. Auch müssen wir in Erwähnung ziehen, daß bei einer reichen handelnden Nation überhaupt eine große Verschiedenheit der Glücksgüter, und eine schnellere Abwechslung von Armuth zum Reichthum, und umgekehrt Statt findet, woraus sehr leicht Veranlassungen zum Ueberdruß des Lebens entstehen können. Die Sucht, durch einen freiwilligen Tod sein Leben zu endigen, hat auch nicht zu allen Zeiten in gleich starkem Grade in England geherrscht; ein Beweis, daß abwechselnde Verhältnisse Einfluß haben. Endlich, wie groß ist nicht die Macht von Gewohnheiten, die einmal in einem Volke durch die Länge der Zeit das Anstößige verloren haben, ja wohl gar Mode geworden sind!

Beschluß.

Mit der Charakteristik eines Volks verhält es sich, wie mit der eines einzelnen Menschen. Es sind nur einzelne Eigenschaften und Fähigkeiten, wodurch sich ein Mensch vor andern auszeichnet. Wenn ich den Charakter Cäsars entwerfe, so werde ich nicht bei den Zügen verweilen, die ich von jedem seiner Zeitgenossen entlehnen könnte; ich habe die Bewohner Englands als Engländer, und nicht als Europäer zeichnen wollen, und nur in einem allgemeinen Umriß. Ist dieser einmal richtig geordnet, so ist es um so leichter, den entfernten Verhältnissen und Beziehungen auf die Spur zu kommen.

Zündet das Tabacksfeuer, wenn beim Dreschen ꝛc. Funken ins Stroh u. s. w. fallen, oder ist die Furcht, in welche manche Hauswirthe darüber gerathen können, ungegründet, und können die Zuglöcher auf dem Heerde ꝛc. ohne Gefahr unverschlossen bleiben?

In der Gegend von Niedersachsen, wo ich wohne, ist leider die häßliche, und nicht bloß mir, sondern gewiß auch manchem andern Hauswirth äußerst widrige Gewohnheit, daß die Drescher ꝛc. beim Dreschen ꝛc. Taback

Taback rauchen. Verbietet man ihnen solches, oder verweiset sie auf die Gesetze dagegen, so entschuldigen sie ihr strafbares Betragen damit, daß das Tabacksfeuer nicht zünde, und das Rauchen mithin nichts auf sich habe, wovon ich mich aber, wegen der häufigen, auf dem Lande, und vielleicht eben dadurch entstandenen Feuersbrünste, nicht überzeugen, noch vielweniger beruhigen kann; und will man es ihnen schlechterdings nicht erlauben, so beweisen sie sich störrisch und kommen nicht wieder zur Arbeit, welches denn doch beim jetzigen Mangel an Tagelöhnern, wenigstens in meiner Gegend, gleichfalls unangenehm ist. Eben so kann ich auch die große Gefahr nicht unbemerkt lassen, wenn das Feuer auf dem Heerde nach geendigtem Kochen unbedeckt, oder die Zuglöcher unterm Heerde, (worin sich häufig die Katzen, besonders, wenn es im Winter kalt ist, gern aufzuhalten, und oft voller Funken, sobald sie gejagt werden, auf die Heu- und Strohböden zu laufen pflegen, und mithin ganz unbemerkt Häuser anzünden, und Menschen, wenn auch nicht immer, auf eine erbärmliche Weise um ihr Leben, besonders wenn solches des Nachts geschieht, doch wenigstens um alles das Ihrige bringen können) unverschlossen bleiben, welches kein seltener Fall bei Prediger- und ähnlichen Wohnungen ist, wo die Gemeinde solche Bedeckungen machen lassen muß, und die Vorsteher oft aus übertriebener Sparsamkeit dem Prediger weder die nöthigen Feuerstüper, noch die vor jene Zuglöcher gehörigen Thüren machen lassen.

Möchte denn doch durch Einrückung dieser Fragen und Bemerkungen ins Magazin, theils jener Zweifel, wegen Zündung des Tabacksfeuers gelöst, theils aufs neue die Aufmerksamkeit auf solche Mißbräuche hingelenkt, und mithin ein wiederholtes strenges Verbot gegen das Tabacksrauchen auf Vieh- und Dreschdielen in Holz- und Dorfställen ꝛc. so wie eine genauere Aufsicht der Vögte und Geschwornen a) auf das Feuer, und solche häufige, doch leicht zu vermeidende Ursachen von Feuersbrünsten auf dem Lande, wo es dazu oft noch an Sprützen und an andern dagegen erforderlichen Werkzeugen, als: an Leitern, Feuerhaken, Eimern b) ꝛc. fehlt, bewirkt wer-

a) Sie pflegen zwar herum zu gehen und nachzusehen, aber gewöhnlich wissen die Leute schon, wenn sie kommen, und richten sich also darnach.

b) Ich kenne Orte, wo Jahr aus Jahr ein die Feuerleiter, die zum Decken der Dächer ꝛc. im Dorfe herum geht, nicht bloß nicht an Ort und Stelle, sondern auch noch dazu gebrechlich ist. Möchte denn doch auch alles

werden, es würde solches gewiß manchem, vor Feuersgefahr bangen

Hauswirthen nicht wenig Beruhigung verschaffen.

alles das, was über Feuersgefahr in Beckers Noth- und Hülfsbüchlein Th. 1, 367 — 374. und 2, 302 ꝛc. gesagt worden ist, von Landleuten angewandt und genutzt werden, und wenn solche dies Büchlein noch nicht selbst besitzen, es sich von ihren Predigern mittheilen lassen, die nicht ohne solches seyn können.

Anekdote.

Ein junges Frauenzimmer, mit dem Vornamen Adeline, ließ ihren Schattenriß weiß auf schwarzen Grund zeichnen, und beschenkte damit ihren Liebhaber. Dieser, von dem Bildniß seiner Geliebten bezaubert, und sich freuend, daß die Zeichnung so gut gerathen war, setzte darunter wohlmeinend folgendes:

Dies ist das wahre Bild der schönen Adeline,
Getroffen ist die Stirn, getroffen Mund und Miene;
Und daß dem Bilde gar nichts fehle,
Enthält es auch die Farbe ihrer Seele.

Ruhm ist vor Neid und Mißgunst nicht sicher. Ein anderes Frauenzimmer, Namens Karoline, suchte heimlich eine Abschrift von diesen Versen zu bekommen, ließ sie mit Veränderung des Namens unter ihre eigene Silhouette, die aber schwarz auf weissen Grund gezeichnet war, setzen, und behauptete dreist, das Gedicht sey nicht neu; sie sey schon früher damit beehrt worden, als Adeline. Die neidische Thörin bestrafte sich selbst; sie bedachte nicht, daß das Lobgedicht durch die Versetzung in ein kaustisches Epigramm auf sie verwandelt wurde, und ärgerte sich nicht wenig, als ein Dritter eben in dem Augenblick, als sie ihre Unbesonnenheit mit Schrecken wahrnahm, die Bemerkung machte, daß das Gedicht völlige Wahrheit enthalte. Sie zerriß ihren Schattenriß mit eben dem Unwillen, wie jene Dame ihre gekauften Haarlocken, die ein gutmüthiger Dichter in der Meinung, daß sie ein Geschenk der gütigen Natur wären, wegen ihrer schönen Farbe und Feinheit in einem Sonnett erhoben, und mit dem Flachs an Minervens Rocken verglichen hatte.

A.

Neues Hannöverisches Magazin.

78tes Stück.

Montag, den 28ten September 1801.

Betrachtungen eines Hausvaters über die theuren Zeiten.

Die Theurung unserer Zeiten macht wohl einen Hauptgegenstand aller Gespräche aus, und wahrhaftig nicht mit Unrecht; es stünde vielleicht etwas besser um uns, wenn sie nur recht ernstlich erwogen und besprochen würde.

Die mehrsten meiner Bekannten, die vor zehn Jahren reichlich zu leben hatten, sind kaum noch im Stande sich anständig zu erhalten. Diejenigen, die für wohlhabend gelten konnten, müssen kärglich leben, oder ihr Vermögen zusetzen, und sehen also der Dürftigkeit entgegen.

Es verdient wohl eine ernstliche Ueberlegung, woher das Ungemach rühre. Wenn wir erst genau wissen, was darin unvermeidlich ist, und mit der gegründeten Ueberzeugung, daß es sich nicht ändern lasse, ertragen werden muß, bis die Umstände sich ändern, so finden wir vielleicht um so eher die Mittel, dem übrigen abzuhelfen.

Woher rühret es denn, daß meine Einnahme von Tausend Thaler jährlich nicht viel weiter reicht, als vor zehn Jahren die Hälfte? Mit feindlichen Contributionen ist unser Land verschont geblieben; den Druck anhaltender fremder Einquartirung hat unsre Stadt nicht erfahren; die Auflagen sind es nicht, denn der Licent ist nicht erhöhet, und was machen Ein oder Zwei vom Hundert von der Einnahme, zur Defensions-Steuer aus? Die Erhöhung der Preise aller Lebensmittel und aller übrigen Bedürfnisse ist es allein, die unsre städtische Haushaltungen drückt.

Was bedeuten jene Zwei vom Hundert von der Einnahme im Vergleich mit zwanzig, funfzig, hundert pro Cent bei der Ausgabe? Was ist dabei zu thun? Die Einnahme erhöhen, so wie die Ausgabe steigt? Das können nicht einmal alle, die von Arbeit leben, deren Preis nach Umständen erhöhet und erniedrigt wird. Denn

hiesige Waaren werden nicht theurer bezahlt, weil es hier theuer zu leben ist, so lange die nehmliche Waare aus der Fremde für den alten wohlfeilen Preis zu haben ist. Und was sollen diejenigen thun, die von fixer Einnahme, von Besoldungen und zum Theil von Zinsen leben? sich einschränken. Ganz recht, und die Nothwendigkeit hat es auch so gut gelehrt, daß ich in vielen mir bekannten Haushaltungen eine liebenswürdige Sparsamkeit bemerke. Aber die Hauptsache ist immer diese: wie und wo sparen? Denn nicht jede Ersparung ist gleich wirksam, und nicht jede gleich zu empfehlen.

In manchen Dingen kann es nicht ohne Nachtheil der Gesundheit geschehen: in andern hat es schlimme Folgen auf die Zukunft: so möchten manche Ersparungen in der Erziehung der Kinder, diesen auf zeitlebens Nachtheil bringen: in andern erzeugt es so viel Mißvergnügen im innern häuslichen Leben, daß es nicht ohne dringende Nothwendigkeit Statt finden kann.

Wenn wir redlich und bei Ehren bleiben und dabei für die Zukunft und für die Unsrigen sorgen wollen, so müssen wir uns nothwendig der strengsten Aufmerksamkeit auf die einzelnen Gegenstände unserer Ausgaben befleißigen, um alle diejenigen einzustellen, deren wir ohne großes Mißvergnügen entübriget seyn können, damit wir nicht in der Folge zu drükkenden Einschränkungen gezwungen werden. Und da ist es immer das erste, nöthigste, wichtigste, daß wir selbst, unsre wahren Bedürfnisse, unser wahres Vergnügen schätzen und nach eignem Urtheile und Gutfinden unsre Einrichtungen machen.

Hier steht nun leider eine allmählig eingerissene große Veränderung der Denkungsart sehr im Wege. Es ist gar nicht zu leugnen, es geht eine Revolution in den Gesinnungen der Menschen vor, die sehr schwer aufzuhalten ist, und große Folgen im moralischen und häuslichen Leben haben muß, wenn sie auch keine politische Folgen hat. Die Sitten, die Lebensart, die Kleidung der Menschen sind sich durchaus ähnlicher als sie vordem waren. Alle Stände sind einander darin entgegen gekommen.

Die Vornehmen und Reichen kleiden sich nicht mehr prächtig, sondern bequem. Die Pracht mußte man ihnen wohl lassen: aber die Bequemlichkeit, welche so leicht zu unanständiger Nachläßigkeit wird, kann jeder nachahmen. Der Schnitt der Kleider, der ganz fehlende Schmuck derselben, alles ist so, wie es für den Armen ausgedacht werden könnte, und es scheint, als wenn es die Reichen ihm abgeborgt hätten: denn der Unterschied der feinern Stoffe und das öftere Erneuern fällt wenigstens nicht so in die Augen.

Bei

Bei dem weiblichen Geschlecht eben so wie bei unserem. Die steifen Reifröcke und das Behängen mit brabanter Spitzen mußte man den Vornehmen wohl lassen: denn wer gelegentlich im Hause umher zu gehen und etwas mit anzugreifen hat, muß sich in den Kleidern rühren können. Die Damen sind es eben sowohl als die vornehmen Herren müde geworden, sich zu geniren, und haben die unbequemen Schnürbrüste weggeworfen, die so eingerichtet werden konnten, daß sie nicht ungesund waren, wohl aber einen guten Anstand beförderten, den die griechischen Taillen unsern niedersächs. Körpern nicht geben werden. Sie mögen nicht mehr in Kleidern gehen, die dem Körper gehörig anpassen, stecken sich lieber zu großer Zufriedenheit ungeschickter Schneider, die den Zuschnitt nicht verstehen, aber allenfalls nähen können, in Säcke von Linon oder Mouslin, und hängen große seidene Tücher darüber, die mit eignem Geschmacke und besonderer Geschicklichkeit geworfen werden müßten, wenn sie wirklich antiken Statüen ähnlich machen sollten. Das alles kann jede Frau, jedes Mädchen nachthun.

Die Kleidung aber macht nicht allein selbst einen sehr wichtigen Theil des Hauswesens aus, sondern sie hat auch überdem großen Einfluß auf manches andere. Wenn die Menschen einander äußerlich so ähnlich werden, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß sie es auch innerlich werden wollen.

Auch sind sie das schon, und werden es immer mehr. Alles strebt nach Beschäftigungen und nach Vergnügungen jedes höhern Standes. An so vieles dachte man vordem gar nicht, weil es sich nur für Vornehmere schickte: vermißte es nicht und fühlte sich nicht unbehaglich, wenn es versagt war, weil man nie daran gedacht hatte, daß auch für uns ein Genuß daher zu holen wäre. Es ist für mich zu schwer, die Ursachen dieser Veränderung aufzufinden, aber die Folgen davon liegen mir klar vor Augen, und verdienen eine sehr ernsthafte Betrachtung.

Durch das allgemeine Streben nach Kenntnissen, Beschäftigungen, Vergnügungen anderer, vorzüglich höherer Stände, glauben wir ihre Vorzüge und ihre wahre oder scheinbare Glückseligkeit zu theilen. Wie viel wahrer Genuß sollte aber wohl für die Dauer übrig bleiben, wenn man den Antheil abrechnet, der dem bloßen Reitze der Neuheit und der Freude es errungen zu haben, angehört. Sollten wohl nicht die Meisten, wenn sie die sehnlichst gewünschten Herrlichkeiten endlich einige Mahle genossen haben, und aufrichtig die Wahrheit gestehen wollen, ausrufen: ist es nichts mehr als das?

Dazu kommt noch dieses: daß wir die Fehler, Schwachheiten, Thorheiten unsrer frühern Lebensart, die viel zu tief liegen, als daß man sie

so leicht ablegen könnte, mit hinüber nehmen, und die Fehler, Schwachheiten und Thorheiten der neuen noch dazu bekommen; den Geschmack an dem Vergnügen der vorigen Lebensart aber verlieren, ohne einen Ersatz in den Vergnügungen der neuen zu erhalten, welches immer nicht recht zu uns selbst, unsern Bedürfnissen und Gewohnheiten paßt.

Wenn verschiedene Stände ihre Denkart und Lebensart mit einander austauschen, so sind ihre Bedürfnisse dasjenige, was am sichersten mitgetheilt wird. Nun ist es schon schlimm genug, wenn man sich von den wenigen, mit denen man auf ungefähr gleicher Stufe im bürgerlichen Leben zu stehen glaubt, vorschreiben lassen muß, was zum Anstand gehören soll. Wenn aber die ganze Stadt einander Gesetze darüber giebt, so sind wahrhaftig alle verlohren, die nicht zu den Ersten gehören, die immer und in allem vorschreiben, was sie gut finden.

Selbst für die Reichen ist es eine sehr schlimme Sache, und die ihr Vergnügen sehr einschränkt, wenn sie sich von andern ihres Gleichen die Rechnung machen lassen, wie sie ihr Geld verwenden sollen. Auch haben manche Familien, die viele Tausende jährlich verzehren, für ihr Vergnügen oftmals keinen Thaler übrig. Was könnten mir zehn tausend Thaler jährliche Einkünfte helfen, wenn ein anderer, der zwölf tausend einnimmt, mir vorschriebe, wie ich meine zehntausend verwenden solle, ohne mir auch nur hundert zu meiner freien Disposition übrig zu lassen.

Zwei Pferde sind für das Bedürfniß des Hauses hinlänglich; es müssen aber ehrenhalber sechse da seyn, die im Haber auffressen, was der Herr vielleicht auf den Weinkeller wendete, um Gastgebote zu geben, die der gesellige und mittheilende Mann sich versagen muß, damit seine Equipage nicht schlechter sey, als andre, und ein halbes Dutzend unbeschäftigte Bediente zu unzufriedenen und schädlichen Menschen gezogen werden. Oder das Geld zur ersten Anlage eines kostbaren Geräthes hat gefehlt, und nun darf er keine Gastereien geben, weil das Ameublement und die Vaisselle nicht genug Parade macht.

Aber meinetwegen mögen die Hohen, und Reichen, im Gefühle ihrer Ueberlegenheit, Schadloshaltung für alle Opfer finden, die sie diesem Bewußtseyn bringen. Für den Mittelstand und für Geringere entstehen ganz andre und schlimmere Folgen aus dem streben, es Höhern gleich zu thun.

Wir schämen uns unaufhörlich, in jeder Lage, und jedem Verhältnisse, bald vor Höhern, bald vor unsers Gleichen, bald vor Geringerern. Am Ende vor uns selbst. Da ist

nicht

nicht anders zu helfen, als ein Herz gefaßt, und dreist gewagt, das seyn zu wollen, was wir sind, und so zu leben, wie wir es ausführen können; der verführerischen Gleichheit entsagt, und dafür etwas anders ergriffen, das doch auch modisch klingt, die Freiheit: Unabhängigkeit, nicht von gegründetem Urtheile vernünftiger Menschen, sondern von den Gesetzen, die die Laune des großen Haufens auferlegt. Wir wollen unsre Lebensart mehr nach unsern selbstgefühlten wahren Bedürfnissen einrichten, die wir uns vergeblich zu verleugnen bemühen, da wir sie nur so schlecht verbergen können, und unsere Vergnügungen nach eignem Geschmacke wählen.

Ich habe schon der Kleidung erwähnt. Für die anscheinende Einfachheit, welche die höhern Stände von den niedern angenommen, haben sie ihnen die abwechselnde Mannigfaltigkeit zurück gegeben, und dabei hat, so wie es gemeiniglich bei aller solchen Gemeinschaft zu gehen pflegt, der schwächere sehr verloren. Die Kleidung und der Putz, die so wenig Sorgfalt zu erfordern scheinen, sind weit mehrern Abwechslungen unterworfen, als die vormaligen, die eben wegen der vielen Kosten und Mühe auch bei reichen Leuten nicht so oft verändert werden konnten. Reichthum und hoher Stand wollen sich immer auszeichnen, und wenn dies nicht mehr durch die Pracht der Stoffe und mühsame Ausarbeitung derselben geschieht, so muß es wohl in der steten Abwechslung der Zeuge, Farben und Schnitte seyn. So leicht der erste es anschafft, so leicht machen andre es nach, wenn sie es bezahlen können; und eben weil jedes Einzelne nur wenig kostet, so wird jeder, der keinen Ueberschlag der jährlichen Ausgaben machen kann oder will, verleitet, so viel nachzumachen, bis er nichts mehr nachmachen kann, was Geld kostet. Die wohlfeilen Moden sind daher die verderblichsten. Als die Schaals ab- und die ostindischen Tücher dafür aufkamen, habe ich meiner Frau u. Töchtern erklärt, daß ich mich nicht entschliessen könne, vier Dukaten auszugeben, um sie so häßlich angethan zu sehen. Dieser letzte Umstand möchte nur schwerlich bei vielen etwas ausrichten. Wenn man einmal das Modige sucht, so fragt man nicht mehr, ob es gut steht? Im Gegentheil, die geschmacklosesten Moden sind mehrentheils die beliebtesten, denn jedermann merkt sogleich in der häßlichen Eleganz den guten Ton. Wer in aller Welt würde sich wohl so aufputzen, wenn es nicht Mode wäre? Bei vielen ist das ängstliche Nachfragen, was Mode sey, mehr ein Nothbehelf der Ungeschicklichkeit, als übermüthige Verschwendung; denn es ist freilich leichter zur Putzmacherin zu schicken, als selbst auszudenken, was sich wohl für unsre Figur und Gesicht paßt, und es zu verfertigen; bequemer oft etwas neues hohlen zu lassen, als sorgsam zu wählen, das Hübsche,

was

was man hat, zu schonen, und es so zu gebrauchen, daß man nicht durch beständiges Einerlei in die Augen fallender Kleidung sich auszeichne, daß man anständig und gefällig gekleidet sey, ohne viel Geld auszugeben. Manche sehen dies alles ein, wüßten auch wohl es besser zu machen, lassen sich aber dennoch von der Mode beherrschen, weil sie fürchtet, sich lächerlich zu machen. Im Grunde ist es aber ein bloßes Gespenst, was sie fürchten: ein Geschöpf ihrer eignen Einbildungskraft, dem wir selbst seine Kraft leihen. Die Mode ist nichts mehr, gilt nichts, vermag nichts, sobald wir wollen, daß sie für uns nicht gelten solle. Wenn wir nur einige Menschen von Verstand und Geschmack gewahr werden, deren Beifall man auf andere Weise erhalten kann, so werden wir weniger ängstlich auf die Stimme einiger andern hören.

Man werfe mir doch nicht vor, daß ich nur die alte Klage wiederhole, die seit vielen Jahrhunderten geführt worden. Eitelkeit und Verschwendung, Hoffart und Modesucht sind immer gewesen; aber daß die Befriedigung dieser Neigungen, so von allen Ständen auf gleiche Weise gesucht werden, und daß jeder sie nicht mehr auf die Art sucht, wie sie für seine Lebensart paßt, das ist sicherlich jetzt in ganz andern Maaße wahr, als vordem.

Das Innere des Hauswesens ist nicht so sehr dem Urtheile andrer ausgesetzt, als Kleider und Meublen. Die Mode führt darin nicht so unmittelbar die Herrschaft, hat aber dennoch großen Einfluß. Unsre Hausfrauen sind es nicht so gewohnt, als man es vordem war, sich genau um alles selbst zu bekümmern, den Werth der Bedürfnisse nachzuforschen und immer nur das auszuwählen, was zu billigem Preise zu haben ist.

Bei der Theurung der mehrsten und allgemeinsten Nothwendigkeiten ist es doppelt wichtig, zu wissen, welche dieser Dinge wirklich theuer sind, und diejenigen auszuwählen, die den erträglichsten Preis haben. Durch unsere unbekümmerte Unterwerfung unter die willkührlichen Vorschriften der Verkäufer, vertheuern wir uns auch die wohlfeilsten und gemeinsten Dinge.

Alle Classen von Menschen, die vom Boden und den Erzeugnissen desselben leben, haben so viel durch die gestiegenen Preise aller Produkte gewonnen, daß sie unser Geld fast nicht mehr bedürfen. Je reicher sie werden, je mehr fordern sie uns ab, und desto gleichgültiger sehen sie der Verzweiflung des Städters zu, der nicht mehr bezahlen kann, was sie ihm abtrotzen.

Der haushälterische Geist, der in vorigen Zeiten in den geringern Haushaltungen herrschte, hat sich sehr verloren, und die Dienstboten sind, vermuthlich durch die Schuld der nach-

lässi-

läßigen Herrschaften, selbst gleichgültiger gegen das Beste derselben geworden. Der Geist der Gleichgültigkeit gegen die geringen, aber nothwendigen Sorgen des Hauswesens hat schon in Zeiten überhand genommen, da die geringere Theurung weniger an die schlimmen Folgen erinnerte, die wir jetzt fühlen; und durch eine unbegreifliche und unerklärliche Verkehrtheit des Sinnes sind wir immer verschwenderischer geworden, je weniger wir für unser Geld erhalten. Seit den theuern Zeiten sieht man eine Menge von Menschen auf dem Markte alles zu jedem Preise kaufen, die ehemals bei wohlfeilen Zeiten nicht daran dachten, alle Tage Festtagskost haben zu wollen.

Viele Käufer, leichtsinnige Käufer, machen natürlicher Weise theure Preise; und es ist kein Wunder, wenn der Verkäufer, sey es der producirende Landmann oder der städtische Krämer, seinen Vortheil davon zieht, um auch seinen Theil an dem neumodigen Wohlleben zu erhalten. Diesem Uebel ist nichts entgegen zu setzen, als eine feste Entschließung und strenge Ausführung derselben. Wir haben in den Zeitungen so viel gelesen, das uns immerhin hätte mögen unbekannt bleiben. Ich wünschte, daß das nachahmungswürdige in ihnen mehr beachtet würde. Dies verdienten die englischen Beispiele von thätigem Gemeingeiste, von gemeinschaftlichem Bemühen für gemeinschaftliches Beste. Dort mag es auch Leute genug geben, die das früheste und beste theurer bezahlen, als ihre Vermögensumstände verstatten. Aber es finden sich auch mehrere, die sich verbinden, dem allzukostbaren Entbehrlichen zu entsagen; und wenn der Einzelne, der dem übermüthigen Verkäufer sich nicht unterwerfen will, und lieber entbehrt, was ihm zu theuer ist, den Spott tragen muß, daß es zu gut für ihn sey, so ist die Reihe bald an dem übermüthigen Verkäufer, nachzugeben, wenn der Hause von Käufern anfängt zu verweigern.

Das wichtigste von allem, worauf ich die Grundsätze vernünftiger Bescheidenheit und Mäßigung angewandt zu sehen wünschte, auf denen wahres Glück und Zufriedenheit in allen Ständen beruhet, ist die Erziehung der Kinder und Bildung der Jugend.

Die Sorge für bessere Erziehung und Unterricht der geringern Stände wird mit einem Eifer betrieben, der den Gesinnungen unserer Zeit Ehre macht. Wenn nur immer das rechte geschähe, um zu dem guten Zwecke zu gelangen!

Man will die Menschen dadurch klüger und besser machen, daß man sie, so viel nur immer möglich, alles lehrt, was vormals zu der wissenschaftlichen Bildung und gelehrten Erziehung gehörte. Aber man vergißt, daß die Bekanntschaft mit so

vielen

vielen fremden Dingen auch neue Wünsche und Begierden erzeugt.

Unfruchtbar sollen alle diese Kenntnisse ja nicht seyn; und wenn sie etwas wirken, so erregen sie natürlicher Weise Wünsche nach Beschäftigungen und Vergnügungen, die den bisherigen Bestimmungen fremd waren. Und sollten diese Kenntnisse von fremden Dingen, und Wünsche nach Beschäftigungen, zu denen weder Zeit noch Gelegenheit ist, wohl mit dem emsigen Fleiße bestehen können, oder durchaus erfordert wird, um mit der nothwendigen, ganz gewöhnlichen und gemeinen Arbeit den Lebensunterhalt zu verdienen? Werden diese Arbeiten nicht sehr langweilig scheinen, wenn man von so vielen unterhaltenden Dingen gehört und gelesen hat?

Bleiben diese cultivirten Menschen in dem engen Kreise ihrer frühern Bestimmung, so werden sie untauglich und unglücklich. Will man sie zu höherer geschickt machen, so möchte den mehrsten wohl immer allzuvieles aus der väterlichen Haushaltung ankleben: und die widerliche Mischung von niedrigen Sitten und hohen Prätensionen dem Fortkommen gar sehr im Wege stehen.

Arbeitet eine solche allgemeine Erweiterung der Erziehung und des Unterrichts nicht zuletzt sich selbst entgegen? Die einzelnen Beispiele von Personen, die sich durch eine ausgezeichnete Bildung über ihren Stand erhoben; wie man es zu nennen pflegt, ihr Glück machten, und durch ihre grössere Thätigkeit vielleicht wirklich glücklicher wurden, sind sehr verführerisch. Aber wird es nicht immer schwerer werden, sich zu heben, je häufiger man die Kenntnisse und Bildung findet, durch welche sich jene einzelnen gehoben haben. Wo ist Platz für so viele cultivirte Personen? Wenn alle Mädchen von geringem Stande in Sprachen, Künsten, Wissenschaften so unterrichtet werden, daß sie als Erzieherinnen und Lehrerinnen ihr Glück machen könnten; wo braucht man denn alle diese Erzieherinnen? Und sind nicht diejenigen doppelt unglücklich, die wegen dieses Gedränges von Mitwerberinnen, ihre gewünschte Bestimmung nicht erreichen können? Durch gemeinschaftlichen Unterricht und Erziehung geringer Kinder mit andern von höherm Stande, werden beide nur verwöhnt.

Die Geringen nehmen Bedürfnisse und Wünsche an, die ihnen nicht angemessen sind, die Höhern Sitten, die den Aeltern nicht gefallen können; und weil Stolz und Eitelkeit damit doch nicht fortgeschafft werden, die Gewohnheit diese Neigungen auf eine noch widrigere Art äußern.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

79tes Stück.

Freitag, den 2ten October 1801.

Betrachtungen eines Hausvaters über die theuren Zeiten.

(Schluß.)

Auch hier ist es also nach meiner Einsicht gar zu sehr zu wünschen, — nicht, daß jeder, der bisher zu den niedern Ständen gerechnet worden ist, aber durch Verstand und Fleiß hinauf zu arbeiten vermag, heruntergedrückt werde; ich gönne vielmehr jedem, sich so weit zu heben, als Kräfte und Umstände es verstatten. Aber dieses wünsche ich: und ich darf dreist behaupten, dieses muß jeder wohlmeinende und vorurtheilsfreie Beobachter mit mir wünschen, daß es nie allgemeiner Ton und Mode werde, und daß es nie durch öffentliche Veranstaltungen begünstigt werde, alle Geringere durch die Erziehung und durch die Lebensweise höher zu heben: daß man auch hier dem eignen Gefühle und eigner Einsicht eines jeden überlasse, in dem engern Kreise zu bleiben, der den Umständen und Kräften angemessen ist, und der so glücklich macht, wenn keine wahre Anlage zu höheren da ist: daß niemand durch die Leichtigkeit des Versuchs verführt werde, sich höher heben zu wollen, oder seine Kinder zu höheren — wahrlich nicht immer bessere, Bestimmung zu erziehen.

Für die geringern Stände ist es schon hinlänglich, wenn sie nur nicht von den höhern, und durch menschenfreundliche, aber übel verstandene Veranstaltungen verleitet werden, höher hinauf zu streben, als sie es ausführen können, und aus ihrer gewohnten Lage sich heraus zu arbeiten. Für sich allein sind sie dazu zu ohnmächtig und ohne fremde Hülfe kommen sie nicht weit. Es ist schon genug, wenn sie nur nicht von denen selbst, welchen sie mehr Einsicht zutrauen, auf verkehrte Wege geleitet werden.

Für den Mittelstand ist dies nicht genug. Er muß zurückgehalten werden. Er erhält in der Erziehung, dem Unterrichte, durch Bücher, und auf manchen andern Wegen, wo nicht gleiche Ausbildung mit dem höhern, doch sehr viele Bekanntschaft mit allem, was die Beschäftigung und Vergnügungen der Vornehmsten und Reichsten ausmacht. Hiedurch werden wir aber auch leicht verleitet, ihre Lebensart nachzuahmen, und uns den Neigungen zu überlassen, auf deren Befriedigung wir keine Ansprüche machen dürfen.

Es bleibt immer eine sehr große Verschiedenheit zwischen dem jungen Manne, der reiten lernt, weil es sich zu seinem Berufe schickt, daß er ein Pferd zu behandeln wisse, oder er etwa ein besonderes Vergnügen daran findet, welches ihm nicht zu theuer ist; und dem jungen Herrn, der Equipagen halten kann: zwischen dem jungen Manne, der sich durch Geschicklichkeit in Leibesübungen und Fertigkeit in Sprachen angenehm macht, und dadurch eine Gelegenheit mehr erhält, vortheilhafte Verbindungen zu cultiviren; der Reisen macht, die Verfeinerungen und die Thorheiten der großen Welt kennen lernt, um in jeder Lage besser zu wissen, wie er sich benehmen müsse, um sein Glück zu machen, und dem jungen Herrn, der von den Umständen und dem Schicksale keine andre Bestimmung erhalten hat, als diese, in der sogenannten großen Welt unter seines Gleichen zu leben: und der schon einen ehrenvollen Platz behauptet, wenn er sich durch ein anständiges Betragen in seinem ganzen Leben auszeichnet. Diesem ist es erlaubt, ernsthafte Wissenschaften nur so oben hin als ein Spiel, oder zum Vergnügen zu treiben, die jener andre, der seinen Beruf darin zu suchen hat, mit Anstrengung ergründen muß; und dagegen wieder Künste des Vergnügens zur Beschäftigung zu machen, die der fleißige Arbeiter nur als Erholung treiben darf.

Jungen Leuten von hohem Stande werden manche Thorheiten verziehen, welche einen Geringern um alles Ansehen bringen, und sein Glück unwiderbringlich stören würden. Und das nicht so ganz ohne Grund. Es ist nicht etwa bloß eine verblendete Nachgiebigkeit gegen das Ansehn der Vornehmen, wenn ihnen manches erlaubt, oder in ihnen weniger tadelnswürdig gefunden wird, wenn man andern nicht verzeihet. Der eitle Verschwender, der in Zuversicht auf gewisse Aussichten das Seinige durchbringt, ist sehr tadelnswürdig. Aber er ist noch weit verächtlicher, wenn er der Thorheit alles aufopfert, ohne Mittel zu haben, sich wieder zu erholen. Der leichtsinnige Müssiggänger, der da weiß, daß er nie Kenntnisse brauchen wird, um zu leben, und daß nie Arbeit von ihm gefordert werden wird, kann auf Achtung nicht viel Anspruch machen.

Aber

Aber noch weit tadelnswürdiger ist er, wenn er die Zeit versäumt, und die Kräfte verschwendet, auf deren frühe Anwendung er das künftige Glück seines Lebens gründen sollte; oder gar seinen gegenwärtigen Beruf schon wirklich vernachläßigt.

Die verschiedene Bestimmung verlangt auch Rücksichten. Der junge Geschäftsmann muß selbst bei gleichem Vermögen, sich nicht erlauben, was der junge Hofmann thun darf, den man ohne Aergerniß von einer Gesellschaft zur andern gehn, und allenfalls in einem Tage am dritten Kartentische sehen kann.

Die Theilnahme an allen gesellschaftlichen Veranstaltungen der Männer, ward ehedem der Jugend erschwert, und das war wohl so unrecht nicht. Wenn die Alten den Jungen das Recht der Gleichheit einräumen, so gewinnen diese bald durch ihre größere Lebhaftigkeit eine sehr beschwerliche Ueberlegenheit. Wenn Jünglinge Männern im gesellschaftlichen Leben gleich geachtet werden, so verlangen sie auch dieselbe Art des Genusses, und wollen den gleichen Aufwand machen. Sie fallen darüber auch allzu früh in die Fehler, von denen es doch immer besser wäre, sie später anzunehmen, wenn man ihnen nicht ganz entgehen kann. Ich dächte das Spiel auf dem, wie ich höre, gegenwärtig in der ganzen Welt das einzige Interesse aller gesellschaftlichen Verbindungen beruhet, wäre immer wohl gut genug als Zuflucht der Männer, die viel gearbeitet haben, und denen die Beweglichkeit und die Lebhaftigkeit der Lebensgeister anfängt zu fehlen, welche es der Jugend so leicht macht, andre Zerstreuungen und Vergnügungen zu finden. Was wird aber in männlichen Jahren aus dem Jünglinge werden, der keinen Tag zubringen kann, ohne drei — oder sechs Stunden zu spielen, dem das Kartenfieber ankommt, wenn die Stunde schlägt, der keinen Gegenstand der Unterhaltung in gemischten Gesellschaften finden kann, weil Whist, Tarock, L'Hombre von seinem Kopfe Besitz genommen? der noch dazu vielleicht in das hohe Spiel verfallen ist, den Begierde zu gewinnen, Furcht zu verlieren, peinigen, und der die Befriedigung einer stupiden Eitelkeit im hohen Pari sucht, dafür ihn denn der bedauernswürdige neu Eingeführte seines Cirkels anstaunt.

Das ist noch nicht alles. Die Jugend will jetzt nicht allein die Freiheit in Zerstreuungen und Vergnügungen, die ihr zu allen Zeiten so wünschenswerth gewesen ist: sie will auch im Aufwande und in der Art des Aufwandes sich ältern Männern gleich setzen, und das ist unnatürlich. Kostbare und weichliche Meublen gehören für den, der gesellschaftlichen Aufwand machen kann, und für die Jahre, in denen Be-

quemlichkeit das erste Bedürfniß wird. Eleganz in den Wohnzimmern ist für das weibliche Geschlecht. Wenn junge Leute das zu ihren Nothwendigkeiten rechnen, was nur zu der Einrichtung einer Familie gehört, so verderben sie sich selbst den Genuß für die spätern Jahre. Die reichsten Aeltern thun deswegen sehr wohl, wenn sie ihren Söhnen manches versagen, um diesen die Freude aufzubewahren, in spätern Zeiten noch einige neue Arten von Genuß kennen zu lernen. Und für diejenigen, die nicht sehr reich sind, ist es die erste Regel, klein anzufangen. Es kostet wenig, sich früh etwas zu versagen, aber sehr viel, sich später etwas entziehen zu müssen.

Wird schon der frühen Jugend erlaubt, für sich zu fordern, was ihr sonst versagt war, so steigen die Ansprüche natürlicher Weise in etwas spätern Jahren ebenfalls. Da gehört es denn zu den Nothwendigkeiten einer angehenden Haushaltung, alles in der innern Einrichtung des Hauses, so weit sie in die Augen fällt, aufs beste zu haben, Gastgebote von zwanzig Personen zu geben, vielerlei kostbaren Wein dabei vorzusetzen, und was weiß ich, was für Ausgaben zu machen: alles ehe noch die Grundlage der Glücksgüter gelegt ist. —

Wenn nun dies alles schon ohne Rücksicht auf die immer höher gestiegenen Preise der Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens sehr nachtheilig seyn müßte: wohin wird es denn führen, da das Nothwendige anfängt so viel zu kosten, daß so wenigen noch etwas für das Entbehrliche bleibt?

Nachricht von einem merkwürdigen Hagelwetter in und um Hannover, den 6ten Sept. d. J.

Am Sonntage, den 6ten Septbr. Abends um halb 6 Uhr, wurden die Einwohner der Stadt Hannover und eines Theils der umliegenden Gegend durch ein mit starken Blitzen und Donnerschlägen begleitetes Hagelwetter in Angst und Schrecken gesetzt. Den ganzen Tag war es sehr schwül gewesen, und regenschwangere Gewitterwolken verkündigten ein nahes Gewitter. Es hatte hier bereits seit 4 Wochen nicht geregnet, einen zu unbedeutenden Strichregen der letzten Woche abgerechnet. Das Gewitter kam aus Nordwest, und nahm seine Hauptrichtung, die es jedoch

mehr

mehrere Mahle veränderte, größtentheils nach Südost. Wir glaubten, daß sich die ungeheure Wolkenmasse nordwärts zertheilen würde, zumal da sie gegen einen ziemlich starken Ostwind langsam heraufzog. Indeß fiel die Hauptwirkung derselben auf die Stadt Hannover, auf einige umliegende Dörfer, als: Limmer, Herrenhausen, List, Varenwald, Bothfeld ꝛc. und auf einen Theil der Gärten vor den Thoren der Stadt. Das Gewitter hielt fast eine Stunde mit ungeheuerm Winde und so starkem Hagel an, daß sich die ältesten Leute dieser Gegend keines ähnlichen Beispiels erinnern können. Es fielen Eisstücke von der Schwere eines halben u. Viertelpfundes, die zum Theil weit dicker wie Hünereyer waren, wodurch an Fenstern, Dächern, und besonders an den Feld- und Gartenfrüchten ein außerordentlicher Schaden angerichtet wurde. Dabei wurde es so dunkel, daß man kaum lesen und schreiben konnte. — Der Schaden läßt sich unmöglich genau bestimmen, indeß dürfte er sich auf mehrere Tausende belaufen.

In Herrenhausen, etwa ¾ Stunden von der Stadt, wohin ich mich am folgenden Morgen begab, um nähere Nachrichten zu sammeln, war die Verheerung am größten. Hier hatten die in ungeheurer Menge gefallenen Eisstücke theils die Gebäude außerordentlich beschädigt, theils war dadurch das noch auf dem Halm stehende und auch schon gemähete Sommerkorn fast total ausgeschlagen, als wenn es gedroschen wäre. Was durch den Hagel nicht zerstört war, hatten die damit verbundenen Regengüsse weggeschwemmt, und zum Theil ganz verschlämmt und unbrauchbar gemacht, besonders auf den Wiesen. In die weißen Kohlköpfe hatten die Hagelstücke oft 4 Zoll tiefe Löcher geschlagen, und den größten Theil desselben ganz zerquetscht. Weil die hiesige Gegend einen sehr beträchtlichen Kohlbau hat, so ist der Schaden auch um desto empfindlicher. Auch die Obstbäume haben sehr gelitten. Das noch sitzen gebliebene Obst, als: Aepfel, Birnen ꝛc. ist selbst auf den Bäumen zerfetzt, und muß nun vor der Zeit abgenommen werden, weil es doch in Fäulung übergeht. Unter dem in großer Menge abgeschlagenen Obste fand sich beinahe kein gesundes Stück; alles war durch die außerordentliche Gewalt zerschlagen und zermalmt. Von den Zwetschen und Pflaumen waren viele in vier Stücke zerspalten, so daß der Kern ganz herausgefallen war.

Die Leute waren schon damit beschäftigt, das abgeschlagene Obst zu braten und zu dörren. Von ganzen Feldern braunem Kohl standen bloß die Stengel noch, die Köpfe oder Herzpölle lagen dabei. Selbst die Kartoffelbüsche waren aus der Erde heraus geschlämmt. Tabacks-, Runkelrüben- und andere Fruchtfelder waren

ren ebenfalls verwüstet. Gurken und Kürbisse waren in den Gärten in Stücke zerschmettert und die Mistbeete alle ruinirt.

In Hannover hatte der Hagel diejenigen Häuser, welche ihm zunächst ausgesetzt gewesen waren, sehr beschädigt. An den zerschlagenen Fensterscheiben konnte man zum Theil die Größe der Hagelstücke wahrnehmen, indem diese oft runde Löcher gemacht, und die ganzen Scheiben zersplittert hatten. Das Blei war an vielen Fenstern krumm gebogen und oft ganz von den Rahmen getrennt. Selbst an einigen Dachziegeln bemerkte man runde Löcher. Ueberhaupt ist der Schade an den Königl. Schlössern, den öffentlichen und Privatgebäuden, Kirchen ꝛc. äußerst beträchtlich.

Die Figur der Eisstücke war verschieden. Einige waren ganz rund, andere hatten die Gestalt eines Sphäroids, andere waren eiförmig, und noch andere ganz glatt und eckigt. Inwendig bemerkte man in denselben einen runden weißen Streifen, wie einen Kern, so daß es schien, als wenn mehrere successive Formationen dabei Statt gefunden hätten. Wenigstens läßt sich dieses mit der Entstehung des Hagels recht gut reimen. Die Consistenz der gefallenen Eisstücke war so fest, daß sie von den Dächern und Wänden wie Nüsse abpralleten, und daß selbst die Menschen in den Zimmern, wo die Fenster zerschlagen wurden, Gefahr liefen, verwundet zu werden. Ich warf ein solches Stück mit aller Gewalt gegen einen Quaderstein, es prallte aber auf demselben ab, ohne etwas von seinem Volumen zu verlieren. Noch am andern Morgen fand ich zu Herrenhausen, wo der Hagel beinahe 1 Fuß hoch gelegen hatte, ungeschmolzene Eisstücke.

Von der Gewalt dieses Hagelwetters und des damit vergesellschafteten Windes kann man sich durch folgenden Umstand noch mehr überzeugen.

Auf einem großen Saale, wovon zwei Fenster nach Norden gehen, waren die Glasscherben nebst dem sie zerschmetterten Eisstücke bis an die Thür, folglich die ganze Länge des Saals — 25 Fuß weit geflogen, wo man noch den folgenden Morgen die Spuren davon fand. Das Rasseln des Hagels auf den Dächern und an den Fenstern war in der That fürchterlich. Es war als wenn man aus einem Sacke Steine von einer beträchtlichen Höhe herab auf einen Dielenboden fallen läßt. Nimmt man hiezu die Gewalt des Windes, welcher den Fall der Hagelstücke noch beschleunigte, und solche unter einem schiefen Winkel fortschleuderte, so wird man sich über die verheerenden Wirkungen derselben nicht wundern.

Mehrere Personen, die sich in dem Wetter auf dem Felde befunden hatten, klagten über ihre Arme und Köpfe, wel-

welche Theile des Körpers dem Hagel am meisten ausgesetzt gewesen waren. Sie waren ganz betäubt und unempfindlich. — Die Kühe hatten zum Theil Beulen und Schwielen auf dem Rücken, und die Schaafe waren besonders am Kopfe und an den Ohren beschädigt. Auch eine Menge Feldmäuse, Sperlinge, Feldhühner, Amseln und Haasen sind durch die Menge von Hagel erschlagen. Ein Bauer in Herrenhausen hatte wohl an 20 Stück todte Sperlinge und andere Vögel gesammelt.

Viele Leute wurden durch das plötzliche Herabstürzen der Hagelmasse so überrascht, daß sie die Fensterladen nicht zumachen konnten, weil keiner es wagte hinaus zu gehen. Ein im vollen Wetter auf dem Listerthurm ankommender Miethskutscher mußte daher auch die Pferde allein ausspannen, so dringend er auch um Hülfe gerufen hatte, und das ganze Haus von Gästen gepfropft voll war.

Ein Glück war es, daß bei dem Gewitter in den Ortschaften, die am meisten litten, durch den Blitz keine Feuersbrunst entstand.

Die durch dieses Hagelwetter angerichtete Verwüstung erstreckt sich zum Glück nicht weit. Zu Stöcken hat es wenig oder gar keinen Schaden gethan. Selbst nahe vor der Stadt, auf der Bult, wo ich gegenwärtig wohne, und auf dem Pferdethurm, fielen nur einzelne Eisstücke. Nach Döhren, Ricklingen und der dortigen Gegend ist bloß etwas Regen gekommen; zu Rethem hingegen, welches 1 Meile von der Stadt auf dem Wege nach Hildesheim liegt, soll es stark geregnet und auch gehagelt haben. Vielleicht eine Folge des zweiten Gewitters, welches unmittelbar folgte.

Traurig ist es besonders für diejenigen Dörfer, wo das Ungewitter am stärksten wüthete, daß ihnen Hornvieh- und Schaafweiden ganz zerstört sind, so daß sie ihr Vieh vor der Hand im Stalle füttern müssen, weil es sich sonst auf der verheerten Weide faul frißt. Mehrere Hauswirthe in Herrenhausen weinten beim Anblick ihrer zerstörten Felder bittere Thränen. Sie schätzten den erlittenen Schaden jeder auf mehrere 100 Thaler. Der Saamenhändler, Hr. Landvogt, welcher an der Herrenhäuser Allee wohnt, hat an seinen Sämereien und Gebäuden einen Verlust von 150 Thlr.

Die Luftelectricität während des Gewitters war außerordentlich stark, welches man an dem fast unaufhörlichen Blitz und Donner wahrnehmen konnte. Selbst den folgenden Morgen und den ganzen Tag nach dem Gewitter war es noch sehr schwühl.

J. G. L. Blumhof.

Martin Luthers Rath in Ansehung des Bücherlesens.

Luther, der wohlmeinend und treffend so manches gesagt und geschrieben hat, was noch immer die Beherzigung unsers Zeitalters verdient, rieth allen Studierenden, daß sie gewisse gute Bücher auswählen, diese mit Fleiß und oft lesen, und sich mit ihnen so vertraut machen möchten, daß die Gedanken und die Art des Vortrags ihnen ganz habituell würden. "Denn, – sagt er in seiner treuherzigen, altbiedern Sprache – mancherlei Bücher lesen macht mehr Verwirrung, als daß man etwas Gewisses und Standhaftiges daraus lernt. Gleich wie die, so allenthalben wohnen, wo sie hinkommen, und bleiben an keinem gewissen Ort, die wohnen nirgend, und sind an keinem Orte gewiß daheim. Und gleich wie wir in der Gesellschaft nicht täglich aller guten Freunde Gemeinschaft brauchen, sondern etlicher weniger und auserlesener; also soll man sich auch an die besten Bücher gewöhnen, und sich dieselben gemein machen, und auf einem Räge lein können." *) Was würde der gute Mann jetzt sagen, wenn er die ungeheure Menge von Lesebüchern, von Romanen, Taschenbüchern, Journalen und andern ephemerischen Schriften erblickte, welche der immer höher schwellende Strohm der Literatur alljährlich auswirft; wenn er sähe, wie ein großer Theil der deutschen Jugend mit Hintansezzung klassischer Gelehrsamkeit und solider Wissenschaft, und ohne die wenigen guten Körner von der vielen leichten Spreu unterscheiden zu können, jene Produkte aufrafft, und mit eitler, unsäter Neugier verschlingt. Das muß, würde er wahrscheinlich schließen, wenn er auch nicht die Folgen beobachten könnte, viele seichte Schwätzer und Vielwisser, aber keine selbstständige Denker geben, und, wenn das Uebel solcher Vielleserei fortdauert, die sonst anerkannte und gerühmte deutsche Gründlichkeit um ihren Credit bringen.

*) Man sehe Luthers Tischreden.

Neues Hannöverisches Magazin.

80tes Stück.

Montag, den 5ten October 1801.

Beschreibung von Weymouth, dem dortigen Seebade, und einigen in der Nachbarschaft befindlichen Merkwürdigkeiten.

Weymouth liegt an einem der schönsten Meerbusen, die in England anzutreffen sind; eine Kette von Hügeln, die das Meer etwa auf eine englische Meile von einander trennt, bilden einen halben Zirkel um ihn herum. Dadurch ist dieser Meerbusen vor allen Winden vollkommen gedeckt, und verstattet, daß man sich des Bades in selbigem zu allen Tages- und Jahreszeiten bedienen kann.

Das Besuchen der Bäder ist in England keine so herrschende Mode, als in Deutschland. Ausgenommen Bath, werden die übrigen Badeörter nur von wirklich der Badekur bedürftigen Personen besucht. Daher fällt es einem Fremden sehr auf, einen Ort, der so viele Bequemlichkeiten zum Baden darbietet, als Weymouth, nicht zahlreicher besucht zu finden. Auch vermißt man daselbst die in den deutschen Badeörtern getroffenen Einrichtungen, sowohl für den zweckmäßigen Gebrauch der Bäder, als der gesellschaftlichen Vergnügungen.

Außer dem Apotheker in Weymouth selbst, der, wie dies in England gebräuchlich ist, als die erste Instanz unter den Aerzten angesehen wird, zu dem man bei unbedeutenden Uebeln seine Zuflucht nimmt, und der auch gelegentlich den Wund- und Zahnarzt macht, ist kein besonderer Badearzt vorhanden. Sehr viele, die sich des Seebades bedienen, ziehen einen Arzt nicht einmal zu Rathe, sondern die ganze Vorbereitung zur Kur schränkt sich darauf ein, daß sie einige Tage zuvor, ehe sie baden, ein oder zwei Gläser Seewasser vor dem Frühstück trinken.

Gemeiniglich nimmt man zuerst einige warme Bäder, die in einem Pri-

vathause zubereitet werden. Um sich an die Kälte des Seewassers zu gewöhnen, läßt man das warme Bad täglich etwas kälter machen. Man bleibt aufs höchste eine Viertelstunde im Bade.

Zu dem Baden in der See sind einige auf Rädern stehende kleine Badehäuser vorhanden, etwa 30 an der Zahl. Der Badende läßt sich in einem solchen Hause bis zu der Tiefe von etwa 4 Fuß in die See hineinfahren, und springt dann aus diesem Hause in die See hinein, so daß sein Kopf zuerst ins Wasser kömmt. Das dadurch nothwendig erregte Erschrekken wird als sehr heilsam bei der Kur selbst gehalten. Diejenigen Badenden, welche nicht schwimmen können, lassen sich durch eigene dazu angestellte Guiden begleiten. Da der Boden des Meers durchaus mit einem feinen Sande bedeckt ist, so ist gar keine Gefahr zu befürchten. Der Badende bleibt nur wenige Minuten im Wasser; das Bad selbst ist so angreifend, daß man gewöhnlich nur einen Tag um den andern badet, und dies überhaupt nur 10 oder 12 Mahl.

Für die Weiber, die sich des hiesigen Bades bedienen, ist an den Badehäusern die Einrichtung getroffen, daß ein Leinen in der Form eines runden Zeltes herunter gelassen werden kann, das den zum Baden nöthigen Platz bedeckt.

Nach dem Bade geht man auf einer Terrasse längs der See spazieren, die aus den vielen kleinen Steinen, die das Meer anspült, erbauet ist. Es ist hier, so wie in der ganzen umliegenden Gegend, kein Schatten zu finden; die Seewinde geben aber eine angenehme Kühlung, und sind vielleicht für die Gesundheit eben so wohlthätig, als der Gebrauch des Seebades selbst. Man sieht Kranke, die das Bad zu stark halten, oft Stunden lang dicht am Meere auf und nieder fahren.

Die Seeluft hat das Eigenthümliche, daß man sich ihr, selbst wenn sie sehr rauh zu seyn scheint, ohne Gefahr sich zu verkälten, aussetzen kann. Personen, die sonst unaufhörlich an Verkältungen leiden, sind hier diesem Uebel weit weniger unterworfen.

Die eben erwähnte Terrasse ist der vorzüglichste Ort, wo sich die Badegäste sehen; aber auch nur sehen; denn, so wie es an den deutschen Badeörtern Sitte ist, daß sich daselbst Bekanntschaften erzeugen, die oft für die Zeit des Aufenthalts sehr herzlich sind, und auch nachher fortgesetzt werden, darf man die gesellschaftlichen Verbindungen an einem englischen Badeorte sich nicht denken. Eine jede Familie lebt in ihrem Cirkel und verläßt das Bad, ohne die mehrsten Badegäste weiter, als den Namen nach, zu kennen.

Ein

Es ist ein zur Versammlung der Gesellschaft in der Stadt bestimmtes Haus vorhanden, in welchem alle Sonntage Assembleen gehalten werden, und woran auch einige von den Badegästen Theil nehmen. Die Gesellschaft versammelt sich in einem grossen Saal gleich nach 7 Uhr Abends, und bleibt etwa bis gegen 10 Uhr beisammen. Man geht Anfangs auf und ab; bald aber setzen sich die Familien an abgesonderten Tischen zum Theetrinken. An Kartenspielen oder andere gemeinschaftliche Spiele wird nicht gedacht.

Spazierfahrten, vorzüglich auf der See, Reiten, und am Abend ein mittelmäßiges Schauspiel, füllen den größten Theil der Zeit aus.

Die Gegend ist zum Spazierengehen nicht sehr einladend. Die Ufer des Meers sind mit kleinen Steinchen bedeckt, die das Gehen sehr erschweren. Landeinwärts ist die Hitze, bei dem Mangel an Schatten, und zwischen den kleinen Hügeln, welche die Sonnenstralen auffangen, oft sehr drückend.

Die Stadt Weymouth selbst wird für sehr alt gehalten, ich habe aber nirgends eine Spur von Alterthümern entdecken können. Der Theil der Stadt, welcher zunächst dem Meerbusen liegt, bei weitem der schönste, ist erst etwa seit 30 Jahren erbauet; die eigentliche alte Stadt ist sehr häßlich.

Desto reicher ist aber die umliegende Gegend an Alterthümern aus verschiedenen Zeiten.

Etwa $1\frac{1}{2}$ Stunde von Weymouth ist das unter dem Namen Maiden Castle berühmte römische Lager, das von allen römischen Lagern in England sich am besten erhalten hat. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Römer es zuerst befestigten; es ist aber nachher von den Sachsen sehr erweitert worden. Das Lager bildet ein Oval; dies ist schon ein Beweis, daß eine spätere Hand die ursprüngliche Form verändert hat, weil die römischen Lager bekanntlich viereckigt waren. Dies ist das einzige von den alten Lagern, die ich in England gesehen habe, welches oval ist; die vielen noch vorhandenen dänischen Lager sind alle rund. Das Lager von Maiden Castle selbst ist mit einem dreifachen hohen Wall und tiefen Graben umgeben. Man sieht aus der Beschaffenheit der Wälle, daß die Absicht gewesen ist, sich hinter jedem zu vertheidigen, und sich so von Wall zu Wall bis nach dem Hauptwerke zurück zu ziehen. Die vordern Wälle werden aber nicht durch die hinter liegenden bestrichen; auch ist man in Betreff der Graben nur bemüht gewesen, sie so tief als möglich zu machen, ohne sich zu bekümmern, ob sie von dem Walle herab bestrichen werden konnten.

Der innere Flächenraum von dem Lager selbst enthält zwischen 40 u. 50

Morgen, welche durch einen kaum noch sichtbaren Graben der Länge nach von einander getrennt werden. Mein Führer, ein Schullehrer aus dem nahe beiliegenden Orte Moncken, sagte mir: der Theil gegen Westen sey für die Infanterie, der gegen Osten für die Cavallerie bestimmt gewesen; eine Meinung, die mir sehr unwahrscheinlich zu seyn scheint. Es ist mir vielmehr wahrscheinlich, daß das Lager der Römer selbst sich nur bis zu diesem Graben erstreckte, und den östlichen Theil ausmachte. Dieser östliche Theil bildet gerade die Figur, welche die römischen Lager gewöhnlich hatten, und ist groß genug für eine Legion. Es sind vier Eingänge zu dem Lager, aber alle nach der Seeseite zu gerichtet; sie werden durch sanft ablaufende Abdachungen gebildet, diese Abdachungen sind zwischen den Hauptgraben und den zweiten Wall geführt, um sie von beiden Seiten vertheidigen zu können. Die Eingänge in das Hauptwerk selbst sind ohne Vertheidigung. Ich entdeckte verschiedene Spuren von verschütteten Brunnen.

Von Maiden Castle, sowohl östlich als nach der Westseite, sind eine Menge kleiner Hügel, die man an ihrer runden Form leicht als die Begräbnißplätze der Alten erkennt. Mehrere dieser Hügel sind zu verschiedenen Zeiten aufgegraben worden, man hat aber nur selten Münzen von Werth gefunden.

Eine halbe englische Meile von Dorchester ist nahe an der großen Heerstraße nach Weimouth ein römisches Amphitheater, das sich gleichfalls noch sehr gut erhalten hat. Der innere Raum begreift etwa 1 Morgen Land in sich, und man hat berechnet, daß 10000 Menschen Platz darin gehabt haben. Vermuthlich ist es von der vormals in Dorchester liegenden römischen Garnison erbauet worden. Diese Stadt war bekanntlich eine der bedeutendsten Niederlagen der Römer in diesem Theile von England.

Es ist auffallend, wie vorzüglich gut sich die vielen in England vorhandenen Lager der Römer, in Vergleich mit denen, welche sie in Frankreich und Deutschland befestigten, erhalten haben. Außer den Ursachen, die vielleicht in der Beschaffenheit der Baumaterialien zu suchen sind, hat der Umstand gewiß einen sehr großen Antheil an dieser Erscheinung, daß die Römer immer nur eine geringe Macht in England hatten, und folglich ihre Lager mit größerer Sorgfalt befestigen mußten.

Die ganze Macht, welche Cäsar bei seiner ersten Landung nach Britannien führte, bestand nur aus 2 Legionen. Viele von den römischen Befestigungen, wovon man noch die Ruinen in England antrifft, wurden in dem Zeitraume erbauet, als der gesunkene Zustand des römischen Staats nicht mehr verstattete, eine starke

Macht

Macht in so weit entlegenen Colonien, als Britannien war, zu unterhalten, und man sich damit begnügen mußte, den Besitz derselben durch einige feste Plätze zu behaupten.

Eine andere Gegend bei Weymouth, nach Portland zu, enthält verfallene Festungswerke aus einer viel spätern Zeit. Heinrich der 8te bauete nemlich um das Jahr 1539 mehrere Schlösser längs der Seeküste, und so auch zwei nahe bei Weymouth, wovon das eine den Namen Sandsfoot, und das andere den von Portland Castle führet. Dieser Monarch fürchtete damals, von den Truppen des Pabstes und andern katholischen Mächten einen Besuch zu erhalten, weil er sich durch die Reformation, die er in England einführte, den Haß des damals alles vermögenden Oberhaupts der christlichen Kirche zugezogen hatte.

Diese Schlösser sind ganz in gothischem Geschmack, so wie die aus gleichem Zeitalter in Deutschland, aufgeführt. Das Portland Castle ist noch einigermaaßen erhalten, das andre ist verlassen und liegt in seinen Ruinen, wie die Macht des Fürsten, gegen den sie errichtet wurden. Welche unermeßliche Veränderungen seit jenem Zeitraume! Weiser, als zu Heinrichs des 8ten Zeiten, der Englands Küsten durch feste Schlösser zu decken glaubte, verwendet man jetzt das Geld für die Flotten, die mit Recht den Namen der wooden walls of England verdienen.

Die Halbinsel Portland, die vier englische Meilen von Weymouth liegt, ist eine seltene Naturerscheinung. Sie hängt mit dem festen Lande durch einen schmalen, eine Meile langen Damm von kleinen Kieselsteinen zusammen, den die Natur selbst gebildet hat.

Die Halbinsel selbst ist ein Felsen, den die Natur, gleich einem Damm zum Schutz der dahinter liegenden flachen Gegend, gegen die Wuth der Wellen gesetzt hat. Ihre Länge beträgt beinahe 9 englische Meilen, sie ist aber an den mehresten Stellen nicht über eine Meile breit. Ich brauchte eine halbe Stunde, um die höchste Spitze zu erklettern.

Der Felsen ist mit einer unermeßlichen Menge von Kieselsteinen bedeckt, die von der äußersten Spitze der Halbinsel an gerechnet, bis nach der Landseite hin allmählig kleiner werden. An der äußersten Spitze findet man die mehrsten in der Form und Größe eines Eies, an der Landseite werden sie so klein, daß man sie kaum vom gewöhnlichen Kieß unterscheiden kann. Viele von diesen Kieselsteinen haben die schönsten Farben, andre sind ganz transparent, und werden häufig zu Petschaften und Hemdeknöpfen verarbeitet.

Mein

Mein erster Gang, als ich den obersten Theil der Halbinsel erreicht hatte, war nach einer kleinen Hütte gegen Norden, die mir am höchsten zu liegen schien. Ich fand hier einen kleinen Vorrath von den verschiedenen Naturprodukten, die hier zu finden sind, als: Foßilien von mancherlei Arten, Metallerze, Muscheln u. s. f., welche mir zum Kauf angeboten wurden.

An beiden Seiten dieser Hütte sind tiefe Gruben, aus welchen die berühmten portlandschen Steine gebrochen werden, wovon die merkwürdigsten Gebäude und Brücken in England erbauet sind. Die St. Paulskirche und die drei berühmten Brücken in London sind von diesen Steinen erbauet. Ich fand in diesen Gruben mehrere Arbeiter beschäftigt. Sie klagten, daß ihr Arbeitslohn nicht mehr zum Unterhalt ausreichte. Von der bei andern Steinhauern gemachten Erfahrung, daß das Steinhauen auf die Gesundheit einen nachtheiligen Einfluß habe, wollte man hier nichts wissen.

Zum Nutzen der Seefahrer, welche durch die gefährliche Passage, die unter dem Namen Portland-Race bekannt ist, müssen, ist ein sehr schönes Leuchthaus erbauet. Es ist in einer runden Form erbauet und hat an der Basis 20 Fuß, an der Spitze aber 10 Fuß im Durchmesser. Die Höhe beträgt 63 Fuß. Es besteht ganz aus portlandschen Steinen. Die Thüren und Fenster sind in gothischem Geschmack, der überhaupt in England wieder Mode zu werden scheint. (Auch das neue Königl. Schloß zu Kew wird in selbigem aufgeführt.) Eine eiserne Balustrade geht oben um die Spitze herum.

Ueber der Thür nach Süden ist auf einer Marmorplatte die folgende Inschrift in englischer Sprache eingegraben:

Zur Leitung für die Seefahrer, zum Besten und zur Sicherheit des Handels, und als ein bleibendes Denkmal der brittischen Gastfreiheit, ist das Leuchthaus, von der lange Zeit bestandenen Verbrüderung: Trinity house, im Jahr 1789 errichtet worden.

Das Leuchtfeuer brennt in Lampen, die mit einem künstlichen Spiegel versehen sind, welche den Schein des Lichts weit in die See werfen.

Die Halbinsel liefert noch zwei pitoreske Aussichten, die vielleicht einzig in ihrer Art sind.

Eine ist die sogenannte Cave hole, eine breite und tiefe Höhle, welche die See in den Felsen gebrochen hat. Diese Höhle hat hinterwärts eine kleine Oeffnung nach der Landseite zu. Wenn das Meer unruhig ist, so brechen sich die Wellen oft mit einer solchen

chen Gewalt gegen die Felsenwände, daß sie ein sehr starkes und unangenehmes Getöse verursachen. Wenn die Alten diese Hütte gekannt hätten, so würden sie gewiß den Eingang in den Tartarus hieher verlegt haben.

Die zweite sehr pitoreske Ansicht bilden eine Reihe von großen Steinen, unfern der sogenannten alten Kirche, die die Natur so wunderbar auf einander gethürmt hat, daß sie einer alten Mauer gleichen, die mit jedem Augenblick einzustürzen droht. Beim ersten Anblick glaubt man, die geringste Bewegung würde hinreichend seyn, diese Massen aus dem Gleichgewichte zu bringen; wenn man aber bedenkt, daß sie vielleicht schon viele Jahrtausende in dieser Lage waren, so verschwindet unmerklich der Begriff, den man von den Werken der Kunst auf die der Natur überzutragen, leicht sich bewogen fühlt.

Beinahe 2000 Einwohner findet man auf dieser Halbinsel. Sie treiben wenigen Ackerbau und eine unbedeutende Viehzucht. Der wenige fruchtbare Grund, der über die steinerne Decke hervorragt, wird größtentheils zu Gartenland benutzt. Die Bearbeitung der portlandschen Steine und der Fischfang sind die vorzüglichsten Nahrungszweige. Obwohl die Bewohner Portlands nicht ganz vom festen Lande getrennt sind; so haben sie doch wenigen Verkehr mit ihren Nachbarn. Daher hat sich noch eine gewisse Ehrlichkeit unter ihnen erhalten können, die das in der umliegenden Gegend gebräuchliche Sprichwort ausdrückt: „On the word of a Portland man."

Bemerkung über die Erziehung junger Bäume aus Zwetschensteinen, zu dem 32sten St. des Mag. v. d. J.

Die Methode, Zwetschensteine durch ein vorheriges Einweichen in Mistjauche oder faules Wasser zum Laufen vorzubereiten, hat zuerst der Doctor Hennig in Wittenberg durch den deutschen Obstgärtner bekannt gemacht und zugleich die Geschichte erzählt, wie der Zufall ihn auf dieses Mittel geführt habe.

Es steht dieses ausführlich im 11. Bande des deutschen Obstgärtners, im 5ten Stück vom Mai 1799 S. 315, und wer diese Stelle nachschlagen will, wird nicht nur das Verfahren mit den Zwetschensteinen wörtlich finden, sondern nebenher lernen, wie eben dieses bei Pfirschen-, Aprikosen- und Kirschensteinen anwendbar sey.

Nach dieser, vom Herrn Dr. Hennig angegebenen Methode habe ich bereits im Herbst 1799 Zwetschensteine zube-

vorbereitet und gelegt, aber auch nicht ein Keim ist davon im Frühjahre 1800 hervor gekommen; ich fand alle Steine und ihre Kerne vermodert, und eben dieses war der Fall mit den Zwetschen- und Pflumensteinen, die ich mit dem Fleische gepflanzt hatte.

Da inzwischen besondere Ursachen das Laufen der Kerne verhindert haben können, von denen ich nur den späten Frost im Frühjahre 1800, der mit Schnee und abwechselndem Thauwetter vom 3ten Febr. bis zum 20ten März fortdauerte, und die Keime zerstört haben kann, anführen will; so bin ich weit entfernt, durch diesen einzigen mißrathenen Versuch, der noch nichts beweiset, die Methode zu verschreien; ich werde vielmehr neue Versuche, woran ich im Herbste 1800 verhindert wurde, machen, und habe nur das Publikum benachrichtigen wollen, wie wenig es mir mit dem ersten Versuche gelungen sey. Ich ertheile inzwischen den Rath, das mit Steinen bepflanzte Saamenbeet entweder sofort im späten Herbste oder im ersten Frühjahre durch eine Decke von Laub, kurzem Stroh oder dergl. allenfalls durch Matten, gegen die späten Frühjahrsfröste zu schützen, wobei ich jedoch bemerke, daß öfters, besonders wenn im ersten Frühjahre mehrere warme Tage eintreten, nachgesehen werden muß, ob die Keime hervor kommen, weil solche sodann gelüftet, und von der Winterdecke befreiet werden müssen, indem sie ohne diese Hülfe gählich aufschießen, beim Abdecken zerknickt werden, und nun nicht den geringsten Frost ausdauern können. Gegen einen plötzlich noch spät eintretenden Frost, besonders gegen den Schnee, der durchs Schmelzen am Tage den Pflanzen so gefährlich wird, kann eine leichtere Bedeckung gemacht werden, die aber, so bald die Witterung milder zu werden anfängt, ebenfalls weggeschafft werden muß.

Ich werde das Publikum mit dem Resultate eines neuen Versuchs bekannt machen, und verhele bei dieser Gelegenheit nicht, daß mir die Versuche nach Christs Methode, Aepfel und Birnen ganz zu pflanzen, und daraus Kernstämme anzuziehen, die derselbe in seinem Handbuche, mit gänzlicher Verwerfung des Kernpflanzens, anrühmt, und vielleicht in einem schweren feuchten Boden anwendbar seyn mag, durchaus nicht gelingen wollen; immer fand ich meine Aepfel und Birnen vom Stock und Schimmel angegriffen und im Frühjahre wieder gänzlich vermodert, ohne daß nur ein Kern gelaufen wären; dagegen habe ich aus Aepfel- und Birnenkernen, die ich im feuchten Sande durch den Winter gebracht und im März gelegt habe die schönsten Kernstämme mit starken Wurzeln gezogen, ohne daß ich es nöthig gefunden hätte, die Kerne vorher von ihrem Zuckerfirniß zu reinigen, der sich in der feuchten Erde von selbst auflöst und dem Keimen nicht im Wege steht.

M.

Hannöverisches Magazin.

81tes Stück.

Freitag, den 9ten October 1801.

Etwas über Kakerlaken,
insbesondere über die beiden, die sich in Lehrbach am Harze befinden.

Kakerlaken, auch weiße Mohren (weiße Neger, negres blancs) Nachtmenschen, Albinos, Blafards, Dondos, nach den verschiedenen Gegenden, wo sie sich aufhalten, genannt, sind eine Art Patienten, die sich durch rothe Pupille und Augenstern, weiße einfarbige Haut, und durch besondere, den weissen Ziegen ähnliche Haare auszeichnen. Man bemerkte dieselben zuerst unter dem dunkelfarbigen Menschengeschlecht und nannte sie daher weiße Mohren. Am Ende des 17ten Jahrhunderts bemerkte man schon die Kakerlaken unter den Amerikanern, kurz darauf unter den ostindischen Völkerschaften. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts nemlich erzählt ein Geschichtschreiber von Ceylon (l'histoire de Ceylon par Ribegro ecrite en 1685. traduite du Portugais 1701.), daß man dort in einer Waldgegend eine von den Insulanern ganz abgesonderte Gesellschaft gefunden habe, deren Name Bedas gewesen wäre. Dieses Völkchen soll sich von den andern Insulanern durch seine lichte Farbe, die bald ganz weiß, bald mehr oder weniger in's Braunrothe fallend, gewesen seyn soll, ausgezeichnet haben. — Wenn wir aber auch das ganze Factum für unbezweifelt annehmen, so steht dieser Haufe sogenannter Bedas, besonders wegen ihrer Absonderung von den Eingebohrnen, eher einer Schiffsgesellschaft verschlagener Europäer ähnlich, die sich in den Schatten der Wälder weiß erhalten haben, und nun unmerklich durch die folgenden Degenerationen in die braune Farbe angefangen übergehen.

Merkwürdig ist, was uns Leguat von einer Menschenrace zu Batavia (Voyage de Francois Leguat. 1708. Tom. 2. p. 137) erzählt, welche er auch Chacrelats nennt. Er versichert,

daß er von diesen Menschen so viel Männer als Weiber gesehen habe. Er giebt sie für weiß und weißgelb aus, und sagt von ihnen, daß ihre Augen den hellen Tag nicht ertragen könnten, daß sie im Gegentheile bei Nacht sehr gut sähen. Ihm sollen, nach seiner Aussage, sehr oft welche mit niedergeschlagenen und fast verschlossenen Augen begegnet seyn. Ob es gleich schon gegen Abend war, so sollen sie doch selbst dieses wenige Helle nicht einmal haben ertragen können.

Fast alle Kennzeichen der Kakerlaken finden wir in der Beschreibung Wafers a) von einer Art Menschen auf der amerikanischen Landenge. „Es giebt daselbst (nemlich auf der Landenge von Darien) sagt er, gewisse Personen, die eine sehr sonderbare Farbe haben. Diese Leute sind weiß, und es giebt ihrer beiderlei Geschlechts. Aber ihre Anzahl ist in Vergleich gegen die Anzahl der übrigen Einwohner so klein, daß es vielleicht unter 200 bis 300 von diesen, die kupferrothe Farbe haben, kaum einen derselben giebt. Ihre weiße Farbe ist nicht die unserer Europäer, vermischt mit Fleischfarbe, noch die Farbe unserer Blassen; vielmehr ist es ein Milchweiß, welches sich sehr dem Haare eines weißen Pferdes nähert. Ihre Haut ist durchaus mehr oder weniger, mit einer Art kurzen und weißlichen Milchhaar, ungefähr wie Flaumfedern, bedeckt, welche den Glanz derselben erhöhen, aber nicht so dicht sind, besonders auf den Wangen und auf der Stirn, daß man nicht die Haut gut unterscheiden könnte. Die Männer würden ohne Zweifel einen weißen und sehr rauhen Bart haben, wenn sie nicht Sorge trügen ihn auszureißen, sobald er zu erscheinen anfängt; jedoch suchen sie sich nicht von den Milchhaaren zu entkleiden. Ihre Augenbraunen sind ebenfalls von einer milchweißen Farbe wie auch ihre Haare, welche sehr schön, 7 bis 8 Zoll lang und zur Hälfte gekräuselt sind. Diese Indianer sind nicht so stark wie die übrigen, und was das unterscheidenste ist, ihre Augenlieder sind von einer länglichen Gestalt, oder vielmehr von der Gestalt eines halben Mondes, dessen Spitzen sich herabwärts drehen; deswegen, und weil sie beim Glanze des Mondes so gut sehen, nennen wir sie Mondesaugen. Die Augen selbst sind so schwach, daß sie bei hellem Tage beinahe nicht damit sehen können und das Wasser sogleich heraus läuft, wenn die Sonnenstralen dieselben treffen. Auch gehen sie bei Tage nicht gern aus, wenigstens nicht, wenn sie die Bedeckung des Himmels mit Wolken vermissen. Sie sind in Vergleich mit andern von einer sehr zarten Constitution und lieben weder die

a) Voyage de Wafer, p. 216.

die Jagd noch ähnliche mühsame Uebungen, wozu sie gar nicht tüchtig sind. Aber, so träge, schläfrig und faul sie bei Tage sind, so ganz Feuer und Thätigkeit sind sie, sobald der Mond aufsteht. Alsdann laufen sie an den dunkelsten Orten der Wälder so schnell, wie die andern Indianer nicht bei Tage thun können, da sie doch so stark nicht sind, wie diese. Sie springen alsdann wie Rehböcke. Es scheint, daß die übrigen Indianer sie verachten und wie eine Art von Wundertieren betrachten. Allein, wenn dies auch, so sind sie doch keine besondere Art, sondern es trägt sich zuweilen zu, daß Aeltern von Kupferfarbe ein Kind von dieser Klasse haben. Man könnte vermuthen, daß diese Weißen von einem europäischen Vater abstammten; allein, außerdem daß die Europäer fast gar nicht hieher kommen, und wenn sie ja hieher kommen, mit den Indianern wenig zu thun haben, so sind diese Weißen in einigen Rücksichten nicht weniger von den Europäern verschieden, als die von der Sonne gebraunten Indianer von andern. Auch trägt das Kind, was von einem Europäer und einer Indianerin gebohren wird, ein Gemisch von durch Sonne gebrannter und weißer Haut. — Die Kinder dieser weißen Indianer sind nicht weiß, wie die Aeltern, sondern kupferfarbig, wie ihre Vorfahren. Laceata, ein Heerführer der Dariſchen Indianer, vermuthet, daß diese Weiße der lebhaften Einbildungskraft der Mutter zuzuschreiben sey, welche bei der Empfängniß den Mond ansähe. Außerdem versichert er, daß diese Indianer sehr jung stürben."

Auch der Verfasser der Venus physique 1747. à Paris p. 168. macht uns eine Beschreibung von einem Kinde, welches ein Kakerlake ist. Nach seiner Beschreibung ist's ein Kind von 4 bis 5 Jahren, welches alle Züge der Neger hat, und dessen sehr weiße und bleiche Haut nur die Häßlichkeit vermehren soll. Sein Kopf soll, wie er erzählt, mit einer weißen Wolle, die ins Rothgelbe fällt, bedeckt gewesen seyn. Seine ins Bläuliche fallende Augen sollen vom Glanze des Tages verwundet gewesen seyn. Seine dicken übelgestalteten Hände vielmehr den Tatzen eines Thiers, als den Händen eines Menschen geglichen haben. „Es ist, wie man versichert, sagt er, von afrikanischem sehr schwarzen Vater und Mutter gebohren."

Es bemerkt der Verfasser, daß die Akademie der Wissenschaften zu Paris eines ähnlichen Menschen erwähne, welcher zu Surinam von afrikanischem Geschlechte gebohren sey. Seine Mutter sey schwarz und habe versichert, daß der Vater es auch gewesen sey. „Der Geschichtschreiber der Akademie, sagt er, scheint diese letztere Thatsache in Zweifel zu ziehen, oder ist vielmehr überzeugt, daß der Vater von diesem Kakerlaken auch ein Kakerlake gewesen sey. Allein es

reicht hin, daß dieses Kind einen Kakerlaken unter seinen Großältern hatte, oder vielmehr der erste Kakerlake von diesem Geschlechte war.

Am Ende des 18ten Jahrhunderts fand Capitain Cook auf Otaheite und den Freundschaftsinseln auch Kakerlaken, und es dauerte nicht lange, als man sogar in Europa welche bemerkte. Es ging, wie es oft zu gehen pflegt. Man hielt diese Patienten für eine gar zu große Seltenheit, als nur zu ahnden, daß sie sich mitten unter uns finden sollten; kaum war aber das neugierige Europa darauf aufmerksam gemacht, als man allenthalben suchte, und allenthalben fand.

Die ersten europäischen Kakerlaken sah man in den savoyischen Eisgebirgen, unweit Chamount in dem Dörfchen Auxbois, zwei Brüder Namens Gasset, welche jetzt von den Directoren des Circus nach London verschrieben sind. Seitdem nun hierauf der scharfsichtigste Beobachter, der so verdiente Herr Hofrath Blumenbach, seine Beobachtungen über diese Albinos in der Abhandlung: de oculis Leucaethiopum, der Königl. Societät der Wissenschaften vorgelegt hat, ist man vorzüglich aufmerksam auf dieses Phänomen geworden. Hierauf erhielten wir eine vortrefliche Abhandlung über die Albinos von Hor. Bened. de Sauſſure in seinen Voyages dans les Alpes à Genève 1786. T. 4. b)

Die Kakerlaken, die man seitdem in Europa, besonders in Deutschland gefunden hat, sind folgende:

Dänemark; zu Augustenburg im Amte Tondern ein Knabe; beobachtet von dem Herrn Leibarzte D. Rhode.

Im Würzburgischen, 7 Albinos. In Würzburg selbst einer, Namens Hildebrandt, beschrieben vom Herrn Hofrath Siebold. — 4 im Dorfe Schmalwasser und 2 in Kissingen. Es erwähnt ihrer sämmtlich Herr Professor Pickel.

In England und Ungarn werden auch Kakerlaken erwähnt.

Noch vor kurzem hat der Hr. Hofr. Blumenbach Nachricht von einem engl. Frauenzimmer Miss Hervey aus London benebst ihrem Portrait erhalten, welche mit unter die Zahl der Kakerlaken gehört. Auch meldet die Wiener Zeitung vom 29ten April 1801, daß der Hr. Prof. Schmidt (an der K. K. Josephs-Akademie) einen 3jährigen Kakerlaken in Oesterreich, 5 Meilen von Wien in der Gegend von Sieghardskirchen entdeckt habe, und denselben nach Wien habe kommen lassen. — So ist man

ebens

b) Medicin. Bibl. vom Hrn. Hofrath Blumenbach. Theil 2. und 3.

ebenfalls aufmerksam auf die Kakerlaken in Lehrbach am Harze geworden. Der erste Beobachter war der Vorgänger des jetzigen Hrn. Pastors Ost.

Die Symptome dieser Krankheit äußern sich, wie oben bemerkt ist, an der Haut, den Augen und den Haaren. Alle andere Kennzeichen sind unzuverlässig oder zufällig. So wie aber diese bei jeder Art von Patienten durch die individuelle Beschaffenheit oder Stärke der Krankheit verschieden sind, so auch hier.

Die Weiße ihrer Haut ist von die anderer Menschen unterschieden und gleicht der Milchfarbe; doch häufig ist diese weiße Haut mit einer ganz eigenen Röthe unterlaufen, die ich ungefähr der eines Scharlachfieber-Patienten ähnlich finde.

Ihre Augen sind gerade so, wie der der weißen Kaninchen. Der Stern nebst der Regenbogenhaut ist dünn und halb durchsichtig, so daß man die innere Höhle des Auges übersehen kann; daher rührt die blaßrothe Farbe dieser Häute. Denn da der zum Sehen so nothwendige schwarzbraune Schleim fehlt (pigmentum), womit ein großer Theil des innern Augapfels zur Absortion der überflüssigen Lichtstrahlen überzogen ist, so muß die blaßrothe Augenhöhle hindurch scheinen. Es hat dies noch überdem die Wirkung, daß durch das pralle Hinauffallen der Lichtstrahlen der Augensternen in einer beständigen Oscillation (Bewegung) ist. Die Pupille oder der Augapfel hat ganz die Röthe des Karniols. Von dem Kakerlaken in Würzburg erzählt Herr Hofrath Siebold, daß bis in sein halbes Jahr an ihm gar kein Augapfel zu sehen gewesen. Es versteht sich von selbst, daß dieser ihm nicht erst zugewachsen ist; wahrscheinlich ist bei seiner Geburt die Pupille durch die membrana pupillaris verschlossen gewesen.

Diese Einrichtung ihres Auges, das für jeden Lichtstrahl so empfindlich ist, muß sie natürlich sehr blödsinnig machen, und sie in den Zustand versetzen, als wenn wir durch das Hineinblicken in das Sonnenlicht oder in das Kaminfeuer geblendet werden. Gerade das Gegentheil erzählt der Herr Professor Schmidt von dem 3jährigen Kakerlaken im Oesterreichschen. „Er differirt, sagt derselbe, darin von den übrigen Kakerlaken, daß er nicht sowohl lichtscheu als vielmehr lichthungrig ist; denn er sieht, so wenig er auch übrigens ein Object anhaltend fixirt, starr in die Flamme einer Kerze; wird immer mit Sonnenaufgange wach, spielt am liebsten im Sonnenlichte und wird launisch in der Abenddämmerung. Er erkennt in einiger Entfernung alle Objecte, ist aber mehr kurz- als weitsichtig, und die Grade des Lichts haben auf sein Sehvermögen, nach den bisherigen Beobachtungen, keinen auffallenden Einfluß."

Die

Die Sage, daß die Albinos bei Nacht so gut sehen könnten als bei Tage, wird schon jedermann unwahrscheinlich finden; und auch alle Nachrichten von glaubwürdigen Zeugen versichern uns nur, daß eine leise Dämmerung, wie die bei dunkelm Wetter, oder der Mondschein ihren Augen am zuträglichsten sey. Es gründet sich dies ganze Mährchen wohl auf Mißverstand oder Uebertreibung, unerachtet unter den Kakerlaken der Grad der Helligkeit, den ihre Augen am besten vertragen können, verschieden seyn mag.

Was die Haut anbetrifft, so habe ich noch vergessen etwas von der außerordentlichen Feinheit und Zartheit derselben zu sagen. Nach der Bemerkung der zuverlässigsten Naturforscher soll sie sich beim geringsten Reiben an allen Theilen oder nur an einigen bedeckten c) in kleinartige Schuppen aufgelöst haben; doch ist dies nicht bei allen der Fall, und man kann hier wieder eine Gradation annehmen.

Ihr Haar am Kopfe und ganzen Leibe hat eine gelblich-weiße Farbe und ist überaus weich anzufühlen.

Daß die Albinos schwächliche Menschen seyn müssen, dies wird schon aus den angeführten Symptomen wahrscheinlich, wovon einige, als das weiße Haar und die weiße weiche Haut (nur in schwächerm Grade) oft das Kennzeichen einer wenigen starken Natur und geringer Körperkräfte sind. Hierin aber ist man zu weit gegangen, daß man ihnen auch die Kraft sich fortzupflanzen abgesprochen hat. Wir haben zwar kein Beispiel, daß zwei Albinos sich einander geheirathet hätten, allein von Verbindungen zwischen weißen und schwarzen Negern haben wir Beispiele. Unter mehreren erzählt Vassa, daß eine weiße Mohrin in England einen Europäer geheirathet und von demselben drei gewöhnliche Mulatten, nur mit weißen Haaren, gebohren habe.

Man hat diesen unglücklichen Patienten Armuth an Geistesfähigkeit angedichtet; allein die Erfahrung hat dieses widerlegt. Man hat unter ihnen so gut natürliche Anlagen und sogar aufgeweckte Köpfe gefunden, wie unter andern Menschen. Es ist nur zu bedauern, daß sie ihren edelsten Sinn, den des Gesichts, nicht zu ihrer Ausbildung brauchen können — zu allen Arbeiten einer feinern Sehkraft sind sie unfähig; also auch zum Lesen und Schreiben. Merkwürdig ist, was die beiden Herren Beobachter des Kakerlaken in Würzburg erzählen. Dieser hat wirklich lesen können, aber nur dann, wenn man ihm das Buch so hinhielt, daß die Zei-

c) Der Leibmedicus Rhode erzählt von der Augustenburger Kakerlakin, sie habe es an den Beinen gethan.

Zeilen in paralleler Richtung aufwärts liefen. Und doch hat eben dieser junge Mensch alle Gegenstände um sich herum in der gehörigen Lage gesehen.

Dieses Uebel ist nach aller Uebereinstimmung ein angebohrenes und oft eine Familienkrankheit, doch scheint es sich zuweilen mit zunehmenden Jahren, besonders in Absicht der Augen, zu bessern.

(Der Schluß folgt künftig.)

Zur Beantwortung

der im 56sten Stücke des neuen hannöverischen Magazins geschehenen Anfrage, eine gewisse Krankheit betreffend, die auf dem platten Lande so häufig gefunden wird, und von der sich doch kein deutlicher Grund einsehen läßt, ein Fragment.

Der Herr Verfasser behauptet in jenem Aufsatze von dem Asthma, daß es häufiger auf dem platten Lande, als in der Stadt angetroffen werde, und kann davon keinen deutlichen Grund einsehen. Sollte aber diese Behauptung auch wirklich gegründet seyn? Bis jetzt hat uns noch keiner darauf aufmerksam gemacht, und, wie ich glaube, ist es noch immer einem Zweifel unterworfen, ob sich die Sache wirklich so verhalte. Ich wenigstens habe das Asthma eben so häufig unter den höhern Ständen, in der Stadt, als unter den Landleuten gefunden. Wahrscheinlich bemerkte der Herr Verfasser an seinem Orte viele an diesem Uebel kranke Personen, und schloß hievon aufs Ganze.

Mag indessen diese Behauptung gegründet seyn, so dürfte die häufigere Erscheinung des Asthma auf dem Lande wohl aus folgenden Gründen sich erklären lassen:

1) Der Landmann befindet sich am meisten in der Lage, wo er sich einer schnellen Abwechselung von Hitze und Kälte, oder umgekehrt von Kälte und Hitze, aussetzen muß. Hiebei leiden vorzüglich die Lungen, und dadurch können in der Folge sehr leicht asthmatische Beschwerden entstehen. Ueberdies ist der Landmann bei jener Abwechselung von Hitze und Kälte am wenigsten für seine Gesundheit besorgt; vielmehr setzt er sich der Verletzung derselben immer mehr aus. Wenn er in den

Erndte-

Erndtetagen in der brennendſten Hitze vom Schweiße trieſet, wirft er alle ſeine Kleidung von ſich, und verſchlingt, ohne ſich zuvor abzukühlen, das kalte Getränk. In der Folge des Sommers, wo die Abende kälter werden, arbeitet er bis ſpät an den Abend, ohne ſich wieder zu bekleiden.

2) Der Landmann bauet dem entſtehenden Uebel nicht gleich und gehörig vor. Es wird ſich ſchon von ſelbſt geben, iſt ſein gewöhnlicher Ausſpruch bei Krankheiten. Dann erſt, wenn nach tieferer Einwurzelung das Aſthma ihm peinigender wird, ſieht er nach Hülfe ſich um.

3) Unterwirft er ſich einer Cur, ſo iſt dieſe unvollkommen oder verkehrt. Entweder er geht zu einem Arzte, wendet aber die Medicamente nicht der Vorſchrift gemäß an, gar nicht, oder nicht lange genug. Oder er geht zum Pfuſcher, deren es bei uns eine unendliche Menge giebt, und dieſer räth ihm zum Aderlaſſen, wenn excitirende Mittel gebraucht werden müſſen, oder giebt ihm erhitzende Mittel, wo ein kühlendes Verhalten, etwa ein Aderlaß, hätte angeſtellt werden ſollen.

Dieſe drei Umſtände finden ſich in der Stadt ſo häufig nicht, als auf dem platten Lande: es könnte daher immer ſeyn, daß dort eine Krankheit, die daraus entſpringt, weniger angetroffen würde.

Der Herr Verfaſſer des mehrgenannten Aufſatzes fragt am Ende, wodurch man wohl das Uebel, wo nicht ganz ausrotten, doch ſeltener machen könne? Dies kann wohl nur durch Verminderung der obigen drei Umſtände geſchehen. Iſt die Krankheit aber erſt entſtanden, ſo kann ſie gewöhnlich nicht radical geheilt werden. Jedoch kann der Patient dabei eine beträchtliche Reihe von Jahren verleben, wenn er ſich nur gehörig in Acht nimmt. Um Erleichterung zu erhalten, frage er immer einen Arzt um Rath.

Warme Bedeckung des ganzen Körpers, vorzüglich der Bruſt und der Füße, würde inzwiſchen in jedem Falle zur Erleichterung viel beitragen.

N. a. R. Dr. S . . . dt.

Hannöverisches Magazin.

82tes Stück.

Montag, den 12ten October 1801.

Etwas über Kakerlaken, insbesondere über die beiden, die sich in Lehrbach am Harz befinden.

(Schluß.)

Man wird sich wundern, daß man diese armen Leute mit dem lächerlich klingenden Namen Kakerlaken belegt hat. Der Grund des Namens ist nach Büffon dieser: Man hat unter dem braunen und schwarzen Menschengeschlechte nicht nur weiße, sondern auch rothe, gelbe, und endlich gefleckte Menschen gefunden. Letztere gaben durch die Aehnlichkeit mit dem gleichnamigen Insekte Anlaß zu der Benennung, Kakerlaken, und diese soll auch auf die Albinos übergetragen seyn.

Allein diese Derivation hat etwas Unwahrscheinliches, und der Name kömmt wohl eher daher, weil die Blatta orientalis auch ein animal nocturnum ist. Ihre noch nicht benannte Krankheit finden wir auch unter den Thieren, und man könnte die weißen Mäuse, Kaninchen und Vögel ebenfalls Kakerlaken nennen.

Noch will ich von dem Wachsthume dieser Art Menschen bemerken, daß er gewöhnlich langsam vor sich geht, und daß sie spät, oft auch nie zu einer gehörigen Reife gelangen.

Von den Ursachen dieser Krankheit wissen wir nur diejenige, die für Ursachen ausgegeben, es aber nicht sind. Sie stammt nicht von einer Schwäche der Eltern ab; denn die stärksten gesundesten Eltern haben zwischen ebenfalls gesunden Kindern, Kakerlaken erzeugt. Obsonville's Meinung, daß weiße Mohren dann gebohren würden, wenn die Mutter in der Zeit der Schwangerschaft Queckſilber oder Zinnober genossen, ist äußerst unwahrscheinlich. Die Ursachen in dem sogenannten Versetzen der Mutter zu

suchen, streitet doch auch gegen die neuern Grundsätze, obgleich Hr. Siebold erzählt, daß, nach der Aussage der Mutter des Würzburgischen Kakerlaken, sie sich an einem weißen Kaninchen versehen, und im Schreck mit den Händen an die Augen gegriffen haben soll. Auch nach der Behauptung des Hrn. Leibmedicus Rhode soll die Mutter des Augustenburger Kakerlaken sich an dem Verdrehen der Augen einer Gans beim Schlachten versehen haben.

Noch bemerkt Hr. Saussure, daß die Ausartung dieser Menschen nicht wie bei den Cretins auf der Bergluft zu beruhen scheine, denn die beiden Kakerlaken zu Chamouni wären die einzigen, die ihm, ob er gleich einen großen Theil der Alpen, wie auch übrigen Gebirge Europens durchreiset sey, aufgestoßen wären. Auch bestätigen dies die Kakerlaken von Würzburg, Augustenburg und andre mehr.

Aber welches ist denn nun eigentlich die wahre Ursache? Ich glaube, daß unsere scharfsinnigen Physiologen dieselbe als sehr natürlich entdeckt haben. Hr. Saussure in seiner oben angeführten Abhandlung bemerkt, daß er anfangs geglaubt habe, daß man die Schwäche der Kakerlaken auf eine besondere Art von organischer Schwäche zurück führen könne; daß ein Nachlassen der lymphatischen Gefäße im Innern des Auges dem Blutkügelchen vielleicht erlaube, in einer zu grossen Quantität in die Iris, in das dritte Augenhäutchen, und selbst in das netzförmige Häutchen des Auges einzudringen, und daß man dieser Ursache die Röthe der Iris und der Pupille zuschreiben könne. Eben diese Schwäche selbst hat ihm geschienen, auch den Grund sowohl der Verblendung, welche ihnen das Tageslicht verursacht, als auch der Weiße ihrer Haare zu enthalten. Allein diese Meinung hat er, nach seinem eigenen Geständnisse, mit der des Hrn. Hofraths Blumenbach, auf scharfsinnige physiologische Beobachtungen gegründete Meinung vertauscht. Der Herr Hofrath Blumenbach glaubt, nach einer Beobachtung, die er bei mancherlei warmblütigen Thieren gemacht, daß die Röthe der Iris und anderer inneren Theile des Auges, selbst auch, daß die äußere Empfindsamkeit des Auges, welche diese Röthe begleitet, an einem gänzlichen Mangel desjenigen braunen schwärzlichen Schleims liege, welcher seit der achten Woche der Conception alle inneren Theile des gesunden Auges bedeckt. Schon Simon Portius in seiner selten gewordenen Abhandlung de coloribus oculorum hat, nach Hrn. Hofr. Blumenbach, schon bemerkt, daß in den blauen Augen die inneren Häutchen weniger überflüßig mit diesem schwarzen Schleim versehen, sie daher empfindlicher für die Wirkung des Lichts wären.

Diese

"Dieſe Empfindlichkeit der blauen Augen kömmt ſehr gut den Völkern des Nordens zu ſtatten, ſagt der Hr. Hofrath Blumenbach, während ihrer langen Dämmerung, da im Gegentheil das dunkle Schwarz im Auge der Neger dieſelben in den Stand ſetzt, den Glanz der Sonnenſtrahlen unter der heißen Zone zu ertragen."

Den Grund der Verbindung der Röthe der Augen und Weiße ſowohl der Haare, wie auch der Haut, findet dieſer vortreffliche Phyſiologe in einer Aehnlichkeit der Structur (conſenſus ex ſimilitudine fabricae.) Er verſichert, daß der ſchwarze Schleim ſich immer in einem zarten Schleime bildet, welcher in ſeiner Nachbarſchaft zahlreiche Blutgefäße hat und nichts Fettiges enthält. Z. B. das Innere des Auges, die Schleimhaut der Neger ꝛc. Auch bemerkt er endlich, daß die Farbe der Haare gewöhnlich zu der Farbe der Iris paßt.

Das, was der Hr. Hofrath Blumenbach bloß vermuthete, bewies Hr. Buzzi, Augenarzt des Hoſpitals zu Mailand, Schüler des berühmten Anatomiſten Moskati, in den Opuſculis choiſis de Milan, einem ſehr intereſſanten Aufſatze. Ein Bauer, ungefähr 30 Jahre alt, ſtarb 1783. im Hoſpitale zu Mailand an einer Bruſtkrankheit. Sein Cadaver unterſchied ſich von allen andern durch die blendende Weiße der Haut, der Haare, des Barts und aller haarichten Theile des Körpers. Hr. Buzzi, welcher ſchon lange auf die Gelegenheit gehofft hatte, einen ſolchen Cadaver zu ſeciren, nahm ſelbigen zu ſich. Er fand an ihm die Iris beider Augen vollkommen weiß und die Pupille roſenfarbig. Die Augen ſelbſt, mit aller möglichen Sorgfalt zergliedert, fanden ſich ganz entblößt von demjenigen ſchwarzen Häutchen, welches die Anatomen das dritte Häutchen nennen, und welches mit dem ſchon mehrere Mahle erwähnten ſchwarzen Schleime überzogen iſt; oder vielmehr man ſahe im Innern des Auges dieſes ſonſt ſchwarze Häutchen außerordentlich dünn, und durch die durchſcheinenden inneren Blutgefäße blaßroth gefärbt. Das Sonderbarſte hiebei war, daß die von verſchiedenen Theilen des Leibes abgeſonderte Haut ganz entblößt von Schleim war. (Herr Buzzi meint den malpighiſchen Schleim, welcher ſich in dem ſogenannten zellenförmigen Schleimhäutchen (retum malpighianum) findet, und die verſchiedene mehr oder weniger ſchwärzliche oder gelbliche Farbe der Menſchen hervorbringt.)

Selbſt nicht in den Runzeln des Unterleibes, wo doch ſonſt dieſer Schleim am häufigſten iſt, ließ ſich eine Spur davon entdecken.

Die Augen der Kaninchen von Angora zeigten dieſelben Erſcheinungen.

Weiße Iris, rothe Pupille und wenig vom dritten Augenhäutchen. Das schwarze Häutchen im Auge weiß und durchschnitten durch rothe Blutgefäße; da doch bei den übrigen Thieren das dritte Häutchen sich schwarz findet. Gerade dies schwarze Häutchen bewirkt eine schwarze Pupille, weil die Pupille nur durch das Zurückprallen der innern Theile des Auges gefärbt wird.

Die weiße Haut und weißen Haare der Kakerlaken leitet Hr. Buzzi von dem schon oben angeführten Mangel des Schleims ab, welcher nach ihm die äußerste Haut und die Haare, welche dieselbe durchschneiden, färbt. Unter vielen andern Beweisen dieser Meinung führt er eine sehr bekannte Thatsache an, daß nemlich die Haut des schwärzesten Pferdes, wenn sie an einigen Theilen des Leibes durch einen Zufall verletzt ist, nur weiße Haare wieder hervor bringt, und zwar weil der schwarze Schleim, der diese Haare färbt, nicht wieder mit der neuen Haut entsteht.

So viel ist gewiß, die nahe Ursache der weißen Haut und Augen der Albinos, wie auch der rothen Augen, ist der Mangel des mehr oder weniger schwarzen Schleims. Aber welche ist nun die entferntere Ursache? Eine besondere Gattung bilden diese Menschen nicht, weil man Väter und Mütter von brauner Haut u. schwarzen Augen und Haaren, Kinder von weißer Haut, rothen Augen und weissen Haaren erzeugen sieht. Welches ist wohl die Ursache, welche diesen Schleim ganz oder zum Theil verdirbt oder raubt, dieses wäre zu untersuchen, um die entferntere Ursache dieser unglücklichen Menschen aufzufinden.

Hr. Buzzi erzählt ein seltsames Factum, welches auf die Spur der Untersuchung zu bringen scheint. Eine Frau aus Mailand, Namens Calcagni, hatte 7 Söhne. Die beiden ersten hatten braune Haut nebst braunen Augen und braunen Haaren. Die drei folgenden hatten weiße Haut, weiße Haare und rothe Augen. Die beiden letztern endlich waren wie die beiden ersten. Man behauptet, daß diese Frau wähkend der drei Schwangerschaften, welche Albinos hervorbrachten, beständig eine unmäßige Lust zu Milch hatte, so daß sie ausserordentlich viel Milch trank. Während ihrer Schwangerschaft hatte sie nicht die Einbildung von wohlgestalteten Kindern. Allein voraus gesetzt, daß diese Begierde nach Milch wirklich existirte, war sie nicht wohl selbst die Wirkung einer Erhitzung und inneren Krankheit, welche den schwarzen Schleim der Kinder, womit sie schwanger ging, zerstörte? Von solchen Krankheiten während der Schwangerschaft, rührt auch wohl die Schwäche der Albinos.

Selbst andere Menschen, wenn sie durch eine schwere Krankheit sehr geschwächt

schwächt werden, fühlen auch diesen Einfluß auf ihre Augen. Sollte wohl dies vielleicht nicht auch daran liegen, weil ihnen während ihrer Krankheit etwas von dem Schleim entzogen ist? Mir scheint dies sehr wahrscheinlich.

Zur nähern Erläuterung des Bisher gesagten, und Erforschung der Ursache des Kakerlakismus, will ich hier noch einige Bemerkungen aus des verstorbenen Hrn. Geh. Hofraths Girtanner ganz vortrefflichen Werke: Ueber das Kantische Princip für die Naturgeschichte, hinzufügen. „Es besteht, sagt er, die Haut des Menschen aus drei Theilen: 1) aus dem Oberhäutchen, welches bei allen Menschen dünn und durchsichtig ist; 2) aus dem eigentlichen Leder, welches ebenfalls bei allen Menschen weiß, aber bei verschiedenen Menschen von verschiedener Dicke ist; 3) liegt zwischen beiden das Schleimhäutchen, eine zellige, mehr oder weniger gefärbte Membran. Diese giebt der Haut die Farbe, indem ihre Farbe durch das durchsichtige Oberhäutchen durchscheint. Das Schleimhäutchen steht mit der Gesundheit und Beschaffenheit des übrigen Körpers in der allergenauesten Verbindung. Es zeigt jede Veränderung, die in demselben vorgeht, durch Veränderung der Farbe an. Der weiße Mensch wird bleich, roth, gelb, bräunlich, nach Beschaffenheit der Umstände und der physischen und moralischen Eindrücke, die sein Körper leidet.

Aber woher bekömmt dieses Schleimhäutchen die Eigenschaft, auf die Farben der Menschen zu wirken? Ein Problem, welches durch die große naturhistorische Entdeckung des Hrn. Hofraths Blumenbach völlig gelöst zu seyn scheint. Hr. Hofrath Blumenbach hält dafür, daß die Ausdünstung der Haut bei den schwarzen und braungefärbten Völkern in gekohltem Wasserstoffgas (vermöge der hohen Temperatur derjenigen Länder, in welchen diese Völker leben) sich mit dem Sauerstoffgas der Atmosphäre verbinde, wodurch einerseits Wasser (Schweiß) sich bilde; anderseits aber der Kohlenstoff unter der Oberhaut in dem Schleimhäutchen niedergeschlagen werde, dasselbe schwarz färbe, und dem ganzen Körper die schwarze Farbe mittheile.

Die größere oder geringere Quantität des ins Schleimhäutchen niedergeschlagenen Kohlenstoffes bewirkt die Stufen der verschiedenen menschlichen Farben, vom Mohren bis zum Europäer. „Wenn durch Krankheit oder irgend eine andere Ursache, sagt der Herr Geh. Hofrath Girtanner, die Absonderung des Kohlenstoffs in dem Körper, oder die Niederschlagung desselben in dem Schleimhäutchen aufhört; so wird der bereits abgesonderte und im Schleimhäutchen vorhandene Kohlenstoff von den einsaugenden Gefäßen wieder aufgenommen; die Haut erscheint alsdann schneeweiß, und so entstehen die Albinos oder weißen Ne-

gen

ger, und überhaupt der Kakerlakismus. Die vorzüglichste Ursache des Kakerlakismus ist eine Ueberladung des Körpers mit dem Sauerstoffe. Der überflüßige Sauerstoff bleicht in einem solchen Falle den Neger von innen, wie er, nach Beddors Versuche, denselben von außen bleichte."

In der Hoffnung, daß es dem Leser interessiren werde, liefere ich noch eine Beschreibung der Kakerlaken in Lehrbach.

Auf einer Harzreise, die ich mit einem guten Freunde machte, kamen wir auch auf den unweit Osterode belegenen Flecken Lehrbach, der sich ½ Stunden in einem engen Gebirgsthale hinauf zieht. Die hohen Berge entreißen den Bewohnern die ersten Frühstrahlen der Sonne, um desto stärker müssen sie aber die Mittagshitze fühlen. Die Luft zwischen den hohen Bergen muß nothwendig dicht und feucht, und das Clima ungesund seyn. Es ist daher dieser Ort ein rechter Sitz von Gebirgskrankheiten, und schon der Herr Hospitalmedicus Michaelis hat eine Abhandlung über die Kretinen und Kakerlaken daselbst geschrieben.

Durch die große Gefälligkeit des Hrn. Pastors Ost, der auch nachher auf unsere Bitte uns seine Bemerkungen in einem Briefe mitzutheilen die Güte hatte, wofür wir ihm hier öffentlich unsere Dankbarkeit bezeugen, wurden wir in die Wohnung eines Holzhauers, Joh. Justus Sauerbrey, eines schon etwas bejahrten Mannes, geführt. Hier trafen wir auch wirklich die beiden Albinos, einen Knaben (Heinrich Christian Sauerbrey, gebohren 1790.) von 11, und Anne Christiane Magdalene, ein Mädchen von 16 Jahren, gebohren 1785. Die Mutter dieser Kinder, Sophie Christiane geb. Heinen, starb schon vor 6 Jahren. Sie soll hübsch gebauet gewesen seyn, und besonders für eine Bauersfrau eine weiße, feine, schöne Haut gehabt haben. Sonst hat man im Geringsten keine Symptome eines Kakerlaken an ihr bemerkt. Ihre Haare sind, nach Aussage der noch lebenden Großmutter der Kinder, (die Herr Michaelis mit der Mutter verwechselt zu haben scheint) in ihrer Jugend weißlich gewesen und mit zunehmenden Jahren gelblich geworden. Ausser diesen Albinos hat sie ihrem Manne noch zwei ältere ganz gewöhnliche Kinder gebohren, die noch am Leben sind.

Die Haut dieser Kinder ist so, wie sie oben beschrieben worden. Auf den Wangen und den Armen des Mädchens zeigt sich eine eigene, fast dem Zinnober ähnliche Röthe, die eben nicht widrig ist. Die Haut ist sehr fein, leidet aber beim Reiben nicht die geringste Veränderung, noch weniger löset sie sich in Schuppen auf.

Die

Die Bildung dieser Kinder ist nicht häßlich; ja, das Mädchen hat sogar feine Züge. Nur war bei beiden, besonders aber bei dem Knaben, die Unterlippe dick und hervorragend. Bei letzterm waren die Zähne in der Unterkinnlade stark gezackt, und bei dem Mädchen konnte man hievon auch noch Spuren sehen, die aber immer mehr abgeschliffen zu seyn schienen. Auch waren bei dem Knaben die mittlern Vorderzähne in der Oberkinnlade sehr breit und eigen geformt.

Ich führe dieses nicht als ein Symptom ihrer Krankheit an, da sich dies auch zuweilen bei andern Menschen findet, indessen auffallend und bemerkenswerth ist es wenigstens doch an diesen beiden Subjecten.

Die Augen des Knabens sind etwas hellröther, wie die des Mädchens, auch bewegen sie sich etwas schneller.

Die Augen des letztern aber sind gerade vor wenigen Jahren so beschaffen gewesen, wie die des Knaben. Ueberhaupt versicherte uns der Vater, daß es sich mit ihnen schon gebessert habe.

Das Sonnenlicht können sie nicht ertragen. Sie bedienen sich, wenn sie etwas sehen wollen, dann ihrer Hände wie eines Schirms. Von dem Kaminfeuer in einiger Entfernung haben sie gar keine Empfindung, aber in der Nähe ist es ihnen ziemlich beschwerlich. Des Abends in der Dunkelheit, wenn Licht angezündet wird, finden sie dieses in dem ersten Moment lästig, sie gewöhnen sich aber daran und können sogar dabei spinnen. Am wohlthätigsten für ihre Augen sind die Tage, wo keine Sonne scheint. Das Lesen ist beiden unmöglich. Ich hielt ihnen eine Bibel in Folio mit grobem Druck vor; der Knabe versicherte mir, er könne gar nichts unterscheiden; das Mädchen aber gestand, daß sie doch etwas Schwarzes auf dem Papiere sähe.

Ihre Haare stimmen völlig mit der obigen Beschreibung überein. Ich führe nur an, daß mir die Behauptung des Herrn Doct. Michaelis, als wären sie kraus, nicht bestätigt gefunden haben; jedoch können sie zu damaliger Zeit, als sie Hr. Garnisonmedicus Michaelis sahe, kraus gewesen seyn.

Die Kinder sind übrigens von jeher gesund gewesen, nur sollen sie nicht die Stärke anderer haben, auch nicht zu angreifenden Arbeiten geschickt seyn, besonders nicht zu dem dort üblichen Tragen. Man hat schon bemerkt, daß die Albinos für ihr Alter sehr klein wären; allein dies ist bei denen in Lehrbach nicht der Fall, denn sie sind von gewöhnlicher Größe.

Es freuet mich, zur Vertheidigung dieser Albinos den Behauptungen des

Herrn

Herrn Doctor Michaelis, der ihnen Geistesarmuth zuschreibt, eigene Beobachtungen, verbunden mit den Bemerkungen des Herrn Pastors Ost, entgegen zu setzen. Dieser, der als Prediger doch den öffentlichen Unterricht besorgt, und in dessen Hause sich diese Kinder öfters befinden, hat mir wiederholt versichert, daß beide Kinder gute Verstandeskräfte hätten. Der Knabe soll besonders sehr aufgeweckt und verschlagen seyn. Das Mädchen scheint einen sanftmüthigen Charakter zu haben. Ich gab ihr mehrere, für Bauernkinder nicht leichte Rechenexempel auf, die sie mir auch aus dem Kopfe löste.

Auch behauptet derselbe, daß die oben erwähnten zwei ältern Kinder in ihrer Jugend einige Symptome der Kakerlaken gehabt, die sich verlohren hätten; allein diesem Facto muß ich, nach dem, was ich gehört habe, auch widersprechen.

Es würde mich freuen, wenn ich durch diesen Aufsatz die Aufmerksamkeit und den Forschungsgeist mancher, die den Harz bereiseten, auf diese Patienten lenken sollte. — Ich kann zu diesem Behuf den humanen Herrn Pastor Ost den neugierigen Reisenden als einen Mann empfehlen, der ihnen gern Auskunft giebt.

W.

Beantwortung der Anfrage im 71. St. d. Mag. v. d. J.

Im Anfange der Katzenkrankheit, da die Katzen gewöhnlich noch Milch saufen, gebe man ihnen täglich zweimal warme Milch, worin ein halber Eßlöffel voll Butter geschmolzen ist, aber kein Fleisch, sollten sie es auch gern fressen. Wollen sie nichts mehr genießen, so müssen täglich einmal einer alten Katze ungefähr 3 Theelöffel voll Thran eingegeben werden, bis die völlige Besserung erfolgt, welches aber immer langsam geschieht. Dieses Mittel ist jedoch nur bei ziemlich zahmen Katzen anwendbar; denn eine zu wilde Katze kann nie mit Ordnung gefüttert werden, welches doch zu ihrer Gesundheit, so wie bei jedem andern Thiere, nothwendig ist. Es sollte daher jeder die Katzen gütig behandeln, welches ihnen dann allein Zutrauen gegen Menschen beibringen würde.

Außerdem muß man die Katzen, besonders die jungen, gegen große Kälte schützen, und letztere, wenn sie auch noch nicht kränklich sind, fleißig mit warmer Milch füttern.

Hannöverisches Magazin.

83tes Stück.

Freitag, den 16ten October 1801.

Verzeichniß der Lectionen, die auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld von Michaelis 1801 bis Ostern 1802 gehalten werden sollen.

Vor der Anzeige der im bevorstehenden Winter zu haltenden Lectionen haben wir einiger Veränderungen zu erwähnen, die seit der Bekanntmachung des letztern Lectionenverzeichnisses im Pädagogium vorgefallen sind.

Gleich nach Ostern ging der vormalige Collaborator, Hr. Müller, welcher viertehalb Jahre lang in dem ihm anvertraut gewesenen Amte der Anstalt nützliche Dienste geleistet hatte, von derselben ab, und trat ein ihm übertragenes Predigeramt in unserer Nachbarschaft an. Der schon seit Michaelis vorigen Jahrs vicarirende Collaborator, Hr. Zinserling aus Weimar, wurde darauf zum wirklichen Collaborator bestellt; an Hrn. Müllers Stelle aber Hr. Sonne aus Göttingen wiederum zum Collaborator ernennt, und unmittelbar nach jenes Abzuge zu diesem Amte eingeführt. Da beide, als Mitglieder des philologischen Seminariums sich zu Schulämtern vorbereitet, in Göttingen bereits in gelehrten Sprachen Privatunterricht mit Beifall ertheilt, und auch hier während der Zeit ihres Hierseyns von ihrer Geschicklichkeit und ihrem Diensteifer Proben gegeben haben; so kann die Anstalt von deren Amtsführung auch für die Zukunft sich mit Recht viel Gutes versprechen.

Am Ende des Monats Junius wurde das Pädagogium mit dem Besuche des Hrn. Geh. Justizraths Heyne beehrt, der, als beständiger Aufseher der Anstalt auch in der Entfernung unabläßig an dem Wohl derselben den thätigsten Antheil nimmt, und von Zeit zu Zeit auf der Stelle ihren Zustand genau untersucht.

So waren unter dessen Mitwirkung für das Pädagogium und die Zöglinge desselben neue, auf den gegenwärtigen Zustand und die Zeitumstände eingerichtete Gesetze vorher schon entworfen,

und konnten, nachdem sie die höchste Bestätigung der Königl. Landesregierung erhalten hatten, im Namen Derselben bei der Visitation öffentlich bekannt gemacht und eingeführt werden.

Außerdem hat diese Visitation und die damit verbundene allgemeine Prüfung für das Pädagogium abermals, so wie immer, mehrere angenehme Folgen gehabt. Verschiedene unsrer Scholaren sind, nach geendigter Prüfung, wegen ihres Fleißes, guten Betragens und Wachsthums in nützlichen Kenntnissen mit Prämien an Büchern beschenkt und zum Guten ermuntert — und auch die Lehrer sind seitdem auf eine für sie ermunternde Weise begnadigt worden. Die Erlauchte Königl. Regierung, die huldreiche Pflegerin des Pädagogiums, hat sich durch den, von dem Herrn Geh. Justizrath Heyne über die Visitation an Sie erstatteten Bericht bewogen gefunden, über den gegenwärtigen Zustand der Anstalt im Allgemeinen, und außerdem noch besonders durch Ertheilung neuer Titel an die drei obern Lehrer, Ihre gnädige Zufriedenheit zu bezeigen. Sie hat nemlich den Rector Pätz zum Director, den Conrector Brohm zum Rector, und den Subconrector Grotefend zum Conrector zu ernennen geruhet.

Wir finden in diesem allen für uns die stärkste Verpflichtung, mit gewissenhafter Treue — und zugleich die kräftigste Ermunterung, mit vieler Freudigkeit in unserm Berufe ferner zu arbeiten, und alle unsre Kräfte aufzubieten, den gnädigen Absichten einer so wohlthätigen Regierung zu entsprechen.

Auch das, dem Pädagogium und uns immer, und jetzo vornemlich bezeigte gute Zutrauen des Publikums, das wir aus der seit kurzem beträchtlich vermehrten Anmeldung neuer Scholaren erkennen, fordert uns auf, selbiges durch treue Unterweisung der uns anvertraueten Jugend zu verdienen. Um so mehr bedauern wir, daß der eingeschränkte Raum des Schulgebäudes es unthunlich macht, alle, der Anstalt diesmal zugedachte Zöglinge sogleich aufzunehmen, und es ist deshalb nöthig gefunden worden, zur Vermeidung aller Verlegenheiten, die bereits im Jahre 1792, theils in einem Lectionenverzeichnisse, theils in der damals gedruckten ausführlichen Nachricht gemachte Anzeige hier nochmals zu wiederholen. Es werden nemlich Eltern und Vormünder, die ihre Söhne oder Mündel der hiesigen Anstalt anzuvertrauen gesonnen sind, ersucht, die Anzeige davon, wo möglich, ein halbes Jahr, oder spätestens drei Monate vor der Zeit der gewünschten Aufnahme, an den Ersten Lehrer gelangen zu lassen, da dieß den Vortheil auch noch hat, daß ihnen über alles, was sie im voraus annoch zu wissen verlangen, zeitige

und

und hinlängliche Nachricht gegeben werden, und sonst leicht der Fall eintreten kann, daß für die Aufnahme der Zöglinge eine Einrichtung zu treffen hier nicht möglich ist, und die Eltern an anderweitigen Veranstaltungen verhindert werden.

Die im nächsten Semester zu haltenden Lectionen zeigen wir nun auf gewöhnliche Weise an.

I.

Sprach-Lectionen.

Die lateinische Sprache wird in drei verschiedenen Classen, in welchen der ganze Cötus der Scholaren vertheilt ist, gelehrt.

Für die untere oder Vorbereitungs-Classe sind wöchentlich dreizehn lateinische Lehrstunden bestimmt. Sie wird nemlich vom Director Pätz in einer eigenen Vorbereitungslection mit den Grundsätzen der Sprachen überhaupt, und der lateinischen insonderheit bekannt gemacht: Montags und Donnerstags von 3 — 4, und mit dieser Lection stehen noch drei andere öffentliche Lehrstunden in genauer Verbindung, indem am Dienstage und Freitage von 5 — 6 aus den von Sörgel herausgegebenen Erzählungen des Cicero diejenigen, welche für die Zuhörer anpassend sind, erklärt, am Freitage von 8 — 9 aber kleine Versuche im Lateinschreiben angestellt werden, und in beiden Lectionen auf beständige Anwendung dis in der Vorbereitungslection ertheilten Unterrichts gesehen wird.

Der Collaborator Sonne liest mit dieser Classe den Justinus, Montags und Donnerstags von 9 — 10, Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11; der Collaborator Zinserling aber wird in der Erklärung des Cornelius Nepos fortfahren, am Dienstage und Sonnabend von 8 — 9, und am Donnerstage von 10 — 11, und Mittwochs von 8 — 9 die Scholaren in der lateinischen Prosodie unterrichten und üben.

Die mittlere Classe wird in elf Stunden wöchentlich in der lateinischen Sprache unterwiesen. Der Director erklärt derselben, nachdem bisher Cicero's Briefe an Verschiedene gelesen worden sind, nun in einer statarischen Lection einige auserlesene Reden derselben, Montags u. Donnerstags von 9 — 10, und Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11; und übt sie durch Ausarbeitung kleiner Aufgaben, nach vorher erklärten Regeln des Stils, im Lateinschreiben, am Dienstage von 8 — 9.

Der Collaborator Sonne lieset mit ihr, mehr cursorisch, die erste Decade des Livius in Auszügen, am Dienstage u. Freitage von 5 — 6, und übt sie zugleich im Lateinschreiben durch sogenannte Exercitien, welche von ihm mit der Feder verbessert und

nachher öffentlich beurtheilt werden, am Freitage von 8 — 9.

Der Rector Brohm erklärt dieser Classe einen lateinischen Dichter, und wird, so wie im vergangenen halben Jahre Ovid's Verwandlungen in Auszügen gelesen wurden, nunmehro Virgil's Aeneide auf gleiche Weise lesen lassen, Montags u. Donnerstags von 4 — 5, und Mittwochs von 8 — 9.

Die oberste Ordnung hat wöchentlich neun lateinische Lehrstunden. Der Collaborator Zinserling wird ihr in einer statarischen Lection Cicero's Bücher von den Pflichten erklären, Montags und Donnerstags von 9 — 10, und Freitags von 10 — 11. Am Dienstage von 10 — 11 werden lateinische Aufsätze der Scholaren über theils aufgegebene, theils von ihnen selbst gewählte Materien, nebst den von andern darüber gefertigten schriftlichen Censuren beurtheilt und verbessert.

Der Rector fährt fort, die Geschichte des zweiten Punischen Krieges von Livius cursorisch lesen zu lassen, Dienstags und Freitags von 5 — 6, und

Der Director erklärt dieser Classe die hauptsächlichsten Satyren des Horaz, am Montage und Donnerstage von 4 — 5, und Mittwochs von 8 — 9.

In allen diesen Lehrstunden der obersten Ordnung wird bei der Erklärung der Auctoren und der Beurtheilung der schriftlichen Arbeiten, Uebung im Lateinsprechen angestellt.

Denjenigen Scholaren, welche die griechische Sprache nicht lernen, wird vom Director eine lateinische Lection gehalten, in welcher die von Döring edirten Eclogae veterum poëtarum latinorum gelesen werden, und zwar in diesem Winter die Auszüge aus epischen Dichtern, Montags und Donnerstags von 5 — 6.

Noch setzt der Director für künftige Juristen und Mediciner einige Privatstunden zur Erklärung des Textes der Institutionen und des Celsus aus, und er sowohl, als die übrigen Lehrer, geben, außer den öffentlichen Lehrstunden in der lateinischen Sprache, nach den Bedürfnissen der Untergebenen, in Privatstunden noch besonders Unterweisung.

In Ansehung der griechischen Sprache sind die Scholaren in vier Classen vertheilt.

Die untere oder Vorbereitungsclasse wird vom Collaborator Sonne in der Grammatik unterrichtet, wobei, zur Anwendung dieses Unterrichts zugleich die Heinzelmannische Chrestomathie gebraucht wird: am Montage und Donnerstage von 5 — 6, Dienstag und Freitag von 2 — 3.

Der

Der zweiten prosaischen Classe erklärt der Collaborator Zinserling ferner die Auszüge aus Diodor im 2ten Theile der von Stroth herausgegebenen Aegyptiacorum, Montags und Donnerstags von 5 — 6, Dienstags und Freitags von 4 — 5.

In eben diesen Stunden liest der Rector mit der ersten prosaischen Classe die in Halle unter dem Titel: Luciani libelli quidam ad lectionum usus delecti, herausgekommene Sammlung, und eben derselbe erklärt

Der poetischen Classe oder Suprema Homer's Odyssee in Auszügen, Dienstags und Freitags von 11 — 12.

Die hebräische Sprache lehrt der Conrector Grotefend in zwei Stunden wöchentlich, die nach den Umständen bestimmt werden. Mit der Unterweisung in den Anfangsgründen wird zugleich das Lesen leichter Stellen aus historischen Büchern des A. T. verbunden.

In der deutschen Sprache wird die untere Classe vom Collab. Sonne, und die obere vom Rector unterwiesen, am Dienstage und Freitage von 10 — 11. Zum theoretischen Unterricht nimmt der Collaborator Adelungs kleine Sprachlehre, der Rector aber Eschenburgs Theorie zum Leitfaden; in beiden Classen wird übrigens vorzüglich auf Uebung in Fertigung eigner Aufsätze gesehen, die, nebst den von andern darüber gelieferten schriftlichen Censuren, von den Lehrern verbessert und öffentlich beurtheilt werden.

Die unter den drei obern Lehrern halbjährig wechselnde Nachmittagslection, Mittwochs u. Sonnabends von 4 — 5, ist gleichfalls hauptsächlich für die deutsche Sprache und die Erklärung eines classischen deutschen Dichters oder Prosaisten bestimmt. Der Director, der sie diesmal zu halten hat, wird mit den Zuhörern Engels Philosophen für die Welt lesen.

In Ansehung der französ. Sprache, die ihren eigenen Lehrer, den Lector Schulenberg hat, sind die Scholaren in fünf Classen vertheilt, und jede derselben hat wöchentlich zwei öffentliche Lehrstunden.

Die fünfte oder unterste Classe wird in der Grammatik unterwiesen, und verbindet damit die Lectüre leichter französischer Anekdoten, am Dienstage und Freitage von 6 — 7.

Die vierte Classe lieset das französische Lesebuch von Gedike, und wird angewiesen, leichte Stücke aus dem Deutschen in's Französische zu übersetzen, Montags und Donnerstags von 6 — 7.

Die dritte Ordnung wird mit dem zum Gebrauch der Schulen bestimmten

ten Auszuge aus Anacharsis Reisen beschäftigt, und fertigt Uebersezzungen aus dem Deutschen in's Französische, Mont. s und Donnerstags von 11 — 12.

Der zweiten Classe wird der poetische Theil des Handbuchs der französischen Sprache von Ideler und Nolte erklärt; auch werden die Uebungen im Schreiben der französischen Sprache fortgesetzt, am Dienstage und Freitage von 11 — 12.

Die erste Classe lieset les Georgiques par Mr. de Lille, und wird im Schreiben und Sprechen geübt, am Mittwochen und Sonnabend von 11 — 12.

Außer den vorgeschriebenen Aufsätzen wird der Lector auch gern die freiwilligen Ausarbeitungen fleißigerer Scholaren durchsehen und verbessern. Die Privatstunden, welche er auf besonderes Verlangen geben wird, bleiben zu solchen Uebungen bestimmt, welche für Jeden nach seinen Bedürfnissen und Kenntnissen die angemessensten sind.

Die englische u. ital. Sprache wird bloß in Privatstunden gelehrt. In der englischen geben der Rector und Conrector; in der italiänischen aber allein der Rector Unterricht. Beide wählen die zu lesenden Bücher nach den Fähigkeiten und Kenntnissen der Scholaren, und stellen zugleich Uebungen im Schreiben an.

2.

Wissenschaftliche Lectionen.

Den theologischen Unterricht besorget der Director, und trägt die christliche Glaubenslehre nach Griesbachs Anleitung zum Studium der populairen Dogmatik vor, am Montage und Donnerstage von 8 — 9.

Eben derselbe unterrichtet auch einen Theil des Cötus in der römischen Literatur, wobei die Zuhörer vornemlich mit den classischen Schriftstellern und deren Werken bekannt gemacht werden, am Dienstage und Freitage von 2 — 3.

Auf den im vorigen Jahre angefangenen und nun geendigten Vortrag der römischen Alterthümer folgt nun wieder der Unterricht in der griechischen und römischen Mythologie, welchen der Collaborator Finkerling der obern und mittlern lateinischen Classe ertheilt, Montags und Donnerstags von 3 — 4.

In der neuen Geographie unterrichten der Conrector und der Collaborator Sonne, Dienstags und Freitags von 9 — 10. Der Collaborator wird mit der untern geographischen Classe Deutschland; der Conrector aber mit der obern, Asien und Afrika durchgehen. Beide bedienen sich

ſich bei ihrem Unterrichte des Fabriſchen Abriſſes als Leitfaden.

Für beide Claſſen wird außerdem auch eine Zeitungslection gehalten, welche für die untere der Collaborator Zinſerling, und für die obere der Conrector beſorgt, am Montage von 10 — 11.

In der Univerſalgeſchichte unterrichtet der Rector nach Schröckh's Lehrbuche. Der obern Claſſe wird er die alte Geſchichte von Roms Erbauung an bis auf Alexander, am Dienſtage und Freitage von 3 — 4; der untern aber die neue Geſchichte, von den Kreuzzügen an bis zur Reformation, Mittwochs u. Sonnabends von 9 — 10 vortragen.

In der reinen Mathematik werden beide Claſſen, in welche der Cötus vertheilt iſt, vom Conrector unterwieſen. Die erſte Claſſe wird er in der Trigonometrie und Stereometrie, Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10 unterrichten; die zweite hingegen in der Lehre vom Kreiſe, und nach Endigung derſelben den letzten Theil des Semeſters auf Wiederholung des bisher vorgetragenen verwenden, am Dienſtage und Freitage von 3 — 4. Klügels Anfangsgründe dienen in beiden Claſſen zum Leitfaden.

Die Naturgeſchichte trägt gleichfalls der Conrector den beiden obern lateiniſchen Claſſen vor, Donnerstags von 10 — 11, und Sonnabends von 8 — 9. Er wird den Curſus dieſer Lection mit der Zoologie beendigen, und ſich dabei des Blumenbachſchen Handbuchs zum Leitfaden bedienen.

Eben derſelbe hält für die Mitglieder der lateiniſchen Suprema eine Lection in der Naturlehre nach Nicolai's Abriſſe, und wird im bevorſtehenden Winter die zweite Hälfte des Curſus beendigen, Dienſtags und Freitags von 8 — 9. Zu Experimenten wird eine Abendſtunde beſonders ausgeſetzt.

Noch unterrichtet der Conrector die Scholaren der obern Ordnung in der Logik nach Jacob's Grundriſſe der allgemeinen Logik, und läßt zugleich die Zuhörer von Zeit zu Zeit größere deutſche Aufſätze fertigen, Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11.

* * *

Von den bisher genannten Lehrern und Collaboratoren wird auch abwechſelnd Mittwochs von 1 — 3 im Bibliothekszimmer ein Converſatorium gehalten, wo zur Unterhaltung und nützlichen Beſchäftigung vornemlich der vorhandene Büchervorrath genutzt wird; auch übt jeder derſelben wöchentlich einmal eine ihm angewieſene Anzahl der Scholaren im Declamiren.

Im practiſchen Rechnen wird die erſte arithmetiſche Claſſe vom Conrector, die zweite aber vom Cantor Kandelhart unterrichtet und geübt, am Dienſtage und Freitage von 4 — 5.

In der Calligraphie werden die Scholaren der untern lateiniſchen Ordnung gleichfalls vom Cantor Kandelhart geübt, Montags und Donnerstags von 4 — 5.

Das Zeichnen und Malen lehrt der Zeichenmeiſter Wiegleb.

In der Muſik geben drei Maitres Unterricht: der Organiſt Zimmermann im Clavierſpielen; der Muſikus Meyer auf der Geige, Flöte und Clarinette u. ſ. w., und der Cantor auf der Harfe und in Vocal-Muſik. Dieſe Muſiklehrer halten auch zur Uebung im Zuſammenſpielen wöchentlich zweimal, Dienſtags und Freitags von 1 — 2 ein Collegium Muſikum, an welchem auch einige Lehrer Theil nehmen.

Im Tanzen giebt der Muſikus und Tanzmeiſter Meyer die erforderliche Unterweiſung.

Nachtrag zum 60ſten Stück des Hannöv. Mag. v. d. J.

In der Ueberſicht der Intell. Blätter in Deutſchland von dem Hrn. Reſidenten von Schwarzkopf ſind die Lippe-Detmoldſchen Intellig. Blätter nicht mit aufgeführt. In Anſehung derſelben dient zur Nachricht, daß ſie ſchon im 35ſten Jahrgange fortdauern. Zuerſt wurden ſie zu Lemgo vom Hrn. Rath Heldemann, nachher vom Hrn. Benzler herausgegeben, und demnächſt, ſo wie noch jetzt, beſorgt der Hr. Rector Menſching die Herausgabe derſelben.

In Nordhauſen, wo von dem Hrn. Reſidenten die Exiſtenz eines Intellig. Blattes vermuthet wird, fing im J. 1766. der damalige Secretair Grotjan an, das erſte Intelligenzblatt unter dem Titel: Wöchentliches Nordhäuſiſches Intelligenzblatt heraus zu geben. Seit dem Anfange des Jahrs 1798. giebt es der Hr. Advokat Kettembeil heraus, und es erſcheint ſeitdem unter dem Titel eines Nachrichtsblattes.

Hannöverisches Magazin.

84tes Stück.

Montag, den 19ten October 1801.

Bemerkungen über einige magnetische Granitfelsen des Harzes.

Zu den vielen interessanten Gegenständen, die das Harzgebirge dem beobachtenden Auge des Naturforschers darbietet, ist gewiß auch mit Recht der in den letztern Jahren entdeckte Magnetismus einiger Granitfelsen zu zählen. Hr. Hauptmann Lasius ist, so viel ich weiß, der Erste, der auf diese auffallende Erscheinung aufmerksam gemacht hat. Er führt nemlich in seinen Beobachtungen über die Harzgebirge a) bei der Beschreibung der in der Gegend von Schierke liegenden Schnarcherklippen b) die Bemerkung des Herrn Vicebergh auptmanns von Trebra an, daß sich an einem einzelnen Granitblocke der nördlich gelegenen Felsenklippe eine sonderbare magnetische Eigenschaft finde, vermöge welcher die Richtung der Magnetnadel nach dem entgegengesetzten Pole gekehrt wird, ohne daß sich jedoch diese Wirkung an einem davon abgeschlagenen Stücke zeigt.

Der verstorbene Schröder in Wernigerode besuchte, durch diese interessante Bemerkung veranlaßt, im Jahre 1789 die Schnarcherklippen, und setzte die Beobachtungen über den Magnetismus derselben fort, wodurch er auf sehr merkwürdige Resultate geführt wurde. Die ausführliche Beschreibung seiner Beobachtungen hat er in einer Nachschrift zu der ersten Fortsetzung seiner Abhandlung vom Brocken c) geliefert, aus

a) Th. I. S. 86.

b) Mit dem Namen Klippe bezeichnet man einen Felsen, dessen Masse nicht mehr fest und zusammenhängend ist, sondern sich schon in einem Grade der Zerstörung befindet.

c) Seite 76 bis 100.

der ich hier nur das Wesentlichste ausheben.

Er untersuchte zuerst den nördlichen Schnarcher, und fand an der nördlichen Seite desselben eine Linie von 15 bis 20 Fuß Länge, welche von der Abdachung des Felsens, bei 80° Fallen gegen Norden fast ohne Unterbrechung bis zur Basis desselben fortging, an welcher der Nordpol der Magnetnadel invertirt und in den Südpol verwandelt wurde. Einige Zoll weit von dieser Linie gegen Westen declinirte der Nordpol und kam in Osten zu stehen; führte er aber die Magnetnadel eben so weit östlich von jener Linie, so declinirte sie in Westen. In einer Entfernung von etwa zwei Fuß von der Inversionslinie, sowohl gegen Westen als Osten, nahm die Magnetnadel wieder ihre gewöhnliche Richtung an. An der entgegen gesetzten südlichen d) Seite des nördlichen Schnarchers entdeckte er einige Fuß über der Basis drei Stellen, an denen ebenfalls der Nordpol der Magnetnadel die Richtung des Südpols bekam, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Nordpol nicht, wie an der entgegen gesetzten Seite, angezogen, sondern abgestoßen wurde. e) Auch war die Polarität hier bei weitem nicht so verbreitet, wie an der nördlichen Seite.

An dem südlichen Schnarcher fand er, wie bei jenem, ebenfalls an der nördlichen Seite eine Stelle, wo sich südliche Polarität zeigte, und wo der Nordpol der Magnetnadel ganz dem Felsen zugekehrt wurde. An der entgegen gesetzten Seite entdeckte er zwei Stellen, die den dreien an der gleichnamigen Seite des nördlichen Felsens analog waren.

Bei einer zweiten Untersuchung der Schnarcherklippen fand Herr Schröder, außer diesen angegebenen Inversionspunkten, noch einige andere, die er umständlich in der angeführten Schrift beschreibt.

Nach

d) Was hier Herr Schröder die südliche Seite nennt, nennen andere die westliche. Genau genommen, liegt die Wahrheit in der Mitte, da die beiden Schnarcherfelsen in der dritten Stunde des Compasses stehn, und daher die vier Seiten des Felsens, nicht nach den vier Haupthimmelsgegenden gerichtet sind.

e) Daß an den nördlichen Inversionspunkten des Felsens, der Nordpol der Magnetnadel angezogen und der Südpol abgestoßen, an den südlichen hingegen, der Südpol angezogen und der Nordpol abgestoßen wurde, beweiset, daß der Nordpol des Felsens auf der südlichen, der Südpol hingegen auf der nördlichen Seite desselben liegt, und nicht umgekehrt, wie Herr Schröder S. 94. angiebt, da sich bekanntlich die ungleichnamigen Pole zweier Magnete einander anziehn, die gleichnamigen hingegen abstoßen.

Nach ihm hat Herr v. Zach in Gotha nicht nur die Schnarcher, sondern auch den Ilsenstein, einen hohen, in der Gegend von Ilseburg liegenden Granitfelsen, untersucht, und auf der obersten Spitze desselben, nach verschiedenen Spuren einer bald östlichen, bald westlichen Abweichung der Magnetnadel, auch einen totalen Inversionspunkt gefunden, bei dem das nördliche Ende der Nadel plötzlich durch Osten nach Süden herumgerissen wurde. f)

Die neuesten und schätzbarsten Beobachtungen über diesen Gegenstand verdanken wir dem Herrn Wächter in Clausthal. g) Er untersuchte nicht nur die bisher beobachteten Granitfelsen genau, sondern auch außer diesen noch zwei auf dem Hohnekopfe in der Grafschaft Wernigerode liegende Klippen, den sogenannten Hexenaltar auf der Spitze des Brockens und die Ahrendsklinte bei Schierke.

Auf einer Reise, die ich im Jahre 1800 im Anfange des Sommers über den Harz machte, wandte ich einen Theil meiner Zeit dazu an, sowohl einige der oben angeführten Versuche zu wiederholen, als auch an mehrern andern, meines Wissens noch nicht in dieser Hinsicht untersuchten Granitfelsen, Beobachtungen anzustellen.

Die isolirten Granitfelsen sind überall auf dem Brockengebirge zerstreut. Die größte Anzahl derselben liegt aber in einem Kreise um den eigentlichen Brocken, in einer Entfernung von zwei Stunden von seiner Spitze. Besonders sind sie auf den Bergrücken, die den Brocken in Nordost und Osten umgeben, dem Rennekeberge und Hohnekopfe sehr gehäuft. Ihre Höhe ist sehr verschieden. Sie scheint größtentheils mit der mehr oder minder hohen Lage derselben im umgekehrten Verhältnisse zu stehen, indem sie zunimmt, je weiter die Felsen von der Spitze des Brokkens entfernt sind, und abnimmt, je näher sie derselben liegen, und daher dem Winde, der Nässe und dem Froste, den Hauptursachen ihrer Zerstörung, bei weitem mehr als die niedriger liegenden ausgesetzt sind. So beträgt z. B. die Höhe des Ilsensteins, der ganz am Fuße des Brockengebirges liegt (nach Silberschlag) 320 Fuß; die der Feuersteine u. Schnarcher, welche ungefähr 2 Stunden von der Spitze des Brockens entfernt sind, 80

f) von Zach kurzer Auszug aus seinem Tagebuche u. s. f. in Bodens. Sammlung astronomischer Abhandlungen S. 263. — Freieslebens Bemerkungen über den Harz. Th. 2. S. 46.

g) Neues Hannöversches Magazin. Jahrg. 1799. 84stes Stück. S. 1346 — 1355. Ueber magnetische Granitfelsen des Harzes. Ein Nachtrag zu diesem Aufsatze im 81sten St. Jahrg. 1800.

bis 100 Fuß; die der bei weitem höher liegenden Klippen des Hohnekopfs und Rennekebergs nur 20 bis 30 Fuß, und die Höhe der Klippen auf und in der Nähe der Spitze des Brokkens noch 10 bis 20 Fuß.

Eben so scheint es sich auch mit den Graden ihrer Verwitterung zu verhalten. Je niedriger die Felsen liegen, je fester und zusammenhängender ist ihre Masse, da hingegen ihre Zertrümmerung zunimmt, je höher und freier ihre Lage ist. Doch muß man hiebei auch auf andere äußere Umstände Rücksicht nehmen, besonders aber die Verschiedenheit der Mengung des Granits mit in Betrachtung ziehen, da einiger Granit, wegen der größern oder geringern Menge des einen oder andern Bestandtheils leichter verwittert, als anderer. So ist z. B. der Granit des Ilsensteins, dem besonders viel eisenhaltiger Feldspath beigemengt ist, in einem höhern Grade der Verwitterung als derjenige, woraus die höher und freier liegenden Feuersteinsklippen bestehen, welcher mehr Quarz enthält, und dessen Feldspath weniger eisenhaltig ist.

Die isolirten Granitfelsen, an denen sich der erste Grad der Verwitterung zeigt, haben an der Oberfläche vertical laufende Risse, die von andern horizontal laufenden unter verschiedenen Winkeln durchschnitten werden, und scheinen daher, je nachdem der erstern oder letztern Risse, mehr sind, aus übereinander liegenden parallelipipedischen oder cubischen Blöcken, oder aus auf einander liegenden Felsschichten zusammen gesetzt zu seyn. Das Streichen und Fallen dieser Schichten ist sehr verschieden. Bei den Schnarchern liegen sie fast ganz wagerecht, da sie hingegen bei den Feuersteinen eine schiefe Richtung haben. An dem Ilsenstein hat Herr Lasius bemerkt, b) daß der Granit des obern Drittheils des Felsens völlig nach dem Gesetze des einfachen Ganggebirgs geschichtet ist; daß das Streichen der Schichte ungefähr die 5te Stunde beobachtet, und daß sich das Fallen in einem Winkel von etwa 45 Graden von Mitternacht gegen Mittag erstreckt.

Bei zunehmender Verwitterung werden die Risse immer tiefer und breiter, wodurch die äußere Felsenmasse immer mehr und mehr von ihrem Zusammenhange verliert. Hie und da stürzen Blöcke, wegen Mangel an Haltung, herab. Es entstehen Höhlungen und Lücken in dem Felsen, wodurch der Luft, den Winden, der Näße und dem Froste der Weg zu der innern, bis dahin noch festen Masse, gebahnt wird. Nach und nach löset sich ein Stück nach dem andern von der

b) Beobachtungen über die Harzgebirge. Th. I. S. 82.

derselben ab, und aus dem vorher festen soliden Felsen wird eine Klippe; aus dieser mit der Zeit ein Steinhaufen; und endlich zerfällt auch dieser, durch die Verwitterung aufgelöst, in Granitsand, wie man es an sehr vielen Orten auf dem Harze findet.

In der Hauptgestalt kommen die isolirten Granitfelsen und Klippen des Harzes ziemlich mit einander überein. Die meisten haben nemlich eine grössere Länge als Breite, und die größte Ausdehnung von Morgen nach Abend; doch finden sich auch mehrere, die eine säulenförmige oder pyramidalische Gestalt haben. Am Fuße derselben und zwar besonders an der westlichen Seite, die dem Regen und Winde am meisten ausgesetzt zu seyn pflegt, liegen gemeiniglich herabgestürzte und auf einander gethürmte Felsstücke, deren Menge sich natürlicher Weise nach dem größern oder geringern Grade ihrer Verwitterung richtet. So findet sich z. B. am Fuße der Schnarcher, die unter den isolirten Granitfelsen des Harzes mit am wenigsten das Gepräge der Verwitterung tragen, eine geringe Menge; bei den Hohenklippen hingegen, von denen sich einige schon in einem hohen Grade der Zerstörung befinden, ist der ganze Fuß fast bis zur Hälfte ihrer Höhe damit bedeckt.

Meine ersten Versuche über den Magnetismus der harzer Granitfelsen stellte ich auf der Roßtrappe an, einem in der Grafschaft Reinstein, drei Stunden von Blankenburg gelegenen Berge, der sich mit einer steilen Felsenwand, die nach Schröder eine Höhe von 5 bis 800 Fuß haben soll, aus dem Thale der Bude erhebt. i)

Der Granit, aus welchem die Kuppe dieses Felsens besteht, ist kleinkörnig, und geht nur hin und wieder in das Grobkörnige über. Er enthält vielen, etwas verwitterten, gelblich weißen Feldspath; wenigen gräulichen Quarz, und silberweißen, ins Tombachbraune übergehenden Glimmer, der in noch geringerer Menge, als der Quarz, aber in größern Partikeln eingemengt ist. Die Gemengtheile sind nicht sehr fest mit einander verbunden. Sein specifisches Gewicht verhält sich zu dem des destillirten Wassers wie 2,599 : 1,000. k)

Nach

i) Beschreibungen von diesem für den Geologen und den Freund von Naturschönheiten so äußerst interessanten Felsen, finden sich unter andern in Lasius Beobachtungen Th 1. S. 89. — von Rohr Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes. S. 47. — Schröders Abhandlung vom Brocken. Th. 1. S. 244. Zuckerts Naturgeschichte des Unterharzes. S. 114.

k) Meine Beschreibungen des Granits sind nach Stücken entworfen, die ich frisch vom Felsen abstuffte, weil oft an dem nämlichen Felsen das Gemenge der Bestandtheile verschieden ist.

Eben

Nach langem mühsamen Suchen fand ich an einer der höchsten Felsenspitzen der westlichen Seite des Gipfels der Roßtrappe, den Südpol ziemlich bestimmt. Der Punkt, wo sich Polarität am stärksten zeigte, lag an der südlichen Seite, ungefähr einen Fuß hoch über der Basis. Schon in einer Entfernung von 2 Fuß fing das nördliche Ende der Magnetnadel an, sich nach dem Felsen zu richten, und declinirte, als ich die Bussole nahe an denselben hielt, 6 Stunden westwärts oder ostwärts, je nachdem ich sie östlich oder westlich von diesem Punkte dem Felsen näherte.

Einige Zoll weit rings um ihn her, äußerte sich die Polarität in einem geringern Grade und in einer fußweiten Entfernung hörte sie ganz auf zu wirken. An der Nordseite der nemlichen Felsenspitze fand ich gar keine Polarität. — An der südlichen Seite der östlichen Felsenspitze der Roßtrappskuppe, an deren westlichen Seite der von mehrern Schriftstellern beschriebene Quarzgang l) durchsetzt, fand ich an einer Stelle eine schwache nördliche Polarität.

Bei meinem Aufenthalte auf dem Brocken untersuchte ich die auf seiner Spitze zerstreut liegenden Klippen. Es gelang mir aber eben so wenig, als Herrn Wächter, Polarität an denselben zu entdecken.

Vom Brocken aus machte ich eine Excursion nach den vornehmsten Klippen und Felsen, die auf den in Nordost und Osten ihn umgebenden Bergrücken zerstreut liegen. Zuerst führte mich mein Weg nach den auf dem Rennekeberge gelegenen Zeterklippen, von denen ich die südlichste zu meinen Versuchen wählte. Sie hat ihre größte Ausdehnung von Morgen nach Abend, und besteht aus zwei ungefähr 20 Fuß hohen Klippen, die durch eine schmale, niedrigere und weniger zerstörte Felsenmasse mit einander verbunden sind. An ihrem Fuße liegt eine Menge unregelmäßig auf einander gethürmter Granitblöcke.

Der Granit der Zeterklippen kömmt mit dem der Brockenspitze sehr überein. Sein Korn ist von mittler Feinheit. Er ist aus weißlichem, etwas ins Fleischrothe sich ziehenden, hin und wieder verwittertem Feldspathe, aus gräulichem Quarz und schwarzem Glimmer gemengt. Erstere beiden Bestandtheile sind beinahe in gleicher Menge, vom Glimmer aber ist weniger

Eben so verfuhr ich mit der Bestimmung des specifischen Gewichts. Ich untersuchte immer mehrere Stücke, und zog aus den gefundenen Resultaten die Mittelzahl. Das destillirte Wasser hatte, als ich die Granite darin abwog, eine Temperatur von 18° Reaum.

l) Lasius Beobachtungen. Th. 2. S. 407. — Freiesleben Bemerkungen über den Harz. Th. 2. S. 271.

ger eingemengt. Die Gemengtheile sind ziemlich fest mit einander verbunden. Sein specifisches Gewicht ist 2,630.

Zuerst bestieg ich den Gipfel der nach Osten gelegenen Grenzklippe und fand an ihrer westlichen Seite eine Stelle von ungefähr einem Fuß in der Ausdehnung, an welcher der Nordpol meiner Magnetnadel in einer Entfernung von einem Fuße stark angezogen wurde. Eine ähnliche Stelle fand ich an einer scharfen Kante der Südseite des mittlern niedrigern Theils der Klippe. Die dazwischen liegenden Punkte waren Indifferenzpunkte. An der Spitze der westlichen Grenzklippe, die ich darauf bestieg, konnte ich keine Polarität entdecken. Ich untersuchte nun rings umher den Fuß der Klippe, und fand endlich an der nördlichen Seite der westlichen Grenzklippe, einige Fuß über der Basis, eine Stelle, an der sich nördliche Polarität, aber nicht in dem Grade, als die südliche, äußerte. Die beiden Pole liegen daher in einer Diagonale, die von der westlichen Spitze des östlichen Theils der Klippe durch den mittlern niedrigern Theil zur nördlichen Basis des westlichen Theils derselben hinab läuft.

Von der Zeterklippe ging ich auf den Weg, der von Ilseburg auf den Brocken führt, und von diesem auf den Wernigerodischen Weg, der mich zunächst zu der Kapellklippe führte, die ebenfalls auf dem Rücken des Renneckeberges südlich von der Zeterklippe liegt. Ich bestieg sie an der Nordseite, und fand an der nördlichen Kante des westlichen Theils derselben den Nordpol ziemlich bestimmt. Eine südliche Polarität konnte ich aber, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht entdecken.

Der Wernigerödische Weg führte mich weiter zu den vier Ahrendsklintklippen, die in einiger Entfernung von einander auf dem Rücken des Ahrendsklintberges, hundert Schritt westwärts von demselben liegen. Ich untersuchte die nördlichste, mußte aber unverrichteter Sache wieder zurück kehren.

Ich verfolgte den Wernigerodischen Brockenweg noch eine Viertelstunde lang, verließ ihn aber darauf, um nach dem östlich von ihm liegenden Hohnekopfe zu kommen, dessen Rükken ganz mit Klippen besäet ist, von denen sich aber die meisten schon in einem hohen Grade der Verwitterung befinden. Die drei südlichsten, deren Felsenmasse noch am meisten zusammenhängend ist, haben das Ansehn von hin und wieder zertrümmerten Mauern, die in kleinen Entfernungen von einander in einer Richtung von Morgen nach Abend, mit einander parallel laufen. Der Granit, aus welchem sie bestehn, gleicht dem der Zeterklippen, nur daß sein Korn gröber und der Feldspath in größern Par-

tikeln

tikeln, als bei jenem eingemengt ist. Sein specifisches Gewicht ist 2,658. Ich wählte die mittelste der drei erwähnten Klippen zu meinen Untersuchungen, weil ich bei dieser ganz bis zum Gipfel kommen konnte.

(Der Schluß folgt.)

Mittel, den Wachsthum der Bäume zu befördern.

So lange junge Bäume keine gewisse Stärke erlangt haben, sind sie mancherlei Gefahren ausgesetzt. Man befördere daher ihren Wachsthum, wozu zum Theil folgendes Mittel dienen wird.

Man reinige oft, vornehmlich im April und November, den Stamm sowohl als die Hauptzweige der jungen Bäume mit einer nassen Bürste, und zwar dergestalt, daß weder Moos noch Schmutz und todte Rinde daran zurück bleibe. Hiedurch wird die Ausdünstung befördert, und die Rinde sowohl für die Feuchtigkeit als die Wärme der Luft, imgleichen für die Einwirkung der Sonne und des Lichts, die zum Gedeihen der Pflanzen nothwendig ist, empfänglicher gemacht. Ungemein viel gewinnt der Wachsthum durch die Reinigung der Baumrinde von den erstorbenen und schuppigen Theilen; die Ausdünstung wird nicht nur dadurch erleichtert, sondern das Ungeziefer kann auch nicht so leicht der guten Baumrinde schaden.

Die besten Werkzeuge zur Säuberung der jungen Bäume sind ein Messer von hartem Holze, wodurch die alte schuppigte Baumrinde abgenommen werden kann, ohne die neue zum Wachsthum nöthige zu beschädigen; und zweitens eine mäßig steife Haarbürste. Statt der letztern kann man auch einen groben Lappen brauchen. Junge Bäume, auf diese Weise gereinigt, werden sich bald durch ihren schnellen Wachsthum vor denen auszeichnen, die sich selbst überlassen sind.

Hannöverisches Magazin.

85tes Stück.

Freitag, den 23ten October 1801.

Bemerkungen über einige magnetische Granitfelsen des Harzes.

(Schluß.)

Zuerst stellte ich an der westlichen Seite meine Beobachtungen an, und fand sehr bald etwa 10 Fuß über der Basis an einem der nordwestlichen Kante nahen Granitblocke eine so starke südliche Polarität, daß das nördliche Ende meiner Magnetnadel herumgerissen, und die dem Felsen zugekehrte Richtung des südlichen bekam. Die Stelle, an der sich die Polarität so auffallend zeigte, hatte 1 Fuß im Durchmesser. Führte ich meine Bussole einige Zoll weit westlich von dieser Stelle, so declinirte die Nadel in Osten; führte ich sie nach der entgegen gesetzten Seite, so declinirte sie in Westen. Entfernte ich die Bussole noch weiter von jener Stelle, so hörte die Polarität allmälig ganz auf zu wirken. Ich ging nun zum östlichen Ende der Klippe, und fand an der südöstlichen Kante, einige Fuß über der Basis, eine Stelle, an welcher der Nordpol der Nadel etwas abgestoßen wurde. An der nordöstlichen Kante fand ich eine mit jener in gerader Linie liegende Stelle, an welcher sich ebenfalls nördliche Polarität nur in einem noch etwas stärkern Grade zeigte.

Ich verließ den Hohnekopf und wandte mich zu dem südwestlich von ihm liegenden Arrebeerkopfe, der mit dem Ahrendsklintberge einen Bergrücken bildet. An seinem Fuße, eine Viertelstunde über Schierke, liegen die sogenannten Feuersteinsklippen. Sie sind im ersten Grade der Verwitterung, und haben noch eine Höhe von 80 bis 100 Fuß. Meine Beobachtungen stellte ich an derjenigen an, die ihrer Lage nach die höchste und nördlichste ist. Diese hat ihre größte Ausdehnung von Morgen nach Abend, die größte Höhe an der

westlichen Seite, und kann an der östlichen Seite ganz bis zum Gipfel, an der westlichen hingegen höchstens nur bis zur Hälfte erstiegen werden. An ihrem Fuße liegen ungeheuer große, auf einander gethürmte Granitblöcke. Der Granit, woraus sie besteht, ist sehr fest und von mittlerm Korn. Der Feldspath macht den größten Bestandtheil aus, ist von weißer Farbe und stark schimmernd. Der eingemengte Quarz ist gräulich und der Glimmer schwarz. Sein specifisches Gewicht ist 2,666.

Ich erstieg den Felsen zuerst an der westlichen Seite bis etwa zum Viertheil seiner ganzen Höhe, und fand an der nordwestlichen Kante eine Stelle, an welcher der Nordpol meiner Nadel angezogen wurde und die Richtung des Südpols bekam. An der ganzen nördlichen Seite des Felsens zeigte sich in dieser Höhe eine schwache südliche Polarität, die jedoch immer mehr abnahm, je mehr ich mich dem östlichen Ende näherte. An der nordöstlichen Kante fand ich eine Stelle von 1 Fuß im Durchmesser, an welcher das südliche Ende meiner Magnetnadel etwas angezogen wurde. An einer Stelle aber, die an der südöstlichen Kante des Felsens, etwa 4 Fuß höher als jene lag, äußerte sich die nördliche Polarität in einem so hohen Grade, daß die Nadel ganz umgedreht und das südliche Ende derselben dem Felsen zugekehrt wurde. Diese starke Wirkung erstreckte sich noch 2 Fuß westwärts, nahm aber in einer weitern Entfernung allmälig ganz ab.

Ich bestieg nun an der östlichen Seite den Gipfel des Felsens, in der festen Hoffnung, daselbst Polarität zu entdecken, mußte aber, nachdem ich besonders alle Kanten und hervorstehenden Granitblöcke genau untersucht hatte, unverrichteter Sache wieder hinabsteigen.

Am folgenden Tage besuchte ich die auf dem Gipfel des Bahrenberges, eine halbe Stunde südlich über Schierke liegenden Schnarcher a), um die von den Herren Schröder und Wächter angestellten Beobachtungen mit aller Genauigkeit zu wiederholen.

Diese beiden schönen Felsensäulen stehen in der dritten Stunde des Compasses 26 Fuß von einander, verjüngen sich etwas nach oben zu, und haben eine Höhe von etwa 80 Fuß. Ihre Masse ist noch sehr fest, und nur an der Oberfläche durch Risse in die Länge und Queer getrennt. Der Granit, aus welchem sie bestehn, gleicht dem der Feuersteinsklippen, nur daß er feinkörniger und etwas fester als jener ist.

a) Eine genaue Beschreibung der Schnarcher findet sich in Lasius Beobachtungen Th. 1. S. 84. und in Schröders ersten Fortsetzung seiner Abhandlung vom Brocken S. 61.

ist. Sein specifisches Gewicht ist 2,668.

Da meine Beobachtungen über den Magnetismus der Schnarcher, denen der Herren Schröder und Wächter gänzlich entsprechen, und ich zu den letztern nichts Neues hinzuzusetzen weiß, so würde eine nochmalige Beschreibung derselben eine unnöthige Wiederholung seyn, und ich verweise daher ganz auf die oben angeführte Abhandlung des Herrn Wächter.

Ehe ich zu den allgemeinen Resultaten übergehe, die sich aus den bisher angeführten Beobachtungen ergeben, muß ich noch einer Aftergranitklippe erwähnen, an der ich ebenfalls eine starke Polarität gefunden habe. Sie liegt in der Harzeburger Forst im Radauthale, unweit der Vereinigung des Oelpenbeeks mit der Radau, und hat eine Höhe von ungefähr 30 bis 40 Fuß. Das Gestein dieser wenig verwitterten Klippe enthält Hornblende, Glimmer und Quarz. Die Hornblende hat eine dunkel-lauchgrüne Farbe, und macht den Hauptbestandtheil aus. Der Glimmer hat eine tombachbraune ins Schwarze übergehende Farbe und ist stark glänzend. Der Quarz ist gelblich. Diese Bestandtheile, von denen die beiden letztern beinahe in gleicher Menge eingemengt sind, sind sehr fest mit einander verbunden. Das specifische Gewicht ist 3 500.

Schon in einer Entfernung von 1 Fuß von der Basis der Klippe wich die Magnetnadel etwas von ihrer Richtung ab, und als ich die Bussole derselben noch mehr näherte, declinirte das nördliche Ende der Nadel 6 Stunden westlich und wurde dem Felsen zugekehrt. Diese Wirkung zeigte sich am ganzen Fuße der Klippe, am stärksten aber an der nordöstlichen Kante derselben.

Man findet an mehrern Stellen der Schnarcher b), wie auch an einigen andern Granitfelsen des Harzes c), Granit, der, vom Felsen abgeschlagen, starke Polarität zeigt. Ich glaube aber nicht, daß die Polarität dieser einzelnen Granitstücke mit der Polarität ganzer Felsen in Beziehung steht, sondern daß jene von äußerst kleinen, zufällig beigemengten Partikeln magnetischen Eisensteins, der

b) Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte. (6te Anflage.) S. 607. Schröders Nachschrift zur ersten Fortsetzung seiner Abhandlung vom Brocken. S. 84. — Wächters Nachtrag zu seiner Abhandlung über magnetische Granitfelsen des Harzes, im 81sten Stück, Jahrgang 1809. des neuen Hannöver. Magazins.

c) So z. B. findet sich auch in der Gegend des Oberteichs polarisirender Granit.

nicht selten im Granit eingesprengt ist, diese, von einer andern bis jetzt noch nicht mit Gewißheit zu bestimmenden Ursache herrührt. Ich schlug von den stärksten Inversionsstellen der oben erwähnten Felsen Stücke ab, die aber, sobald sie vom Felsen getrennt waren, alle Wirkung auf die Magnetnädel verloren; dagegen fand ich bei subtilern Versuchen auf dem Wasser und Quecksilber, daß der Granit, wegen des im Feldspath und Glimmer enthaltenen Eisens, vom Magnete angezogen wird, und daß die Stärke der Anziehung mit der Festigkeit des Granits im Verhältnisse steht. So wurden z. B. Stücke von dem wenig verwitterten Granit der Schuarcher und Feuersteine in einer weit größern Entfernung und weit stärker angezogen, als gleichgroße Stücke von dem lockern der Hohne- und Zeterklippen. Diese Bemerkung wird interessant, wenn man sie mit einer andern vergleicht, die Herr Wächter zuerst gemacht hat, und die ich überall bestätigt gefunden habe, daß nemlich die Stärke der Polarität der Felsen mit der Festigkeit des Granits im Verhältnisse zu stehn scheint.

Die vornehmsten Resultate, die sich aus den oben angeführten Beobachtungen ergeben, und die ich der bequemern Vergleichung wegen beinahe in derselben Ordnung, wie die des Herrn Wächters, aufführe, sind nun folgende:

1) Sowohl der Nord- als der Südpole pflegen an einem Felsen mehrere zu seyn. Gemeiniglich liegen sie an den entgegen gesetzten schmalsten Seiten des Felsens, und zwar bei den meisten an der östlichen Seite die Südpole, und an der westlichen die Nordpole; doch ist es auch oft umkehrt der Fall.

2) Die Stellen, an denen sich Polarität äußert, pflegen nur einen geringen Umfang zu haben. Selten zeigt sich ihre Wirksamkeit an einer fortlaufenden Linie. Gemeiniglich ist sie an einem Punkte am stärksten, und nimt nach allen Seiten zu allmälig ab.

3) Die südliche Polarität ist beinahe immer schärfer bestimmt, und kräftiger als die nördliche. Auch haben die Stellen, an denen sie sich zeigt, eine größere Ausdehnung. Der Punkte aber, an denen sich die nördliche Polarität äußert, pflegen mehrere zu seyn.

4) Wo sich Polarität zeigt, ist sie an den hervorragenden Ecken und Kanten am stärksten. Auch scheint sie mit der Festigkeit des Granits im Verhältnisse zu stehen.

5) Die Linie, in welcher die entgegen gesetzten Pole liegen, hat ein sehr verschiedenes Streichen; bald läuft sie von der Spitze bis zum Fuße des Felsens, bald in einer andern Richtung; und endlich

6) sind

6) sind der Stellen, welche keine Wirksamkeit auf die Magnetnadel äußern, oder der Indifferenzpunkte an einem Felsen bei weitem mehrere als der wirksamen.

Fr. Hausmann.

Ein Versuch
über die bessere und vortheilhaftere Benutzung der Weiden.

Das Weidengeschlecht gewährt eben so mannichfaltige Vortheile, als es Gattungen enthält; ich will mich hier aber nur auf zwei landwirthschaftliche Benutzungsarten beziehen, die zwar beide nicht neu, aber doch von den meisten Landwirthen entweder ganz übersehen, oder doch sehr vernachläßigt werden. Den größten Nutzen für die Landwirthschaft zieht man von den Aesten und Zweigen der Weidenbäume, die man alle 2 oder 3 Jahre abköpft, so daß der Baum die Höhe von 6 bis 8 Fuß beständig behält. Durch das öftere Abhauen der Zweige entsteht ein stärkerer Zufluß der Säfte, die die geraubten Theile aufs neue in größerer Maaße wieder ersetzen. Wo also ein Ast abgehauen ist, sprossen vielleicht 4 bis 6 wieder hervor, und dehnen den Kopf des Baums zu einer unnatürlichen Dicke aus. Der unmäßige Trieb der Säfte strebt allein nach den verstümmelten Theilen hin, und wirkt wenig oder gar nicht mehr auf die Ausbildung des Stammes; die innern Fasern verlieren dadurch ihren Unterhalt und fangen an zu stocken. Der Regen fällt in die Höhlungen der alten Aeste und verursacht, da er keinen Abfluß hat, Fäulung, die endlich in den Stamm selbst eindringt, sich der innern Stockung mittheilt, und das ganze Holz in Erde verwandelt, so daß der Baum in kurzer Zeit hohl wird. Hiedurch aber verliert man nicht allein die Benutzung des Stammholzes, sondern man erhält auch von Jahr zu Jahr wenigere und schwächere Zweige, indem diese nur noch an den Seiten des Kopfs hervorschiessen können. Die innere Fäulung dringt auch bald auf den Seiten hervor, der Baum bekömmt Löcher und Ritzen, und wird von einem heftigen Winde gespalten oder ganz umgeworfen, wodurch er für alle fernere Benutzung ganz verlohren geht.

Diesem Verluste bauet man vor, und erhält noch weit größere Vortheile auf folgende Art:

Wenn der Weidenbaum zum ersten Mahle so große Zweige gewonnen hat, daß man ihn köpfen kann, so haue man alle bis auf den mittelsten

Zweig

Zweig ab; diesen aber lasse man allein aufwachsen, daß der Baum eine ansehnliche Höhe erreicht. Die Nebenzweige, der er eben so große und mehrere, als in seiner verkrüppelten Gestalt, hervortreibt, haut man, wie bei der alten Methode, zum Gebrauche ab, doch nie den Gipfel. Nun wächst der Baum gesund auf, wird ansehnlich fest und dick, nie aber hohl. Hat er eine beträchtliche Dicke von 2 bis 3 Fuß im Durchmesser erlangt, so läßt man ihn fällen und benutzt ihn zu allerlei Geschirre, als: Mulden, Trögen, Krippen, Rinnen, Wurfschaufeln u. s. w., oder allenfalls auch zum Brennen.

In unserer Gegend, so wie meistens in ganz Deutschland, findet man vorzüglich nachfolgende baumartige Weiden:

1. Die gelbe oder Dotterweide, (Salis vitellina L.) hat orangefarbene recht biegsame Zweige, und giebt deswegen die besten Ruthen zum Binden.

2. Die Bruch- oder Glasweide (Salix fragilis) von ihren leicht zerbrechlichen jungen Zweigen so genannt, wächst vor allen sehr schnell, giebt aber keine guten Nutzzweige, indem sie nicht so fest und zähe sind, wie die der vorhergehenden Gattung.

3. Die weiße Weide (Salix alba) mit silberfarbigen Blättern und grüner Borke, ist so gewöhnlich als nützlich.

4. Söhl- oder Palmweide (Salix caprea) die häufiger in den Waldungen angetroffen wird, hat festeres Holz, als alle übrige genannte Arten, wächst aber nicht so schnell als jene.

In derselben Absicht, nemlich um Zweige und Nutzholz zugleich zu gewinnen, bauet man auch die Schwarzpappel (Populus nigra) und italiänische Pappel (Populus italica.)

Die zweite Benutzungsart, der ich hier erwähnen will, ist, wie ich glaube, in Deutschland gar noch nicht angewandt. Die Weide liefert nemlich eine gute Nahrung für das Vieh. In den mittäglichen Departements von Frankreich füttert man die Weidenblätter grün und trocken mit den Schaafen, und in fütterungsarmen Zeiten auch mit dem Rindviehe. Für Pferde aber besonders giebt das Weidenlaub ein nahrhaftes und für ihre Gesundheit heilsames Futter ab, und man kann sie damit vom August, wo die Blätter ausgewachsen sind, bis zum October ohne Haber und anderes Nebenfutter allein unterhalten.

Man schneidet die jungen Weidensprößlinge ab, bindet sie ganz locker in Bündel und wirft sie in die Raufen, oder streift auch nur die Blätter von den Ruthen und schüttet sie so dem Viehe in die Krippe.

Zum Abschneiden und Abstreifen für die Fütterung sind die verschiedenen

nen Gattungen von Buschweiden am passendsten; man könnte zu diesem Behuf manchen Sumpf, und zum anderweitigen Anbau unbrauchbaren Ort benutzen, und vorzüglich in solchen Zeiten, wo die Fütterung kostbar ist, viel dabei gewinnen. Ueberhaupt, ich darf es hier wohl erinnern, sollte man das Laub, besonders von der Heckenschur, besser in Acht nehmen; könnte man es nicht, wie es in einigen Gegenden geschieht, nach Art des Heues mäßig trocken werden lassen, und es zur Winterprovision aufheben? Es enthält meistens so viel Nahrung als die Gräser und Futterkräuter.

Strade. Emil Bellner.

Raimund la Fage.

Dieser nicht unberühmte französische Zeichner und Kupferstecher des 17ten Jahrhunderts zeigte schon in seinen Knabenjahren eine so große Neigung zur Zeichenkunst, daß seine Aeltern, die ihm eine andere Bestimmung wünschten, sich vergebens bemühten, ihn davon abzubringen. Ohne Anweisung und Unterricht, bloß durch eigenen Trieb und Fleiß, brachte er es in dieser Kunst, die er leidenschaftlich liebte, so weit, daß seine Arbeiten bald Aufmerksamkeit erregten und ihm Ruf verschafften. Alles, was seine behende Einbildungskraft ergriffen hatte, wußte er eben so leicht und behende auf dem Papiere darzustellen. Besonders war er, nach Füeßlin's *) Urtheil, glücklich in der Zeichnung, zeigte große Kenntnisse in der Anatomie und Proportion des menschlichen Körpers, und einige seiner Stücke waren auch nicht ohne Grazie und Ausdruck. Weniger Fleiß verwandte er auf eine gute Zusammensetzung der Figuren und Vertheilung von Licht und Schatten. Schade, daß das ästhetische Talent dieses Künstlers nicht durch moralische Cultur unterstützt wurde. Wenn auch einige seiner Versuche bewiesen, daß er fähig war, erhabene und edle Charaktere auszudrükken, so liebte er doch vorzüglich Darstellungen von üppigen Tänzen, und schwärmerische Lustbarkeiten wohllüstiger Faunen und Nymphen, worin er so viel Unanständiges mischte, daß die Unschuld erröthend ihre Augen davon wegwandte.

Er

*) Siehe dessen raisonnirendes Verzeichniß der vornehmsten Kupferstecher und ihrer Werke.

Er schlug in Rom, wo er die meiste Zeit lebte, seine Werkstatt gewöhnlich in einem Wirthshause auf, und führte eine so unordentliche Lebensart, daß er dadurch nicht nur in die unangenehmsten Verlegenheiten gerieth, sondern auch schon im dreißigsten Jahre den Folgen seiner Ausschweifungen unterlag.

Folgende Anekdote, die diesen Künstler betrifft, wird hier nicht am unrechten Orte stehen. Einst brachte ihm ein Wirth, bei dem er weidlich gezecht hatte, eine Rechnung, die sein baares Vermögen überstieg, und er gerieth in Gefahr, mit seiner Person für die Schuld zu haften. La Fage wußte sich aber diesmal durch sein Genie zu helfen; er machte eilig auf der Rückseite der Rechnung eine Zeichnung, und sandte sie sodann an einen Liebhaber seiner Kunst, mit der Bitte, den auf der andern Seite befindlichen Conto zu bezahlen. Dieser fand die Zeichnung so vortrefflich, daß er nicht nur gleich den Wirth völlig befriedigte, sondern dem Künstler noch obenein etwas zur Belohnung gab.

A.

Mittel zur Vertreibung der Hausgrillen.

Die Grillen, welche nicht nur die Wände in den Wohnzimmern, deren Ritzen sie zum Aufenthalt wählen, verderben, sondern auch durch ihr Zirpen unsern Ohren lästig sind, kann man vertreiben, wenn man ein Bund Erbsenstroh im Winter, etwa des Abends oder Nachts, in die Stube und zwar dahin legt, wo sie sich am häufigsten hören lassen. In dieses Stroh kriechen die Grillen, und suchen darin Nahrung. Man nimt sodann das Bund geschwinde auf und trägt es heraus in den Schnee oder die Kälte, wo sie gar bald erfrieren. Der Gebrauch dieses Mittels ist weniger gefährlich, als wenn man frische, auf einem Reibeisen geriebene, oder klein geschabte Möhren mit weissem Arsenik und Weizenmehl durch einander rührt, und es auf einem Scherben hinsetzt, oder wenn man sich des Silberglättwasser, womit man gekochte trockene Erbsen befeuchtet, zu ihrer Vertilgung bedient.

Hannöverisches Magazin.

86tes Stück.

Montag, den 26ten October 1801.

Freimüthige Gedanken über den unmäßigen Genuß des Branntweins, und der daher entstehenden Sittenlosigkeit, Faulheit, häuslichen Unordnung und Unsauberkeit.

Etwas ganz Ausführliches über diese Materie wolle man in diesem Aufsatze nicht erwarten, indem er nur auf dasjenige geht, was davon der städtischen Polizei am nächsten liegt.

Die Beschaffenheit derjenigen Menschen der niedern Stände, wovon hier die Rede seyn soll, ihre Lebensart, Handlungen und Erziehung der Kinder sind nicht allgemein bekannt. Es sey mir daher gestattet, einige darüber gemachte Bemerkungen, wozu mir meine Lage in jüngern Jahren, und jetzt mein Amt die Gelegenheit dargeboten, den Lesern dieser Blätter zur Beherzigung vorzulegen.

Die Richtigkeit des Satzes, daß das unmäßige Branntweintrinken die Gesundheit zerstört, schlechte Sitten hervor bringt, die häusliche Unordnung, die Unreinlichkeit und die Unvorsichtigkeit mit Feuer und Licht zur Folge hat, bedarf keines weitern Beweises, und daß bei schlechten Sitten, selbst die besten Gesetze ihren Zweck verfehlen, lehrt die tägliche Erfahrung.

Möchte es mir gelingen, die Laster und das unabsehbare Elend und Unglück, welches die Folgen jener Verirrung sind, mit so treffenden Zügen zu schildern, daß sie, wo nicht auf die völlig gesunkenen Menschen, doch auf diejenigen, welche sich noch nicht ganz in diesem widernatürlichen Zustande befinden, einen Eindruck machten.

Nach der Meinung mancher Aerzte ist der Branntwein zwar dem gemeinen Manne bei seiner schlechten Kost, bei mancherlei ungesunder Arbeit, bei

Kälte, Näſſe, und bei dem Ungemache des Wetters, dem er ausgeſetzt iſt, nicht allein unentbehrlich, ſondern, mäßig genoſſen, ſelbſt ſeiner Geſundheit zuträglich.

Allein der Branntwein wird heutiges Tages von dem großen Haufen nicht mehr als ein Geſundheitsmittel, ſondern als ein gemeines und nothwendiges Lebensbedürfniß, und zwar im Uebermaaße genoſſen; alſo nur von dem unmäßigen Genuſſe deſſelben und deſſen ſchädlichen Wirkung auf Geſundheit, Glück und Moralität, iſt allhier die Rede.

Daß das Branntweintrinken, beſonders bei dem gemeinen Manne ſehr zugenommen, und von Jahr zu Jahr allgemeiner wird, liegt klar am Tage, und beweiſet ſolches ſowohl die große Conſumtion dieſes Getränks, als auch die vielen, ſeit 20 und mehrern Jahren, beſonders in dieſen Gegenden, angelegten, und ſich noch immer vermehrenden Branntweinbrennereien, deren gegenwärtig allein im hieſigen Orte gegen 30 vorhanden ſind, und noch vor 40 Jahren nicht mehr als 3 oder 4 waren. Man wird ſich daher auch nicht wundern, wenn man mit einiger Gewißheit behauptet, daß in hieſiger Stadt mehr Branntwein als Bier getrunken wird.

Die Urſachen dieſer unverhältnißmäßigen ſtarken Conſumtion beſtehen darin, daß erſtlich viele Menſchen, beſonders aber die der niedern Stände, ſich je länger je mehr dem Branntwein ergeben und im Uebermaaße zu trinken angewöhnen; zweitens, manche Leute anderer Claſſen Branntwein trinken, welche ſolchen vorhin nicht anders als wie Medicin genoſſen, und weil es nicht ſittlich und anſtändig war, denſelben ohne eine beſondere Veranlaſſung zu genießen; drittens hat die außerordentliche Theurung der nicht zu entbehrenden Lebensbedürfniſſe manchem, der von Beſoldung, Renten oder ſonſt ſpärlichem Gewinn leben muß, dazu gebracht, das gewöhnte Glas Wein mit einem Gläschen Branntwein zu vertauſchen; auch viertens iſt es eine unbeſtrittene Wahrheit, daß gewiſſe Handwerker, Kriegsleute, häusliche Bediente, auch Leute andern Standes, jetzt mehr und zu aller Zeit des Tages Branntwein trinken, als noch vor mehrern Jahren, woran nun freilich die Theurung des Biergetränks mit Schuld iſt. Selbſt junge Leute von Erziehung, und ſogar Frauenzimmer, eben nicht von den niedrigſten Claſſen, trinken jetzt dergleichen gebrannte Waſſer, oder, wenn man will, liqueurs.

Daß alſo der Abſcheu vor den Branntwein, welcher ſich in vorigen Zeiten unter gewiſſen Ständen noch erhielt, größtentheils verſchwunden iſt, auch ſolche, unter ſo mancherlei Benennung bekannte, ſtarke Getränke nicht allein angenehmer, ſondern auch durch die ſich hereindringende, zwar

anständigere, aber im Grunde verderblichere Art der Verfellung zur Mode, und nach und nach zu einem, obwohl entbehrlichen Bedürfniß geworden sind, ja selbst in der Meinung, daß sie der Gesundheit zuträglich seyn, gewonnen haben, unterliegt keinem Zweifel.

Es ist indessen zu wünschen, daß der Nachtheil, den der Branntwein neben seiner guten Eigenschaft hat, nicht vergessen werde, und derselbe nicht bei Manchem einen solchen unwiderstehlichen Trieb und Hang, als bei einem großen Theile der niedern Stände erzeugen möge. Zahlreiche Beispiele liegen vor Augen, daß sonst gutmüthige Menschen durch klein angefangenes, in der Folge aber übertriebenes Branntweintrinken ihren Untergang durch ihre Unmäßigkeit befördert haben, und sich dessen, aller Ermahnungen, harten Züchtigungen, eigenen Leidens und des Elends der Armuth und des Hungers der Frauen und Kinder unerachtet, in ihrem ganz gesunkenen Zustande nicht mehr enthalten können, auch durch kein, es sey ein noch so strenges Mittel, davon abzubringen sind.

Die Menschheit hat bei diesen Unglücklichen ihre ganze Würde verloren, und wer ist nicht traurig und wem wird nicht bange vor der Zukunft, wenn er sieht, daß der unmäßige Genuß des Branntweins eine solche Macht und Gewalt bereits leider über zu viele Menschen erhalten hat, die nun fortfahren, sich bei dem Genuß desselben weder Ziel noch Maaß zu setzen, sondern bei jeder Veranlassung, bei jeder unangenehmen Empfindung und übler Laune, auch sogar in der Kirche zu dem Branntweinsglase ihre Zuflucht nehmen?

Welche traurige Aussicht in die Zukunft, wenn zumal, wie es gewiß ist, die Kinder solcher Eltern nichts als böse Beispiele und Laster vor Augen haben.

Die schrecklichen Wirkungen und Folgen dieses Lasters finden sich gemeiniglich und am mehrsten, jedoch nicht ohne Ausnahme, in den niedern und ärmern Ständen; denn die Rede ist nur von den eigentlichen Säufern und allen denen, welche vermöge ihrer Ruchlosigkeit und schlechten Aufführung dazu gehören. Daß aber auch Menschen, denen der Zufall eine gute Erziehung in der bürgerlichen Gesellschaft verweigert hat, sich oft selbst helfen, und gute, tugendhafte, selbst nützliche Bürger werden, bedarf meines Beweises nicht.

Nachdem es sich nun leider zu oft trifft, daß bei vorangeführten Menschen sowohl der Mann, als auch nicht selten seine Frau, sich den Branntwein angewöhnen, und stufenweise bis zur Völlerei schreiten; so entstehen hieraus häusliche Unord-

nung, und nach und nach alle die mehr benannten Uebel.

So lange der Mann durch zu vieles Trinken und zerstörte Gesundheit noch nicht verhindert wird, verdient er sein Brod durch allerlei Arbeit, sie sey von was Art sie wolle. Er kann sich nun solche nicht immer wählen, und muß schwere, mühsame, selbst unreine und ekelhafte Arbeit, oft in einer unnatürlichen Stellung, wohl auch bei schlechter Witterung verrichten; er ist dabei der Hitze, der Kälte und der Feuchtigkeit bloß gestellt, und den größten Theil des Tages entweder in oder außer dem Hause beschäftigt, und kömmt nach vollendeter Arbeit naß, kalt und halb betrunken in seine Wohnung. Angewöhnung, Müdigkeit und Faulheit halten ihn ab, zur häuslichen Ordnung und Reinlichkeit etwas beizutragen; aber dieses sollte auch die Frau thun, denn ihr liegt es ob, für häusliche Ordnung, Reinlichkeit, Wäsche und heile Kleidung zu sorgen.

Hier aber liegt leider die Quelle des Uebels und die Ursache zu unabsehbaren unglücklichen Folgen, die der Frau ohne Widerspruch, nur wenige Fälle ausgenommen, mit Recht zuzuschreiben sind.

Der Mann, der seiner Bestimmung nach der Versorger und Ernährer seiner Familie ist, muß daher das Brod durch seine Arbeit bald so, bald anders, und oft sauer verdienen; er sollte daher erwarten, daß er nach mühseliger Arbeit in seiner Wohnung Ruhe und einige gesunde Speise, besonders Reinlichkeit und häusliche Ordnung fände; aber keins von diesen findet er. Nichts als Unordnung und Schmutz hat er vor Augen, untauglicher sogenannter Kaffee, und, wenn es noch gut ist, in Wasser abgekochte Kartoffeln, oder auch wohl schlechtere ungesunde Kost sind seine Nahrung. Möchte doch dagegen die so bekannte Rumfordsche nahrhafte und wohlfeile Suppe bei diesen Menschen Eingang finden, welche sowohl ihnen, als ihren unglücklichen Kindern ein wohlthätiges und gesundes Nahrungsmittel seyn würde.

Der Branntwein soll nun alles ersetzen, und der Mann, so wie die Frau, sogar die Kinder, nehmen einen sogenannten Schluck, und dieses wird dann zu oft wiederholt; aber hiernach wird es noch nicht besser. Die häusliche Unordnung und Unsauberkeit, da alles Geräthe, sammt Kleidung und Wäsche wie Kraut und Rüben unrein durch einander und am unrechten Orte liegt, und die durch Schmutz und Qualm bedeckten Wände und Fenster, übler Geruch, Ungeziefer, Spinnen und ihr Gewebe, tragen nicht wenig dazu bei, daß der Mann anfängt zu grämeln und unzufrieden darüber zu seyn, daß er für seinen Verdienst so wenig Genuß und Pflege hat; er wird empfindlich, grob und am Ende beleidigend.

Die

Die Frau ist auf ihrer Seite nicht besser gestimmt, sie erwiedert diese Schmähungen in voller Maaße, schilt mit den Kindern, zankt mit dem Manne, und beide, Mann und Frau, machen sich einander beleidigende Vorwürfe, sie fluchen, schelten, bedienen sich schamloser Worte und Ausdrücke, welche sich mit Thätigkeiten endigen, und alles dieses in Gegenwart ihrer eignen oder solcher unglücklichen Kinder, die sie oft, außer den ihrigen, für Unterhaltungskosten annehmen, und die durch den unverantwortlichen Leichtsinn gewisser Verführer und gewissenloser Menschen in die Welt gesetzt worden, wovon die wenigsten sich um die Erziehung dieser Geschöpfe bekümmern, und sich ihrer nur annehmen, weil es die Gesetze erfordern.

Häusliches Glück ist bei solchen Leuten nicht, sondern gänzlich verbannet, und zu einem ehrlichen Durchkommen keine Hoffnung mehr; sie sind aber mehrentheils durch ihre ruchlose Lebensart selbst die Urheber ihres unglücklichen Ehelebens und des traurigen Schicksals ihrer in die Welt gesetzten Kinder.

Obgleich die Quelle dieses Uebels in der schlechten Erziehung und überhaupt in einem frühern Zustande zu suchen ist; so würde doch für manche dieser Menschen noch Hoffnung zur Wiederkehr auf einen bessern Weg vorhanden seyn, wenn nicht der unmäßige Genuß des Branntweins und zunächst diesem, der Mangel an häuslicher Ordnung solches verhinderten.

Die unglücklichen und unausbleiblichen Folgen hievon sind Armuth, Krankheit, schlechte Kinderzucht, Lügen, Betrügen und das Begehren nach dem, was nicht das Ihrige ist.

Bei diesen nun einmal zu tief gesunkenen und schamlos gewordenen Eltern hat alle Moralität ein Ende, und ihr Wiederaufkommen gehört unter die seltenen Erscheinungen. Aber in Ansehung der ganz vernachlässigten zum Bösen aufwachsenden Kinder muß sich einem jeden, der noch irgend Antheil an den Schicksalen der Menschen nimmt, eine traurige Empfindung und Furcht für die Zukunft aufdringen.

Diese Kinder sind sich von der ersten Jugend an, selbst überlassen, sie werden eben so wenig zu einem ordentlichen Leben angeführt, als sie auf dem Wege der Religion zur Gottesfurcht und Tugend geleitet werden. Den hie und da eingeführten freien Unterricht weichen sie gern aus und benutzen ihn nur aus Zwang; dazu kommt das unanständige Benehmen der Eltern, ihr sittenloses lasterhaftes Leben und die häusliche Unordnung, welches alles ihnen täglich vor Augen ist.

Also ohne Erziehung, ohne Unterricht, ohne gute Beispiele und ohne die mindeste Anführung zum Guten, wachsen diese jungen Menschen, wenn sie einem frühzeitigen Tode entgehen, zu einem Alter heran, worin sie der Welt bereits nützlich seyn könnten; aber letzteres ist der Fall gewiß nicht. Sie treiben und lärmen zur Last der ruhigern Einwohner, welche sie sogar beleidigen, auf den Straßen herum, begehen allerlei Unfug, lügen und trügen, stehlen geheim und offenbar, was ihnen in den Häusern, Gärten und auf den Gassen von Eisenwerk, Metall, Gewichte, Zeug, Stroh, Obst ꝛc., zur Hand ist, noch ehe sie wissen, daß es ein Laster ist. Sie fangen bei den kleinen Stehlereien an, und gehen stuffenweise bis zu den größern, sie finden nicht allein Hehler und Abnehmer, sondern auch selbst die Eltern sind ihnen dieses, und muntern sie noch wohl gar zum Stehlen und Betteln auf; auch oft ist es der Hunger, der sie dazu treibt, welchem sie sonst zum Raube würden. Und diese jungen Menschen sind diejenigen, welche vermöge ihrer künftigen Bestimmung mit den rechtschaffenen friedlichen Einwohnern und mit den bessern Theile der Menschen, mittelbar und unmittelbar, verknüpft und verwebt werden; indem ja die Verhältnisse zwischen den Vornehmern und Geringern, und zwischen den Reichern und Aermern so beschaffen sind, daß sie sich einander nicht entbehren können.

Wenn das Glück gut ist, so werden solche Kinder in der Folge Handwerker und Dienstboten, auch wohl Soldaten und Tagelöhner; die Verdorbendsten aber, leben in der sich bei den Eltern angewöhnten Faulheit, und in denen sich eigen gemachten Lastern fort, und, um Unterhalt zu haben, geben sie sich mit allerlei listigen Ränken, leichtsinnigen Künsten, verbotenen Spielen, schändlichen und strafbaren Dingen, auch mit diebischen und betrügerischen Handlungen ab, bis sie ihren Lohn im Gefängnisse, Zuchthause, oder auf dem Richtplatze finden. Daß auch noch die Mädchen auf liederliche Wege gerathen, feile Dirnen werden, und die Besserung beider Geschlechter und ihre Wiederkehr zur Tugend sehr schwer ist, bedarf keines Beweises.

Man möchte daher das französische Sprichwort nicht unrecht auf sie anwenden — qui a volé, volera.

Diese verwahrloseten, moralisch ungebildeten und gewöhnlich an Seele und Leib kraftlosen Menschen, sind ohne eignes Verschulden höchst unglückliche, bedauernswürdige Geschöpfe. Wer noch einiges Gefühl für fremdes Elend hat, kann ohne Mitleiden an ihren Zustand nicht denken.

Der Zufall ließ sie Kinder faulen, sittenloser und dem Trunke ergebener

Eltern werden, dieser ihre schlechten Beispiele, die vernachlässigte Erziehung und Verwahrlosung, waren die Ursachen ihres lasterhaften Lebens, wodurch sie in ein endloses Elend gestürzt wurden; da sie doch im umgekehrten Falle, durch eine bessere Erziehung und durch gute Beispiele, glückliche, tugendhafte und nützliche Menschen werden konnten.

Es ist gleichwohl nicht zu leugnen, daß ab und an, solche schlecht erzogene Kinder, sich, so zu sagen, ermannen und durch die traurige Lage, worin die Eltern durch ihre schlechte Aufführung, und besonders durch das Gesöff, sich selbst gestürzt, zum Nachdenken gebracht, und gute, für den Staat nützliche Bürger geworden, wovon mehrere Beispiele vorhanden sind.

Allein dieses sind nur immer einzelne Fälle; denn im Ganzen sind die heranwachsenden Kinder, sammt den vorgedachten Eltern und allen solchen Menschen, denen es gänzlich an Tugend und moralischem Gefühle fehlt, die Feinde der bessern, ruhigen und fleißigen Einwohner, und der Fortgang ihrer Immoralität ist für die Ordnung und Ruhe, selbst für die Sicherheit des Staats, sehr gefährlich. Auch die Reichern können ja nicht ruhig und glücklich leben, wenn sie mit lauter schlechten Menschen, die sie doch nicht entbehren können, und wodurch ihre Sicherheit aufs Spiel gesetzt wird, umgeben sind. Denn es giebt Menschen darunter, die dieses Namens nicht würdig sind, und bei welchen man keine Menschen- keine Vaterlandsliebe, noch weniger Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Fürsten und jede andere gesetzmäßige Regierung und Obrigkeit erwarten darf; die gemeine Wohlfahrt ist ihnen sehr gleichgültig; sie möchten statt Ordnung lieber Unordnung, wobei sie zu gewinnen hoffen.

Unrecht verstandene Freiheit und Gleichheit, wodurch die so oft abwechselnden Machthaber der Regierung eines großen Reichs ihre eigne und andere Nationen so lange zu täuschen gewußt, hat sammt den übrigen falschen Vorspiegelungen auch in Ansehung dieser Menschen ihren Zweck nicht verfehlt, und ihre Sitten sind, aller Aufklärung unerachtet, weder besser, milder, noch menschlicher geworden.

So unleugbar dieses alles ist, so nothwendig ist es nun auch, dem hereindringenden Uebel entgegen zu arbeiten, nnd da es der Polizei obliegt, so viel möglich Sicherheit und Ruhe zu verschaffen, so folgt hieraus: daß dieselbe, so zu sagen, den Krieg gegen alle Beleidiger und Verbrecher führen muß, und auf alle diejenigen genau achten, welche ihre Mitmenschen listigerweise hintergehen, ihnen Schaden zufügen oder sonstige La-

Laster begehen. Daß diese Uebelgesinnten, wenn sie ertappt werden, von Rechts wegen nach den Gesetzen bestraft werden, ist eine natürliche Folge. Wenn man aber bedenkt, daß unter diesen Verbrechern auch diejenigen jungen Menschen sind, die durch Schuld ihrer Eltern auf einen solchen Abweg geriethen, ehe sie Begriffe von Recht und Unrecht hatten, oder auch zu ihrer Selbsterhaltung, durch das Gesetz der Nothwendigkeit gezwungen wurden, einen Diebstahl oder anderes Verbrechen zu begehen; so wird man von einem äußerst traurigen Gefühle ergriffen, welches ich nicht zu beschreiben vermag, und kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß bei so bewandten Umständen in den gesetzlichen Strafen gegen die Vergehungen dieser in Ansehung der moralischen Bildung ganz vernachlässigten jungen Menschen etwas hartes liegt.

Wenn folglich irgend noch Mittel vorhanden sind, solche Menschen in ihrer Jugend durch Erziehung auf einen bessern Weg zu bringen, und sie zugleich der Welt nützlich zu machen, so ist es nicht allein billig, menschlich und für die Gesellschaft sehr wichtig, sondern selbst die größte Pflicht der Polizeigewalten, solche anzuwenden; denn es ist eine bekannte Wahrheit: daß, wenn die Ursachen, wodurch Laster entstehen, nicht gehoben werden, so kann auch den üblen Folgen selbst durch Strafen nicht gesteuret werden. Man denke sich hier noch hinzu, daß das moralische Uebel von einer Generation auf die andere kömmt, und daß das Kind durch böse Beispiele verleitet, nicht allein in der Eltern Fußstapfen tritt, sondern zu ihren Lastern noch die seinigen hinzufügt; gewiß, hier erblickt man ein großes Unwesen und eine höchst traurige Zukunft!

(Der Schluß folgt künftig.)

Anfrage.

Welchen Nutzen gewähren die rothen Beeren am Weißdorn?

Hannöverisches Magazin.

87tes Stück.

Freitag, den 30ten October 1801.

Freimüthige Gedanken über den unmäßigen Genuß des Branntweins, und der daher entstehenden Sittenlosigkeit, Faulheit, häuslichen Unordnung und Unsauberkeit.

(Schluß.)

Ich muß es noch einmal wiederholen, daß der unmäßige Genuß des Branntweins nicht allein die Menschen von Seiten der Moralität verdirbt und häusliche Unordnung und Unsauberkeit herbeiführt, sondern auch auf Leben und Gesundheit eine verderbliche Wirkung hat; indem er, besonders bei kalter, trockner und ungesunder Kost, sowohl Krankheiten als mancherlei andere Uebel des Leibes erzeugt. Man sieht, wie solche Trinker vor der Zeit alt, erschöpft und entstellt werden, und wie sie sammt ihren Kindern so vielen Krankheiten und Unfällen unterworfen sind, wobei es ihnen an allen Nothwendigkeiten, und besonders an Bedeckung, Betten, Wäsche und Kleidung fehlt; man sieht ferner, wie in ihren schmutzigen Wohnungen, in einer engen Stube oder Kammer sich oft mehrere mit allerlei, selbst eckelhaften und ansteckenden Krankheiten behaftete Patienten sammt den Gesunden befinden; so daß man sich wundern muß, daß sie durch die hier eingeschlossene pestilenzialische Luft und giftigen Ausdünstungen nicht alle des Todes sind.

Ob nun gleich diese Menschen in mancher Rücksicht nicht unter diejenigen gehören, welche Almosen erhalten, so werden sie doch, wenigstens hier, wie auch an manchem andern Orte, wenn die Noth wirklich da ist, sowohl aus den Armenkassen, als auch von den edeldenkenden Einwohnern unterstützt, so auch fehlt es ihnen, besonders hier, nicht an Aerzten und sonstiger medicinischer Hülfe ganz ohne Entgeld.

Aber so nützlich und wichtig dieses ist, und so gut es gemeint seyn mag, so wird doch dadurch der Zweck nur in gewisser Maaße erreicht, denn hauptsächlich fehlt es an Pflege, gutem Lager, Wärme und Krankenkost.

Wohl nicht immer, aber doch oft ist es der Fall, daß die Eltern nicht allein sich, sondern auch ihren Kindern durch Sauferi unordentliches Leben und Unsauberkeit, Krankheiten und Leibesschwächen, ja sogar den Tod zuziehen.

Hier müssen also die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden, und die Kinder müssen die Sünden der Eltern mit büßen. Daß ich dieses traurige Bild des menschlichen Elends nicht übertreibe, werden mir Prediger und Aerzte gern bezeugen, und ohnehin liegen die Beweise vor jedermanns Augen.

Es wird nun nach allem, was ich hier gesagt habe, und was auf Erfahrung gegründet ist, bei manchem die Frage entstehen: wie diesem Unwesen abzuhelfen, und wie den höchst schädlichen Folgen für die Zukunft zuvor zu kommen sey? Ich will, wiewohl schüchtern, meine Gedanken und gut gemeinten Wünsche meinen Lesern zur Prüfung vorlegen.

Wer Menschen und Zeiten kennt, dem ist es nicht unbekannt, daß von jeher Reiche und Arme, Gesunde und Kranke, Glückliche und Unglückliche, Tugendhafte und Lasterhafte gewesen sind, und bis ans Ende der Welt seyn werden, und daß keine Staatsgewalt, keine Polizei und keine Obrigkeit diese Verhältnisse aufheben können. Aber wenn ein Mißverhältniß entsteht, und auf eine unnatürliche Art gewisse Laster überhand nehmen, wodurch die gemeine Wohlfahrt in Gefahr kömmt, die Ruhe und Sicherheit des gesellschaftlichen Lebens gestört wird, und Armuth, Krankheiten und mannichfaltiges Unglück davon erfolgen; so scheint es mir nicht allein höchst nothwendig, sondern auch sehr natürlich zu seyn, es möge kosten was es wolle, dem einreißenden Uebel aus allen Kräften entgegen zu arbeiten, und so viel möglich Einhalt zu thun. Es dürfte daher

Erstlich: die Pollzei einen Schritt weiter gehn, und sich um die innere Haushaltung der ausgearteten Menschen, um ihre Kinderzucht, häusliche Einrichtung und Lebensart sowohl in moralischer als in physikalischer Hinsicht mehr bekümmern und näher unter Aufsicht haben, und da

Zweitens: die Kinder solcher Menschen nun einmal gar keine Bildung und Begriffe von Moralität erhalten, sondern in Lastern und Müßiggang aufwachsen — wird alsdann nicht das sicherste Mittel seyn, sie denselben abzunehmen, und auf die eine oder die andere Art, entweder in öffentli-

chen

chen Civil- u. Militair-Erziehungs-Anstalten, oder auch bei Bürgern und Landleuten zur Arbeit erziehen zu lassen, und solche Zöglinge dafür allenfalls zu gewissen Dienstjahren zu verpflichten?

Drittens: da die Menschen der niedern und ärmern Stände, sowohl Eltern als Kinder, wenn sie gleich durch ein unordentliches Leben, oder Mangel an Pflege in Krankheiten, gebrechlich, lahm, gichtisch, oder Krüppel werden, alsdann dem gemeinen Wesen und den Armencassen, wie auch den Vermögendern zur Last fallen; würde es, um dieses zu verhüten, oder wenigstens zu vermindern, nicht gerathener seyn, da, wo es noch nicht ist, allgemeine Hospitäler und Krankenhäuser zu errichten, wo sowohl diese als andere, ohne ihr Verschulden unglücklich gewordene Menschen, ohne Unterschied geheilt und gepflegt würden?

Auf den ersten Blick scheinen diese Wünsche unerreichbar, und unter die frommen Wünsche und thörichten Projecte zu gehören. Man erlaube mir jedoch, darüber meine Meinung etwas zu rechtfertigen.

So wenig ich dafür stimmen möchte, daß die Polizei sich in das Innere der Haushaltungen und des häuslichen Lebens mischen solle; so scheint es mir doch bei dem gänzlichen Verfall der guten Sitten, bei dem unmäßigen Genuß des Branntweins, und der daher entstehenden häuslichen Unordnung und großen Unsauberkeit bei denjenigen, welche dermaaßen gesunken sind, daß keine Hoffnung zur Wiederkehr von ihnen zu erwarten ist, schlechterdings nothwendig zu seyn, daß sie ihre Aufsicht auch bis auf diese Gegenstände ausdehne, und solche Vorkehrungen treffe, wodurch Sittlichkeit, Gesundheit und gute Lebensart befördert werde. Denn wie anders wird dem Uebel, welches der jetzigen sowohl als der künftigen Zeit drohet, und sich immer vergrößert, zu begegnen seyn, und wie kann die gemeine Wohlfahrt der Gesellschaft bestehen, wenn man mit solchen schlecht erzogenen Menschen, bei denen Eigenthum, Sicherheit und Ruhe unwidersprechlich in Gefahr kömmt, stets umgeben ist, und auch nicht ohne sie seyn kann? Wer kann so leichtsinnig seyn, und bei dem unbeschreiblichen Elend und Unglück unserer Mitmenschen, und besonders der bejammernswürdigen unschuldigen Kinder, welche durch mancherlei Leiden und Noth bis zur Verzweiflung und zu den größten Vergehungen gebracht werden, und dadurch den gerechten gesetzlichen Strafen unterliegen, gleichgültig bleiben.

Wenn es gleich wahr ist, daß durch eine strengere und näher tretende Polizei die Strafen seltener gemacht werden; so ist jedoch, ohne Vermehrung und Verbesserung der Schul- und

Erziehungs-Anstalten der Zweck, solche Kinder zu brauchbaren Mitgliedern der Gesellschaft zu bilden, und sie abzuhalten, demnächst die Geißel der bessern, tugendhaften und wohlhabenden Einwohner zu seyn, auf keine Weise erreicht; denn so lange sie von den Eltern, zu deren Besserung wenige Hoffnung ist, nicht getrennt werden; so ist die Welt sehr zu bedauern, indem das Uebel bei seiner progressiven Fortschreitung immer ärger wird.

So ist es auch auf der andern Seite mit den ältern und erwachsenen Menschen, wenn sie erkranken, und bei aller medicinischen Hülfe, aus Mangel an Pflege und Wärme nur zu oft nicht völlig genesen, sondern zur Arbeit unfähig und Krüppel werden, wodurch nicht allein dem gemeinen Wesen viele Arbeitende entgehen, sondern demselben noch in einem hohen Grade zur Last fallen. Die Errichtung allgemeiner Hospitäler würde nicht allein dieses in großer Maaße vermindern, sondern auch das Gemüth des Menschenfreundes, wohldenkenden Einwohners und edlen reichlichen Gebers beruhigen.

Da es ausgemacht ist, daß die Reichern und Vornehmern, die geringern und niedern Stände gar nicht entbehren können, und jener ihre Sicherheit, Wohlstand und Bequemlichkeit davon abhänge, ob solche eine moralische Bildung haben, und zur Ordnung, Häuslichkeit und Reinlichkeit erzogen sind; so sollte billig der Gemeingeist erwachen und kein Mittel zu kostbar seyn, um bessere Ausbildung der ärmern und dienenden Menschenclasse zu fördern.

An verschiedenen Orten, so wie auch hier, hat eine Verbesserung und Vermehrung der Schulen Statt gehabt, und wird den Kindern unbemittelter Einwohner auch der freie Unterricht ertheilt. Gleichfalls ist durch eine Königliche Freigebigkeit für die zahlreichen Kinder der Soldaten und Invaliden eine Freischule errichtet. So hat man auch bereits vor mehrern Jahren den Anfang zur bessern Erziehung der verwahrloseten, unglücklichen und verlassenen Kinder durch Errichtung eines solchen Instituts gemacht. Aber die Beiträge sind nicht hinreichend, und die Mildthätigkeit nimmt ab; so daß die Vorgesetzten bei einer edlen Uneigennützigkeit, vieler Sorge, ganz unbelohnter Arbeit, und einem immerwährenden Umgange mit dem menschlichen Elende, ein solches Werk nicht erweitern können.

Ein jeder ist nun freilich nicht im Stande, ein solches gemeinnütziges Institut thätig zu unterstützen, aber mancher kann es wohl, und würde dadurch für die Welt einen wesentlichen Nutzen stiften und sich einen Platz im Himmel erwerben, wenn er von seinem Vermögen, welches so oft undankbaren Erben, die es nicht einmal bedür-

bedürfen, in die Hände fällt, oder es wohl gar zu ganz zwecklosen eitlen Dingen bestimmen. Manche alte Stiftungen zum Besten gewisser dürftiger und unglücklicher Menschen sind, wegen veränderter Zeitumstände, das nicht mehr, und können es nicht mehr seyn, was sie einst waren, und nach der Absicht der Stifter seyn sollten. Würden diese den Erfordernissen der jetzigen Zeit gemäß umgeformt, so möchten sie wohl in dieser Hinsicht sehr großen Nutzen leisten können.

Auch bietet die Urbarmachung des sich noch so viel und so nahe findenden wüsten Bodens, und die Theilung der Gemeinheiten, zur Unterstützung solcher Institute große Hülfe dar; und da das gemeine Wesen, wenn die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt in Gefahr kömmt, und Armuth und Elend überhand nimmt, denn doch zutreten muß, so möchte diese Bemerkung hier wohl nicht am unrechten Orte stehen.

Wenn bei dieser vorhin oft gedachten allgemeinen Angelegenheit auf der einen Seite sich für die menschliche Gesellschaft eine große Gefahr zeigt, auf der andern aber eine Aufopferung erfordert wird; so sollte man doch bei Zeiten von diesen beiden Uebeln das kleinste wählen.

Der Mensch bleibt dennoch ein Mensch, wenn er auch an seinem Unglück und Elend selbst schuld ist. Die Veranlassungen zu den menschlichen Verirrungen sind uns nicht immer bekannt, und es ist mehr als zu wahr, daß die Uebel der Menschen oft unvermeidlich sind. Wir haben daher keine Ursache, unser Mitleid so wenig gegen diese als gegen solche, die, wie es uns scheint, die Urheber ihres widrigen Schicksals selbst sind, zu unterdrücken.

Wer mit dem Elende der Menschheit bekannt ist, und es weiß, in welcher höchst traurigen Lage ein großer Theil der niedern und ärmern Stände, auch unglückliche fremde Menschen sich befinden, wie es ihnen an aller möglichen Gemächlichkeit und Pflege fehlt, und wie oft mehr durch Pflege, Wärme, Lager und Krankenkost, als durch theure Arzneimittel die Patienten hergestellt und geheilt werden, der wird es mit mir wünschen, daß sowohl Erziehungs-Anstalten als auch allgemeine und öffentliche Hospitäler, welche in mancher volkreichen Stadt noch fehlen, gestiftet werden mögen.

Es scheint wohl das Zeitalter der Barmherzigkeit jetzt nicht zu seyn, aber wenigstens in unserm Vaterlande und in der hiesigen Stadt ist Mitleid und Edelmuth noch nicht erloschen, da man solche bei entstehenden Feuersbrünsten, Wasserschäden und andern Unglücksfällen so mildthätig an den Tag legt. Glücklich ist ein Land, wie das unsrige, wovon man sagen kann, daß sich viele erhabene Seelen und

groß-

großmüthige Wohlthäter noch immer darin finden, die sichs zur Pflicht machen, das Elend der Menschen zu lindern, und das Glück des Vaterlands zu vermehren.

Es war eine Zeit, da man Kirchen, Klöstern und andern Anstalten reichliche Vermächtnisse zuwandte; sollte man nicht auch dergleichen bei diesen sogenannten aufgeklärten Zeiten erwarten können, um nicht allein sich selbst und seine Nachkommen zu sichern, sondern auch Unglückliche nicht allein vom Tode — denn dieser ist bei solchen eine Wohlthat — sondern vom Verderben, von einem siechen, lahmen Körper zu befreien, und vom Hunger zu retten? Wer vermag es, froh zu seyn, wenn er weiß, daß sein Nächster weder aus noch ein kann, und in unbeschreiblicher Noth und Elend, woran er oft nicht schuld ist, sein bekümmertes Leben mit den Seinigen so traurig hinbringen muß.

Weit entfernt vom thörichten Dünkel, alles verbessern zu wollen, und von sonstigen eitlen Absichten, habe ich über meine gemachten Beobachtungen und manche traurige Erfahrungen meine Empfindungen nicht länger unterdrücken mögen. Uebrigens bescheide ich mich gar wohl, daß ein jeder seine eigene Art zu sehen, zu bemerken und zu beurtheilen hat.

Hannover.

G. L. Woempner,
Polizei-Commissair.

Antwort

auf die im 67sten Stück dieses Magazins befindlichen Fragen, wegen der Bienenwartung im Calenbergischen.

1. Der angeführte Stand der Bienen gegen Mittag ꝛc. ist gut; doch muß sich die Sonne um Mittag von den Stöcken verlieren, weil durch die allzugroße Hitze die junge Brut ersticken kann. Ich pflege in solchen Fällen durch Unterstecken den Bienen etwas Luft zu machen.

2. Wenn die Stöcke überflüßigen Honig haben, so könnte derselbe ihnen im Herbst, noch besser aber im Frühjahre, genommen werden; dann werden sie auf solche Art genöthigt, neu zu bauen, und erlangen Platz zur jungen Brut. Man sieht gern, daß sie im Anfang des Monats Julius volkreich sind, und sich dann

zum

zum Schwärmen fertig machen können, als wenn erst die Schwärmezeit vorbei ist.

3. Das viele Füttern im Frühjahre bei noch reichem Vorrath ist überflüßig; allenfalls ein Reinigungsfutter (auf 24 Stöcke für 6 gr. langen Pfeffer, für 6 gr. Granatenschale, und für 1 ggr. Bibergeil durch einander fein gestoßen, 1 bis 2 Abende auf jeden Stock einen Theelöffel voll) kann nicht schaden. Das Unterkränzen hindert nicht am Schwärmen.

4. Daß oft die Witterung die Bienen eine Zeit lang vom Schwärmen zurück hält, ist gewiß; aber bei nachheriger guter Witterung holen sie solches nach.

Was meine Behandlungsart betrifft, so sehe ich so viel möglich dahin:

a) Daß ich Stöcke von jungem Werk zu Standbienen nehme, nicht über 3 Jahre alt, weil sie in jungem Werk gern brüten.

b) Daß sie bis zur ersten Blüte, hier nemlich der Wintersaat, oder auf eine kleine Stunde Weges der Heidelbeeren, hinstehen können (dazu sind um Michaelis 26 bis 28pfündige hinreichend); alsdann beurtheile ich, ob sie bei wenigerer oder mehrerer Flucht das Füttern nöthig haben oder nicht.

c) Das überflüßige Dronenwerk schneide ich weg; etwas erfordert ihre Beschaffenheit.

Was die angeführten Fragen betrifft, so ist es

1. gleich viel, sie stehen nahe oder etwas entfernt von der Hinterwand.

2. Das dichte Beieinanderstehen schadet nicht; meine stehen nahe an einander.

3. Das Bekleben der Stöcke ist gleich viel; ich nehme halb Leim und halb Kuhmist;

4. Bei noch nothdürftigem Vorrath füttere ich nur selten; wenn sie aber anfangen sich zum Schwärmen zu bereiten, alsdann fleißiger, doch unten lieber als vor dem Fluchtloche.

Meines Erachtens wäre in dortiger Gegend beim Mangel des Schwärmens, die Bienen in Magazinstöcke zu verwandeln, sehr vortheilhaft.

K.

Nach-

Nachricht von einem verſuchten Mittel, die Feldmäuſe zu vertreiben.

Da ſich die Feldmäuſe nach dem letzten gelinden Winter in ſolcher ungeheuren Menge vermehrt haben, daß für die Erndte k. J., wenn die Natur ſelbſt ſie nicht durch ungünſtige Witterung vertilgt, abermals viel Schaden zu beſorgen iſt; ſo ließ ich vor einiger Zeit, da 6 Morgen Kleeland umgebrochen wurden, hinter jedem Pfluge her einen Knaben von 10 bis 14 Jahren mit Weidenruthen, woran noch Zweige befindlich waren, gehen, und verſprach ihm für jede Maus 1 Pfennig.

Als das Pflügen vollendet war, ſo hatten dieſe Knaben 412 erſchlagene Mäuſe in ihren Beuteln. Ich werde alſo dieſe Jagd, wenn die obigen 6 Morgen wieder gepflügt werden, wiederholen, da ſodann nur wenig Mäuſe darin übrig bleiben können.

Sollte man aber nicht hoffen dürfen, daß im Ganzen eine merkliche Vertilgung dieſes Ungeziefers erfolgen müſſe, wenn alle Feldnachbarn ein Gleiches thäten, und auch beim Felgen des Rockenſtoppels eben ſo verfahren würde? Zumal da die reine Brache jetzt eben noch ganz davon befreiet iſt, und ſich die Mäuſe nur in den beſtellt geweſenen Feldern und dem angränzenden Raſen aufhalten.

Freilich werden ſie ſich aus den diesjährigen Sommerfeldern in dieſem Herbſt nach den mit Winterfrucht beſtellten Feldern hinziehen.

Aber warum ſollten nicht auch in Deutſchland noch andere zweckdienliche Mittel gegen die Feldmäuſe angewandt werden können, da ſolches in Frankreich ſchon längſt Landes-Gebrauch ſeyn ſoll?

So unbedeutend daher auch dieſe Nachricht iſt, ſo würde ſie doch nützlich ſeyn können, wenn ſich erfahrne Landwirthe dadurch veranlaßt fänden, die ihnen bekannten bewährten Mittel in dieſen Blättern zum gemeinen Beſten baldmöglichſt mitzutheilen.

von Daake,
Schaafmeiſter.

Pöhlde.

Hannöverisches Magazin.

88tes Stück.

Montag, den 2ten November 1801.

Schreiben an D. zu E.

die Inoculation der Kuhpocken, vorzüglich die dagegen gemachten Einwendungen betreffend.

Aus Ihrer letztern Zuschrift ersehe ich, daß auch Sie noch manche Zweifel gegen die Inoculation der Kuhpocken haben und deshalb Bedenken tragen, sie Ihren Kindern einimpfen zu lassen.

So wenig Ihnen dies zu verdenken steht, so gewiß hoffe ich, Sie werden, wenn ich die mir vorgelegten Zweifel und Einwendungen Ihren Wünschen zufolge, widerlegt habe, die Sache aus einem andern Gesichtspunkte ansehen, und ein günstigeres Urtheil darüber fällen.

Jede neue Entdeckung, sobald sie bedeutend ist, macht Aufsehen, und vorzüglich in der Arzneikunde, weil diese allgemein interessirt. Es fehlt sie gewöhnlich nicht an Vertheidigungen, aber auch nicht an Gegnern. Die letztern sind gemeiniglich bejahrte Aerzte, die, um nicht von ihrer einmal gewohnten Routine abgehen zu dürfen, von allem, was neu ist, einen wahren Abscheu haben, und nicht selten, ehe sie sich von der Sache recht unterrichtet haben, schon a priori dagegen sind; oft aber sind es auch große Männer, die ihre Stimme dagegen erheben, und dies ist in der That ein nicht geringer Gewinn für die Sache, indem dadurch beide Theile angetrieben werden, die genauesten Untersuchungen anzustellen, woraus endlich ein wohlgegründetes und richtiges Urtheil für oder wider die Sache erwächst.

Keine Entdeckung hat wohl mehr Aufsehen erregt, mehr Vertheidiger und Gegner gehabt, wie die Inoculation der Menschenblattern. Jede Parthei suchte durch Gründe ihre Meinung zu unterstützen und zu vertheidigen, bis am Ende, nach hinlänglich angestellten Versuchen, es sich ergab, daß man ein sicheres Mittel darin gefunden hatte, der

verheerenden Blatternseuche Gränzen zu setzen.

Gleiches Schicksal mit jener hat nun auch die Inoculation der Kuhpocken gehabt. Es ist viel dagegen und viel dafür geschrieben, allein die letztern aus England erhaltenen Nachrichten, die uns über Manches beruhigten und die Bestätigung der ältern enthielten, haben die Haupteinwendungen der Gegner beseitiget, so daß, die Aerzte, welche bloß, weil es etwas Neues ist, der Sache entgegen sind, ausgenommen, nur wenige existiren, die für die Sache nicht eingenommen wären.

Ich komme nun zur Betrachtung der Einwendungen, welche Sie gegen die Inoculation der Kuhpocken anführen, die Ihnen ohne Zweifel Ihr dortiger Arzt, welcher, wie ich weiß, gegen die Sache ist, mitgetheilt hat. Einige davon sind wahrscheinlich aus einer gewissen Schrift entlehnt, und ich werde daher, da sie hierin sehr bündig widerlegt sind, dasjenige, was der Verfasser darüber sagt, Ihnen, begleitet mit einigen Zusätzen, in möglichster Kürze mittheilen; die übrigen aber selbst zu widerlegen mich bemühen.

1) Man hat noch zu wenige Erfahrung.

Es ist freilich schwer zu bestimmen, was wenig und was viel ist, da dies immer ein relativer Begriff bleibt, allein ich sollte denken 16 bis 20000 Beobachtungen, die wenigstens schon von dieser Krankheit existiren, und die in verschiedenen Ländern von verschiedenen Männern gemacht und wechselseitig mitgetheilt sind, werden hinreichen, diesen Einwurf zu widerlegen.

Auch darüber, daß die nachher gelimpften Menschenblattern nicht angesteckt haben, existiren schon wenigstens 5000 Beobachtungen, die größtentheils in England, aber auch in Hannover und an andern Orten Deutschlands gemacht sind.

2) Die Erfahrungen sind noch zu neu.

Die Wichtigkeit dieses Einwurfs beweiset die Geschichte dieser Erfindung. Seit einem Menschenalter haben die englischen Pächter schon beobachtet, daß die Kuhblattern vor den Menschenblattern sichern, a) indem alle ihre Dienstbothen, welche von den Kühen die Kuhpocken erhielten, von den Menschenblattern verschont blieben. Um sich von der Wahrheit dieser Beobachtung, welche die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich zog, völlig zu überzeugen, wurden Leuten, die vor 31, 36, 53 ꝛc. Jahren die Kuhpocken gehabt

a) S. Dr. Jenners Schriften über die Kuhpocken, welche vom Dr. Ballhorn aus dem Engl. übersetzt zu Hannover herausgekommen sind.

habt hatten, Menschenblattern inoculirt, aber vergebens, b) woraus unwiderſprechlich folgt, daß die Kuhpocken nicht bloß auf einige Jahre, ſondern auf immer vor den wahren Blattern ſchützen.

3) Wir können es wenigſtens noch ein Paar Jahre erſt mit anſehen und reifen laſſen.

Hier könnte man wohl fragen, wie vieler Erfahrungen über 5000 bis 20000 es denn noch bedürfte für ſolche Zweifler und Unentſchloſſene? Und hätte Jeder ſo gedacht bei der Impfung der Menſchenblattern, ſo wäre auch ſie nie in Gang gekommen, und Millionen, die ſie erhalten hat, moderten längſt im Grabe. Oder giebt es Einzelne, von denen man fordern könnte, daß ſie mit ihren Kindern und Kranken zum allgemeinen Beſten experimentiren ſollen? Die Kuhpocken ſind eine ſo ungemein gefahrloſe und leichte Krankheit, daß, wenn man durch deſto größere Sorgfalt verhütet, daß das Kind ſich nur einmal weniger den Magen überladet, oder ſich einen Schnupfen zuzieht, alles Ungemach der Impfung ihm ſchon mehr als vergütet iſt.

Und vor der zufälligen Anſteckung der Menſchenblattern iſt man bis jetzt keinen Augenblick ſicher; es würde daher unverantwortlich ſeyn, ſeine Kinder durch die unterlaſſene Impfung der Kuhpocken, der Gefahr, von Menſchenblattern angeſteckt zu werden, noch länger bloß zu ſtellen.

4) Wir haben entgegengeſetzte Erfahrungen, nämlich Erfahrungen daß Leute, welche die Kuhpocken gehabt hatten, in der Folge dennoch die Menſchenblattern bekamen. c)

Zum Theil tragen dieſe Behauptungen ihre wirklich faſt lächerliche Nichtigkeit gleich bei ſich. Man

b) S. Jenner am angeführten Orte. Aber auch in Paris, wo eine eigne mediciniſche Commiſſion zu Unterſuchung der Kuhpocken ernannt wurde, ſind die mit Menſchenblattern gemachten Gegenverſuche durchaus für die Kuhpocken ausgefallen. Die Berichte der Commiſſion hierüber, wie auch über mehrere die Kuhpocken betreffende Gegenſtände, worunter auch Privatnachrichten ſind, finden ſich im Moniteur univerſel Nr. 32, 35, 42, 43, 44, 57 und 61 vom vorigen Jahre (An. IX) aufgezeichnet.

c) Zuweilen machen ſich Aerzte das unerlaubte Vergnügen, ſolche Erfahrungen zu erdichten. S. hierüber Nr. 220 des Reichs-Anzeigers 1801, wo der Herr Dr. Lehr, Arzt des Senkenbergiſchen Inſtituts zu Frankfurt a. M., dem dortigen Dr. E. einer in dieſem Stücke begangenen Unwahrheit überführt.

hat namentliche Beispiele angegeben, daß Leute vor 30 und mehreren Jahren in Deutschland die Kuhpocken und hinterher die wahren Blattern gehabt hätten. Damals aber war diese Krankheit hier noch gänzlich unbekannt, und bei gehörigem Nachfragen ergab sichs, daß die Personen glaubten, es sey von den falschen Menschenblattern die Rede gewesen, denen der gemeine Mann thierische Namen, Hundepocken, Schweinepocken ꝛc. beilegt.

So wie es aber falsche Menschenblattern giebt, so giebt es auch falsche Kuhpocken, die weder vor den wahren Kuhpocken, noch vor den Menschenblattern sichern. Diese entstehen entweder von unächter Materie oder daher, daß man den Fehler begeht, die Impfmaterie zu nehmen, wenn sie schon eiterartig ist, statt sie dann schon genommen zu haben, als sie noch völlig wasserhelle war.

Wie oft dagegen gesündiget ist, und leider noch gesündiget wird, davon bin ich nicht selten Zeuge gewesen. Kein Wunder also, daß viele die Menschenblattern nach gehabten Kuhpocken wiedergekriegt haben und noch wiederkriegen werden, daß viele, die dafür gestimmt waren, durch solche Erfahrungen, die sie als gültig ansehen, dawider eingenommen worden sind. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß in allen Ländern ähnliche Verordnungen erschienen, wie die Königl. Preussische, d) wodurch nur Aerzte allein, oder Wundärzte unter ihrer Aufsicht autorisirt seyn sollen, die Inoculation der Kuhpocken vorzunehmen. Von Ihnen, lieber Freund, und von jedem vernünftigen Menschen, läßt sichs freilich erwarten, daß Sie den Fehler, der bei solchen Fällen Statt hat, nicht in der Sache selbst, sondern in der von Unkundigen fehlerhaft verrichteten Inoculation suchen werden; aber bei dem gemeinen Mann hält es sehr schwer, ihn davon zu überzeugen, und ihn zu dem Gebrauche eines Mittels, was einmal fehlschlug, zum zweitenmal zu bereden.

Wie viel dadurch der guten Sache schon geschadet ist, ist unglaublich, und Jeder, der seine Kinder nicht von einem Sachkundigen hat inoculiren lassen, sollte sich billig an einen solchen wenden, und sie, um ganz sicher zu seyn, zum zweitenmal inoculiren lassen.

Und wenn wirklich der Fall sich ereignete, daß ein Kind nach gehabten ächten Kuhpocken dennoch die wahren Blattern über kurz oder lang wie-

d) Sie ist in den Hamburger Correspondenten d. J. Nr. 131 abgedruckt, und zu Berlin am 11ten Julius herausgekommen.

wieder bekäme, so würde dies noch keineswegs einen hinlänglichen Grund gegen die Kuhpocken abgeben; denn so gut Personen, denen die Blattern inoculirt sind, diese zum zweitenmale wiedergekriegt haben, wie das die Erfahrung zur Genüge bewiesen hat; eben so gut können auch Fälle sich ereignen, wo nach überstandenen Kuhpocken Blattern wieder kommen.

5) *Die Menschenblattern können mit den Kuhpocken zusammentreffen, also schützen sie nicht vor jenen.*

Diese Einwendung gründet sich auf die lächerliche Idee derer, die sich einbilden, daß ein Kind vor den Blattern gesichert sey, sobald ihm die Kuhpockenmaterie auf den Arm gebracht ist, ohne zu bedenken, daß, indem ich das Kind inoculire, es schon von den Blattern angesteckt seyn kann, welches, wenn diese an dem Orte gerade herrschen, sehr leicht möglich ist.

Ich habe hierüber eine Beobachtung zu machen Gelegenheit gehabt, e) die ich, weil sie auch in anderer Rücksicht mir interessant scheint, Ihnen mittheilen muß.

In einem Hause, wo 5 Kinder die Blattern nicht gehabt hatten, inoculirte ich am 24ten Julius den beiden ältesten Kindern (dem einen von 8, dem andern von 6 Jahren) die Kuhpocken. Die Inoculation hafstete bei beiden, und am sechsten Tage, Morgens, waren die Pusteln bei dem ältesten so beschaffen, daß ich die übrigen drei Kinder davon inoculiren wollte. Da sie aber nicht alle zu Hause waren, so impfte ich bloß das jüngste, ein Knabe von $\frac{3}{4}$ Jahren, und verschob es mit den beiden andern bis Mittag. Während dem ich noch da war, fing der älteste an, über Hitze und Kopfschmerzen zu klagen, und versicherte, daß er schon den Abend vorher nicht recht munter gewesen sey, auch die Nacht vor Hitze nicht habe schlafen können.

Gegen Mittag fing er an sich zu erbrechen, und kriegte ein sehr heftiges Fieber, welches gegen Abend nur wenig remittirte. Die Kuhpocken, die am Morgen so schön standen, waren nach Mittag schon welk und eingefallen, weshalb ich die beiden noch übrigen Kinder (das eine von 4, das andere von 3 Jahren) am nächsten Morgen von einem andern Kinde inoculirte. Der älteste Sohn war in der Nacht sehr krank gewesen, und hatte ein starkes Fieber gehabt. Gegen Morgen zeigten sich Blatternstippen, wovon an den beiden folgenden Tagen noch immer

e) Auch an andern Orten sind schon ähnliche Fälle vorgekommen.

wer mehrere herauskamen, so daß er ganz entsetzlich voll wurde. Er war indessen im Verhältniß mit der außerordentlichen Menge Blattern, die ihren regelmäßigen Verlauf hatten, nicht sehr krank, und genas, ohne etwas Bedeutendes eingenommen zu haben. Bloß die Blattern im Schlunde machten ihm viel zu schaffen.

Bei denen zuletzt inoculirten Kindern erschienen die Kuhpocken ebenfalls. Ehe sie aber zur gehörigen Größe und Reife kamen, brachen die andern Blattern (bei der ältern am 7ten, bei der jüngern am 4ten Tage) aus. Diese ward sehr voll, doch nicht kränker, als ihr Bruder, jene aber hatte so wenig, daß sie beständig dabei herumgieng. Die Kuhpocken verschwanden bei diesen beiden in einigen Tagen, ohne einmal wahre Pusteln gebildet zu haben, bei dem ältesten Jungen hingegen nahmen sie ganz die Gestalt einer großen Blatterpustel an, und hielten mit den Blattern in ihrem Verlaufe gleichen Schritt. Von der großen fast rosenrothen peripherischen Entzündung, welche die Kuhpocken charakterisirt, war keine Spur zu sehen.

Das zweite und jüngste Kind wurde, so viel als thunlich war, von den übrigen abgesondert. Sobald aber die Kuhpocken überstanden waren, ließ ich sie ungehindert zu ihren Geschwistern gehen, mit ihnen spielen, sie anfassen und alles thun, um sie der Blatternansteckung auszusetzen. Aber keines von beiden bekam den geringsten Anstoß von Blattern, und noch jetzt, nachdem die übrigen längst hergestellt sind, befinden sie sich vollkommen wohl, obgleich sie immer in der genauesten Verbindung mit ihnen und andern Blatternkindern geblieben sind.

Wie lieb es mir war, daß diese Umstände sich gerade in einem und demselben Hause zusammen trafen, kann ich Ihnen nicht sagen, denn Sie hätten den Lärm hören sollen, den die Gegner der Inoculation und viele andere machten, wie die drei inoculirten Kinder die Blattern bekamen. Alles schrie: da haben wirs, nun schützen die Kuhpocken doch nicht vor den Blattern, was hilfts nun, daß wir unsere Kinder haben inoculiren lassen ꝛc.

Es kostete mir in der That nicht wenig Mühe, die Leute zu überzeugen, daß ihre Behauptung falsch sey; daß jene Kinder, welche während dem sie die Kuhpocken hatten, die Blattern kriegten, schon vor der Inoculation (durch Unvorsichtigkeit der Aeltern) von diesen angesteckt waren, und daß überhaupt die Kuhpocken unmöglich eher vor den wahren sichern können, bis sie völlig überstanden sind, oder bis wenigstens die Entzündung und Anschwellung

lung des Arms und das damit verbundene Fieber vorüber ist. Und wären die zwei übrigen Kinder, die durch Zufall vor oder gleich nach der Inoculation nicht angesteckt wurden, von den Blattern nicht befreiet geblieben, welches auf eben die Weise, wie bei ihren Geschwistern geschehen konnte, so hätten sich noch mehrere gegen die Kuhpocken empört, und Manche, die bisher nur durch ein bedenkliches Kopfschütteln ihre Gedanken verriethen, würden nun öffentlich ihre Stimme erhoben haben.

Viele verdachten es mir sogar, daß ich, wie das eine Kind die Blattern bekommen hatte, den andern noch die Kuhpocken inoculirte, indem sie meinten, zwei Krankheiten müßten doch ein Kind kränker machen, als eine, (die doch kaum zu vermeiden wäre). Ich erwiederte ihnen aber, daß mich eines Theils die Beobachtungen, daß, wenn die Blattern mit den Kuhpocken zusammen treffen, jene gelinder werden, andern Theils aber und vorzüglich die Hoffnung, daß ich vielleicht das eine oder das andere Kind durch die Inoculation noch vor den Blattern schützen könnte, dazu vermocht hätte. Und meine Hoffnung schlug auch nicht fehl, denn das jüngste Kind überstand glücklicher Weise die Kuhpocken ohne von den wahren angesteckt zu werden.

Ich hoffe, das Gesagte wird hinreichen, diese Einwendung, worauf die Gegner der Kuhpocken ein so großes Gewicht legen, völlig zu beseitigen; ich gehe daher zu einer andern, nicht minder wichtig scheinenden über.

6) Seine künstliche Erleichterung der Blatternkrankheit ist etwas werth, denn sie hindert, daß die angeborne Blattern-Materie nie aus dem Körper kommt.

Dieses widerlegt sich von selbst, denn nur, indem wir durch die Inoculation der Blattern die Krankheit mild er machten, waren wir im Stande, so vielen Tausenden das Leben zu retten.

Traurig ist es übrigens, daß die Aerzte, in der Chimäre von einer angebornen Blattern-Materie, den Nichtärzten einen Vorwand gegeben haben, die Hände zur Zeit der Noth in den Schooß legen zu dürfen. Ich kann mich unmöglich, ohne zu weitläuftig zu werden, auf Beleuchtung dieser Hypothese einlassen. Jedem aber, der die irrige, längst als falsch anerkannte Meinung von einem angebornen Pockengifte hat, muß ich es überlassen, wie er es begreifen mag, daß Tausende von Jahren hindurch, ehe die Blattern entstanden, die Menschen doch recht gesund seyn konnten, denen jetzt das Zurückbleiben eines kleinen Theils ihres Blatternstoffes schon

schon schädlich werden soll; — wie er es mit der Güte und Weisheit des Schöpfers reimen kann, daß das Geschöpf mit lauter Krankheitsstoffen: einem Stoff für die Blattern, für die Masern, für die Frieseln, und gar auch für die Kuhpocken ꝛc., vollgeladen in die Welt treten muß. — Keine dieser Krankheit entsteht durch eine angebohrne Materie, sondern eben so, wie bei der Pest und den venerischen Krankheiten, muß der Keim erst von aussen in den Körper gebracht werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eichen- und Birnbaumholz dem Mahagoniholze ähnlich zu beitzen und mit dauerhaftem Firniß zu überseßen.

Zu einem Tisch von 9 Fuß Quadr. nimmt man ¼ Pfund besten Fernambuck nebst 2 Loth römischen Alaun, kocht dieses in einem neuen Topfe oder verzinnten Pfanne mit ¼ Quart. Regen- oder Flußwasser ½ Stunde bei gelindem Feuer; gießt es durch Leinewand und läßt die durchgegebene Flüssigkeit so lange aufs neue einkochen, daß nur ¼ Quart. zurückbleibt, worin 20 Gr. Weinsteinsalz aufgelöset werden. Hiemit wird der Tisch 6 bis 8 mal so lange dünne überstrichen, bis die rothe Farbe allenthalben gleich ist, welches in einem Tage 3 mal geschehen kann, wenn die Luft trocken ist; nur muß verhütet werden, daß die Sonne nicht stark darauf scheine, weil das Holz sonst krumm gezogen wird.

Wenn die Farbe trocken ist, wird dieselbe mit Leinewand etwas abgerieben, und mit gutem Bernsteinfirniß überstrichen, dessen Bestandtheil keinen fremden Zusatz enthält, als den in Terpentinöl aufgelöstin Bernstein mit Leinölfirniß vermischt. So kann der Tisch alle Tage überstrichen werden; der letztere Anstrich muß aber jedesmal recht trocken seyn; auch muß nach jedem Anstrich des Firnisses der Tisch auf folgende Art poliret werden:

Man reibt Bimstein sehr fein zu Pulver und gießt etwas Wasser darauf. In dieser dünnen Mischung macht man ein wollenes Läppchen naß, und reibt leicht und allenthalben gleich damit, nur nicht zu stark, daß der Grund nicht leide. Hernach reibt man die Arbeit mit weicher Leinwand, welche in Baumöl mit feingeriebenem Tripel getunkt ist; alsdann trocknet man alles mit weicher Leinwand ab, und reibt so lange, bis der Tisch einen feinen Glanz erhält.

Hallersleben. Dannemann, jun.

Hannöverisches Magazin.

89tes Stück.

Freitag, den 6ten November 1801.

Schreiben an D. zu E.

die Inoculation der Kuhpocken, vorzüglich die dagegen gemachten Einwendungen betreffend.

(Fortsetzung.)

7) *Wir haben kein neues Mittel gegen die Blattern nöthig, da die Inoculation sie ganz unschädlich gemacht hat.*

Glauben Sie das ja nicht, lieber Freund. Die Krankheit ist freilich dadurch sehr gemildert, aber es sterben noch sehr viele daran, a) (denn das Glück eines einzelnen Arztes dürfen wir nicht in Anschlag bringen) und selbst bei der besten Behandlung kommen noch nach den Blattern nicht selten die traurigsten Zufälle, die zu verhüten oder zu entfernen leider nur zu oft außer den Gränzen unserer Kunst liegt.

Wenn wir nun aber auch annehmen wollen, daß die Inoculation, wie Manche es noch jetzt behaupten, die Blattern wirklich so milde macht, daß wir nichts mehr davon zu fürchten haben, würde es dennoch nicht ein großes Glück für die Menschheit seyn, diese Krankheit, die schon bei ihrer Annäherung, noch mehr aber bei ihrem Daseyn, das Herz jedes Vaters, jeder Mutter, mit Angst und Sorgen erfüllt, durch ein so ungemein gefahrloses Mittel zu vertilgen? Und das um so mehr, da so viele Umstände die Inoculation der Blattern verhindern. Ein Fall, der unglücklich abläuft, ist hinreichend, hunderte davon abzuhalten.

Die

a) Nach englischen Beobachtungen sterben im Durchschnitt an inoculirten Blattern von 1000 vier bis fünfe, an nicht inoculirten von fünf und zwanzig einer.

Die Bemühungen neuerer berühmter Aerzte, die Blattern auf eine andere Art auszurotten, welche indessen fruchtlos geblieben sind, und gewiß immer geblieben seyn würden, geben uns einen hinlänglichen Beweis, daß die Blatternkrankheit noch immer sehr zu fürchten ist, und jeder Vernünftige wird daher mit beiden Händen das Mittel ergreifen, was eben so erfreulich als nöthig ist, wenn wir Tausende, die an inoculirten, und Millionen, die an natürlichen Blattern unfehlbar hinweggerafft werden, davor schützen, wenn wir den Wunsch erfüllt sehen wollen, die Krankheit ganz auszurotten, wozu wir jetzt die größte Hoffnung haben.

8) Die Kuhpocken sind eine viehische Krankheit, und durch ihre Mittheilung könnte wohl der Mensch dem Viehe zu nahe gebracht werden, in Begierden, Krankheitsanlagen ꝛc.

Dieser brutale Gedanke ist von einem schwärmenden Franzosen, Vaume, der auch Blasenpflasterlegen Mordbrennen nennt, vorzüglich vorgebracht, aber auch von vielen andern kriegt man ihn zu hören. Was für Begriffe muß ein Mensch von menschlicher Organisation, Reizbarkeit, und von der Art, wie menschliche Organe auf äußere Reize zurückwirken, haben, der im Ernste glauben kann, durch ein Viertel Tropfen thierischer Lymphe, der durch die Impfung kaum in seinen Körper gebracht wird, und durch ein unbedeutendes Fieberchen mit einem noch unbedeutendern Ausschlage, die danach entstehen, können diese Organisation und Reizempfänglichkeit in die eines Thieres verwandelt werden? — Wäre es denn nicht das allergewagteste Unternehmen, je einen Bissen Fleisch zu essen, und müßte man nicht die Erfinder der Kuhpocken herzlich bedauren, wenn ihnen bei ihrem Lieblingsessen (dem Rost-beef) mehr wie andern, eine gänzliche Metamorphose bevorstünde? —

Und wenn wir ganz in die Vorstellungsart dieses Arguments hineingehen wollten, dürften wir uns denn nicht überzeugt halten, daß das thierische Gift (wenn wir es so nennen dürfen) welches durch die Impfung in den Körper gebracht wird, durch das Fieber und den Ausschlag wieder aus demselben getrieben würde? — Oder finden wir in der Geschichte Beispiele aufgezeichnet, daß Menschen in den Zeiten, wo die Transfusion Mode war, wo man thierische Säfte Pfundeweise unmittelbar in den Körper brachte, halb oder ganz zum Thiere geworden sind? —

Und sollte die Idee mancher englischen und deutschen Aerzte, daß die wirklichen Blattern ursprünglich Kuhblattern gewesen sind, durch historische Nachforschungen bestätigt werden, eine Idee, welche bei der Aehnlichkeit

beider Krankheiten, bei der Beobachtung, daß die eine vor der andern sichert, und bei noch mehreren Umständen keineswegs zu verwerfen ist, — so werden diejenigen, welche das Blatterngift, mag es immerhin tödlich seyn, dennoch der Würde des Menschen angemessener halten, und welche sich bloß, ohne die schützende Kraft der Kuhpocken zu leugnen, noch durch den Namen einer viehischen Krankheit von der Inoculation abschrecken lassen, ganz beruhiget werden.

Man kennt ja übrigens noch in Glocestershire ꝛc. die vielen vom D. Jenner namentlich angeführten alten Dienstleute, die vor mehr als dreißig Jahren von den Kühen angesteckt, die Kuhpocken überstanden haben, ohne bißlang eine Metamorphose erlitten zu haben.

9) Wir kennen das Kuhpockengift zu wenig, und man kann nicht wissen, welche krankhafte Zufälle es noch in der Folge erregen kann.

Ob es denkbar ist und sich mit vernünftigen medicinischen Begriffen reimen läßt, daß irgend ein Gift oder eine sogenannte Schärfe in dem Körper 30, 40 und mehrere Jahre liegen, dann aber losbrechen und Gott weiß, was alle für Unheil stiften kann, lassen wir dahin gestellt seyn, und begnügen uns mit der Erfahrung, zufolge der alle jene alten Leute, der Jenner in seiner Abhandlung über die Kuhpocken namentlich gedenkt, nach den vor 30, 40, 50 ꝛc. Jahren überstandenen Kuhpocken, bislang weder Blattern, noch sonst eine Krankheit erlitten haben, die man als Folge der Kuhpocken ansehen könnte.

Es giebt freilich Menschen, die durch ihren eingeschränkten Verstand verleitet, jeden Zufall, jede Krankheit, die nach den Kuhpocken über kurz oder lang entstehen, zufolge des Satzes: post hoc, ergo propter hoc, auf Rechnung der Kuhpocken schreiben, und dadurch manche in Furcht und Schrecken setzen, aber gegen diese Menschen etwas zu sagen, ist überflüssig, da Sie und jeder Vernünftige das Thörichte davon einsehen müssen.

Die tägliche Erfahrung lehrt ja, wie oft wir Gifte als Arzneimittel in den Körper bringen, die, in den Händen eines vernünftigen Mannes, nie üble Zufälle nach sich ziehen; wie viel weniger wird dies denn ein Viertel Tropfen Kuhpockenmaterie, deren Hauptwirkungen ein unbedeutendes Fieber und eine geringe Entzündung des Arms sind, thun, da sie mit Recht noch nicht als ein absolutes Gift anerkannt werden darf? —

10) Wir laufen Gefahr, die ohnehin große Anzahl der

Krankheiten noch um eine zu vermehren.

Da die Kuhpocken nicht anders als durch unmittelbare Berührung des Giftes mit einer von dem Oberhäutchen entblößten oder dünne belegten Stelle des Körpers anstecken, so wird es immer von uns dependiren, sie so weit zu verbreiten, als wir es für gut finden, folglich fällt diese Einwendung gänzlich weg. Und es fragt sich, ob es nicht sehr zu wünschen wäre, wenn die Kuhpocken sich, wie die Blattern, von selbst weiter verbreiteten, indem wir auf diese Art noch weit eher den Zweck: die Blattern völlig zu vertilgen, erreichen würden, was jetzt, bei den noch immer getheilten Partheien nicht gut möglich ist.

Wie manches Mittel müßten wir, weil es diese oder jene unangenehme Nebenwirkung hat, welche wir mit eben so großem Rechte als die Kuhpocken eine Krankheit nennen könnten, aus unserm Arzneivorrathe verbannen, wenn wir uns scheuen wollten, dem Patienten eine vorübergehende ganz gefahrlose Krankheit zu machen, wodurch wir ihn von einem sehr bedeutenden und gefährlichen Uebel befreien können? —

Und angenommen, die Kuhpocken würden statt der Blattern alle 2 bis 3 Jahre, oder wie oft es seyn möchte, grassiren, würden wir bei diesem Tausche nicht unendlich gewinnen?

11) Wir haben erfahren, daß viele Fälle, wo die Blattern nach den Kuhpocken entstanden waren, verschwiegen sind.

Dies ist im Ganzen dieselbe Einwendung, wie die obige (Nr. 8.) welche schon dort genugsam widerlegt ist. Und wenn Fälle vorgekommen sind, die durch eine fehlerhafte Inoculation oder durch unächte Materie mißglücken, b) und verschwiegen wurden, so geschah dies entweder um den dabei gemachten Fehler nicht einzugestehen oder mit gutem Vorbedacht, um der Sache dadurch nicht zu schaden, weil die meisten die Ursache davon gewiß in der Sache selbst gesucht haben würden.

12) Die Kuhpocken sind so gefahrlos nicht, denn wir haben Erfahrungen, daß sie tödtlich geworden sind. c)

Wenn

b) Im Anfange, ehe es recht bekannt war, daß die Materie dann nur zur Inoculation taugt, wenn sie noch völlig wasserhelle ist, sind viele Fälle mißglückt.

c) Daß Manche, und unter diesen selbst Aerzte, hierin so weit gehen, zur Beschönigung ihrer Behauptungen, Fälle zu erdichten oder die Beobach-

Wenn Jemand nur einmal die Kuhpocken gesehen hat, so wird er diese Einwendung nicht machen, oder er urtheilt falsch, und läßt das Kind an den Kuhpocken sterben, das an einer andern Krankheit starb, während dem es die Kuhpocken hatte.

Es ließe sich der Fall denken, daß die Kuhpocken die andere schon vorhandene Krankheit verstärken, und so eine entfernte Ursache des Todes werden könnten, aber darum wird doch Niemand sagen können: das Kind ist an den Kuhpocken gestorben, und wie viel gewisser würde es gestorben seyn, wenn es statt der Kuhpocken die Blattern gekriegt hätte.

Und wollten wir auch annehmen, was keineswegs erwiesen ist, daß von mehreren Tausenden, die die Kuhpocken haben, einer stirbt, so werden wir doch im Verhältniß mit den Blattern, worau, wenn sie inoculirt sind, im Durchschnitt von 1000 vier bis fünf, wenn sie aber natürlich kommen, von 1000 gegen 40 sterben, viel gewinnen, und denn haben wir noch den großen Vortheil, viele Tausende durch die Kuhpocken vor den wahren Blattern, ihren üblen Zufällen und Folgen gesichert zu haben.

13) Die Materie bleibt nur bis in die sechste Generation ächt.

Diese irrige Vorstellung, welche einige Halbunterrichtete hegen, rührt wahrscheinlich daher, daß Jenner in seiner ersten Schrift mit seinen Versuchen erst bis zur 6ten Generation gekommen war. Die Erfahrung reicht jetzt schon viel weiter, und zeigt bislang keinen Unterschied, in der Krankheit, wenn sie durch Gift aus der 2ten oder aus der 20ten hervorgebracht wird. Aber wenn auch jene Behauptung wahr wäre, so würde dadurch weiter nichts in der Sache geändert werden, als daß man die Materie öfterer aus England kommen

tungen Anderer zu verfälschen, sollte man kaum glauben, wenn man nicht namentliche Beispiele davon in öffentlichen Nachrichten aufgezeichnet fände. So lese ich eben im Reichs-Anzeiger Nr 220., daß ein gewisser Dr. E zu Frankfurt am Main (in der Beilage Nr. 66. der politischen Reden im Reiche der Todten den 15ten Aug. 1801.) behauptet: Herr Hofrath Sömmering habe einem Kinde die Kuhpocken geimpft, dies habe einem ihm (dem Dr. E.) unbekannten noch nie gesehenen Ausschlag bekommen und wäre gestorben. Herr Hofrath S. widerlegt dies nicht allein (in dem angeführten Stücke des N. A.) und beweist, daß es sechs Monate nach der Impfung an dem Scharlachfieber, und vorzüglich an der damit verbunden gewesenen Halsentzündung gestorben ist, sondern wird die Sache auch gerichtlich betreiben.

men lassen müßte. Und welche Aeltern würden nicht gerne diese Kosten anwenden, um ihre Kinder dadurch von einer so schrecklichen Krankheit zu befreien?

Und sollte sich die Erfahrung bestätigen, daß wir in Deutschland wirklich Kühe mit ächten Kuhpocken haben; so würden wir sehr leicht und oft Materie erhalten können, zumal wenn im Lande einige Kühe dazu gehalten würden, welches sich, da die Kosten durch die auszugebende Materie leicht bestritten werden könnten, wohl der Mühe verlohnen möchte. d)

14) Es ist nicht denkbar, daß eine so geringe unbedeutende Krankheit eine so gefährliche verhüten könne.

Aber wie Manches geschieht in der Natur, was wir sogleich oft nicht einsehen können, und was doch wahr ist. Wer hätte es denken sollen, ehe wir das Opium kannten, daß eine so kleine Portion davon oft die heftigsten Zufälle entfernen, und andern noch gefährlichern vorbeugen könne; wer glauben, daß man im Stande wäre, durch wenige Gran Sublimat oft die heftigsten venerischen Zufälle zu heben? —

Also diese Bedenklichkeit ist ganz unnöthig. Ueberdem ist es ein Glück, daß die Kuhpocken eine so wenig bedeutende Krankheit sind, sonst möchten Viele ihre Kinder nicht inoculiren lassen, und der große Nutzen würde dadurch sehr beschränkt.

15) Man kann die Kuhpocken mehrere Mahle bekommen; dies zeigt eine zu große Verschiedenheit zwischen ihnen und den Blattern.

Bei diesem Einwurfe sind falsche Thatsachen vorausgesetzt, und mit ihnen fällt der ganze Einwurf. Die wahre allgemeine Kuhblatternkrankheit, wobei weder die örtlichen Erscheinungen an der Impfstelle, das Knötchen, die (anfangs) mit wasserheller Lymphe gefüllte und mit einer Delle versehene Pustel, die schöne peripherische, so auffallende Röthe um die Impfpusteln — noch die allgemeinen Wirkungen auf das System, die sich durch Unlustig-

d) Zu Rheims hat man mit glücklichem Erfolge den Versuch gemacht, eine Kuh mit Kuhpockenmaterie zu impfen, die auf Menschen gezogen war. Drei Pocken erfolgten auf den 3 Punkten der beiden Zitzen, wo die Impfung geschehen war. Aus diesen hat man wieder die Krankheit in menschliche Körper fortgepflanzt, wo sie sich ganz, wie die durch Kuhpockenmaterie aus menschlichen Körpern erregte, verhielt. S. Wiedemann, Himly und Roose über das Impfen der Kuhblattern.

ſtigkeit, Fieber, Schreien, Schmerzen unter den Achſeln ꝛc. zu erkennen geben, fehlen, — bekommt man nemlich eben ſo wenig zweimal, als die wahren Blattern. e)

So wie wir aber nicht ſelten Beiſpiele haben, daß die Wärterinnen der an Blattern leidenden Kinder durch öftere Berührung dieſer, örtliche Blattern wieder kriegen, wenn ſie gleich die allgemeine Blatternkrankheit ſchon gehabt hatten, eben ſo findet zuweilen bei den Kuhpocken auch noch eine örtliche wiederholte Anſteckung Statt.

16) Wer die Blattern gehabt hat, kann dennoch die Kuhpocken bekommen; wenn alſo die ſtärkere Krankheit nicht einmal vor der ſchwächeren ſchützt, ſo iſt noch weniger das Umgekehrte zu erwarten.

Auch hier hat man falſche Thatſachen vorausgeſetzt, und findet höchſtens nur eine örtliche Anſteckung der Kuhpocken Statt. Die engliſchen Pächter ſuchten ja deshalb lange ſolche Perſonen zum Melken des kranken Viehes aus, die die Blattern ſchon gehabt hatten, und mehrere Aerzte haben Kinder, die die Blattern gehabt hatten, auch ſich ſelbſt, abſichtlich mit Kuhpockenmaterie geimpft, ohne je die allgemeine Kuhpockenkrankheit hervorbringen zu können.

Zwei Fälle habe ich geſehen, wo Perſonen, die die Blattern gehabt hatten, durch Zufall ſich die Kuhpocken inoculirten. Jeder bekam von dem gemachten Stiche eine Kuhpocke. Bei dem einen verſchwand ſie in kurzer Zeit, ohne beſondere Zufälle, bei dem andern aber ſoll ſie ganz die Zufälle und den Verlauf, wie bei der allgemeinen Kuhpockenkrankheit, gehabt haben, auch mit Fieber und einigem Uebelbefinden begleitet geweſen ſeyn.

Wenn ich gleich weit entfernt bin, zu glauben, daß bei dieſer Beobachtung einige Einbildung Statt gehabt haben könnte, ſo können doch gar zu leicht ſonſtige Umſtände zuſammentreffen, die ein geringes Uebelbefinden, Fieber ꝛc. verurſachen, welches denn auf Rechnung der Kuhpocken geſchrieben wird; oder wenn dieſes nicht wäre, ſo iſt es wohl denkbar, daß ein bloßes Geſchwür, unter gewiſſen Umſtänden, allein ſchon unangenehme Zufälle erregen kann.

Und ſollten nun auch dieſe beiden letztern Einwürfe (15 und 16) wirklich

e) Einzelne Fälle, wo Perſonen nach überſtandenen Blattern (alſo auch nach den Kuhpocken) dennoch dafür empfänglich ſind, dürfen wir nicht in Anſchlag bringen.

lich durch die Erfahrung bestätigt werden, wie ich kaum glaube, so würde dies unser Urtheil über den Nutzen der Kuhpocken nicht ändern, da wir, zufolge der vielen Beobachtungen, die an fast allen Orten der Welt gemacht und für die Kuhpocken ausgefallen sind, uns fest überzeugt halten, daß, wenn sie ächt waren, sie auch ungezweifelt vor den Blattern sichern.

Noch eines Hindernisses muß ich hier gedenken, daß schon immer der Inoculation der Blattern im Wege gestanden hat, und jetzt nicht selten auch der Kuhpockenimpfung im Wege steht. Es entspringt, wenn ich so sagen kann, aus einer mißverstandenen Göttergebenheit. Wie oft muß man es hören, wenn man den Leuten diesen oder jenen auf ihr Wohl abzweckenden Vorschlag macht: „wir können und mögen den Fügungen Gottes nicht vorgreifen, denn was er beschlossen hat, kommt doch." Jede bessere Ueberzeugung ist hier unmöglich, jede Vorstellung, daß sie gerade den Willen Gottes dadurch entgegen handeln, wenn sie ein Mittel, das er uns zur Besiegung der Krankheit an die Hand gegeben, nicht anwenden — ist fruchtlos. „Wie Gott will," heißt es, und mit diesem Gedanken gehen sie ruhig dem Zeitpunkte entgegen, wo die Krankheit, und namentlich die Blattern, ihre Kinder entweder entstellen, oder sie ihnen ganz rauben; und sind denn nicht selten ungerecht genug, den üblen Ausgang dem Arzte beizumessen.

Ein ferneres Hinderniß ist noch, eine zu ängstliche und überspannte Liebe zu den Kindern. „Warum wollen wir sie selbst krank machen," heißt es, wenn von einer vortheilhaften Impfung die Rede ist; „es ist ja des Unangenehmen ohnedem so viel in der Welt." Und so haben sie einen unberechneten Genuß an dem Daseyn ihrer Kinder, bis der schreckliche Augenblick da ist, der diese süße Freuden auf immer zerreißt.

Daß endlich noch Gleichgültigkeit für das Wohl der Kinder bei vielen Aeltern in unsern Zeiten ein Hinderniß ist, menschenfreundliche Vorschläge anzunehmen und zu befolgen, ist leider auch wahr, und jedem, besonders dem Arzte, bekannt. Man hat nicht Zeit für das, was häuslich ist, zu sorgen, da man von einer Zerstreuung zur andern getrieben wird; mithin überläßt man auch die Kinder aufs Gerathewohl den Dienstboten, und, wenn's hoch kommt, einem Hauslehrer oder einer Hauslehrerin. Ihre Freuden und Leiden mögen sich von selbst finden. —

(Der Schluß folgt künftig.)

Hannöveriſches Magazin.

90tes Stück.

Montag, den 9ten November 1801.

Schreiben an D. zu E.

die Inoculation der Kuhpocken, vorzüglich die dagegen gemachten Einwendungen betreffend.

(Schluß.)

Die Geſchichte der Kuhpocken, ihren Verlauf und was ſonſt dabei merkwürdiges vorkomt, finden Sie ſo gut im hannöveriſchen Magazin aufgezeichnet, daß es überflüſſig ſeyn würde, weiter etwas hinzuzuſetzen. Nur, was ich bei den vor einigen Monaten geimpften Kindern bemerkt habe, will ich Ihnen mittheilen.

Sie fragen, warum ich die Kuhpocken nicht eher inoculirt habe, da ſie doch ſchon länger bei uns bekannt ſind? Das will ich Ihnen ſagen. Im Anfange, ehe der Punkt: ob die Kuhpocken nur auf eine Zeitlang oder auf immer ſchützten, entſchieden war, blieb ich unentſchloſſen, um ſo mehr, da ich oft die hartnäckigſten Ausſchläge danach entſtehen ſah, und die Kuhpocken, welche ich zu ſehen bekam, bei weitem denen nicht ähnlich waren, wie ſie Jenner und andere beſchrieben hatten. Ob daran unächte Materie, und an dem faſt immer folgenden ſchwer zu entfernenden Ausſchlage, eine fehlerhafte Impfmethode Schuld war, das kann ich mit Gewißheit nicht beſtimmen; genug, ich trug Bedenken, bei ſolchen Umſtänden die Inoculation vorzunehmen. Selbſt in Hannover war man anfangs zweifelhaft, ob die Materie ächt ſey, weshalb ich von dorther keine verſchreiben mochte.

Nachher konnte ich, aller angewandten Mühe ungeachtet, keine ächte Materie kriegen, bis ich endlich vor einigen Monaten durch die Güte des Herrn Dr. Matthäi welche erhielt, die directe aus England gekommen war.

Nun fing ich, durch neuere Beobachtungen, die wir aus England erhielten, überzeugt, daß die Kuhpocken für immer vor den wahren Blattern sichern, und daß die darauf folgenden sehr hartnäckigen Ausschläge durchaus nicht mit der Krankheit in Verbindung stehen, sondern wahrscheinlich in der fehlerhaften Impfung ihren Grund haben, sogleich an zu oculiren, und habe bis jetzt einige 50 und darüber, ohne Rücksicht des Alters, geimpft.

Ich verrichtete die Inoculation, wie gewöhnlich, mit der Lanzette, durch 3 Stiche auf jedem Arm, so daß, wo möglich, kein Blut kam. Nur bei wenigen schlug die Inoculation fehl, und zwar nur bei solchen, die sehr unruhig waren, wo das Gift wahrscheinlich durch das Blut abgespült wurde. Bei der zweiten Inoculation haftete es indessen doch immer, außer in einem Falle, wo das Kind durchaus keine Empfänglichkeit dafür zu haben schien, wo erst nach der vierten Inoculation die Kuhpocken erschienen.

Am 2ten, 3ten, bei einigen auch am 6ten Tage, wurden die Stiche roth, und waren den Flohstichen nicht unähnlich. Einen Tag später sah man ein kleines Knötchen an der Stelle des Stiches mit einer Delle in der Mitte, welche, so wie jenes größer wurde, immer deutlicher erschien. Am 6ten Tage, in einigen Fällen auch früher oder später, enthielten die Impfpusteln schon etwas Lymphe und waren denn völlig durchsichtig. Am 8ten, 9ten und 10ten Tage nahmen sie an Größe immer mehr zu, waren ganz mit heller Lymphe angefüllt, und hatten ungefähr das Ansehen einer großen Linse, wobei die Delle verschwand.

Nun entstand eine lebhafte Röthe um die Impfpusteln, die, je nachdem mehr oder weniger Stiche gefaßt hatten, einen geringern oder größern Umfang hatte. In einem Falle ging sie von der Schulter bis zum Ellenbogen und nahm in der Breite die Hälfte des Arms ein, ohne daß jedoch das Kind besondere Zufälle gekriegt hätte.

Die entzündete Stelle schwoll an, oft sehr beträchtlich, und fühlte sich hart und heiß an. Die meisten klagten über Schmerzen unter den Achseln, wo die Drüsen etwas angelaufen waren; jüngere Kinder äußerten wenigstens Empfindung, wenn man sie unter die Arme faßte. Um diese Zeit stellte sich bei allen das Fieber ein, bei einigen mehr, bei andern weniger, wobei die Kinder einige Nächte besonders unruhig waren, und meistens mehr wie gewöhnlich schwitzten. Die Gesichtsfarbe war blaß, sie waren unlustig, wollten nicht schlafen — kurz sie hatten alle Zeichen, daß die Constitution an der Krankheit Antheil genommen hatte, zum Beweise, daß

es

es die ächten Kuhpocken waren. Einige hatten noch Erbrechen, etwas Husten, auch wohl einen geringen Durchfall ꝛc.

Dieser Zustand dauerte meistens nur einen, selten länger als 2 Tage. Dann nahm die peripherische Entzündung ab, das Fieber nebst allen damit verbundenen Zufällen verschwand, und der Impfling hatte wieder seine vorige Munterkeit. Die Pusteln, welche sich bis zur Größe eines Mariengroschens a) und darüber erhoben hatten, bekamen nun ein weißliches, milchigtes Ansehen, und in ihrer Mitte entstand eine kleine Kruste. Zuweilen sieperte bald mehr, bald weniger Feuchtigkeit durch u. machte im Hemde gelbliche Flecken. Die Kruste ward nach und nach größer und kriegte eine braune, beinahe schwärzliche Farbe. Gewöhnlich fiel sie nach 8, 14 und mehreren Tagen, in welcher Zeit die Stellen noch nacheiterten, von selbst ab, wo denn die Wunde oder das Geschwür sehr bald heilte, ohne daß ich das Geringste dazu gebrauchen durfte.

Acht Tage vor der Inoculation und so lange, bis die Entzündung am Arme und das Fieber (der höchste Grad der Krankheit) völlig vorüber waren, mußten die Impflinge sorgfältig vor Blatterkranken, deren hier sehr viele waren, gehütet werden. Dann erst ließ ich sie frei und ungehindert herumgehen. Durch diese Vorsicht ist es mir geglückt, daß keiner meiner Impflinge (einen Fall, den ich oben erzählt habe, wo die Aeltern meinen Rath nicht befolgten, ausgenommen) während dem sie die Kuhpocken hatten, von den Blattern befallen wurde, welches, wenn sie vor oder selbst noch kurz nach der Inoculation, der Blatternansteckung ausgesetzt werden, leicht geschehen kann.

Bei weitem nicht immer hafteten alle 6 Stiche, zuweilen nur ein einziger, aber demungeachtet waren alle oben beschriebene Zufälle, als Fieber, die Entzündung des Arms, nur in einem geringeren Grade, zugegen. Viele waren damit gar nicht zufrieden, und verlangten, daß, wo nicht alle, doch wenigstens die meisten Stiche gefaßt haben müßten, wenn das Kind gesichert seyn sollte. Nur durch viele Mühe gelang es mir, sie zu beruhigen, und ihnen zu beweisen, daß 1 Kuhpocke so gut sichere, wie 4 oder 6, und daß man nur darum mehrere Stiche mache, weil man nicht dafür einstehen könne, daß jeder Stich hafte. In einem Falle halfen alle meine Vorstellungen nicht eher, bis ich das Kind, welches nur eine Kuhpocke gehabt hatte, nochmal in-

a) In einigen Fällen wurden sie nicht ganz so groß.

oculirte. Es kriegte aber keine, und so waren die Aeltern beruhigt.

Bei keinem meiner Impflinge habe ich je einen bedeutenden, noch weniger einen gefährlichen Zufall gesehen; alle genasen, ohne das Geringste gebraucht zu haben. Nur einige besondere Zufälle habe ich bemerkt, die ich Ihnen mittheilen will.

Bei manchen meiner Kranken brachen zur Zeit, wenn das Fieber am heftigsten war, zuweilen auch später, im Gesichte und an andern Theilen des Körpers zerstreuete einzelne Blätterchen (Pimples) aus, die im Anfange fast das Ansehn von eben ausgebrochenen Blattern hatten. Es waren nemlich kleine spitzige in der Mitte etwas erhabene rothe Knötchen mit einem rothen Hofe umgeben. Diese Röthe der Blätterchen, wie auch der rothe Hof, dauerten nicht viel länger als 24 Stunden, und die Blätterchen verschwanden gewöhnlich sehr bald, oder es blieben noch einige Tage lang blaßrothe etwas erhabene harte Knötchen, die kleinen Mückenstichen ähnlich waren, zurück.

Bei zweien waren diese Blätterchen an der Spitze etwas glänzend und enthielten ein wenig wässerichte Feuchtigkeit, die sich in einigen Tagen in einen kleinen Schorf verwandelte und dann nebst jenen nach und nach verging. Nur bei einem Kinde fingen die Blätterchen gleich nach der (durch die Kuhpocken bewirkten) Entzündung des Arms, an zu eitern, nachdem sie einige Tage entzündet gewesen waren, so daß Manche glaubten, das Kind habe die wahren Blattern, denen sie auch beim ersten Anblick nicht unähnlich waren; aber der schnelle Verlauf (sie trockneten in wenigen Tagen wieder ab) und mehrere Umstände bewiesen sehr bald, daß sie sich geirrt hatten.

Vor dem Ausbruche dieser Blätterchen waren alle etwas unruhig, besonders aber ein Kind von zwei Jahren, bei dem sie gerade mit der Entzündung des Arms zugleich kamen. Es bekam ein sehr heftiges Fieber, eine brennende Hitze, einen frequenten Puls, öfteres Auffahren im Schlafe, Erbrechen und Durchfall. — Doch nach zweimal 24 Stunden waren alle Zufälle verschwunden, und das Kind befand sich, ohne etwas eingenommen zu haben, wieder recht wohl.

Bei zwei Kindern entstanden zur Zeit, wo die Materie aus der Kuhpocke durchsiepterte, mehrere kleine Pusteln am Arm und an der Hand. Sie wurden ungefähr so groß, wie eine Linse, kriegten einen nur wenig entzündeten Hof, und waren innerhalb 6 bis 8 Tagen mit Hinterlassung eines bräunlichen Schorfs verschwunden. Dann kamen neue, die denselben Verlauf hatten. Sie sahen alle den Kuhpocken vollkommen

ähn-

ähnlich, allein aus ihrem Verlauf, dem Mangel des Fiebers, konnte man bald schließen, daß es falsche Kuhpocken waren. Sie hatten sich wahrscheinlich selbst inoculirt, indem die durchsiepernde Materie auf den Arm, der bei den Kindern eine sehr feine Oberhaut hatte, gekommen war. Die Materie war aber nicht mehr helle, folglich mußten eben so gewiß die falschen Kuhpocken entstehen, als wenn jemand mit dieser Materie ein anderes Kind inoculirt hätte.

Die Frage: ob ich mit der Inoculation der Blattern Gegenversuche gemacht habe, muß ich mit nein beantworten. Ich hielt sie für unnöthig, theils, da mehrere Tausend in England, Hannover und an andern Orten gemachte Versuche sämmtlich für die Kuhpocken ausgefallen waren; theils aber und vorzüglich, da die Blattern hier sehr häufig grassirten. Und mit vielem Vergnügen kann ich Ihnen die Nachricht geben, daß kein einziges von den Kindern, die ich inoculirt habe, so viel und oft sie auch (nach völlig überstandenen Kuhpocken) zufällig und vorsetzlich der Blatternansteckung exponirt wurden, den geringsten Anstoß davon erlitten hat. Auch ist mir kein Fall bekannt, daß hier oder in der Gegend ein Kind, welches von einem Sachkundigen inoculirt wurde, die Blattern nachher bekommen hätte.

Falsche Kuhpocken habe ich mehrere gesehen. Sie hatten nicht die characteristische Entzündung f), nicht die Anschwellung des Arms, und äußerten keine Wirkung auf die Constitution, das Fieber und die damit verbundenen Zufälle fehlten ganz, auch war ihr Verlauf ungleich schneller wie bei den ächten. Sie entstanden gewöhnlich von der fehlerhaften Inoculation, indem die Materie dazu aus einer Pustel genommen wurde, die nicht völlig durchsichtig mehr war.

Ich habe selbst einen Versuch damit anzustellen Gelegenheit gehabt. Ich wollte nemlich eines Tages 3 Kinder, bei denen die Inoculation zum ersten Mahle fehlgeschlagen war, inoculiren, und bestellte sie des Morgens in ein Haus, wo ein Kind, das ich vor 7 Tagen geimpft, die Kuhpocken hatte. Die Pusteln waren gerade in dem Zustande, worin sie seyn müssen, durchsichtig, und die Materie wasserhelle. Durch ein Mißverständniß blieben die Kinder aus, und konnten nun erst am andern Morgen kommen. Wie ich die Pusteln besah, waren sie alle undurchsichtig und milchicht geworden. Die Kinder waren einmal da, und ich mochte sie unver-

richt-

f) Es war wohl zuweilen einige Entzündung da; diese kam aber schon am 3ten oder 4ten Tage nach der Impfung und verlor sich sehr bald.

richteter Sache nicht gern wieder wegschicken. Ich impfte sie also mit dieser Materie, (denn andere hatte ich gerade nicht) und ich war begierig zu sehen, was darnach kommen würde. Die Inoculation haftete bei allen, ungeachtet sie vorhin mit ächter Materie fehlgeschlagen war. Die Pusteln kamen früher wie gewöhnlich, wurden kaum halb so groß, wie die ächten, und fielen auch bald wieder nieder. Sie bekamen zwar einen rothen Hof, aber bei weitem nicht jene lebhafte peripherische Röthe, die die ächten Kuhpocken charakterisirt. Der Schorf, welchen sie erzeugte, war nur klein und nicht sehr braun. Auch hatten die Kinder kein Fieber noch sonstige kränkliche Zufälle, und in 8 bis 10 Tagen waren die Kuhpocken verschwunden. Bei einem dieser Kinder kamen sie nicht einmal ganz zu Stande; sie trockneten am 6ten Tage ohne alle Entzündung wieder ab.

Um mich noch mehr zu überzeugen, daß es falsche Kuhpocken gewesen wären, inoculirte ich die Kinder nachher mit ächter Materie, worauf sie zur gehörigen Zeit die Kuhpocken mit allen Zeichen der Aechtheit bekamen.

Daß es falsche Kuhpocken giebt, ist freilich unangenehm, aber nicht mehr, als daß es falsche Menschenblattern giebt. Die unvollkommenen Impfungen der letztern sind auch nicht selten. Beide aber ändern in der Sache nichts, als daß sie nur dem Arzte es um so mehr zur Pflicht machen, vorsichtig zu seyn, und sich erst genau von einer Krankheit zu unterrichten, welche er fortpflanzen will, was ihm jetzt nicht mehr schwer fallen kann.

So sehr die ächten Kuhpocken in ihrem Verlauf und Zufällen sich ähnlich sind, so wenig sind es die unächten, welches die darüber angestellten, so verschieden lautenden Beobachtungen beweisen.

So macht z. E. ein Arzt zu Blankenburg davon folgende Beschreibung:

„Schon am fünften Tage zeigte sich ein Fieber, um die spätere gewöhnliche Zeit nichts davon. Die Impfstellen bildeten keine gehörigen Pusteln. Gleich am folgenden Tage nach der Impfung fand sich eine nässende rothe Stelle von ziemlichem Umfange, die sich nach ein Paar Tagen in eine, den unächten, bald in eine diffuse Suppuration übergehende Menschenpocken ähnliche, breite Pustel verwandelte, ohne den bekannten schönen, breiten, rosenrothen Umkreis zu haben. Der Blatternschorf ward nachher weiß, und blieb auch so; da ich doch bei der ersten Impfung (mit wahren Kuhblattern) einen bräunlichen Schorf bemerkt habe.“

Bevor ich diesen Brief schließe, muß ich Sie noch einmal in kurzem auf die Vorzüge, welche die Impfung der Kuhpocken vor der Inoculation der Men-

Menschenblattern hat, aufmerksam machen:

1) So wie diese die Blattern minder macht, so sichert uns jene gänzlich und auf immer vor der verheerenden Seuche, und wir haben die gegründeteste Hoffnung, sie dadurch gänzlich zu vertilgen, sobald die Stimmung für die Sache erst allgemeiner wird.

2) Die Kuhpocken sind dem Leben nicht gefährlich. Dies habe ich Ihnen oben schon bewiesen, und füge nur noch hinzu, daß Jenner schon ein Kind wenige Stunden nach der Geburt impfte, welches sie so gut und leicht, wie jedes andere, überstand.

3) Man kann die Inoculation der Kuhpocken zu jeder Zeit und unter allen Umständen sicher vornehmen. Dies ist ein sehr großer Vorzug. Wie ängstlich ist man nicht bei der Inoculation der Menschenblattern? Das Kind muß völlig gesund seyn, darf nicht mit den Zähnen zu thun haben, vor allen Dingen nicht an dem Keichhusten ꝛc. leiden, und ehe wir es uns versehen, erfolgt die zufällige Ansteckung der grassirenden Blattern (denn außer einer Epidemie ist die Impfung bekanntlich verboten) und überliefert ihre Opfer dem Tode.

Bei der Inoculation der Kuhpocken fällt dieses alles weg; man hat namentlich in England jedes Kind, welches in die für die Einimpfung der Kuhpocken eingerichtete Anstalt kam, ohne alle Rücksicht inoculirt, und Manche haben selbst beim Keichhusten, bei den Masern g) ꝛc. die Impfung vorgenommen, ohne die geringsten üblen Zufälle und Folgen davon gesehen zu haben. Und sollten welche entstehen, so werden sie gewiß ungleich gelinder und gefahrloser seyn, als nach inoculirten Blattern.

4) Die Kuhpocken stecken nicht durch Ausdünstung, noch durch die Luft ꝛc. an. Sie können sich daher nie weiter, als sie inoculirt werden, ausbreiten, welches zur Beruhigung derer, welche dies (mit Unrecht) gefürchtet haben, dienen mag. Wir brauchen daher auch nicht erst auf eine Epidemie zu warten, wie bei den Blattern, sondern können inoculiren, wenn wir wollen.

In England schlafen die von den Kuhpocken angesteckten Dienstboten bei nicht angesteckten; Mütter stillen dabei ihre Kinder, ohne daß die Krankheit zu diesen übergeht. h)

5) Die Kuhpocken sind eine ungleich gelindere Krankheit als die Blattern,

g) Dr. Jenner bezeugt diese Thatsache durch absichtlich darüber angestellte Versuche.

h) Jenner inoculirte einem Knaben die Kuhpocken, der am Tage vorher von den Masern befallen war. S. die Abhandlung über die Kuhpocken von Mac Donald.

tern, selbst auch wenn diese durch die Impfung hervorgebracht worden sind. Wer beide Krankheiten nur einige Mahl gesehen hat, wird längst davon überzeugt seyn, daß die gutartigsten Blattern den Kuhpocken an Gelindigkeit der Zufälle ꝛc. weit nachstehen. Und dies ist um so weniger zu verwundern, da die Kuhpocken keine Verschwärungen auf dem ganzen Körper, wie die Blattern, erregen, daher sie auch

6) Nicht mit dem, bei den Blattern so bedeutenden Eiterungsfieber vergesellschaftet sind, und ferner

7) Keine Verunstaltungen der Haut, noch, wie die Blattern,

8) Krankheitsversetzungen nachlassen, die der Gesundheit, und nicht selten dem Leben gefährlich werden.

— — —

Ich hoffe nun, lieber Freund, daß, wenn sie meine Zuschrift mit Aufmerksamkeit und ohne Vorurtheil gelesen haben, Sie die Sache aus einem andern und b ssern Gesichtspunkte ansehen und Ihr Urtheil darüber ändern werden; wenigstens schmeichle ich mir, Sie werden das Gesagte, wenn ihm gleich, um vollkommen zu seyn, vieles fehlt, doch nicht ohne einigen Nutzen gelesen haben.

Möchten doch alle, die gegen die Kuhpocken eingenommen sind, und bei näherer Selbstprüfung sich nicht ganz frei von unlautern Nebenrücksichten dabei fühlen, möchten sie doch bedenken, daß hier nicht die Rede ist von einer theoretischen Aufgabe, sondern von einer für das Wohl und Wehe der ganzen Menschheit so wichtigen Angelegenheit! Es kömmt ja hier noch bei weitem weniger darauf an, als es auch bei theoretischen Streitigkeiten darauf ankommen sollte, wer Recht oder Unrecht hat, sondern es kömmt darauf an, ob die Menschheit von einer Pest befreiet werden soll, die schon so viel namenloses Elend über sie gebracht hat.

Möchte doch die gute Sache immer mehr Eingang und unparteiische Prüfung finden; möchte wenigstens niemand aus allgemeinem Vorurtheil gegen das Neue ihr entgegen wirken!

Verden.
im August 1801.

A. Schwarz, Dr. Med.

Hannöverisches Magazin.

91tes Stück.

Freitag, den 13ten November 1801.

Einige Bemerkungen über die Verfassung, Sitten ꝛc. der Birmanen.

Das Königreich Ava ist eins von denjenigen asiatischen Ländern, welche uns bisher am wenigsten bekannt waren. Wir sind daher der brittischen Nation nicht wenig verpflichtet, daß sie zu der weitläuftigen Länderkunde, mit der sie unsere Erdbeschreibung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bereicherte, auch die dieses wichtigen Königreichs hinzugefügt hat; eines Landes, das sich durch Kultur, Leutseligkeit gegen Fremde, und Feinheit der Sitten, vor so vielen andern Völkern jenes Welttheils auszeichnet. Des Majors M. Symes Gesandtschaftsreise nach dem Königreiche Ava im Jahre 1795 mit Karte und Kupfern, *) dürfte wohl den wenigsten Lesern des Magazins je zu Gesichte kommen. Ein kurzer Auszug aus diesem Werke über die Verfassung, Sitten u. s. w. der Birmanen, der Unterthanen dieses Königreichs, wird ihnen daher sehr unterhaltend und interessant seyn.

Die Residenzstadt des Birmanischen Reichs, Umera-pura, ist in viererlei Gerichtsbarkeiten eingetheilt, deren jeder ein Maiwun vorsteht. Dieser Beamte, welcher in den Provinzen ein Statthalter ist, gleicht in der Hauptstadt einem Bürgermeister, und hält sowohl bürgerliches als peinliches Gericht. Bei Todesstrafen schickt er den Fall sammt seinem Gutachten an den Lotu, oder an den großen Staatsrath. Dieser berichtet, nach einer genauen Untersuchung, dem König, welcher den Verbrecher von der Strafe lossprícht, oder die Vollziehung des Urtheils befiehlt. Der Maiwun ist verbunden, in eigener Person gegenwärtig zu seyn, und die Vollziehung der Strafe mit anzusehen.

*) Syms Embassy to Ava etc.

Bürgerliche Rechtsfälle können von den Gerichtshöfen der Maiwune an den Lotu übergetragen werden, allein dieses ist mit schweren Kosten verknüpft. Es giebt ordentliche Rechtsgelehrte, welche die Processe leiten und vertheidigen. Nur acht von diesen dürfen im Lotu erscheinen. Diese werden Amindozaen genannt. Ihre gewöhnliche Gebühr ist ungefähr 6 Schillinge engl. Die Regierung hingegen zieht von allen Rechtsfällen einen großen Gewinn.

Der Birmanische Hof ist glänzend, ohne verschwenderisch, und zahlreich, ohne verwirrt zu seyn. Die Hauptglieder desselben sind der Monarch, die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen. Die Krone steigt in gerader Linie unter den männlichen Erben herab.

Auf die Königl. Familie folgen die vier Staatsminister, Wungi, die den großen Rath bilden. Sie sitzen alle Tage, den Birmanischen Sabath ausgenommen, von 12 bis 3 oder 4 Uhr, oder auch länger, nachdem es die Geschäfte erheischen, im Lotu oder königlichen Rathssaale, und ertheilen den Statthaltern der Provinzen Befehle. Jedes Staatsfach ist ihnen untergeordnet, und sie beherrschen eigentlich das ganze Reich, obgleich sie dem König, dessen Wille unbedingt, und dessen Gewalt unbeschränkt ist, stets unterworfen sind.

Den Wungi sind vier Wundok beigesellet, die weit geringer im Ansehn sind. Sie sitzen zwar im Lotu und helfen mit berathschlagen, allein sie haben keine Stimme. Diese Wundok werden oft zur Ausführung der wichtigsten Staatsgeschäfte gebraucht.

Vier Attawun oder Minister des Innern, besitzen einen Einfluß, welcher die Absichten der Wungi zu vereiteln vermögend ist. Sie haben zu allen Zeiten Zutritt zu dem Monarchen, ein Vorrecht, welches selbst der erste Wungi nicht besitzt.

Es giebt auch vier Seri-Dogi, Obersecretairs, denen eine Menge Schreiber, Seri, beigesellet sind.

Vier Natschaangi sitzen im Lotu, um alles, was abgehandelt worden, zu Papier zu bringen.

Vier Landohagaan ordnen das Ceremoniel, führen Fremde vom Range beim König ein, und überbringen ihm die Bothschaften des Staatsraths.

Es giebt neun Sandozain oder Leser, deren Geschäft es ist, alle officielle Schreiben, Bittschriften u. s. w. zu lesen. Was immer vor den Rath in dem Lotu gebracht wird, muß laut gelesen werden.

Die vier schon erwähnten Maiwune haben ein jeder die Aufsicht über ihre Bezirke in der Stadt. Sie haben nichts mit dem Lotu zu thun, als dessen Befehle zu vollziehen.

Der

Der Assowune, oder Zahlmeister ist gleichfalls ein Beamter von hohem Range.

Es giebt noch verschiedene andere Staatsbeamte von Bedeutung, die jedoch keinen offenbaren Antheil an der Verwaltung öffentlicher Geschäfte haben; als: der königl. Waffenträger, der Elephantenmeister; dann die Wun vom Hofstaat der Königin, des Erbprinzen ꝛc.

In der Birmanischen Regierung giebt es keine erbliche Würden oder Aemter. Alle Ehrenstellen kehren nach dem Hintritt des Besitzers wieder zu der Krone zurück.

Der Tsalo, oder die Kette, ist das Zeichen des Adels, davon es drei verschiedene Grade giebt, die sich durch die Zahl der kleinen Ketten, aus welchen diese Verzierung besteht, unterscheiden. Drei dieser Ketten bedeuten, wenn sie durchbrochen sind, den untersten Rang; sind sie aus niedlich zusammen geflochtenem Drathe zusammen gesetzt, so bedeuten sie einen höhern Grad; hierauf folgen sechs, neun und zwölf Schnüre. Kein Unterthan wird mit einem höhern Grade beehrt. Der König allein trägt vier und zwanzig Ketten.

Den Rang einer Person kann man aus ihren Geräthschaften, besonders aber aus ihrer Kleidung erkennen. Die Gestalt der Betelbüchse, die einem Birmanen beständig nachgetragen wird, seine Ohrringe, seine Ceremonienhaube, sein Pferdegeschirr, ja sogar seine Trinkschale und sein Spucktopf, welche, wenn sie von Gold sind, einen hohen Rang bedeuten, zeigen seine Stufe im gesellschaftlichen Verhältniß an. Und wehe dem, der sich die Zeichen eines Ranges, der ihm nicht gebührt, anmaaßen sollte!

Die Hoftracht des Birmanischen Adels ist sehr anständig. Sie besteht in einem geblümt atlassenen oder sammtnen Gewande, welches bis an die Knöchel reicht, mit einem offenen Kragen und weiten Aermeln. Ueber dasselbe tragen sie eine Schärpe oder einen fliegenden Mantel, welcher von den Schultern herabhängt. Auf dem Haupte haben sie hohe sammtne Hauben, entweder glatt, oder mit goldenen Blumen gestickt, nach dem Verhältnisse ihres Ranges. Ohrringe machen einen Theil des männlichen Anzugs aus. Standespersonen tragen gegen drei Zoll lange Röhrchen, so dick wie ein Kiel, die sich an dem einen Ende, wie ein kleines Sprachrohr erweitern. Andere tragen ein schweres plattgeschlagenes und aufgerolltes Goldstück, welches das Ohrläppchen weit auseinander dehnt, und oft 2 Zoll tief herab zieht. Die Frauenzimmer haben gleichfalls ihre unterscheidende Tracht. Ihr Haar ist in ein Büschel auf der Worbe zusammen gebunden, und mit einer Binde umgeben, deren Stickerei und Verzierungen den verhältnißmäßigen Rang anzeigen, Ein kurzes

Hemd reicht bis zur Magengrube, ist durch Schnüre fest zusammen gezogen, und unterstützt die Brüste. Ueber dasselbe tragen sie ein lockeres Jaquet mit engen Aermeln. Um den Leib rollen sie ein langes Stück Seiden- oder Wollenzeug, welches bis zum Füßen reicht, und zuweilen nachschleppt. Wenn Frauenzimmer von Stande ausgehen, so nehmen sie ein Stück Seide, einem Schal ähnlich, welches kreuzweis über den Busen getragen, und dann über die Schultern geworfen wird. Die unterste Klasse des weiblichen Geschlechts trägt ein einziges Gewand, einem Hemde ähnlich, das um den Leib gewickelt, unter dem Arm fest gemacht wird, und bis an die Knöchel reicht. Wenn sie gehen, so öffnet sich der untere Theil dieses Kleides, so oft der eine Fuß vorgesetzt wird, und entblößt ihn bis zur Hälfte des Schenkels. Frauenzimmer, die im vollen Anzuge sind, färben die flache Hand sowohl als ihre Nägel mit rother Farbe, wozu sie den Saft einer Pflanze gebrauchen, und bestreuen ihren Busen mit einem wohlriechenden Pulver aus Sandelholz, oder von einer Rinde, die sie Sumeka nennen, womit einige auch ihr Gesicht einreiben. Sowohl Manns- als Frauenspersonen geben ihren Augenliedern und ihren Zähnen einen schwarzen Anstrich. Dieser letztere macht, daß ihr Mund in den Augen eines Europäers ein häßliches Ansehn hat, wozu noch das Betelaub, womit sie solchen beständig gefüllt haben, hinzu kömmt. Mannspersonen von Range tragen für gewöhnlich einen engen Rock, mit langen Aermeln von Moußlin oder von äußerst feinem Nankin, der im Lande verfertigt wird, wie auch eine seidene Schärpe, womit sie den Unterleib umgeben. Arbeitsleute sind gewöhnlich bis zur Hälfte nackt, jedoch ist ihnen zur kalten Winterzeit eine Weste von europäischem Tuche sehr willkommen.

Die Birmanen gleichen in ihren Gesichtszügen mehr den Chinesen als den Hindus. Die Weiber sind, besonders im nördlichen Theile des Landes, schöner, als in Indien; aber nicht so zart, wie diese gebildet. Indeß sind sie doch wohl gebauet, und gewöhnlich zur Fettigkeit geneigt. Ihr Haar ist schwarz, grob und lang. Die Männer sind nicht groß von Person, aber thätig und sehr stark. Der Gebrauch, sich den Bart auszurausen, giebt ihnen ein jugendliches Ansehn. Sie tatowiren ihre Schenkel und Arme mit allerhand Figuren, welchen sie eine Wunderkraft gegen ihre Feinde zuschreiben. Weder Manns- noch Frauenspersonen sind so reinlich wie die Hindus in Indien, bei welchen tägliches Waschen eine religiöse und sittliche Pflicht zugleich ist. Die Mädchen werden frühzeitig, ihre Arme auswärts zu drehen, gelehrt. Wenn sie daher den Arm ausstrecken, so ist der Ellenbogen verkehrt. Der innere Theil des Gelenks steht auswärts, und der äußere ist einwärts gedreht.

Hes-

Heirathen werden bei den Birmanen nicht eher geschlossen, als bis beide Theile das mannbare Alter erreicht haben. Der Vertrag ist bloß bürgerlich. Die geistliche Gerichtsbarkeit hat dabei gar nichts zu thun. —

Die Vielweiberei ist durch das Gesetz verboten, welches bloß eine Gemalin, die man Mica nennt, anerkennt. Jedoch sind Beischläferinnen, so viel einer nur will, gestattet. Auch kann ein Mann sich von seiner Ehegattin in besonderen Umständen scheiden lassen, jedoch ist ein solcher Rechtsfall mit schweren Kosten verknüpft. Beischläferinnen, die mit den rechtmäßigen Gemalinnen in einem Hause wohnen, sind durch das Gesetz verbunden, gemeine Hausdienste für sie zu verrichten, und wenn sie ausgehten, ihnen die Wasserflasche, die Betelbüchse, den Fächer ꝛc. nachzutragen.

Wenn der Mann stirbt, so werden seine Beischläferinnen, wenn sie Leibeigene sind, das Erbtheil der Witwe, außer wenn er sie vor seinem Tode durch eine besondere Akte freigesprochen hat.

Wenn ein Jüngling sich mit einem Mädchen zu verehelichen wünscht, so thut seine Mutter oder seine nächste weibliche Verwandtin für ihn zuerst ins geheim den Vorschlag. Wird dieser wohl aufgenommen, so begiebt sich ein Theil seiner Freunde nach dem Hause ihrer Eltern, um sich wegen des Heirathsguts mit ihnen einzuverstehen. Am Morgen des Brauttags schickt der Bräutigam seiner Geliebten drei Weiberröcke, drei Schürzen und drei Stücke weißen Moußlin. Auch Edelsteine, Ohrgehänge, Armbänder, nachdem es die Umstände zulassen. Die Eltern der Braut bereiten ein Gastmahl, und es werden förmliche Schriften aufgesetzt. Die Neuverehelichten speisen von einerlei Gericht, der Bräutigam präsentirt der Braut etwas Legak, welches sie annimmt, und erwiedert zugleich das Compliment. So endigt sich die Ceremonie ohne Widerstand; weder von Seiten der Braut, noch ihren Freundinnen, wie es auf der Insel Sumatra der Gebrauch ist, wo sich die alten Matronen und die Braut selbst den Wünschen des Liebhabers einige Tage widersetzen.

Stirbt der Mann ohne letzten Willen, so fallen drei Viertel des Eigenthums den in der Ehe erzeugten Kindern, aber nicht in gleichem Verhältnisse, zu. Ein Viertel gehört der Witwe, welcher sowohl die Verlassenschaft, als die Kinder, bis sie das mannbare Alter erreicht haben, anvertrauet sind.

Ein Birmanisches Leichenbegängniß wird mit vielem Gepränge und äußerlichen Zeichen des Leidwesens gefeiert. Die Leiche wird in einem Sarge von Männern auf den Schultern getra-

getragen; der Zug geht langsam einher. Die Verwandten begleiten ihn in Trauerkleidern, und besonders dazu gedungene Weiber gehen voran und singen ein Grablied. Die Birmanen verbrennen ihre Todten, außer wenn der Abgeschiedene arm ist; in welchem Falle er zur Erde bestattet, oder in den Fluß geworfen wird, da die Ceremonie des Verbrennens sehr kostspielig ist. — Die Todtenbahre wird auf einen 6 oder 8 Schuh hohen Scheiterhaufen, der aus kreuzweise gelegten Holzscheiten, damit die Luft durchziehen kann, besteht, hinauf gelegt. Die Rahaan gehen an dem Scheiterhaufen herum, und verrichten ihre Gebete zu Gaudma, bis das Feuer den Leichnam erreicht, und das Ganze bald darauf zu Asche verzehrt wird. Die Gebeine werden dann gesammelt und in ein Grab gelegt. Personen von hohem Range, wie der Sesseda, oder das geistliche Oberhaupt einer Provinz, ein Maiwun, ein Wungi, und besonders ein Mitglied der königlichen Familie, werden eingesalbt und 6 Wochen lang aufbehalten, bevor sie auf den Scheiterhaufen gelegt werden. Während dieser Zeit wird der Leichnam in einem religiösen Gebäude in vollem Staat niedergelegt. In der Hauptstadt selbst wird er in einen geheiligten Saal, welcher schön vergoldet und besonders dazu bestimmt ist, gesetzt. Honig soll der Hauptbestandtheil der Salbe seyn, mittelst welcher der Leichnam vor der Fäulniß bewahrt wird.

Die Zahl der Städte und Dörfer in den Birmanischen Staaten, das neu eroberte Arracan ungerechnet, beläuft sich auf achttausend. Rechnet man nun im Durchschnitt auf jede Stadt dreihundert Häuser, und auf jedes Haus sechs Personen, so beträgt die Volksmenge vierzehn Millionen und viermal hundert tausend Seelen, und mit Inbegriff Arracans kann man ungefähr siebenzehn Millionen Menschen rechnen.

Jeder Birman ist dem Kriegsdienste unterworfen, und das Kriegswesen wird für die rühmlichste Beschäftigung angesehn. Indessen übersteigt der regulaire Kriegsstand nicht die Zahl derjenigen Mannschaft, aus welcher die königliche Leibwache besteht, und die zur Sicherheit für die Hauptstadt nöthig ist. Soll eine Armee auf die Beine gebracht werden, so ergeht ein Befehl von dem goldenen Pallaste an alle Statthalter der Provinzen und Miugi der Bezirke, daß eine gewisse Anzahl Köpfe an einem bestimmten Tage und Orte, unter den Befehlen, entweder des Statthalters selbst, oder eines untergeordneten Officiers, sich versammeln soll. Die Aushebung steht mit der Volksmenge jeder Provinz, oder jedes Bezirks im Verhältniß, und diese wird, nach der Anzahl der einregistrirten Häuser, die sich daselbst befinden, geschätzt. Gewöhnlich müssen zwei, drei oder vier Häuser einen Rekruten stellen, oder dafür

dafür ungefähr 40 bis 45 Pf. Sterlinge erlegen.

Die ordentliche Leibwache des Königs besteht aus Fußvolk und Reuterei. Das erstere ist mit Musketen und Säbeln, die letztere mit einem 7 oder 8 Schuh langen Speer versehen, mit dem sie mit so vieler Geschicklichkeit umzugehen weiß, daß sie selten anderer Waffen nöthig hat. Das Fußvolk ist nicht einförmig gekleidet. Siebenhundert sind stets auf der Wache, sowohl innerhalb dem Bezirke, als auch an den verschiedenen Thoren des königlichen Pallastes.

Die Reuter reiten, wie alle orientalische Völker, mit kurzen Steigbügeln und losem Zaum. Ihr Sattel ist hoch und hart. Zwei große runde Lappen von starkem Leder hängen zu beiden Seiten herab, die nach der Gattung des Reuters entweder angestrichen oder vergoldet sind. Sie tragen einen knappen Rock mit einer Einfassung, die bis auf die Mitte des Schenkels hinab reicht; auf dem Haupte haben sie einen Turban von Tuch, in Gestalt eines Kegels, welcher rückwärts niedlich herabhängt. Die Pferde sind zwar klein, aber sehr stark und thätig. Die Birmanen verschneiden ihre Pferde, und sind auf solche Art im Stande, sie mit wenig Mühe und Kosten zu erhalten.

Die Kriegsbote sind bei weitem der ansehnlichste Theil der Birmanischen Kriegsmacht. Jede Stadt von einiger Bedeutung in der Nähe des Flusses ist verbunden, eine gewisse Anzahl Mannschaft und ein oder mehrere Bote, nach Verhältniß ihrer Größe, zu liefern. Der König soll in kurzer Zeit 500 dergleichen Fahrzeuge zusammen berufen können. Sie werden aus dem Stamme des Thekabaums, welcher theils mit Feuer, theils mit Eisen ausgehöhlt wird, gebauet. Die größten sind 80 bis 100 Schuh lang; die Breite hingegen übertrifft selten 8 Schuh, und selbst dieser Raum wird bloß durch künstliches Ausdehnen der beiden Seiten, nachdem der Stamm ausgehöhlt ist, bewürkt. Sie tragen 50 bis 60 Ruderknechte, die kurze Ruder gebrauchen. Der Vordertheil ist dicht, und hat einen flachen Boden, worauf in Kriegszeiten ein Feldstück, ein Sechs- Neun- oder auch ein Zwölfpfünder gepflanzt wird.

Jeder Ruderer ist mit einem Säbel und mit einer Lanze versehen. Auser den Botsknechten befinden sich gewöhnlich noch dreißig mit Musketen versehene Soldaten am Bord. Auf diese Art fahren sie dem Feinde entgegen, und stellen sich, sobald sie ihm zu Gesichte kommen, mit dem Vordertheil ihm entgegen, in eine Reihe. Ihr Angriff ist äußerst gewaltsam. Sie rücken mit großer Eilfertigkeit vor und singen einen Kriegsgesang, theils um sich selbst aufzumuntern, theils um den Feind zu erschrecken und

den Schlag ihrer Ruder darnach abzumessen. Gewöhnlich trachten sie anzuhaken, und wenn ihnen das gelingt, dann wird das Gefecht erst ernsthaft. In Friedenszeiten finden sie ein Vergnügen daran, sich in diesen ihren Kriegsboten zu üben. Da die Fahrzeuge niedrig sind, so können sie auch leicht von einem größern Schiffe in der Queere untergetaucht werden, ein Unglück, welches den Steuermann vor allen andern zu verhüten gelehrt wird.

Die Leichtigkeit, mit der sie steuern, ist zum Erstaunen. Sie verstehen auch rückwärts zu rudern, und mit dem Hintertheile zu fahren, wodurch ihre Artillerie, selbst beim Zurückweichen, dem Feinde stets im Gesichte bleibt. Ihre größten Kriegsboote gehen nicht über 3 Schuh tief unter dem Wasser. Wenn eine Standesperson sich am Bord befindet, so befindet sich entweder im Mittelpunkte oder am Vordertheile eine Gattung beweglichen Traghimmels. Die Seiten des Boots sind entweder bis zum Rande des Wassers vergoldet, oder glatt, je nach dem Range der Person, die sich darauf befindet. Vergoldete Fahrzeuge werden bloß Prinzen von Geblüte oder Statthaltern und Staatsministern gestattet.

Die Nahrung der Birmanen ist, in Vergleich mit der, der Indianer, grob und unrein. Obgleich ihre Religion insgemein Thiere zu schlachten verbietet, so schränken sie dieses Verbot dennoch bloß auf gezähmte Thierarten ein. Alles Wildpret suchen sie mit dem größten Eifer auf, und verkaufen es an vielen Orten öffentlich. Auch allerhand Gewürme, Eidechsen, Schlangen ꝛc., dienen der untern Classe zur Nahrung. Wilder Sauerampfer und bisweilen zarte Baumblätter, mit Reis gekocht und mit etwas Oel angefeuchtet, sind ein Mahl, womit ein Birmanischer Bootsknecht oder Bauer sich begnügt.

Die Jahrszeiten im Birmanischen Reiche sind regelmäßig, und Hitze oder Kälte vom äußersten Grade sind selten. Wenigstens ist die höchste Hitze, die vor der regnerischen Jahrszeit unmittelbar vorangeht, so kurz, daß sie nur eine sehr kurze Zeit beschwerlich fällt.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

92tes Stück.

Montag, den 16ten November 1801.

Einige Bemerkungen über die Verfassung, Sitten ꝛc. der Birmanen.

(Schluß.)

Der Boden der südlichen Provinzen ist auffallend fruchtbar. Er bringt den schönsten Reis, den man in Bengalen antreffen mag, in Menge hervor. Weiterhin gegen Norden wird das Land uneben und gebürgig. Jedoch sind die Thäler und Ebenen, besonders nahe am Strohme, äußerst fruchtbar. Sie bringen guten Weizen, nebst den verschiedenen Arten des kleinen Korns, welche in Hindostan gedeihen, hervor. Auch die meisten Gemüsearten Indiens, ferner Zuckerrohr, Taback von besonderer Gattung, Indigo, Baumwolle, und die verschiedenen Früchte der Wendekreise, sind hier in vollkommener Güte anzutreffen.

Nebst dem Thekabaume (Tectonia), welcher an jedem Orte des Birmanischen Reichs, sowohl nördlich von Umerapura, als südlich fortkömmt, ist auch jedes in Indien bekannte Bauholz dort anzutreffen.

Dies Königreich hat auch einen Ueberfluß an Mineralien. Nahe an den Gränzen von China giebt es Gold- und Silbergruben. Auch giebt es unweit des Kindumflusses Bergwerke, wo Gold, Silber, Rubine und Saphire gegraben, und auch gegenwärtig bearbeitet werden, so wie überhaupt noch in verschiedenen andern Gegenden des Reichs Edelsteine angetroffen werden. Geringere Metalle, als: Eisen, Zinn, Blei, Arsenik, Spießglanz, Schwefel u. s. w. werden in großer Menge gefunden. Bernstein von ungewöhnlicher Durchsichtigkeit und Klarheit, wird nahe am Flusse in großer Menge gesammelt. Auch Gold ist in dem von den Gebirgen herabgeschwemmten Sande gefunden worden.

Diamanten und Smaragden sind zwar nirgend anzutreffen, aber Amethisten, Granaten, schöne Chrysoliten, Jaspis, Magnetstein und Marmor. Der Steinbruch dieses letztern ist nur wenige Meilen von Umerapura entfernt. Er kömmt dem feinsten Marmor Italiens gleich, und nimmt eine Politur an, durch die er fast durchsichtig wird.

Die Birmanen sind lebhaft, reizbar, ungeduldig. Eifersucht hat auf sie kaum einen Einfluß. Ihre Frauen und Mädchen dürfen mit Mannspersonen, als es der Anstand in Europa verstattet, umgehen. Blos in andern Fällen haben sie Ursache sich zu beschweren, da sie weit geringer, als Mannspersonen, geachtet werden. Ein Frauenzimmer zum Beispiel, darf in keinem Gerichtshofe erscheinen, und muß ihr Zeugniß außerhalb desselben ablegen. Der Gebrauch, Frauenzimmer an Fremde zu vermiethen, ist zwar bloß bei der untersten Classe üblich, und ist vielleicht öfters die Folge häuslicher Zerrüttung, als willkührlicher Neigung. Indeß wird dieses hier für keine Unehre geachtet, und das Frauenzimmer verliert dadurch nichts von seiner Achtung. Daher es sich dieser barbarischen Gewohnheit mit anscheinender Ergebenheit unterzieht. Man sagt auch daß sie ihren fremden Herren selten untreu sind. Im Gegentheil bringen sie ihnen öfters wesentlichen Nutzen, da sie ihre Rechnung führen und ihre Geschäfte besorgen. — Zieht der Fremde aus dem Lande, so muß er seine zeitliche Gemahlin zurücklassen. Hierin ist das Gesetz äußerst strenge. Jedes Schiff muß, bevor es seinen Zollzettel erhält, sich erst von den Zollbeamten sorgfältig durchsuchen lassen. Sollte ihre Wachsamkeit hiebei auch vereitelt werden, so würde man das Frauenzimmer selbst bald vermissen. Das Fahrzeug, worauf sie sich verfügte, würde entdeckt werden, und der Capitain dürfte sich bei Strafe der Einziehung und einer schweren Geldbuße und Gefängniß, in keinem Birmanischen Hafen mehr blicken lassen. Nicht einmal kleine Mädchen, wenn sie von einer Birmanin geboren sind, dürfen weggeführt werden. Mannspersonen ist es erlaubt, auszuwandern. Die Auswanderung des schönen Geschlechts hingegen würde, nach ihrer Meinung, den Staat entvölkern, da sie die Quellen der Bevölkerung verminderte.

Untreue ist der Birmanischen Weiber Sache nicht. Sie sind zu sehr beschäftigt, um zu dergleichen Musse zu haben. Selbst Damen vom höchsten Range pflegen selten müssig zu seyn, und eben dieses geschieht auch von ihren Aufwärterinnen. Weben ist die Hauptbeschäftigung des Frauenzimmers. Die meisten Birmanischen Familien verfertigen das baumwollene und seidene Zeug, dessen sie bedürfen, in ihrem eigenen Hause.

Die

Die Birmanen äussern in einigen Stücken barbarische Wildheit, in andern alle Zärtlichkeit eines verfeinerten Volke. Sie verhängen über ihre Feinde die grausamste Rache. Bei ihren Einfällen wird jeder Schritt durch Verwüstung bezeichnet; und sie schonen weder Alter noch Geschlecht. Zu Hause erstreckt sich gegentheils ihre Guthätigkeit auf das Alter sowohl, als auf Kranke und Schwächliche. Kindliche Ehrfurcht wird als ein geheiligtes Gesetz eingeprägt, und diese Pflicht genau beobachtet. Nirgends ist ein Bettler zu sehen. Jeder ist versichert, seinen Unterhalt zu finden. Kann er sich solchen nicht durch eigene Arbeit verschaffen, so wird er ihm von andern gereicht.

Ihre Zeitrechnung theilen die Birmanen folgendermaaßen ein:

Die Zeit, während welcher der Finger kann aufgehoben und wieder gebeugt werden, wird Tscharari genannt; zehn Tscharari machen ein Piaan, sechs Piaan ein Bizana, oder ungefähr eine Minute aus. Der ganze Tag, welcher bei ihnen zur Mittagszeit beginnt, wird in acht Theile, jeder zu drei Stunden, eingetheilt.

Diese Abtheilungen der Zeit werden durch eine Maschine, die unserm Stundenglase ähnlich sieht, bisweilen aber durch ein durchlöchertes Gefäß, das in einem Wassereimer steht, angezeigt. Sie werden mittelst eines Schlages auf eine länglichte Trommel, welche stets in der Nähe der Wohnung des Oberhauptes der Stadt oder des Dorfs aufbewahrt wird, verkündigt. Gedachte Trommel steht gewöhnlich auf einer hohen Bambusbühne, und wird durch ein Dach von Matten gegen das Wetter geschützt. Das nahe an dem königlichen Pallaste dazu bestimmte Gebäude ist gemauert und sehr hoch. Der Schall wird dadurch bis zu den entferntesten Gegenden der Stadt geleitet.

Das Birmanische Jahr wird in zwölf Monden-Monate getheilt, welche, genau zu sprechen, nicht synodisch genannt werden können, obgleich sie eben die Anzahl Tage in sich enthalten. Der Umlauf des Mondes geschieht in 29 Tagen, 12 Stunden, 44 Minuten. Allein der Birmanische Mondwandel besteht wechselsweise aus 29 und 30 Tagen, welches einen Unterschied von 8 Stunden und 48 Minuten Newtonischer und Birmanischer Mondesberechnung macht.

Um den Sonnenlauf damit zu vereinbaren, schalten sie jedes dritte Jahr einen Monat von 30 Tagen ein. In diesem dritten Jahre haben der erste und dritte Birmanische Monat 30 Tage statt 29. Dabei unterdrücken sie einen Tag, welcher, wenn er gerechnet werden sollte, entweder der 31ste des 12ten oder letzten Monats, oder der erste Tag des ersten Monats

würde. Hiedurch wird die Zahl der Tage in drei Sonnenjahren dergestalt gezählt:

Drei Mondenjahre, jedes von 354 Tagen	—	1,062
Ein Schaltmonat im dritten Jahre	— —	30
Zwei Schalttage im ersten und dritten Monat	—	2
Am Ende des Jahrs unterdrückt	— —	1
		1,059.

Diese Rechnung kömmt in der Anzahl Tage mit drei Jahren überein. Jedes vierte Jahr wird jedoch den Unterschied eines Tages, wegen unsers Schaltjahrs, verursachen. Dieses sowohl als andere Mängel in ihrer Berechnung, haben die Birmanen völlig eingesehen. Um daher diesen Unordnungen zu steuern, haben sie oftmals nach Willkühr abgeändert. Der gegenwärtige Monarch aber ist so begierig, ein standhaftes und unveränderliches Zeitmaaß nach Tafeln festzusetzen, daß er deshalb den vorigen brittischen Generalstatthalter ersuchen ließ, ihm einen in der Sternkunde wohlerfahrnen Braminen zu schicken, um den Versammlungen seiner Professoren, wobei der König selbst stets zugegen ist, beizuwohnen.

Die Art, nach welcher der Birmanische Monat eingetheilt wird, scheint dieser Nation ganz eigen zu seyn. Statt die Tage des Monats vom Anfang bis zu Ende fortzuzählen, zählen sie nicht weiter, als bis zum Vollmonde. Nach diesem zählen sie zurück, bis der Monat zu Ende ist.

Der Birmanische Monat wird in vier Wochen, jede zu sieben Tagen, eingetheilt. Der achte Tag des zunehmenden Mondes, der funfzehnte, oder der Vollmond, der achte des abnehmenden Mondes, und der letzte Tag des Mondes, werden von den Birmanen als Festtage gefeiert. An denselben wird kein öffentliches Geschäft verrichtet; der Handel wird unterbrochen; Handwerksarbeiten sind verboten, und strenge Beobachter der Religion nehmen von Sonnenaufgange bis zum Untergange keine Nahrung zu sich. Indeß ist dieses nicht sehr gemein, und wird, außer der Hauptstadt, wo der äußere Schein von Andacht öfters als Werkzeug eigennütziger Absichten dienen muß, selten ausgeübt.

Die Religion der Birmanen stammet aus Indien ab. Nicht, als ob sie Anhänger des Brahma wären, sondern als Nachfolger Bud's, welcher von den Braminen selbst als die neunte Erscheinung ihres Gottes Vischnu anerkannt wird. Er reformirte die in dem Vedam enthaltene Lehre und tadelte sehr streng die Viehopfer, und die Erlegung von was immer für lebenden Wesen. Nach einer unlängst bei Gaja in Bengalen entdeckten Samskedanischen Inschrift, die

die der gelehrte Wilkins übersetzt hat, und die im ersten Bande der Abhandlungen der gelehrten Gesellschaft von Calcutta enthalten ist, erschien Bud zuerst daselbst. Es wurde ihm zu Ehren ein Tempel erbauet und sein Bild daselbst verehrt.

Die Birmanen nennen das Bild, welches Bud vorstellt, Gaudma, oder Goutum, welches gegenwärtig die allgemein angenommene Benennung Bud's ist. Dieses Bild ist der Hauptgegenstand der Verehrung aller zwischen Bengalen und China belegenen Länder.

Die Anhänger Bud's streiten mit jenen des Brahma um das Alter, und sind gewiß weit zahlreicher. Die Eingebohrnen der Insel Ceylon scheinen Nachfolger Bud's von der ersten und reinsten Quelle zu seyn. Die Birmanen gestehen selbst, ihre Religion aus diesem Eilande erhalten zu haben. Sie wurde, sagen sie, zuerst von Zehu, womit sie Ceylon benennen, nach Arracan gebracht, und von da aus in Ava, und vermuthlich auch in China eingeführt. Denn die Birmanen versichern, daß die Chineser Glaubensgenossen des Bud's sind. Die Birmanischen Priester oder Raahane tragen gelbe Kleidung.

Es würde langweilig seyn, hier allen den Wust von mythologischen Fabeln, worin die Birmanische Religion eingehüllt ist, zu entwickeln. Es wird blos daraus angemerkt, daß die Birmanen an die Seelenwanderung glauben, und daß ihre Seelen nach einer Anzahl verschiedener Wanderungen zuletzt auf dem Berge Menu, welches der Nordpol ist, um welchen die Hindus den Garten Indra und den Sitz der Freuden setzen, aufgenommen, oder an einem Orte der Qualen die göttlichen Strafen ausstehen werden. Indeß halten sie die Barmherzigkeit für die erste Eigenschaft des höchsten Wesens, daher sie auch Gott dadurch am besten gleich zu kommen und ihn zu verehren glauben, wenn sie allen seinen Geschöpfen eine gleiche Milde angedeihen lassen.

Die Gesetze der Birmanen sind so, wie ihre Religion, heidnisch. Man kann sie von ihrer Religion nicht trennen. Gott offenbarte sie Menu in einmal hunderttausend Versen. Menu machte solche bekannt, und zahlreiche Auslegungen derselben wurden von den Muni's oder alten Weisen darüber gemacht, woraus ihr Dewma Sastra, oder Gesetzbuch, entstanden ist.

Das Birmanische Rechtssystem ist voll gesunder Moral, und unterscheidet sich durch Klarheit und Sinn von allen übrigen Kommentaren der Hindus. Jedoch hat es auch seine Ungereimtheiten, als: die Feuer- oder Wasserprobe, um die Schuldigen von den Schuldlosen zu unterscheiden, und die Verwünschungen.

Das

Das peinliche Recht der Birmanen ist in einigen Fällen sehr milde, in andern aber sehr strenge. Staatsverbrechen werden auf das strengste geahndet. Diebstähle werden für das erstemal nicht mit dem Tode bestraft, außer wenn sie über 800 Takal, oder ungefähr 100 Pfund Sterling betragen, oder von Mordthaten und andern gräulichen Umständen begleitet worden sind. Im ersten Falle wird der Schuldige auf beiden Backen mit einem runden Zeichen mittelst Schießpulvers gebrandmarkt, und muß das Wort Dieb, sammt Benennung der Sache, die er gestohlen hat, auf seiner Brust tragen. Das zweitemal wird ihm der Arm abgeschnitten. Der dritte Fall zieht den Tod unvermeidlich nach sich. Enthauptung ist die gewöhnliche Todesstrafe, womit die Birmanischen Scharfrichter sehr geschickt umzugehen wissen.

Die Birmanen sind für Dichtkunst sowohl als Musik sehr eingenommen. Sie haben sowohl epische als geistliche Gedichte von großem Rufe. Sie pflegen gern die Heldenthaten ihrer Könige und Feldherrn in Versen abzusingen.

Die Tonkunst wird ebenfalls hoch geschätzt. Man sagt, die königliche Bibliothek enthalte viele treffliche Aufsätze über diese Kunst.

Ihre Hauptinstrumente sind das Sum, oder eine hölzerne geschnitzte und inwendig ausgehöhlte Harfe, die einem bedeckten Kahne etwas ähnlich sieht, mit Saiten, die gewöhnlich von Drath sind. Die Größe dieses Instruments ist von 2 bis 5 Schuh in die Länge.

Das Turr gleicht einer Violine. Es wird mit dem Bogen gespielt, hat aber nur drei Saiten.

Das Pulawe ist eine gemeine Oktavflöte.

Das Kierup ist eine Sammlung von Cymbeln, die an einem Bambusgestelle hängen. Diese sind von verschiedener Größe, und werden daher stufenweise gestimmt.

Die Parola, oder Gitarre, sieht gerade wie ein kleines Krokodill aus. Der Leib ist hohl, und auf dem Rükken sind Löcher. Drei Saiten von Metall reichen von der Schulter bis zum Schweife. Sie wird mit den Fingern gespielt, und dient gewöhnlich, um die Stimme zu begleiten.

Das Bundi ist eine Sammlung von Trommeln verschiedener Größe, die an einem hölzernen Gestell mit Riemen angehängt sind. Die ganze Maschine hat ungefähr 5 Schuh im Durchmesser und 4 Schuh in der Höhe. Derjenige, der darauf spielt, sitzt im Mittelpunkte und schlägt auf die Trommel mit einem kleinen Stäbchen. Dieses Instrument wird bloß bei einem großen Chor Musikanten und bei öffentlichen Prozessionen, wo es von

zwei

zwei Männern getragen wird, gebraucht, wobei der Spieler in der Mitte fortwackelt, und zugleich darauf spielt.

Das Him ist die Pansyfeife, und besteht aus mehrern niedlich zusammen gesetzten Schilfröhren.

Die Birmanische Sprache hat 33 Buchstaben, nebst verschiedenen andern Zeichen, um kurze oder lange Selbstlauter, Doppellauter u. s. w. auszudrücken. Es ist hiebei merkwürdig, daß das kurze a jedem Buchstaben anklebt, ohne ausgedrückt zu werden; eine Eigenschaft, welche allen Alphabeten der Hindus gemein ist.

Die Birmanen schreiben von der linken zur rechten Hand. Ihre Handschriften sind sehr schön. Sie schreiben, wie die Hindus, auf Palmirablätter, worauf die Buchstaben mit einem Griffel eingegraben werden. Allein die Birmanen übertreffen die Hindus weit in der Zierde und Ausarbeitung ihrer Bücher. In jedem Kloster befindet sich eine Büchersammlung, die gewöhnlich in lackirten Kisten aufbewahret wird. Einige Bücher in der Palisprache werden öfters auf dünnen Bambusstreifen, die vorher vergoldet werden, mit schwarzen glänzenden Buchstaben geschrieben. —

Die königliche Bibliothek ist ein großes Gebäude von Backsteinen, das auf einer Terasse liegt, und mit einem sehr zusammen gesetzten Dache bedeckt ist. Es besteht aus einem viereckigten Zimmer, sammt einer Gallerie, die es umgiebt. Darin befinden sich mit Gold und Lack verzierte Kisten, die in Ordnung gegen der Mauer zu stehen, und worin die Bücher liegen. Die Bücher sind regelmäßig in Klassen eingetheilt, und was jede Kiste enthält, ist mit goldenen Buchstaben auf dem Deckel angemerkt.

Der Bibliothekar eröffnete ihrer zwei, und zeigte dem Major Symes einige sehr schöne Handschriften auf dünnen Blättern von Elfenbein, deren Band mit niedlich ausgearbeiteten Blumen von Gold geziert war. Hr. Symes sah auch einige Bücher in der alten oder heiligen Palisprache. Alles schien nach einer vollkommenen Ordnung eingerichtet zu seyn, und man sagte ihm, daß sich hier Werke über allerlei Gegenstände, besonders aber im theologischen Fache, befänden. Geschichte, Arzneikunde, Romane, Ton- und Zeichenkunst, waren alle besonders behandelt.

Die Birmanische Sprache klingt in der Dichtkunst sehr angenehm; sogar die ungebundene Rede scheint nach dem Silbenmaaße abgefaßt zu seyn. Das letzte Wort eines jeden Theils der Rede wird von ihnen durch eine musikalische Cadenz verlängert, wodurch auch Leute, die mit der Birmanischen Sprache unbekannt sind das Ende einer Periode wahrnehmen können.

Methode, frühzeitige Gurken zu ziehen.

Die wendischen Bauern in der Niederlausitz, die sich auf den Anbau der Küchengewächse überhaupt sehr gut verstehen, wissen die frühzeitigsten Gurken zu ziehen, und solche grün, auch in Salzwasser eingemacht, nach Berlin und vielen andern Städten zu liefern, ehe die Kunstgärtner auf den mit Fenstern bedeckten Mistbeeten dergleichen vorzeigen können. Mistbeete haben sie nicht, auch legen sie die Gurkenkerne nicht einmal in ordentliche Beete, sondern vertrauen ihren Saamen auf ein Gerathewohl der Erde an. Sie bereiten dazu im Herbste, oder auch im Frühling, sobald der Frost aus der Erde ist, ein fettes, mit wohl verfaultem Mist gedüngtes, tief gegrabenes, vor kalten Winden geschütztes, und der Sonne wohl ausgesetztes Land, auf welchem sie mit den Fingern lauter zirkelförmige Rinnen, jede ungefähr 4 Zoll aus einander, machen. Mit Ausgang des Märzes, oder noch später, nachdem die Witterung günstig ist, legen sie ihre Gurkenkerne in die mittelste und kleinste Rinne, nach 8 Tagen in die zweite und größere, womit sie hernach von 5 zu 5 Tagen fortfahren, bis alle diese Zirkelrinnen mit Kernen belegt sind. Bisweilen geht die erste, zweite und dritte, auch wohl die vierte Pflanzung durch den Frost verloren, oft aber erhalten sie auch die Früchte ihrer Bemühung ohne allen Verlust. Im erstern Falle bekommen die spätern Reihen hinlänglichen Raum sich auszubreiten; im andern Falle werden die überflüßigen Pflanzen ausgehoben und an andere schickliche Orte verpflanzt. Fehlt Regen, so wird alle Abende begossen; kömmt die Blütezeit, so werden die Spitzen der Gurkenranken abgebrochen, und die überflüßigen Blüten abgenommen, um den Gurken mehr Nahrung zu verschaffen. Sobald diese angefangen, eines kleinen Fingers lang zu werden, sobald geht auch die Erndte an. Die auf ihren Vortheil ungemein aufmerksamen Bauern haben sich mit einer guten Anzahl leerer Tonnen oder Fässer, mit Salz, mit Kirschblättern und mit grünen Saamenbüschen des Dilles versehen. Jeden Abend werden die Gurken abgelesen, sauber getrocknet, in die Fässer oder Tonnen gepackt, und schichtweise Salz, Dill und Kirschblätter dazwischen gestreuet. Ist die Tonne voll, so wird, so viel möglich, welches Wasser darauf gegossen, die Tonne zugeschlagen, und nach Berlin gefahren. In 2 oder 3 Tagen sind die Gurken eßbar, weil theils die zu solcher Zeit gewöhnliche warme Witterung, theils die eichenen Gefäße das Sauerwerden der Gurken befördern.

Hannöverisches Magazin.

93tes Stück.

Freitag, den 20ten November 1801.

Ein Scherflein zur patriotischen Wohlthätigkeit, für das abermals abgebrannte Bremerlehe.

Wenn ich ein Paar Zeilen zur patriotischen Wohlthätigkeit für einen Ort, der in kurzer Zeit zweimal eine heftige Feuersbrunst erlitten hat, den Lesern dieser Blätter vor Augen lege, so geschieht es wahrlich nicht deswegen, weil ich daselbst viele Verwandte und Freunde hätte, oder als ob ein so wohlthätiges und patriotisch gesinntes Publikum, wie das Hannöverische ist, erst dadurch zu einem wohlthätigen Patriotismus angereizt werden sollte, was es in der That nicht, und am wenigsten für das unglückliche Lehe, bedarf, das mit frappanter Schönheit, so weit es wieder aufgebauet war, aus seiner Asche hervorgegangen ist, welches gewiß nicht der Fall gewesen seyn würde, wenn nicht patriotische Menschenfreunde vieles dazu durch ihre edle Wohlthätigkeit beigetragen hätten. Nein! es geschieht bloß in der Hinsicht, damit die edlen Wohlthäter wissen, an was für einen Ort sie ihre patriotischen Geschenke verwenden, und was für einen weisen, auffallend schönen und dauerhaften Gebrauch die guten Einwohner dieses Städchens davon gemacht haben. Und gewiß würden auch diese, die das gleiche Unglück ihrer Mitbürger erst kürzlich erfahren haben, dadurch in den Stand gesetzt werden, einen eben so weisen, auffallend schönen und dauerhaften Gebrauch davon zu machen, (wofern sie eine ähnliche patriotisch-wohlthätige Unterstützung erhielten) als ihre erst vor wenig Jahren verunglückten Mitbürger. Der weise und höchst nützliche Gebrauch, den sie mit von der liebevollen Unterstützung theilnehmender Menschen bei Wiederaufbauung ihrer Häuser gemacht haben, ist der: daß ein jeder sein Haus also gebauet hat, daß er, (was in einer Stadt sonst nicht gut möglich ist) seinem Hause so viel Sonnen- u. Mondenlicht verschafft hat, als es nur in einer Stadt zu fassen möglich ist. Um

dies zu bewirken, steht kein Haus von den neu erbaueten mit der Fronte an der Straße, sondern mit dem einen Winkel des Oblongs. Ein jedes Haus hat demungeachtet sein richtiges Oblong, wodurch es denn keine schiefe und winklichte Zimmer, (wie etwa bei einem verschobenen Oblong) erhalten hat. Aber dies gerade Oblong steht nicht mit der vordersten Linie en face vor der Straße, sondern nur, wie oben gesagt, mit einer Ecke. Eben so das 2te, 3te, 4te u. s. w. Ein jedes Haus hat daher seine regelmäßige Form in sich, aber es hat eine schiefe oder winklichte Lage. Hiedurch aber werden mehrere wichtigere Absichten erreicht, die sonst durch eine gerade Lage an einer Straße nicht erreicht werden können. Dahin gehört nun die erste und wichtigste, daß ein jedes Haus, das die Fronte nach Norden hat, und die Sonnen- und Mondschein in den vordersten Zimmern haben würde, nun mehrere Stunden des Tages Sonnenlicht hat, was aber auch so durch diese schiefe Lage immer der Fall bleibt, es mag das Haus für eine Richtung der Weltgegend haben, welche es wolle.

Man versuche es nur, und lege ein Buch in Octav, oder auch ein Kartenblatt, das die Gestalt eines Oblongs oder länglichten Vierecks hat, mit der einen Ecke in eine Weltgegend, in welche man will, und man wird es nie so legen können, daß es nicht zu einer Zeit des Tages viele Stunden hindurch das Sonnenlicht, und des Nachts das Mondenlicht haben sollte.

Ein anderer wesentlicher Vortheil in einer Stadt, der aus einer solchen schiefen Richtung eines regulairen Hauses entsteht, ist der: daß, wenn die Gassen eng seyn sollten, ein jeder Hauswirth vor seinem Hause nun einen dreieckigten Vorplatz gewonnen hat, wo er mit seinen Kindern auch bei dem stärksten Gewühle auf der Straße völlig sicher ist, und ohne Störung von andern, und ohne andern, die auf der Straße fahren, reiten und gehen, beschwerlich zu seyn, was doch bei engen Gassen und bei gerader Fronte der Häuser so oft der verdrießliche Fall von beiden Seiten, sowohl des Passirenden, als auch des Hauswirths ist, der etwa vor seinem Hause auf- oder abladen läßt. In seinem dreieckigten Vorplatze kann er auf- und abladen, und darin seine Kinder ruhig spielen lassen, ohne daß sie andere, oder andere sie darin stören sollten.

Ein dritter wesentlicher Vortheil ist der, daß sich zwei Wagen auch desto besser ausweichen können, wenn sie breit mit Heu oder Stroh beladen sind.

Auch wird viertens nie eine solche Straße ganz versperrt, wenn etwa ein Fuder Heu oder Stroh darin umfallen sollte. Der dreieckigte Vorplatz eines jeden Hauses gewähret immer einen Umweg, um nicht durch

einen

einen solchen Verfall aufgehalten zu werden.

So ist es endlich fürstens auch kein geringer Vortheil für ein jedes Haus bei Feuersgefahr, zwei Thüren an der Straße zu haben, um desto eher seine Meublen zu retten; insbesondere aber für jedes große Kaufmanns- oder Geschäftshaus, zwei Hausthüren nach der Straße zu haben, welches gleichfalls durch die schiefe Lage des Hauses bequem erreicht wird; indem die lange Seite eines solchen Hauses fast auf die Hälfte frei an die Straße zu stehen kömmt, wo also so gut eine Thür, wie vorn im Hause angebracht werden kann.

Was für wesentliche Vortheile entstehen dadurch für den Stadtbewohner nicht, wenn er den so gesunden, wohlthätigen und erfreulichen Einfluß des erquickenden Sonnenstrahls, vorzüglich in unserm nördlichen Deutschelande, genießen, und sein geitziger oder neidischer Nachbar ihm solchen durch kein Verbauen benehmen kann. Wie ungehindert, und ohne zu hindern, kann er seine Geschäfte vor seinem Hause treiben, und wie unbesorgt für seine Kinder seyn, wenn sie vor der Thür spielen wollen.

So viele Vortheile eine solche Bauart gewährt, eben so viele Freuden gewährt sie auch; denn der Anblick einer solchen Stadt gewährt durch das singulair Regelmäßige, das schön Baroque, das Neue und Ungewohnte ein überraschendes Vergnügen. Dieses wird ihm auch dann noch gewährt, wenn er sich auf der Eckstube, die an der Straße liegt, befindet, von der er die ganze Straße rechts und links übersehen kann.

Wenn man bei Städten nicht auf ihre Größe, nicht auf ihre schönen Häuser und Paläste und andere gewöhnliche Dinge sehen will, die eine Stadt mit der andern gemein hat, so hat Gertruydenberg und Rotterdam in Holland und Mannheim, wie Bremerlehe in Deutschland, etwas Eigenthümliches, Schönes, Nützliches, Gefallendes und Ueberraschendes, was sonst in keiner Stadt von den vielen, die ich in Deutschland, in den Niederlanden, in Holland und in einem Theile von Frankreich gesehen habe, sich findet.

St. Gertruydenberg am Biesbosch in Südholland hat nur zwei Reihen Häuser; aber diese beiden Reihen Häuser machen ein ovales Rund aus, das an jedem Ende ein schönes Thor hat. Die ganze Stadt hat also keine Straße, sondern besteht aus einem großen ovalen Platze, in dessen Mitte ein kleiner Wald, mit Alleen durchschnitten, sich befindet. Wie auffallend schön mir diese kleine Stadt gewesen ist und immer bleiben wird, zumal da mit dieser vortheilhaften Bauart, nach welcher ein jeder aus seinem

Hause die ganze Stadt übersieht, auch das äußerst Reinliche und Nette der holländischen Häuser verbunden war, vermag ich nicht auszudrücken.

Rotterdam hat das zwar mit allen holländischen Städten gemein, daß es mit Canälen durchschnitten ist und diese mit grünen Bäumen bepflanzt sind; aber es zeichnet sich doch durch weit breitere und tiefere Canäle aus, so daß die größten Schiffe darin fahren, und ihre Fracht vor jedem Hause einnehmen und ausladen können. Ueberdem hat diese Stadt die größten und schönsten Häuser, wie Palläste, vor welchen, so wie am Canal, wieder Lindenbäume stehen. Der Anblick einer solchen Stadt, die dem Auge auf einmal so viel Großes, Schönes und Nützliches gewährt, macht einen unauslöschlichen Eindruck.

Mannheim ist, wie bekannt, die regelmäßigste Stadt von der Welt. Ein Haus ist so groß und so hoch wie das andere. Im Mittelpunkte der Stadt liegt auf einem großen Platz das Schloß, von welchem man aus allen vier Thoren sehen kann.

Bremerlehe hingegen hat das Eigenthümlichste, Nützlichste u. Schönste von diesem allen, nemlich, daß es durch die Stellung der Häuser, durch die singulaire Regelmäßigkeit, durch das schöne Barreque, durch das Neue und Ungewohnte dem Auge einen Anblick gewährt, der innigst erfreuet, zumal wenn die Häuser, so wie dort, alle massiv und in mittler Größe aufgebauet sind. Kostet ihnen die massive Bauart auch etwas mehr, wie die hölzerne, so ist es für die dortige Gegend in allem Betracht nothwendig, und daher werden gewiß die patriotischen Geschenke auch in dieser Hinsicht auf eine weise und dauerhafte Art angewandt, was man doch so gern sieht, wenn man patriotische Geschenke zugleich auf dem Altar der Pflicht darbringt.

Ueberdem ist Bremerlehe der erste und letzte Ort unsers guten Vaterlandes, wo so viele Fremde aus allen Weltgegenden ankommen, und von da in alle fünf Welttheile wieder abgehen. Sollen die aufmerksamen Reisenden aus der so frappanten und überaus nützlichen Anlage dieses Städtchens nicht sogleich große Ideen von unserm guten Vaterlande erhalten, oder zuletzt nicht noch mit sich zurück in ihr Vaterland nehmen, und davon für sich und ihr Vaterland einen nützlichen Gebrauch machen? Sollten viele Menschen, die in einer Stadt leben, wo ihre Häuser des so wohlthätigen und so gesunden Einflusses des Sonnen- u. Mondenscheins nach ihrer Lage gegen Norden völlig in ihren Haupt- Wohn- und Schlafzimmern entbehren müssen, bei der Wiedererbauung ihrer Häuser es sich nicht gleichfalls zur Pflicht machen, ihren neuen Häusern eine eben solche, schiefe Lage zu geben, daß sie alle obige

Vortheile dadurch erreichten? Mag das immer Zufall seyn, daß die meisten neuen Häuser in Lehe eine solche schiefe Richtung erhalten haben, wie mir ein Freund aus dortiger Gegend, dem ich diese so auffallend schöne Bauart erzählte, versichern wollte, so hindert das ja nichts an der großen Nützlichkeit für alle Städtbewohner, und insbesondere derjenigen, welche an der Nordseite und in engen Straßen wohnen, um bei Auferbauung ihrer Häuser, wenn es andere Umstände nicht verhindern, einen beliebigen Gebrauch davon zu machen.

Haben doch so sehr viele Erfindungen in der Welt ihr Daseyn dem Zufall zu verdanken. Gottlob! daß wir sie haben, und als vernünftige und kluge Menschen sie zu unserm Nutzen und Vergnügen anwenden können. Will man auf eine baldige und wohlfeile Art sich eine anschauliche Vorstellung von einer solchen Stadt machen, so nehme man Spielkarten, und lege sie auf einen Tisch an zwei Parallellinien, welche die Straßen vorstellen, mit der einen Ecke der Karte an, und man wird die viele Nützlichkeit einer solchen Stadt oder Straße zugleich mit der vielen Annehmlichkeit einsehen, wohin auch die gehört, daß ein jeder aus seiner Eckstube die ganze Straße von beiden Seiten übersehen, und alles auf derselben beobachten kann.

Möchten doch alle patriotische und menschenfreundliche Wohlthäter durch diese wenigen Zeilen erweckt werden, auch diesen unglücklichen Einwohnern die schöne Gelegenheit zu geben, von ihren gütigen Geschenken einen eben so weisen, schönen, nützlichen und dauerhaften Gebrauch zu machen, als ihre vor wenig Jahren verunglückten Mitbürger davon, zur auffallendsten Freude eines jeden beobachtenden Reisenden, zum Ruhm unsers nördlichen deutschen Vaterlandes gemacht haben.

W — de. K — r.

Ueber die Vertilgung der Feldmäuse.

Bei der großen Menge der Feldmäuse, die gegenwärtig unsere Rocken- und besonders die jungen Kleefelder verwüsten, wird es einem ökonomischen Publikum nicht unangenehm seyn, wenn ich meine Versuche über die Vertilgung derselben mittheile. Ich habe mir nemlich ein blechernes Instrument, in Form einer feltersser Brunnenkruke, machen lassen, welches 12 bis 14 Zoll lang ist und 3 Zoll im Durchmesser hält. Am

untern Ende läuft es trichterförmig zu, und endigt sich mit einer 6zölligen Röhre, die am spitzen Ende etwa ½ Zoll im Durchmesser hält. Oben ist ein Deckel, der auf- und abgeschoben werden kann, und so viel möglich genau anschließen muß, gleichfalls mit einer 3 Zoll langen Röhre versehen, in welche das spitze Ende eines kleinen Feuerpüsters, (dessen man sich in der Küche zum Anblasen des Feuers bedient) gesteckt, und so mit dem Instrumente vereinigt wird. Mit kleingehackter Hede, die von geringer Güte seyn kann, lasse ich benanntes Instrument anfüllen, nach Maaßgabe mit gestoßenem Schwefel vermengen, anzünden und den Qualm vermittelst des Püsters in die Löcher blasen. Wenn man den Tag zuvor alle Löcher auf dem Lande, wo man das Ausblasen vornehmen will, zutreten läßt, so sind den andern Morgen weniger, aber lauter frische Gänge zu sehen, und die Arbeit geht alsdann geschwinder von Statten. Zwei Personen müssen dabei angestellt seyn; ein Mann, der den Püster regiert, und ein Knabe, welcher die Löcher, und zwar erst dasjenige, worin die Röhre gesteckt wurde, zudrückt, damit der Qualm in den Oeffnungen weiter ziehe, demnächst aber alle benachbarte Löcher zutritt, damit er auch in der Erde bleibe.

Die Wirkungen sind außerordentlich; ich habe Nester aufgegraben, worin ich ein Dutzend erstickte Mäuse vorfand, auch mehrmals gesehen, daß, wenn eine entwischen wollte, die nur wenig von diesem kräftigen Qualm verschluckt haben konnte, selbige vor dem Loche liegen blieb und crepirte.

Ich zweifle nicht, daß auch dieses Qualminstrument in den Gärten zur Vertilgung der Maulwürfe, Hamster, Mäuse, und in den Häusern gegen die Ratten gebraucht werden kann, wenn die Gänge nur offen und nicht verschüttet sind. Uebrigens ist es auch auf Ackerfeldern von Nutzen, die Furchen, wo mit den Eggen die Kluten, Mist und Quecken hinein gezogen sind, wieder auspflügen und ausschaufeln zu lassen, indem die Mäuse sehr gern sich darin einnisten.

B. G. H. S.

Ein Wink für Prediger, die Taufhandlung betreffend.

Die Augenentzündung bei jungen zarten Kindern (Opthalmia neonatorum) ist den Aerzten eine sehr oft vorkommende, meistentheils schwer zu bekämpfende Krankheit, die den Kindern, die damit befallen werden, auf

auf ihre künftigen Lebenstage des ersten Sinnes, nemlich des Sehens, gänzlich berauben, und daher zu unnützen Mugliedern des Staats machen kann.

Pflicht muß es jedem seyn, der Gelegenheit hat, die mannichfaltigen Leiden des menschlichen Körpers zu sehen und zu behandeln, die Ursachen solcher Krankheiten immer mehr zu erforschen und diese bekannt zu machen, damit solche, wie es oft möglich ist, vermieden werden können.

Der Priester und der Arze sind diejenigen, die hiezu die meiste Gelegenheit haben, und oft vieles beitragen können, weil es ihr Beruf mit sich führet, auch in die kleinern Hütten Noth- und Hülfsbedürftiger gehen zu müssen, wo man am öfterssen Krankheiten findet.

Hier ist meine Absicht, die Herren Prediger auf die Taufe, das heißt, auf das Taufen mit kaltem Wasser, aufmerksam zu machen, und sie vor der Kälte des Wassers beim Taufen zu warnen. Vorzüglich gefährlich kann aber das Taufen mit kaltem Wasser bei den Kindern werden, die gleich nach der Geburt, (aus welcher Ursache es auch sey) getauft werden müssen. Meiner Meinung nach wäre es daher äusserst nothwendig, daß vorzüglich die Bademütter, welche doch wohl am meisten die sogenannte Nothtaufe verrichten, ausdrücklich Befehl erhielten, nicht anders, als mit warmem Wasser taufen zu dürfen, welcher ihnen bei ihrem Unterricht eingeschärft, und bei der Beeidigung wiederholt werden müßte.

Vorzüglich ist es bei der Nothtaufe der Fall, daß das Kind noch warm, zart und schwach ist; wird demselben nun der Kopf, welcher noch stark ausdünstet, mit kaltem Wasser überschüttet, so ist es nicht anders möglich, als daß die Materie, welche sonst verfliegt, zurückgestoßen wird, oder daß eine Erkältung entstehe, welches beides die schädlichsten Folgen für das kleine Geschöpf, und vorzüglich für die Augen desselben, haben kann.

Wenn auch wirklich die Taufe nicht gleich nach der Geburt geschiehet, so sollte man doch immer lauwarmes Wasser zum Taufen nehmen; denn es kann oft der Fall seyn, daß das Kind eben, wenn es getauft werden soll, in Transpiration ist, und alsdann wird das Benezzen des Kopfs mit kaltem Wasser oft schädliche Folgen haben können.

Ich habe selbst verschiedene auffallende traurige Fälle gesehen, wo offenbar das kalte Taufen heftige und schwer zu bekämpfende Augen-

schä-

schäden nach sich zog. — Daher halte ich es für meine Pflicht, meine Meinung über diesen Gegenstand in diesen Blättern mitzutheilen.

Neuhaus im Bremischen. Erythropel, Dr. Med.

Anfrage.

Seit einigen Jahren wurde ich in meinem Wohnzimmer von verschiedenen Gattungen Ameisen sehr beschwert; diese habe ich durch Gum. Camphor, Assa foetida u. s. w. völlig ausgerottet. Jetzt aber bin ich von sogenannten Ohrwürmern, die ich vormals fast gar nicht bemerkt habe, und welche mir vielen Schaden, vorzüglich am Grundholze der Südseite meines mit guten Steinen gemauerten und mit Ziegeln gedeckten Hauses, an den Fensterfütterungen u. s. w. verursachen, noch mehr, als sonst von den Ameisen incommodirt.

Sollten, wie ich jetzt fast mehr als wahrscheinlich vermuthe, erstere durch ihre ungeheure Menge letztere vielleicht verfolgen und verzehren? Denn bekannt ist es, daß die Ameisen alle bekannte Arten süßer Sachen lieben, und nach vielen von mir angestellten Versuchen scheinen sämmtliche Ohrwürmer süß zu seyn. —

Sollte nicht ein oder der andere erfahrne Oekonom ein leicht anwendbares, sicheres und gewisses Mittel wider solche, so viel Schaden, zumal am Holze, verursachende und lästige Gäste, gegen welche ich bislang, um selbige zu vertilgen, heftig bittere und saure Sachen, Terpentin aller Art, selbst Gum. Camphor. und Assa foetida ohne den geringsten Effect lange Zeit angewandt habe, wissen, und die Güte haben, solches, des allgemeinen Besten wegen, in diesen Blättern bekannt zu machen?

C. F. Winkel,
Amts-Chirurgus.

Achim.

Hannöveriſches Magazin.

94tes Stück.

Montag, den 23ten November 1801.

Ueber den Gebrauch der Brillen.

Es iſt nicht zu leugnen, daß der Gebrauch der Brillen, wenn er zur rechten Zeit und auf die rechte Art angewandt wird, von ſehr großem Nutzen ſeyn kann. Der Sinn, der in der That ſo vielen Einfluß auf die Zufriedenheit, Freude und Vervollkommnung des Menſchen hat, das Geſicht, wird in ſo manchen Abweichungen von ſeinem geſunden Zuſtande durch ſie unterſtützt, ja nicht ſelten wiederum hergeſtellt. Die Brille dient alſo mehrentheils als Palliativmittel, wo der Patient die Radicalcur verwirft, oder wo letztere nicht möglich iſt.

So groß aber der Vortheil iſt, der aus dem, auf richtigen Grundſätzen beruhenden Gebrauche der Brillen entſteht, ſo groß iſt auch der Nachtheil, der aus einer unzeitigen Anwendung derſelben folgt.

Es ſey mir daher erlaubt, in dieſem öffentlichen Blatte einige Worte über die Materie zu ſagen; die Zeit zu beſtimmen, wenn die Brillen ſchaden; wenn ſie nützlich werden können; und wie ſie ferner beſchaffen ſeyn müſſen, ihren Zweck nicht zu verfehlen; wobei ich hoffe, daß dies beſonders in unſern Zeiten nicht ganz ohne Nutzen ſeyn wird.

Die erſte Regel würde nun freilich wohl dieſe ſeyn: geſunde Augen bedürfen keiner Brille; denn wozu da ein Mittel wider eine Krankheit, wo dieſelbe fehlt. Ob aber dieſe Regel, die in der That weiter keines Beweiſes bedarf, immer beobachtet wird, dies läßt ſich wahrlich nicht bejahen. Es giebt gewiß manche und beſonders junge Leute, die etwas Schönes in dem Gebrauch der Brillen finden, ob ſie gleich ohne dieſelben gut, ja oft beſſer, als mit denſelben, ſehen können. Auf dieſe Art ſind Brillen wirklich zu einem Modeartikel geworden; und mancher bedient ſich derſelben nur, um die Mode mit zu machen; da wird ſie dann nur gebraucht,

sobald Leute in der Nähe sind, die es bemerken können; außerdem verhüllt sie ein schönes Futteral, oder sie hängt unter dem Namen Lorgnette, gleich einem Ordensbande, um die Schultern. Ein solcher junger Moderitter wünscht nicht sowohl durch die Brille zu sehen; als in der That vielmehr durch ihren Gebrauch gesehen zu werden, ohne dabei im Geringsten zu überlegen, daß er gerade durch diesen unnöthigen Gebrauch derselben sein Gesicht verdirbt, so daß er am Ende ofe selbst nicht mehr sehen kann, und mehrentheils, obwohl zu spät, seine Brillen- und Lorgnettensucht verwünschen wird.

Ich will jedoch nicht behaupten, daß alle, die bei gesunden Augen eine Brille tragen, es aus der oben angeführten Ursache thun. O nein! deren sind gewiß nur sehr wenige; mehrere sind von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit derselben überzeugt, indem sie sich vieles von den sogenannten Conservationsbrillen versprechen. Es liegt hier aber auch eine Vorstellung zum Grunde, der ich auf keine Weise beistimmen kann; und es gilt hier, was ich schon oben angeführt habe, daß, wo noch kein Uebelbefinden zugegen ist, jedes Besserungsmittel nicht nur unnöthig, sondern schädlich seyn muß. Wie auch eine solche Brille geschliffen seyn mag, convex oder concav, auf beide Arten muß sie dem gesunden Auge schaden. Ist sie von der ersten Art, so werden die Lichtstrahlen zu früh zusammen fließen, die Bilder werden alsdann nur sehr verworren auf der Nezhaut, derjenigen Haut des Auges, worauf die Gegenstände abgebildet werden, erscheinen. Ist sie aber von der letztern Art, so wird gerade das Gegentheil entstehen; der Brennpunkt wird hinter die Nezhaut fallen, und das Gesicht wird auch auf diese Art verdorben werden. Würde die Brille auf keine von beiden Arten geschliffen seyn, dann müßte sie plan seyn, und würde dann nichts thun, als das Auge durch ein materes gebrochenes Licht verwöhnen und schwächen. Niemals kann also die Gesundheit der Augen durch eine Brille erhalten werden. Dies geschieht durch die Beobachtung ganz anderer Regeln, die mich aber hier zu weit führen würden; nur verweise ich meine Leser noch auf die Worte Lichtenbergs, er sagt: „Brillen sind Krücken, und Conservationskrücken für gesunde „Beine giebt es nicht, und braucht „man nicht."

Von den Leuten, die in bestimmten Jahren ihres Lebens Brillen nöthig zu haben glauben, und von der daher entstehenden äußerst unnützen Methode der Brillenfabrikanten, ganze Sortiments von Brillen zu Vorrath zu verfertigen, die auf gewisse Jahre berechnet sind, will ich hier weiter nichts sagen, da in unsern Zeiten hievon nur äußerst selten Gebrauch gemacht wird. Wenn man aber auch ein Methusalemsalter erreichte, und die Augen blieben

blieben gesund, so braucht man, wie sich von selbst versteht, nicht für Brillen zu sorgen.

Eine andere Regel würde nun die seyn: Man versäume aber ja den Gebrauch der Brille nicht, wenn die Augen einmal in dem Zustande sind, wo sie derselben bedürfen. Eben der Schaden, der aus der Vernachläßigung der erstern Regel entspringt, kann auch aus der Vernachläßigung dieser Regel entstehen. Es ist in der That sehr nöthig, die Kräfte eines so wichtigen Organs, wenn sie einmal fehlerhaft geworden sind, zu unterstützen, und dies geschieht durch eine gut gewählte Brille mehrentheils. Ist die Schwäche der Augen nur noch im Anfange und unbedeutend, so wird es leicht seyn, eine Brille zu finden, die für das Auge passet; läßt man aber das Uebel erst einreißen, dann wird es oft sehr schwer fallen, eine Brille zu finden, die hier Nutzen schafft.

So erzählt Adams einen Fall, wo eine Dame aus übertriebener Eitelkeit den Gebrauch einer Brille so lange aufschob, daß ihr endlich nur noch eine solche Brille einigen Nutzen schafte, welche diejenigen Personen zu gebrauchen pflegen, welche durch eine Operation vom grauen Staar geheilt sind, und welche eine große Dicke und Brennweite haben. Sobald es also Zeit ist, eine Brille zu tragen, dann muß uns nichts davon abhalten, dem Auge eine so nützliche Gehülfe zu verleihen, wenn wir uns nicht der Gefahr, ganz blind zu werden, und einen solchen Halbtod zu sterben, aussetzen wollen.

Aus allem bisher Gesagten erhellet deutlich, daß alles bei dem Gebrauch der Brillen darauf ankömmt, sie zur rechten Zeit, und weder zu früh noch zu spät anzuwenden. Es folgen daher nun die Regeln, die uns anzeigen, zu welcher Zeit die Brillen nützlich, und also anzuwenden sind. Ein jeder kann sich diese Frage, ohne einen andern um Rath zu fragen, beantworten, wenn er sich nach folgenden Regeln prüft.

1. Das Punctum visionis distinctae, oder der Fokus des Gesichts, der Punkt, worin wir am deutlichsten sehen, entfernt oder nähert sich dem Auge mehr, wie es sonst der Fall war. Ein jedes Auge sieht nemlich bei einer gewissen Entfernung irgend eines Gegenstandes denselben am besten. Diese Entfernung pflegt bei einem gesunden Auge 3 bis 9 Zoll zu betragen. Sobald man hierin eine Veränderung findet, so ist dies die erste Anzeige zu dem Gebrauch einer Brille.

2. Es stellt sich bei jeder Arbeit, die man vornimmt, der Wunsch ein, mehr Licht zu haben. Die Ursache hievon ist, daß sich die Bilder nicht recht genau, sondern verworren auf der Netzhaut darstellen, und daher

erfolgt ein matteres Licht. Aus diesem Fehler entsteht die üble Gewohnheit solcher Leute das Licht, wobei sie am Abend lesen, zwischen die Augen und das Buch zu setzen, die aber in der That vermieden werden muß.

3. Kleine Gegenstände, wenn wir sie eine längere Zeit sehen, scheinen in einander zu fließen. Man bemerkt dies besonders bei glänzenden Sachen.

4. Die Augen ermüden bei der geringsten Anstrengung. Man empfindet alsdann einen gewissen Druck im Auge.

5. Bei dem Erwachen am Morgen sind die Augen sehr schwach, und es kostet immer einige Mühe, sie an das Licht und die Luft zu gewöhnen.

Sobald sich diese Zeichen, die mehrentheils alle bei einander zu seyn pflegen, einstellen, dann ist es Zeit, das Auge durch eine Brille zu unterstützen, die aber immer für das Auge genau passen muß.

Hat man sich nun entschlossen, eine Brille anzuschaffen, so sorge man auch, daß sie gut sey und in gutem Zustande erhalten werde.

Eine gute Brille darf nie sehr vergrößern, sie muß die Gegenstände nur deutlich und rein darstellen. Man muß ferner mit ihr in jeder Entfernung gut sehen können, so wie man es im gesunden Zustande der Augen konnte. Die Gläser selbst müssen rein, ohne Riesen und Wirbel seyn. Daher ist die Gewohnheit so mancher, die Brillen offen in der Tasche zwischen Schlüsseln, Geld und mancherlei andern Sachen zu tragen, in der That sehr zu mißbilligen. Die Gläser müssen ferner eine gleichmäßige Dicke haben, und dies ist vorher wohl zu untersuchen. Endlich müssen die Brillen Bügel haben, und nicht bloß auf der Nase getragen werden, theils weil die Nase dabei leidet, indem sie gedrückt und gereizt wird, theils weil die Gläser zu leicht verwechselt werden können, welches sehr schädlich ist, da das eine Auge mehrentheils von dem andern in Absicht des Sehens sehr verschieden zu seyn pflegt.

Hier ist das Wenige, was ich über diesen Gegenstand zu sagen dachte. Ich hoffe, daß es nicht ganz ohne Nutzen seyn wird.

Dr. Richter der Jüngere.

Ueber Rubriken der gerichtlichen Schriften.

Die Rubriken oder Aufschriften und Titel der Schriften werden theils in Folio auf der ersten Seite des Bogens gesetzt, wie z. B. bei Königl. Oberappellations-Gerichte zu Celle, und wie nun auch bei Königl. Re-

Regierung, Cammer und Consistorio zu Hannover ausdrücklich vorgeschrieben ist, theils in Quarto auf der letztern halben Seite, wie bei Königl. Justizcanzlei, Hofgericht und andern Gerichten hiesiger Lande, theils in Octavo, wie z. B. in dem Hessischen hergebracht ist.

Daß die erstere Art, die erste Seite des Produkts zum Titelblatte zu bestimmen, allen andern vorzuziehen ist, leuchtet in die Augen, weil es an sich natürlicher, und der allgemeinen Sitte gemäßer ist, den Titel einer Schrift lieber voran als hintennach zu setzen. So lange jedoch deshalb keine abändernde Verfügung erfolgt, darf diese Sitte, wie sich von selbst versteht, von Advokaten und Parteien nicht willkührlich eingeführt werden.

Die Rubriken in Quart, womit man sich hier vorzüglich beschäftigen wird, werden auf das letztere Blatt einer Schrift auf zweierlei Weise gesetzt. Einmal, daß sie mit der Schrift selbst gleichlaufend und recht zu stehen kommen, auf die untere Hälfte des Blattes; oder zweitens, daß sie umgekehrt, d. i. in entgegengesetzter Richtung gegen die Schrift, auf die obere Hälfte des letztern Blattes, von der Mitte angerechnet, gesetzt wird, und also recht eigentlich und in aller Betrachtung verkehrt zu stehen kömmt.

Welche von beiden Methoden vorzuziehen sey, wird sich entscheidend beantworten lassen, wenn man die Sache nach ihrer Absicht genauer untersucht.

Bei der verkehrt auf die Schrift gesetzten Rubrik soll, wie deren Vertheidiger behaupten, der Vortheil seyn, daß, wenn man die Schrift und deren Rubrik vor sich hat, man nur zurück- und aufschlagen dürfe, um den Anfang der Schrift sogleich vor Augen zu haben. Ein Vortheil, der an sich äußerst gering ist, indem, sobald die Schrift auf mehrere Blätter geschrieben ist, das Blatt dennoch umgeschlagen werden muß. Er kann aber auch höchstens nur alsdann in Betracht kommen, wenn man etwa großen und vornehmen Herren Memoriale und dergleichen überreicht, die vielleicht nur einmal gelesen und dann bei Seite gelegt werden. Denn wenn, wie doch bei weitem der häufigste Fall ist, eine Schrift mit der verkehrten Rubrik zu den Akten gelegt wird, und Geschäftsmännern in die Hände kömmt, so muß ja nothwendig die Rubrik auch verkehrt in den Akten zu liegen kommen. In der Regel findet bei gerichtlich eingereichten Schriften das Beiseitelegen nicht Statt, sondern diese werden bekanntlich in chronologischer Ordnung zusammen, und wie man zu sagen pflegt, ad acta gelegt. Will man die so verkehrt gestellte Rubrik ansehen, so muß man die Schrift umwenden und drehen, welches selten ohne Beschwerlichkeit geschehen kann.

Ferner

Ferner vertheidigen einige die verkehrt aufgesetzte Rubrik deshalb, weil man den Gerichten, die gewohnt sind, die Bescheide in dorso der Schriften zu setzen, aus Höflichkeit und Achtung die rechtstehende Hälfte der letztern Seite dazu frei lassen wolle. Allein nicht zu gedenken, daß diese Höflichkeit an sich nichts bedeutet und übel angebracht ist, so leuchtet ja auch sehr klar in die Augen, daß zu dem etwa aufzusetzenden Bescheide eine Hälfte der letztern Seite immer frei bleibt, die Rubrik mag oben verkehrt oder unten recht gesetzt seyn; ja ich wollte, wenn ja hier eine unzeitige Höflichkeit eintreten soll, vielmehr behaupten, daß es unhöflich sey, dem Richter für sein Decret den untern Theil der Seite anzuweisen, da man ihm dazu billig und mit mehrerm Anstand den obern Theil einräumen sollte.

Gerade dies geschieht nun aber, wenn man die Rubrik unten hin, und mit dem Context der Schrift in einerlei Richtung setzt. Der den Bescheid darauf setzende Richter wird alsdann denselben nicht leicht verkehrt, und aus der Mitte, wie wohl im Hessischen geschieht, sondern oben auf dem Blatte anfangen, damit alles in einerlei Richtung steht, und es keines beschwerlichen Umkehrens bedarf.

Die zweite Methode, die Rubrik in Quart mit der Schrift gleichstehend und recht zu setzen, hat nach dem bisherigen den alles überwiegenden Vortheil, daß dadurch demjenigen, der in den Akten zu arbeiten hat, nun Context der Schrift, Rubrik derselben und Bescheid ordentlich vor Augen liegt und nichts verkehrt zu stehen kömmt. Es bedarf dabei keines verdrießlichen Umkehrens. Ich sage verdrießlichen, denn in der That ist es nichts Geringes, wenn einem Geschäfts-Manne durch verkehrte Schreibereien unbequeme und beschwerliche Arbeit gemacht wird, die auf diese so natürliche Weise ganz vermieden wird.

Advokaten und Schriftverfasser sind unstreitig schuldig, Richtern und Referenten die Arbeiten so leicht und so bequem zu machen als möglich. Sie begehen daher einen Fehler und handeln gegen diese Regel, wenn sie ihre Exhibita verkehrt rubriciren.

Die Sache wird noch ungleich beschwerlicher, wenn die Akten, wie wohl zu geschehen pflegt, geheftet sind, denn alsdann muß der ganze Band umgedrehet werden, wenn man eine solche verkehrte Rubrik lesen und ansehen will.

Eben dies ist der Fall, wenn die Gerichtsboten und Diener, um dieses noch beiläufig zu bemerken, die Insinuationsdocumente verkehrt auf die Bescheide setzen, und diese zu den Akten reproducirt werden. Auch dieses wird vermieden, wenn sie angewiesen werden, die Documente entweder unmittel-

mittelbar hinter dem Bescheide, oder auf die letztere Seite des Bescheides zu setzen und ganz oben anzufangen, ohne den Bescheid umzudrehen.

Welche unangenehme Beschwerde würde nicht entstehen, wenn man in einem Buche Titel und Ueberschriften oder sonst dazu gehörige Dinge verkehrt fände, und es jedesmal umkehren müßte, wenn man es lesen wollte.

W. L. P. Z.

Ueber Haselnußblüte und Kätzchen.

Ich habe viele Jahre geglaubt, was noch so viele Tausende glauben, und Henne*) so zuversichtlich schreibt: „daß an der Haselnußstaude die weibliche Blume sehr zart und roth; die männlichen Blüten hingegen die Kätzchen wären, die zu gewisser Zeit ihren gelben Staub in die weibliche Blüte fallen lassen, und solche damit beschwängern, so daß, wenn diese Kätzchen abgerissen oder vom Frost verdorben würden, und keinen Staub fallen lassen könnten, auch keine Nüsse würden."

Aber seit den 16ten Septbr. d. J., glaube ich es nicht mehr, wenigstens das letztere nicht. Schon seit einigen Jahren habe ich Zweifel gegen diese Behauptung getragen; besonders 1796, da durch die Spätfröste alle Kätzchen an der Haselnußstaude erfroren, und es dennoch viele Haselnüsse gab. Ich konnte mir aber diesen Zweifel nicht lösen. Ich fiel endlich bei dem Zweifel: ob die röthliche Blume auch wohl das Weibchen seyn möchte? darauf, einen Zwirnsfaden um den Stamm zu binden, wo die röthlichen Blumen saßen. Ungefähr nach 3 Mon. fand ich, daß aus diesem Büschchen ein Aestchen herausgewachsen war, an dessen Spitze eine Traube Nüsse hing. Dieses vermehrte meinen Zweifel; ich fragte daher einige meiner Bekannte, aber auch sie blieben dabei, Henne u. Schmaling hätten gewiß recht. Endlich fiel mir ein, von einer Haselnußstaude nahe bei meinem Hause die Kätzchen abzunehmen. Ich that es im Februar 1799, und nahm alle Kätzchen ab, die ich daran fand. Die Staude blühete im März 1800, und trug im August reichlich Früchte mit Kernen zu meinem Erstaunen. Ich glaubte einen Fehler gemacht zu haben, weil ich mich nicht überzeugen konnte, daß Henne

*) S. 81. und 82. seiner Anweisung, eine Baumschule von Obstbäumen im Großen anzulegen Halle 1796. Dieses behauptet auch nach ihm Schmaling in seiner Aesthetik der Blumen Leipzig 1786. S. 44. der Einleitung.

Henne und Schmaling der Natur nicht nachgeschlichen seyn sollten, und riß gleich die jungen Kätzchen ab, wie sie sich zu Anfange des Augusts 1800 zeigten. Ich wiederholte mein Abreissen derselben, als das Laub abgefallen war; und den 16. Sept. d. J. hatte ich vortreffliche reife Haselnüsse.

Da also durchaus keine Befruchtung von seinen eigenen Kätzchen Statt finden konnte, (es hätte denn die Befruchtung 2 Jahre vorher geschehen müssen; aber wer will dieses behaupten?) so müßten entweder der Wind oder Insekten Saamenstaub von andern Haselnußstauden hieher gebracht haben. Beides ist sonst bei andern Blüten möglich. Was aber die Insekten anlangt, so besuchen wohl einige die Kätzchen, aber so viel ich bemerkt habe, nie das Blümchen. Den Wind betreffend, so konnte auch dieser der Haselnußstaude keinen fremden Saamenstaub zuführen. Denn 1) steht die Staude sehr weit von andern Haselnußstauden entfernt, 2) hinter meinem Backhause zwischen 2 bis 3 Zwetschenbäumen, wozu nur der Mittagswind von einer Seite kommen kann. Wunderbar wäre es doch, daß dieser vom Winde herbeigebrachte Saamenstaub alle Blüten befruchtet habe; denn es war auch nicht eine Nuß darunter, die nicht ihren Kern hatte. Noch wunderbarer aber wäre es, daß fremder Saamenstaub hieher gekommen seyn sollte, da wenig oder gar kein Wind zu der Blütezeit war. Doch alles dieses gesetzt, aber nicht zugegeben, so bleibt es mir immer noch unwahrscheinlich, daß bei den Haselnüssen eine Befruchtung durch den Saamenstaub statt finde, da nicht dieses Blümchen die Nüsse trägt, wie es denn seyn sollte, sondern aus diesem Blümchen erst ein Aestchen hervorgeht, an dessen Spitze die Trauben der Nüsse hängen.

Ich glaube es nun also nicht mehr, was Henne u. Schmahling behauptet haben, und wünsche nichts mehr, als daß mehrere Leser dieses Magazins, die solche Gelegenheit, wie ich, haben, daß eine Haselstaude nahe am Hause steht, deren Kätzchen man leicht abreißen, und wohin nicht leicht fremder Saamenstaub gebracht werden kann, ähnliche Versuche anstellen möchten; ich bin versichert, sie würden die nemliche Erfahrung machen. Wenigstens kann diese Erfahrung leicht gemacht werden, daß aus der Blüte ein Aestchen kömmt, an dessen Spitze die Trauben der Nüsse hängen, wenn man bei der Blüte einen Zwirnsfaden um den Stamm bindet.

— h — — d —

Hannöverisches Magazin.

95tes Stück.

Freitag, den 27ten November 1801.

Ideen zur Beantwortung der Frage: Ob es möglich und rathsam sey, das in Pensylvanien eingeführte Criminal-Strafsystem auch in Deutschland zu adoptiren.

Vom Artillerie-Secretair Koppe.

Zu den allerbestrittensten Fragen im Criminalrecht gehört unstreitig die über den Zweck der Strafe, ob sie als Abschreckungsmittel, oder als Besserungsmittel, oder als beides zugleich wirken soll.

Der Hr. Geh. Ober-Tribunalsrath Klein hat neuerdings die ganze Frage für einen Wortstreit erklärt, und sie folgendergestalt beantwortet:

„Die Furcht vor der angedroheten Strafe sollte ein Bewegungsgrund seyn, das Verbrechen zu unterlassen, und, so wie sie bestimmt war, den Verbrecher selbst vor der That von dem Verbrechen abzuhalten, und ihn auch nach der That von der Begehung ähnlicher Verbrechen, wo sie möglich ist, zurück zu schrecken, so sollte auch die, zufolge des Gesetzes, an dem Verbrecher vollzogene Strafe ein Mittel seyn, das Ansehn des verletzten Gesetzes bei andern aufrecht zu erhalten." a)

Der Hr. Geh. Trib. Rath Klein erklärt sich durch diese Beantwortung offenbar für den alleinigen Zweck der Abschreckung bei der Strafe; indem diese durch die Furcht, die sie einflößt, alle, und durch die unangenehme Erinnerung, die ihre Vollziehung zurück läßt, den Gestraften für die Zukunft abschrecken soll. Und in der That findet man sich fast überredet, dieser, im Wesentlichen auch

a) Archiv des Criminalrechts. B. 1. St. 3. S. 39.

vom Hrn. Prof. Grollmann b) und mehrern berühmten neuern Criminalrechtslehrern angenommenen Theorie beizustimmen, wenn man besonders die Vielseitigkeit des Begriffs Besserung, einer näheren Beleuchtung unterzieht.

Es giebt eine Besserung, die den unmoralischen Menschen in einen moralischen; es giebt eine andere, die den illegal handelnden in einen gehorsamen Befolger der Gesetze unwandelt. Beide Arten hinwiederum können bei einzelnen Subjecten generelles oder partikulles Bedürfniß seyn. Ich will mich deutlicher erklären.

Es giebt Menschen, die ohne Religion und ohne Gefühl für Pflicht und Sittlichkeit, in allen ihren Handlungen nur dem Antriebe ihrer Begierden und Leidenschaften folgen. Fallen diese wegen eines einzelnen Verbrechens unter das Criminalgesetz, und soll die Strafe sie moralisch bessern, so muß sie fähig seyn, eine totale Reform ihrer ganzen Denk- und Empfindungsart zu veranlassen, ihnen Empfänglichkeit für Wahrheiten der Religion, und Aufmerksamkeit auf die Gebote der Sittlichkeit einzuflößen. Welche Aufgabe!

Es giebt andere, die, ohne durchaus alle Grundsätze der Moral mit Füßen zu treten, durch irgend eine von ihnen nicht gezügelte Leidenschaft Verbrecher werden. Sie erfüllen viele Pflichten, beobachten viele Gesetze, aber an einem scheitern sie. — Diese moralisch bessern heißt, in ihnen das Schuldgefühl auf eine sehr lebendige Weise wecken, und zur innigen Verabscheuung gerade der Leidenschaft die sie mißleitete, sie veranlassen. Ihre Besserung ist unendlich leichter, als die der ersten Classe, weil sie in ihnen selbst schon Unterstützung findet.

Die Art der Besserung — freilich nur im uneigentlichen Sinn so zu benennen — die den bisherigen Verächter aller oder einzelner Strafgesetze, ohne weiteren Einfluß auf seine Moralität dahin bringt, künftig jene Gesetze wenigstens in seinen äußern Handlungen zu respectiren, will Hr. Klein eigentlich vom Zweck der Strafe nicht ausgeschlossen wissen, indem er sie als eine natürliche Folge des Abschreckenden derselben betrachtet. Aber bürgt wohl die Erfahrung für die Sicherheit dieser an und für sich natürlichen, und daher freilich zu vermuthenden Folge? Wird sie bei der jetzigen Einrichtung unsers Strafsystems nicht immer bloß problematisch bleiben? Und gesetzt, man wollte z. B. die Dauer öffentlicher Arbeitsstrafen von dem Eintritt einer solchen Besserung abhängig machen, woran läßt sich erkennen, daß auf

b) D. Carl Grollmanns Grundsätze der Criminalrechts-Wissenschaft ꝛc. Buch. I. Th. I. Cap. I.

auf den dazu verurtheilten Dieb die Strafe hinlänglichen Eindruck gemacht habe, um, auch ohne Veränderung ſeiner moraliſchen Grundſätze in dieſem Punkt, für die Zukunft ihn vom Stehlen zurückzuhalten? Schwerer würde meines Erachtens, noch dieſe Diagnoſe ſeyn, als die einer, durch Furcht erregtes Schuldgefühl bewirkten wahrhaft moraliſchen Beſſerung.

Noch eine andere Bemerkung ſchließt ſich hier an: der Geſetzgeber iſt Bürge für die Sicherheit der Staatsglieder, aber nicht — wie ſich Hr. Klein a. a. O. ausdrückt — ihr Schulmeiſter; er darf, zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, Zwang anwenden, aber nicht zur moraliſchen Veredlung der Staatsindividuen, deren natürliche Freiheit ein ſolcher Zwang widerrechtlich einſchränken würde; er darf alſo auch das Strafübel, ſobald es als Abſchreckungsmittel hinlänglich die öffentliche Sicherheit begründet, nicht noch vergrößern, um dadurch die moraliſche Beſſerung des Geſtraften, einen an ſich erlaubten, aber nicht gewaltſam zu bewirkenden Zweck zu erreichen.

Alle dieſe Erwägungen ſind ſehr geeignet, die Klein'ſche Behauptung, daß nur Abſchreckung von der geſetzwidrigen Handlung Zweck der Strafe ſeyn könne, zu rechtfertigen.

Allein nicht zu gedenken, daß es überall keine allgemein gültige Bürgſchaft für die künftige Sicherheit des Staats gegen einen geſtraften Verbrecher giebt, außer der, welche eine wirkliche Beſſerung ſeiner allgemeinen oder beſondern moraliſchen Grundſätze leiſtet; daß demnach ſchon die ihm obliegende Sorge für allgemeine Sicherheit den Staat berechtigt, eine gründliche moraliſche Veredlung des Verbrechers ſelbſt zwangsweiſe zu verſuchen; nicht zu gedenken, daß es Unſinn ſeyn würde, zu behaupten, das Individuum, welches der Staat — gleich viel, durch welche Mittel — aus einem Böſewicht zu einem moraliſchen Menſchen umſchafft, könne berechtigt ſeyn, ſich über erlittenes Unrecht zu beſchweren, — bieten ſich hier auch noch andere Betrachtungen in Menge dar.

Der Satz, daß der Staat die Sittlichkeit ſeiner Untergebenen überall nicht zwangsweiſe befördern dürfe, beweiſet nichts, weil er zu viel beweiſet. Denn durch ihn wird zugleich das ganze Recht der Sittenpolizei untergraben, welches dem Staat auf keine Weiſe abgeſprochen werden kann, und deſſen Exiſtenz erſt kürzlich noch Hr. Hofrath von Berg in ſeinem klaſſiſchen Werke, c) mit ſo vie-

c) Handbuch des deutſchen Polizeirechts. Th. III. p. 1 f. f.

ler Gründlichkeit deducirt hat. Mag man immer einwenden, daß Polizei- und Criminalgewalt zwei völlig von einander unterschiedene Staatsrechte, und die Schlüsse von der einen auf die andere fehlsam sind; mag man einwenden, daß selbst das Recht der Sittenpolizei doch nur äussere Handlungen der Staatsuntergebenen betreffe, eine moralisch bessern sollende Strafe aber sogar ihre innern Handlungen zum Gegenstande haben würde. Eines Theils fließen Polizei- und Criminalgewalt, so verschieden sie auch an sich und in der Ausübung seyn mögen, aus einer Quelle, aus der Verpflichtung des Staats für Sicherheit und Wohlfahrt seiner Glieder zu sorgen; andern Theils aber beschränkt sich die Ausübung der Sittenpolizei auch nicht auf äußere Handlungen, weil der innere Mensch nicht vor ihr Forum gehört, sondern weil es ihr in der Regel an Mitteln fehlt, ihm beizukommen. Wo solche Mittel ihr zu Gebote stehen, beschäftigt sie allerdings auch sich mit dem innern Menschen.

Von mehrern Beispielen führe ich nur die Unterrichts-Polizei an, die gewissermaaßen als Species unter das Genus Sittenpolizei gehört. Warum braucht man Zwangsmittel, die Eltern zur Benutzung des öffentlichen Unterrichts für ihre Kinder anzuhalten? Wird hier nicht die moralische Veredlung der Kinder selbst zwangsweise zu bewirken gesucht?

Wenn es überhaupt wahr ist, was der Hr. Hofrath von Berg so schön am angeführten Orte sagt: "daß allgemein herrschende Sittlichkeit die stärkste Stütze der Sicherheit des Staats ist, und daß nur da, wo gute Sitten mehr gelten als Gesetze, der Staat sich mit schnellen Schritten seinem Ziele nähert," — so kann eine Antwort auf die simple Frage, ob der Staat, wenn es in seiner Macht stände, alle, die Sicherheit ihrer Mitbürger stöhrenden Böswichter aus seiner Mitte zu moralischen Menschen umzuschaffen, hiezu befugt seyn und daran wohl thun würde, überall keinem Zweifel unterworfen seyn. Sie ergiebt sich unmittelbar aus der Natur des allgemein als solchen anerkannten höchsten Staatszwecks, und über diesen gehen doch alle allgemein-staatsrechtlichen Subtilitanten selbst unsrer spitzfündigsten Philosophen nicht hinaus.

Vielleicht würde auch nie, gegen die als secondairen Zweck der Strafe anzunehmende moralische Besserung des Verbrechers so viel und so heftig gestritten worden seyn, wenn man sich nicht, die Erreichung dieses Zwecks für eine absolute Unmöglichkeit auszugeben, gewöhnt, und daher dem Staat obligationem ad impossibilia aufzubürden Bedenken getragen hätte. Ueber den Grund oder Ungrund dieses Vorurtheils konnte allein die Erfahrung entscheiden; und sie hat jetzt auf eine Art entschieden, die alle fernern

neren theoretischen Spitzfündigkeiten über diese Materie beinahe überflüßig zu machen scheint.

Die nordamerikanischen Freistaaten hatten seit dem Frieden, der ihre Existenz gründete, ein vorzügliches Augenmerk auf Verbesserung ihrer Criminalrechtspflege gerichtet. Besonders war es aber die Republik Pensylvanien, die im Jahr 1790 ein ganz neues Strafsystem adoptirte, ein Strafsystem, welches, gerade weil es moralische Besserung der Verbrecher bezweckt, von den zum gutachtlichen Berichte darüber aufgeforderten aufgeklärten Beisitzern der Pensylvanischen Justizhöfe als eine impraktikable Chimäre bespöttelt wurde, dessen wirkliche Einführung aber durch die sich ergebenen wohlthätigsten Wirkungen jedes Vorurtheil entwaffnet, und den Glauben an die Möglichkeit moralisch bessernder Criminalstrafen aufs überzeugendste befestigt hat.

Nach diesem System werden alle Verbrechen, mit Ausnahme des überlegten boshaften Mordes, in Hinsicht dessen es bei der Lebensstrafe sein Bewenden behält, durch Gefängniß bestraft, dessen qualitative und quantitative Bestimmung durch die Art des Verbrechens, und durch die Hoffnung, die der Gefangene zu seiner Besserung giebt, motivirt wird. Diejenigen Verbrecher, welche nach der alten Verfassung den Tod verdient hätten, werden anfangs in eine einsame sparsam beleuchtete, jedoch trockne und gesunde Zelle von 8 Fuß Länge, 6 Fuß Breite und 9 Fuß Höhe gesperrt. Hier bleiben sie, von aller menschlichen Gesellschaft abgeschnitten, ohne alle Beschäftigung, ohne einen zerstreuenden Gegenstand, lediglich ihren Gewissensbissen, oder, wenn sie diese noch nicht fühlen, wenigstens dem ungestörten Nachdenken über ihren bisherigen Lebenswandel und dessen Folgen überlassen. Nachdem sie eine geraume Zeit in dieser Lage zugebracht haben, verstattet man ihnen, wenn man merkt, daß sie ruhig, in sich gekehrt und nachdenkend werden, dann und wann den Gebrauch eines religiösen oder moralischen Buchs; nach noch längerer Zeit werden sie in die Gesellschaft der übrigen Gefangenen gebracht, um da unter beständiger Aufsicht ihre Besserung zu vollenden. Die empfundene Qual der fürchterlichsten Langenweile macht ihnen die Arbeit, die sie dann vorfinden, doppelt süß. —

Die gewisse Ueberzeugung, daß jeder neue Ausbruch lasterhafter Gesinnungen sie in ihre einsame Zelle zurückstürzt, und die auf der andern Seite nie für sie verlöschende Fackel der Hoffnung sind so viel sinnliche Motive zu ihrer Besserung, und diese vollenden das gute Werk, zu dem die Nachdenken und Reue herbeiführende Einsamkeit ihres ersten Aufenthalts den Grund legte.

Die

Die Classe der geringeren Verbrecher wird in dazu eingerichteten Sälen zur Arbeit angehalten. Jeder treibt das Handwerk, das er gelernt hat; wer keins versteht, wird zum Marmorsägen, Färbeholzraspeln, Wollezupfen, in der Nagelfabrik ꝛc. gebraucht. Die von den Männern völlig separirten weiblichen Gefangenen müssen Arbeiten ihres Geschlechts verrichten. In den Arbeitssälen sowohl, als bei allen andern Zusammenkünften der Gefangenen herrscht eine feierliche Stille, ein schweigender Ernst; jeder Ausbruch des Muthwillens, jedes Lachen, jedes überflüssige Wort ist verboten; in den kalten ernsten Gesichtern ihrer Aufseher (gemeiniglich Quäker) lesen die Gefangenen jeden Augenblick, daß sie Gefallene sind, um die die Menschheit trauert, und werden dadurch selbst zur Trauer über sich gestimmt. Jeder Gefangene wird für seine Arbeit bezahlt; dagegen muß er nicht nur seinen ganzen Unterhalt im Besserungshause stehn, sondern auch von seiner Arbeit den durch sein Verbrechen verursachten Schaden ersetzen, und die Untersuchungskosten bezahlen. Ehe diese Punkte berichtiget sind, wird er nie frei; nachher hängt seine Entlassung von unzweideutigen Proben seiner Besserung, d. h. davon ab, ob man Ursache hat, überzeugt zu seyn, daß er die Laster, die ihn strafbar machten, innig verabscheuet, und durch lange Uebung sich eine, ihnen völlig entgegengesetzte Handlungsweise zu eigen gemacht hat. Den Ueberschuß seines Verdienstes erhält er bei seiner Entlassung, damit nicht momentane Noth ihn zu neuen Verbrechen zwinge.

Alle körperliche Mißhandlungen der Gefangenen fallen gänzlich weg; man zeigt ihnen, daß auch in ihnen man noch die Menschheit ehre. Einsames Einsperren ist die einzige erlaubte Strafe; nicht einmal ein Schimpfwort entfährt den Lippen der stets gleichmüthigen Aufseher. — Ihre Kost ist höchst frugal, bloßes Wasser ihr Getränk, ein kleines Kloß von Mais ihre Speise; nährende Fleischspeisen und besonders alle geistige Getränke bleiben ihnen gänzlich entzogen, und durch diese leichte Diät wird ihrem Blute der ruhige Umlauf gegeben, von dem gewiß oft die Receptivität der Seele für moralische Empfindungen abhängt. d)

Die Erfahrung von zwei Quinquennien hat nunmehr über dieses System gerichtet, und siehe da, es war sehr gut! Die Criminaltabellen

d) Das Historische vorstehender Schilderung ist entlehnt aus den ganz authentischen Nachrichten, die Hr. La Rochefaucould-Liancourt in seiner kleinen Schrift: On the prisons of Philadelphia. By an European. Philadelphia 1796. von dem Pensylvanischen Besserungshause gegeben hat.

len von Pensylvanien ergeben, daß die Zahl der Verbrecher, welche in den letzten vier Jahren des alten Systems, da man noch henkte, köpfte und räderte, da man die ad operas publicas Verurtheilten noch mit schweren Ketten durch die Gassen klirren, und mit Stock und Peitsche zu den schimpflichsten Arbeiten anstrengen ließ, 594 betrug, schon in den ersten vier Jahren des neuen Systems auf 243 herab sank, und daß von hundert als gebessert Entlassenen nicht einer wieder zum zweitenmale unter die Hand der Gerechtigkeit zurückfiel. Die ganz neuesten Criminaltabellen sind mir noch nicht zu Gesicht gekommen; es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß sie in glücklicher Progression ein für die Menschheit noch erfreulicheres Resultat ergeben werden.

Dem müßte keine Ader für das Wohl seines Vaterlandes schlagen, dem eine Uebersicht dieses unmittelbaren Gewinns für Volksmoralität und Volksglück, wie ihn Pensylvanien aus seinem neuen Criminalsystem zieht, nicht zu dem Wunsche begeistern sollte, auch sein Vaterland möge aus ähnlichen Anstalten eines ähnlichen Gewinns theilhaftig werden können! Aber niederschlagend ist es freilich, bei näherer kaltblütiger Analysirung der Bedingungen, unter denen eine Reform dieser Art möglich wird, sich sagen zu müssen, dieser Wunsch werde vielleicht immer ein — frommer Wunsch bleiben. Und doch sind in der That, namentlich in Deutschland, die der vollen Umwandlung dieses Systems sich entgegenthürmende Schwierigkeiten so unübersteiglich, daß selbst der thätigste Wille der vorurtheilsfreiesten Regierungen nothwendig an ihnen scheitern müßte. Es sey mir erlaubt, die hauptsächlichsten derselben etwas näher, obgleich, wegen des Raums dieser Blätter, nur in Umrissen, erwägen zu dürfen.

Erstlich nehme ich hieher die große Verschiedenheit des Pensylvanischen und deutschen National-Charakters. So auffallend es beim ersten Anblick scheint, daß eine aus den heterogensten Menschenclassen der verschiedensten Nationen entstandene Colonie, in der kurzen Zeit seit ihrer Entstehung, einen decidirten, sehr hervorstechenden National-Charakter habe annehmen können, so unleugbar ist diese Thatsache durch die Beobachtung aller Reisenden, welcher Partei sie auch angehören mögen, erwiesen. e) Die hieher gehörenden Hauptzüge desselben sind speculirende Industrie, stets rege Thätigkeit aus Bedürfniß, Mäßigkeit, phlegmatisch-ruhiges Tem-

pera-

e) Man bemerke unter andern Brissot, Liancourt, Weld, ꝛc.

perament und ein hoher Freiheitssinn. Diese Züge, weil sie zum Nationalgepräge des ganzen Volks gehören, können im Charakter selbst der lasterhaften, zum Besserungshause condemnirten Individuen wohl verblichen, aber nie ganz verloschen seyn. Daher ist ihnen dann Verlust der persönlichen Freiheit an sich das höchste Uebel, und sie denken nicht, wie ein namhafter Karrengefangener zu Hameln, der im Wege der Gnade vom Galgen gerettet, und zu lebenswieriger Karrenstrafe verurtheilt war, sich neulich höchst charakteristisch gegen mich äußerte: "zehnmal verdorben sey doch besser, als einmal gestorben!" — Daher wird für sie die Strafe der einsamen unbeschäftigten Einsperrung zur wahren Qual; daher bedarf es bei ihrer Behandlung weder Stock noch Peitsche; daher ist es möglich, in ihren Zusammenkünften den ruhigen Ton, die ernste Stille zu erhalten, welche das Gemüth zu fruchtbaren Besserungsgedanken stimmt; daher endlich wirkt die höchste Frugalität ihrer Kost nur wohlthätig auf ihre Organisation, ohne durch Hunger sie zur Verzweiflung zu bringen.

Wie ganz anders würde das in Deutschland seyn. — Doch, von Deutschland im Allgemeinen läßt sich nichts sagen, weil der Deutsche bekanntlich als solcher keinen National-Charakter hat. — Nehmen wir daher nur den Norddeutschen der niedern Volksklassen, — aus denen doch immer die bei weitem größere Zahl der Criminal-Verbrecher hervorgeht — zum Gegenstück; noch immer gilt von diesen — mit Rücksicht auf Zeit und Verhältnisse — was Tacitus als einen characteristischen Zug in seinem Gemälde unserer tapfern Urstammväter anführt. f)

„Plus per otium transigunt domi somno ciboque. Fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens, delegata domus et penatium et agrorum cura feminis senibusque et infirmissimo cuique ex familia, ipsi hebent: mira diversitate naturae, cum iidem homines sic ament inertiam et oderint quietem."

f) De morib. Germanor. C. 15.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

96tes Stück.

Montag, den 30ten November 1801.

Ideen zur Beantwortung der Frage: Ob es möglich und rathsam sey, das in Pensylvanien eingeführte Criminal-Strafsystem auch in Deutschland zu adoptiren.

(Fortsetzung.)

Die Umstände haben sich freilich geändert; Jagd und Krieg sind nicht mehr, was sie waren; die Bedürfnisse sind vervielfacht; der norddeutsche Bauer muß, wenn er essen will, sein Brod im Schweiße seines Angesichts essen, und Essen geht ihm noch über Ruhe; aber seine Arbeitsamkeit ist nicht, wie bei andern Nationen, namentlich beim Pensylvanier, ein stets reger, tief eingewurzelter Thätigkeitstrieb; er arbeitet aus Bedürfniß der Nahrung, nicht aus Bedürfniß der Arbeit, und setze man ihn in eine Lage, die ihm Nahrung ohne Arbeit gewährt, so wird die Bank oder der alte Lehnstuhl hinterm Ofen — die Bärenhaut der alten Katten und Cherusker — sein Lieblingsaufenthalt seyn. Er kann sicher kein Schlaraffenland — den Lieblingsstoff seiner Mährchen — sich träumen, sicher selbst den Himmel, den er nach dem Tode hofft, sich nicht denken, ohne einen kräftigen Zusatz des dolce far niente, dem in diesem Leben er nur aus Noth, nicht aus Neigung, sich weniger, als Italiens und Spaniens Bewohner, ergiebt.

Sperre man daher einen groben Verbrecher dieser Volksklasse in eine einsame, aber trockne, reine, mit einem guten Strohpfühl versehene Zelle, ohne alle Hinzufügung körperlichen Ungemachs; es sind hundert gegen eins zu wetten, er wird schlafen, so oft er nicht essen kann, und der Schlaf wird die Langeweile von ihm verscheuchen, die doch Mutter des fruchtbaren bessernden Nachdenkens der Gefangenen über sich selbst werden soll.

Die hie und da gemachten Erfahrungen, wie Inquisiten der einsame Kerker, während einer langwierigen Untersuchung, dergestalt unerträglich fiel, daß sie eine jede Erlösung daraus — sollte sie auch aufs Schaffot führen — für Wohlthat achteten, beweist nichts gegen meine Behauptung; denn in der Regel war es gewiß nur squalor carceris, der sie endlich in diese Stimmung versetzte. Diesen hinweggedacht, so wie er in den Pensylvanischen Besserungszellen gänzlich wegfällt; auch die hier nicht Statt findende Furcht vor künftigem größeren Uebel hinweggedacht; endlich die körperlichen schmerzhaften Fesseln hinweggedacht, — würde man nur wenige Inquisiten finden, die ihre einsame Einsperrung als das größte Uebel betrachteten, und durch dieselbe zum fruchtbaren Nachdenken über sich selbst sich gedrungen fühlten.

Aber es ist noch mehr zu bedenken. Die Procedur, durch die man in Philadelphia sittsame Stille und Ordnung unter einer großen Zahl gemeinschaftlich arbeiten er Gefangenen erhält, würde bei uns ihres Zwecks gewiß verfehlen.

Ohne körperliche Züchtigungen möchte bei uns wohl keine Classe von ungebildeten und rohen Menschen regiert werden können.

Hier wirkt der National-Charakter; hier das sanguinisch-phlegmatische Temperament, die gröbere Organisation des Norddeutschen niederer Classe, besonders, sobald durch Verurtheilung zu öffentlichen Arbeiten er die Achtung für sich selbst und das Bewußtseyn bürgerlicher Ehre einmal verloren hat. Wie würden unsre Gefangenen zu Celle, Hameln, Lüneburg u. s. w. ihrer Aufseher spotten, wenn sie wüßten, daß der Gebrauch aller fühlbaren Züchtigungs-Instrumente, ja selbst die wörtliche Bestrafung in norddeutscher Kraftsprache diesen gesetzlich untersagt sey? Drängen würden sie sich zu dem Surrogat des Stocks und der Peitsche, dem einsamen Strafgefängniß; denn hier könnten sie ja schlafen statt zu arbeiten. —

Die Richtigkeit dieser Bemerkungen ist anerkannt, selbst von den Schriftstellern, die übrigens mit wahrem Feuereifer eine Verbesserung der deutschen öffentlichen Arbeitsstrafen, nach dem Beispiel von Pensylvanien, zu bewirken suchen; a) sie ist anerkannt durch die, von vielen Criminalisten als musterhaft gepriesene neueste preußische Criminal-Gesetzgebung, in welchem Stock und Peitsche beim ersten Diebstahl und andern kleinern Verbrechen selbst als die zweckmäßigsten Criminalstrafmittel geltend gemacht

a) Man vergleiche z. B. Wagnitz Ideen und Plane zur Verbesserung der Polizei- und Criminalanstalten. 1. Sammlung. p. 27. u. 67.

gemacht ſind. b) Ja iſt doch dieſe Legislation in ihrer Ueberzeugung von der Wirkſamkeit und Unentbehrlichkeit körperlicher Züchtigungen gar ſo weit gegangen, ſie zur Aufrechthaltung der Disciplin ſelbſt auf Akademien einführen zu wollen!!

Es fehlt aber auch dem Norddeutſchen die zur Wirkſamkeit des Penſylvaniſchen Straffyſtems unentbehrliche, und mit dem Nationalcharakter des Penſylvaniers, wie jedes Republikaners, innig verwebte hohe Würdigung perſönlicher Freiheit. c) So gewiß es iſt, daß der Penſylvanier jetzt das Beſſerungshaus mehr fürchtet, als ehemals den Galgen oder die Karrenſtrafe, ſo gewiß iſt es, daß unſere gröberen Verbrecher, bei denen das Uebel der ihnen genommenen perſönlichen Freiheit, durch das Gut der ihnen werdenden Abweſenheit alles Schmerzes und aller Nahrungsſorgen zum Theil bei weitem überwogen werden würde, das Beſſerungshaus zu Philadelphia als ein Verpflegungsinſtitut anſehen, und es am Ende nur wider Willen und gezwungen verlaſſen dürften. — Haben wir doch dieſe Fälle ſelbſt im Celliſchen Zuchthauſe erlebt! Könnte etwas ihnen allenfalls den Aufenthalt in einem ſolchen Inſtitut recht furchtbar machen, ſo wäre es noch die daſelbſt verſagte Befriedigung des Geſchlechtstriebes und der entzogene Genuß des Branntweins. Aber für das erſte weiß der Abſchaum der Menſchheit Mittel, deren nähere Erwähnung die Ehrbarkeit verbietet; und das letztere wirkt in der Vorſtellung nicht abſchreckend genug, würde aber in der Ausführung den größten Theil der norddeutſchen Gefangenen eher zur Verzweiflung als zur Beſſerung treiben. Denn glaube doch niemand, daß jetzt die auch in Deutſchland faſt allgemein beſtehenden Verbote des Genuſſes geiſtiger Getränke für Zuchthaus- und Baugefangene befolgt werden!

Eine zweite Hauptſchwierigkeit, und vielleicht die wichtigſte, liegt in der Unmöglichkeit, in Deutſchland ein Perſonale von Beſſerungshaus-Aufſehern zu finden, ähnlich demjenigen, welches in Philadelphia zur Erreichung des moraliſchen Zwecks der Anſtalt unſtreitig das meiſte beiträgt. Ohne der Quäkerſecte eine Lobrede halten zu wollen, läßt ſich doch auf keine Weiſe leugnen, daß der demüthige Brudersinn, die ruhige, durchaus unleidenſchaftliche Stim-

b) S. Archiv des Criminalrechts. B. II. St. 1. Nr. 3.

c) Man vergleiche die charakteriſtiſche Schilderung der Penſylvan. Pflanzer in Briſſots neuer Reiſe durch Nordamerika, im 7ten Theil des Forſterſchen Mag. neuer Reiſebeſchreibungen. p. 181. f. f.

mung, der Grundsatz, alles durch Ueberzeugung und Gründe, nichts durch Gewalt bewirken zu wollen, welcher diese Menschen charakterisirt, sie zu Aufsehern eines Besserungshauses ganz vorzüglich geschickt macht. Ohne sie würde auch wahrscheinlich diese Anstalt, der sich ohnehin das allgemeine Vorurtheil aller, auch der aufgeklärtesten Rechtsgelehrten entgegensetzte, nie zu Philadelphia realisirt worden seyn; ohne sie wäre gewiß dieses Vorurtheil nicht widerlegt, sondern bestätigt. Der Enthusiasmus, mit dem sie dem Besserungswerke sich — lediglich um der Menschheit willen — hingeben, die feierliche Würde, die in ihrem ganzen Betragen, die ansteckende religiöse Schwärmerei, die in ihren Reden und Ermahnungen herrscht, die Schonung, mit der sie auch den verworfensten Bösewicht nur als irrenden Bruder behandeln, die unerschütterliche Festigkeit, mit der sie bei allem, was einmal als gut und nothwendig von ihnen erkannt ist, beharren, sind unstreitig eben so viel unentbehrliche Mittel, der unter ihrer Leitung vollzogenen Strafe eine wahrhaft moralische Tendenz zu geben.

In Deutschland hat man bisher es fast als allgemeines Prinzip befolgt, die Zuchtmeister- und Stockhausgewaltiger-Stellen aus gut gedienten invaliden Unterofficieren zu besetzen, und so eine zweckmäßige Versorgung dieser braven Leute mit dem Vortheil zu verbinden gesucht, den man, aus ihrer Kunde strenger militairischer Disciplin, für die Aufrechthaltung guter Ordnung unter den Zuchthäuslern und Karrengefangenen erwartete. Hiegegen läßt sich nun im Allgemeinen wenig einwenden; es gehört zu einer weisen Oekonomie der Staatsverwaltung, daß man durch ein Mittel, wo möglich, mehrere Zwecke zu erreichen sucht. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß bei der bisherigen Einrichtung unserer öffentlichen Straf-Arbeitsanstalten, langgedienste rechtliche Unterofficiere zu solchen Aufseherstellen sich recht gut passen, in so fern man nemlich von ihnen nichts mehr als temporelle Disciplinirung einer Gesellschaft Taugenichtse fordert.

Aber Männer von Kopf u. Herz, Menschenfreunde aus Temperament und aus Grundsatz, Kenner des menschlichen Herzens, seiner Verirrungen und seiner weichen Seiten, praktische Philosophen gehören dazu, mit Erfolg an der moralischen Besserung eines tiefgefallenen Verbrechers zu arbeiten. Und, mit aller Achtung für den sehr ehrenwerthen Stand der im Dienste grau gewordenen Unterofficiere, möchte es doch wohl zu viel seyn, diese Eigenschaften ihnen zuzugestehen.

Wo sollten wir nun in Deutschland — einem an gutmüthigen Religions- und vorzüglich moralischen Schwärmern sehr unfruchtbaren Lande

lande — die Männer finden, die, mit uneigennütziger Aufopferung ihrer ſelbſt, brauchbar zu ſolchen Stellen ſich dazu gebrauchen ließen? Wie ſollten wir die levis notae maculam vertilgen, die dieſen Stellen, zwar nicht geſetzlich, aber doch im Vorurtheil des großen Haufens anklebt, und ſie dergeſtalt herabſetzt, daß Männer der gebildeteren Volksklaſſe nur mit gänzlicher Verleugnung ihrer ſelbſt und ihres bürgerlichen Ehrgeizes ſie übernehmen könnten? Dennoch müßten aber gerade aus dieſer Claſſe ſie beſetzt werden, weil ein nicht gemeiner, die obengenannten Eigenſchaften umfaſſender Grad von Cultur die unerläßliche Bedingung des durch ſie zu ſtiftenden Nutzens iſt.

Vielleicht könnte man einwenden, daß ein eigener, bei die Anſtalt geſetzter, mit beſonderer Sorgfalt ausgewählter Prediger dieſen Mangel einigermaaßen zu erſetzen im Stande ſeyn würde. — Allein dies iſt nicht hinlänglich. Dem Prediger kann nicht angemuthet werden, ſteter Begleiter und Aufſeher der Gefangenen zu ſeyn, und gerade die nie unterbrochene, ſtets gleichförmige moraliſche Tendenz des Betragens der unmittelbaren Aufſeher iſt es, welche in Philadelphia ſo wohlthätig auf die Gefangenen wirkt.

Sehr bedeutend ſind auch drittens die Schwierigkeiten, welche in ökonomiſcher Hinſicht, einer genauen Nachahmung des Philadelphiſchen Inſtituts unter uns ſich entgegenſetzen möchten. Dieſes ſubſiſtirt lediglich durch ſich ſelbſt; der Erwerb der Gefangenen reicht hin, ihren ganzen Unterhalt, ihr Arbeitsgeräth, die Zinſen des für das Haus hergeſchoſſenen Fonds, außerdem noch den ihnen geſetzlich auferlegten Schadenerſatz nebſt den Unterſuchungskoſten zu bezahlen, und ihnen einen Nothpfennig für die Zeit ihrer wiedererlangten Freiheit zu erſparen.

Dies iſt nur in einem Lande möglich, in welchem der Abſatz einheimiſcher Fabrikwaaren ſo vorzugsweiſe begünſtigt, der Mangel arbeitender Hände verhältnißmäßig ſo groß iſt, als in Penſylvanien, einem Lande, welches die drückenden Einſchränkungen der Zunftgeſetze nicht kennt, und wo weder Monopole noch Privilegien die Gewinnſucht des einen zum Nachtheil der Induſtrie aller begünſtigen. Nach authentiſchen Nachrichten verdient im Philadelphiſchen Beſſerungshauſe der älteſte Gefangene bloß mit Wergzupfen täglich wenigſtens 21 Pences, und die übrigen, beſonders die, welche in der Nagelfabrik arbeiten, können es täglich bis über 1 Dollar bringen. d) Kein Wunder,

d) La Rochefaucauld-Liancourt a. a. O.

der, da man in Philadelphia den monatlichen Verdienst eines freien Tagelöhners auf 40 — 45 Thlr. sächsisch anschlägt. Die Nagelfabrik allein gewährt einen sehr beträchtlichen Ueberschuß, aber sie kann ihn nur in Pensylvanien gewähren, weil eines Theils hier der Gebrauch und Absatz der Nägel, aus verschiedenen Ursachen, sehr ins Große geht, andern Theils der Export dieses Artikels nach Westindien und Südamerika sehr beträchtlich, und endlich der Gewinn der inländischen Industrie gegen fremde Handelsspeculationen, durch einen auf fremde Nägel gelegten sehr starken Impost hinlänglich gesichert ist.

In Deutschland würde es mit der Erhaltung solcher Institute aus eigenen Kräften sehr mißlich aussehen. Nicht nur möchte der Zunftzwang einer freien Ausübung der von einzelnen Verbrechern gelernten Professionen Hindernisse in den Weg legen, nicht nur die Vorurtheile des großen Haufens die Zahl der Bestellungen verringern; es würde auch der Gewinn der anzulegenden Fabriken in einigen Ländern durch den Zwang, den der Handel daselbst erleidet, in andern durch übergroße Concurrenz mit fremden Waaren, nicht beträchtlich seyn. Es würde endlich der Erwerb der einzeln mit Spinnen, Raspeln ꝛc. beschäftigten Verbrecher kaum zur Bestreitung ihres eigenen nothdürftigsten Lebensunterhalts hinreichen, wie dies durch die Rechnungen gewiß der meisten jetzt bestehenden Zuchthäuser bewiesen wird.

Bei der beträchtlichen Bevölkerung des an Menschenhänden gewiß nicht armen Deutschlands hat der Tagelöhner, selbst im Stande der Freiheit, Mühe, sein tägliches Brod durch die schlecht bezahlt werdende Arbeit zu gewinnen. Wie könnte man mehr von ihm im Stande der Einsperrung erwarten, da doch Zwangsarbeit immer nur halbe Arbeit ist.

Es bliebe demnach nichts übrig, als auf die Staatskasse zu rekurriren, und von dieser die nöthigen Fonds zur Bestreitung der höchst beträchtlichen Kosten einer solchen Reform zu verlangen. In wie fern dies in den einzelnen deutschen Reichslanden möglich sey, muß ich Kennern ihres Finanzzustandes zu beurtheilen überlassen; daß aber oft, sehr oft der beste Wille ächt-landesväterlicher Regierungen, bei kostspieligen Unternehmungen dieser Art, durch unüberwindliche Finanzhindernisse gehemmt wird, ist Thatsache; und ungerecht ist es, dann das Unmögliche zu verlangen, und die Verabfolgung beträchtlicher Summen aus einer Landeskasse für eben so wenig schwierig zu halten, als ihre Berechnung auf dem Papiere es für den Schriftsteller ist.

Gesetzt aber auch, der Staat wollte oder könnte die anderweit nicht zu supplirenden Lücken ergänzen, so würde damit

damit noch bei weitem nicht alles gewonnen ſeyn. Denn unſtreitig wirkt bei vielen Gefangenen zu Philadelphia auch der Gedanke als Beſſerungsmittel mit, daß ſie durch eigene Kraftanſtrengung ſubſiſtiren, und noch einen beträchtlichen Ueberſchuß gewinnen; ſie ſehen, daß es möglich iſt, mittelſt einer wohlgeleiteten Thätigkeit, ehrlich durch die Welt zu kommen, und dieſe Lection trägt für ihr künftiges Leben die heilſamſten Früchte.

Uebrigens ſchließt ſich unmittelbar hier eine vierte Betrachtung an. Die Zahl der Verbrecher aller Art war von jeher in Penſylvanien verhältnißmäßig ungleich geringer als in Deutſchland. Zu den Zeiten des alten Straffyſtems ſtieg die Anzahl der in 4 Jahren condemnirten Criminalverbrecher, bei einer Volksmenge, die incl. der Schwarzen ungefähr auf 480000 Seelen angenommen werden mag, dennoch nur auf 594. Nach neuern Preußiſchen Criminaltabellen wird angenommen, daß eine Preuß. Provinz von 80000 Seelen, excl. des Militairs, einem in ihr zu errichtenden Zucht- und Beſſerungshauſe binnen 4 Jahren 280 Subjecte liefern würde. e) Die Zahl der Penſylvan. Verbrecher, noch ehe ſie durch den neuen Straskodex ſo unglaublich vermindert wurde, verhielt ſich demnach, mit Unterlegung einer gleichen Volksmenge, gegen die der Preußiſchen, wie 594 : 1680. Und die Preuß. Provinzen gehören, wegen der nicht zu verkennenden Vorzüglichkeit ihrer Polizei- und Criminalanſtalten noch zu den deutſchen Reichsterritorien, in denen die Verbrecher verhältnißmäßig am allerſeltenſten ſind.

Die Urſachen dieſer Differenz ſind ſehr mannichfaltig, und könnten hinreichenden Stoff zu einer beſondern Abhandlung liefern.

Vorzüglich gehört dahin die Leichtigkeit, ſich in Penſylvanien Erwerbs- und Nahrungszweige aller Art zu eröffnen, der ganze Zuſchnitt des Nationalcharakters, die durch zweckmäſſige Anſtalten und Localverhältniſſe bewirkte Abweſenheit alles Beteluns fugs, die Leichtigkeit, mit der man, ſelbſt ohne baaren Fond, ſich Grundeigenthum verſchaffen kann, die Nichtexiſtenz einer großen ſtehenden Armee, die Fürſorge des Staats für außerehelich geſchwängerte Mädchen und uneheliche Kinder u. dergl. mehr. f)

e) S. Wagnitz a. a. O. p. 33.

f) Man vergl. das Schreiben eines Augenzeugen über das Beſſerungshaus zu Philadelphia, bei Wagnitz a. a. O. p. 87 f. f.

(Der Schluß folgt.)

Vor-

Vorschlag,
in Ansehung eines öffentlichen Datumzeigers.

Den Landleuten und solchen städtischen Einwohnern, die nicht immer einen Kalender zur Hand haben, um das Datum zu wissen, möchte es in Rücksicht der Zahlungs- oder anderer datirten Termine, auch obrigkeitlicher Citationen, von nicht geringem Nutzen seyn, wenn diese an jeden Stundenzeiger der Kirchenuhren auch das Datum sehen könnten; daher es wohl zu empfehlen wäre, bei Verfertigung neuer Kirchenuhren die Einrichtung zu machen, daß das Datum jedermann ersichtlich sey, wobei vermittelst eines ausgesetzten Brettes auch Monat und Jahrszahl zugleich bemerklich gemacht werden könnte.

Es würde dies eben so nützlich seyn, als die Fahnen auf den Thürmen, wodurch die Abwechslung des Windes angezeigt wird.

Bis zur Verfertigung neuer Kirchenuhren würde es ein leichtes seyn, durch tägliche Aussetzung eines kleinen Brettes oben am Thurm das Datum zu bezeichnen, gleichwie man in den Kirchen die Nummern der Gesänge allgemein bekannt macht.

O.

Erfindung einer neuen Hornart.

In Frankreich hat ein gewisser Rochon eine künstliche Hornart erfunden, wovon häufiger Gebrauch gemacht wird, und die allerdings Aufmerksamkeit verdient. Um sie zu verfertigen, taucht man ein Geflecht von Messingdrath in Fischleim, welcher alle Löcher des Geflechts ausfüllt, und wenn er kalt geworden ist, gerinnt. Zuweilen taucht man auch die Platte öfter ein, um ihr eine größere Dicke zu geben. Zuletzt legt man noch einen Firniß darauf, um die Feuchtigkeit unschädlich zu machen.

Diese Hornart hat Vorzüge vor dem natürlichen Horn; denn sie verbrennt nicht, ist durchsichtiger, und man kann davon so große Stücke haben, als man verlangt.

Hannöverisches Magazin.

97tes Stück.

Freitag, den 4ten December 1801.

Ideen zur Beantwortung der Frage: Ob es möglich und rathsam sey, das in Pensylvanien eingeführte Criminal-Strafsystem auch in Deutschland zu adoptiren.

(Schluß.)

Wenn aber unter diesen Umständen für einen deutschen Staat von Pensylvaniens Bevölkerung die einzige Besserungsanstalt, welche für Pensylvanien hinreicht, wenigstens sechsfach vorhanden seyn müßte, so würden bei der erwiesenen Unmöglichkeit, solche Anstalten unter uns aus ihren eigenen Mitteln zu erhalten, auch die dazu nöthigen Fonds zu einer ungeheuern Summe hinansteigen; und diese Ausgabe — abstrahirt von ihrem wahrscheinlichen Mißverhältniß zu den übrigen Staatsausgaben, so wie von dem Uebel, daß übertrieben eifrige Beförderung eines Staatszwecks gewöhnlich Vernachläßigung der übrigen im Gefolge hat — würde hie und da um desto fühlbarer werden, da in den deutschen Reichslanden, welche viele Festungen haben, und ihre zahlreichen Verbrecher mehr zur Bauarbeit gebrauchen, als in Zuchthäuser einsperren, hiedurch den Staatskassen bisher eine wenigstens augenblickliche und unmittelbare Ersparung erwachsen ist, a) wenn schon sich nicht leugnen läßt, daß auch diese Staaten mehr wahren Vortheil per indirectum davon haben würden, wenn ihre Baugefangenen fleißige Hausväter und tugendhafte Bürger wären, statt Diebe, Mörder, Ehebrecher und Falsarien zu seyn.

a) Es giebt zwar sachkundige Männer, die diesen Satz bestreiten. Ich habe indessen Gründe, ihn für wahr zu halten, obgleich deren ausführliche Erörterung mich hier zu weit führen würde.

Endlich fünftens ließe sich eine Adoptirung des Pensylvanischen Straffystems in Deutschland, ohne eine gänzliche Reform nicht nur der bisherigen Criminalgesetze, sondern auch der allgemeinen Prinzipien, auf welchen diese begründet sind, überall nicht bewerkstelligen. Und mit einer solchen Reform möchte es — der übrigen damit verknüpften allgemeinen und besonderen Schwierigkeiten nicht zu gedenken — wenigstens so lange höchst mißlich aussehen, als sämmtliche hier in Frage kommenden Principien noch Lieblings-Controversen unserer klassischen deutschen Criminalisten sind; als besonders diese noch nicht darüber einig werden können, ob der Staat zwangsweise nur zu sichern und nicht auch zu bessern befugt sey, und ob die Strafe vergrößert werden dürfe, um durch sie zugleich den Civilpunkt der Ersetzung des damni per delictum dati zu berichtigen. Denn diese Fragen greifen so wesentlich in das Philadelphische Straffystem ein, daß die Einführung desselben in einem Lande, dessen Gesetzgeber die verneinende Beantwortung für die richtige halten, schon um deswillen nie Statt finden kann. Und bis jetzt ist diese verneinende Beantwortung in Deutschland mehr als die bejahende an der Tagesordnung.

Wenn mir indessen aus den vorgetragenen Gründen, eine Versetzung Pensylvanischer Besserungshäuser nach Deutschland schwierig und unzweckmäßig scheint, so bin ich weit entfernt, dadurch die Möglichkeit einer anderweitigen, wohlthätigen, von moralischen Tendenzen ausgehenden Reform vieler deutscher Strafarbeitsanstalten zugleich bezweifeln zu wollen. Allein über diesen Gegenstand mich weitläuftiger zu verbreiten, liegt ausser den Gränzen des gegenwärtigen Aufsatzes, den ich für sehr geehrt halten werde, wenn man ihn als einen kleinen Beitrag zur Bestätigung des einfachen, aber in unsern Zeiten doppelt zu beherzigenden Satzes annehmen will, daß es nicht rathsam ist, gleich jeden fremden Baum, dessen für sein Klima wohlthätige und erquickende Früchte wir vielleicht mit Enthusiasmus bewundern, ohne sorgfältige Untersuchung des Lokals, in unser Vaterland verpflanzen zu wollen.

Kunst, sich in Achtung zu setzen, und zu erhalten.

Die tägliche Erfahrung lehrt und beweist es hinreichend, daß der, der die seltene Kunst, sich bei seinen Zeitgenossen in ein gewisses Ansehn zu setzen, und dieses Ansehn mit Würde zu behaupten weiß, nicht

leicht

leicht in Gefahr kömmt, von ihren Narrheiten und Albernheiten incommodirt zu werden. In dieses Ansehn gehüllt, schlägt er jeden Feind zurück, und benimmt den Narren oder sogenannten Haasenfüßen (die nur darauf lauern, mit ihrem, schon so oft zum Eckel ausgekramten schalen Witze andre aufzuziehn) gegen ihn hervorzutreten, ihren Muth. Es ist also doch wohl der Mühe werth, da die Kunst, sich in Ansehn zu setzen und darin zu erhalten, zwar leicht genannt, aber schwer zu lernen, und noch schwerer auszuüben ist, sie hier näher zu betrachten. Sie zerfällt von selbst in drei Theile.

1. Man lerne die glückliche Mittelstraße zwischen Stolz und kriechendem Wesen, und zeige und behaupte seinen Werth.

2. Man hüte sich, daß man nicht ins Lächerliche falle.

3. Man strebe nach einer gewissen edlen Gleichförmigkeit in seinem Betragen gegen seine Nebenmenschen, damit jeder gleich weiß, was er von einem erwarten, was er einem zumuthen, was er in seiner Gegenwart einem thun oder nicht thun darf.

Allerdings ist es schwer, die Mittelstraße überall zu finden, und noch schwerer, sie zu beschreiben, da der Stolz und das verächtlich kriechende Wesen meist im Aeußerlichen, im Ton, in den Mienen, im Gange, in der Stellung, und in den Manieren, die zum Höflichkeitsceremoniel gehören, liegt. Man kann also nur hier auf Beispiele verweisen. Wer die beiden genannten Irrwege glücklich vermeiden will, muß zuerst den Stolzen in seiner wahren Gestalt kennen zu lernen suchen, d. h. er muß auf sein ganzes Betragen, auf Ausdruck, Mienen, Gang, Stellung u. s. w. und auf die oft feinen Arten, womit er seinen abgeschmackten Ehrgeiz zu nähren, aber auch oft zu verrathen pflegt; und dann auf die Geberden des verächtlich kriechenden Menschen achten, der vor jedem Reichen, Vornehmen und Mächtigen sich bis zur Erde bückt, ihm die übertriebensten Ehrentitel beilegt, kaum die Augen vor ihm aufzuschlagen wagt, sich von ihm zu den niedrigsten und entehrendsten Handlungen gebrauchen läßt, und alles von ihm duldet, was ein Mensch, der sich nur im geringsten noch eines eigenen Werthes bewußt ist, durchaus nicht dulden kann und duldet, ja, der so schlecht denkt, daß er dessen größte Ungerechtigkeiten und Bosheiten gut heißt, selbst wider seine Ueberzeugung zu allem ja sagt, und das Schwarze weiß, und das Weiße schwarz nennt. Beide Menschenarten muß man schlechterdings zu beobachten suchen, wenn man die so nöthige und seltene Mittelstraße zwischen beiden finden will.

Das ist, wie mich dünkt, bereits bekannt, daß der Stolze und der Kriechende sich bei den Menschen, unter

denen sie leben, verächtlich machen, und nicht selten gehasset werden. Wenigstens fühlt oder hat kein Mensch wahre Achtung für sie. Und das ist gerade die Ursache, warum man sie so wenig schont. Der Narr, der Alberne, der Witzling, der Verleumder, der Zanksüchtige, der Stolze, und wie solche fehlerhafte Menschen alle heißen, lassen ihre Fehler am ersten ihnen empfinden. Und wir haben leider selbst Schuld, wenn uns solche fehlerhafte Menschen so oft mit ihren Fehlern zur Last fallen, in so fern wir uns jenen Menschen gleich stellen.

Bemühen wir uns hingegen, die seltene Mittelstraße zu wandeln, das kriechende Wesen zu fliehen, und demüthig, bescheiden und leutselig zu seyn, unsern Werth zu behaupten, und in unserer Sprache, in unsern Mienen, in unserm Gange, und in unserer Stellung einen gewissen Ernst, eine gewisse Würde zu zeigen, und das unnatürliche Betragen des Stolzen zu meiden; so kann und wird es uns nicht fehlen, daß alle Menschen für uns Achtung haben; ja sogar jeder Fehlerhafte, und selbst unser Feind wird sich scheuen, uns nahe zu kommen.

Aber die Hauptsache dabei ist doch immer, daß wir uns nicht durch solche Dinge verblenden lassen, die an sich selbst keinen großen Werth haben, als: Rang, Reichthum u. s. w. und die nur wegen gewisser damit verbundenen Verhältnisse schätzbar sind; daß wir uns bemühen, dieses alles richtig zu beurtheilen, und den Maaßstab, nach dem sie geschätzt werden müssen, auszufinden. Der wahre Werth des Menschen besteht darin, daß er Mensch, und zwar in seinem Stande, ein nutzbarer Mensch ist. — Wer sich diesen Werth auf eine schickliche Art zu geben, die Gleichheit der Menschen als Menschen, und den Vorzug des verdienstvollen, d. h. fleißigen, arbeitsamen, wohlthätigen Menschen, am rechten Orte zu behaupten verstehe, sich im Gefühle dieses seines Werthes zu keinen schlechten und niedrigen Handlungen herab, noch weniger sich von andern niedrige Dienstleistungen zumuthen läßt, nicht kindisch und läppisch sich aufführt; sondern auch noch da, wo er lustig und so ganz in seinem Esse ist, immer noch eine gewisse Würde und gesetztes Wesen blicken läßt; wer durchaus keinem Narren und Schurken Vertraulichkeit verstattet, sondern alle verächtliche Menschenarten von sich, ohne gerade grob zu seyn, entfernt zu halten weiß, der wird sich unstreitig in ein solches Ansehn setzen, und eine solche Ehrfurcht erwerben, daß äußerst selten einer der fehlerhaftesten Menschen Muth fassen wird, an ihm seine Fehler auszulassen. Und zu dieser Autorität wird man in der Welt am sichersten gelangen, und dieselbe auch immerfort erhalten können, wenn man stets

und überall vor den Augen der Welt nach den allgemeinen Geſetzen der Gerechtigkeit, Billigkeit und des Wohlſtandes handelt. Sobald uns aber die Welt die Nichtbeobachtung irgend eines dieſer Geſetze vorwerfen, und ſogar Betrügerei, Unterſchleife und Windbeutelei und dergl. überführen kann, ſo bald fällt jenes Anſehn, und es iſt alsdann vergebens, daß man es noch durch Ton, Mienen, Manieren u. ſ. w. zu behaupten ſucht.

Wer im Gegentheil beides weislich mit einander zu verbinden weiß und überall ſo lebt, daß ihm keine lautgewordene Ungerechtigkeit oder Unanſtändigkeit mit Grund vorgehalten werden kann, und übrigens in ſeinem äußerlichen Betragen jenen glücklichen Mittelweg geht, der iſt vielem Aerger und Verdruß überhoben, dem andere von fehlerhaften Menſchen ſo oft ausgeſetzt ſind.

2. *Man hüte ſich, daß man nicht ins Lächerliche falle.* Alles geſetzte Weſen, aller Ernſt, alle Würde in unſerm äußerlichen Betragen, und ſelbſt der männlichſte Blick, mit dem wir den Narren und Witzling abzuſchrecken ſuchen, feuchtet nichts, wenn wir uns ihnen gleichſam ſelbſt in die Hände ſpielen. Denn hat ſich jemand einmal in einem gewiſſen Zirkel lächerlich gemacht, ſo wird auch ſelbſt ſeine ernſthafteſte Miene lächerlich werden. Und es iſt, wie die Erfahrung lehrt, nichts in der Welt ſo ſchwer wieder herzuſtellen, als das durch ein auf ſich gezogenes Spottgelächter verlohrne Anſehn.

Man merke daher, um ſich einem ſolchen Spottgelächter nie auszuſetzen, folgendes: Man ſpreche und urtheile nie mit, wenn von Sachen die Rede iſt, die man nicht verſteht, oder wo man ſich nicht gründlicher Kenntniſſe völlig bewußt iſt. In ſolchen Fällen erfordert es durchaus die Klugheit zu ſchweigen, und bloß andern zuzuhören, die mit Verſtand davon zu reden vermögen. Und von dieſem Schweigen hat man nie Nachtheil zu befürchten; denn es iſt ja nicht ausgemacht, und wird auch nie mit Gewißheit ausgemacht werden können, daß das Nichtmitſprechen von einer Sache allemal Unkunde der Sache verrathe. Und geſetzt, es verhielte ſich ſo, ſo iſt es ja keine Schande, etwas nicht wiſſen; (denn welcher Menſch kann alles wiſſen?) aber Schande macht es, von Sachen reden und urtheilen zu wollen, die man nicht verſteht. Und nach der Erfahrung iſt leider nichts gewöhnlicher, als daß man bei ſolchen offenbare Blößen giebt, ſeine Unwiſſenheit tagen läßt, und durch ein ſtupides Urtheil das ſtille oder laute Hohngelächter der ganzen Geſellſchaft auf ſich zieht.

Zu Zeiten machen ſich aber auch Menſchen dadurch lächerlich, daß ſie eine Kraft, eine Geſchicklichkeit u. ſ. w.

zu besitzen vorgeben, die sie entweder gar nicht haben, oder doch nicht in dem Vollkommenheitsgrade, den sie zu besitzen affektiren. Hieraus fließt folgende Klugheitsregel: Man affektire nie eine Kraft oder Geschicklichkeit, und suche sie nie zu zeigen, von der man nicht schon im voraus ganz gewiß versichert, und die von andern nicht schon so anerkannt ist, daß selbst eine verunglückte Wirkung unserm Ansehn nicht mehr zu schaden vermag.

Auch zeichne man sich nie im Aeusserlichen, z. E. im Ausdruck, in Mienen, im Gange, in der Stellung, in Kleidern, im Kopfputz u. s. w. aus. Alles Eigene, Auszeichnende und Neue, das ungewöhnlich ist und absticht, und nicht schon durch die Mode oder durch wichtige Vorgänger sich eine gewisse Achtung erworben hat, setzt wenigstens in Gefahr, verspottet zu werden.

3. *Man strebe nach einer gewissen edlen Convenienz in seinem Betragen gegen seine Nebenmenschen, damit jeder sogleich weiß, was er von einem erwarten, was er einem zumuthen, und was er in seiner Gegenwart einem thun und nicht thun darf.*

Die meisten Menschen fehlen darin, daß sie sich bei gleichen Fällen und gleichen Personen nicht immer gleich bleiben. Einmal schmeicheln und liebkosen sie einem Menschen, den sie ein andermal kaum kennen, und gegen den sie äußerst spröde und stolz einen vornehmen Ton annehmen. Heute setzen sie allen ihren Rang und Stand bei Seite; morgen suchen sie ihn aufs strengste zu behaupten. Heute dulden sie alles, lassen sich alles gefallen; morgen sind sie äußerst empfindlich, fühlen sich durch eine Miene, durch ein Wort beleidigt. Jetzt spielen sie in einer Gesellschaft den Lustigen, den sogenannten Hanswurst; und bald darauf in ebenderselben Gesellschaft den Ernsthaften und machen Amtsmienen. Heute sagen sie einem lauter schöne Sachen, sagen zu allem, was man behauptet, ja, versprechen alles, was man von ihnen verlangt; und morgen widersprechen sie allem, schlagen alles geradezu ab, und sagen einem in einem verwegenen Tone die größten unverdienten Grobheiten.

Man kann leicht denken, was das für Schaden thut. Die Menschen, welche man so ungleich behandelt, wissen am Ende nicht mehr, wie sie mit einem daran sind, was sie mit einem machen sollen. — Sie erdichten sich von diesem ungleichen Betragen Ursachen. Der eine hält es für Narrheit, für albernen, auf einmal ihm in den Nacken gestoßenen Stolz; der andere für entzogenes Wohlwollen, und wer weiß alle, wofür. Und so diffrent die Ursachen sind, die man uns andichtet, so divers werden

auch

auch die Wirkungen seyn, d. h. jeder wird nach dem Grade seiner Empfindungen uns seine Launen u. Infirmitäten wieder fühlen lassen, z. B. der Grobe wird grob, der Zänkische zänkisch, der Stolze stolz, der Spöttische spöttisch werden — kurz, jeder Fehlerhafte wird Fehler mit Fehlern vergelten. Und haben wir alsdann nicht mehr Ursache, über uns selbst, als über unsere schwachen Mitmenschen zu klagen?

Wem also noch daran gelegen ist, (und welchem Menschen sollte wohl daran nicht gelegen seyn?) sein Ansehn unter allen Menschenarten zu erhalten, der setze sich mit allen Menschen auf einen gewissen festen Fuß, behalte bei jedem Menschen, er sey wer er wolle, so viel möglich denselben Ton, denselben Grad von Ernst, Würde u. Freundlichkeit, dasselbe Air zu bitten, zu befehlen, zu widersprechen, abzuschlagen u. s. w. und behaupte diese Convenienz bei Vornehmen und Geringen, bei Armen und Reichen, bei Freunden und Feinden, bei seinen Gesellschaftern und Untergebenen, bei seinen Kindern, Lehrlingen und Gesinde, kurz, bei allen Menschen.

S.

Und man wird leicht gewahr werden, welche außerordentlich wichtige Vortheile einem das verschafft. Es ist das decisivste Mittel, sich in Achtung zu setzen und zu erhalten. Denn kein Sterblicher wird es je wagen, einem anders zu behandeln, als man selbst behandelt seyn will, weil man ihn durch die Einförmigkeit seines Tons gleichsam überzeugt, daß man unbeweglich, und es daher unmöglich sey, einen zu disfingiren. Und von dieser Gleichförmigkeit wird man besonders in der Erziehung der Kinder, in dem Betragen der Domestiken, und im gesellschaftlichen Umgange mit Freunden die erwünschten Folgen wahrnehmen. Ja man wird stets und überall Achtung haben, und jedes kleinhandelnde Geschöpf wird sich scheuen, einem mit seinen kindischen Schwachheiten nahe zu treten. Gleichsam eine Wagenburg wird man um sich schlagen, welche wenigstens glauben macht, daß sie uneinnehmbar sey. Und wohl dem Menschen, der auf eine solche Art sich Leiden zu ersparen weiß, die so viele Menschen durch ihre verkehrt einschlagenden Wege sich selbst zuziehen.

G. L. Z.

Kartoffelnwasser, ein Surrogat der Seife.

Wozu benutzt man die Kartoffeln nicht? Sie sind auf mannichfaltige Art ein gutes Nahrungsmittel für Menschen und Vieh. — Man hat, außer der gewöhnlichen Art, sie durch Kochen zum Genuß zuzubereiten, Brod davon gebacken, indem man sie mit Getreidemehl vermischte, man hat sie gedörrt und Kaffee davon getrunken, durch Vermischung mit Milch Käse daraus bereitet, Branntwein daraus gebrannt, Stärke davon gemacht ꝛc. Neuerlich hat man nun auch entdeckt, daß man das ihnen ausgepreßte Wasser zur Reinigung der Wäsche, statt der üblichen Seife, sehr gut gebrauchen kann. Weiß-es Zeug oder gefärbtes und vorzüglich seidene Sachen soll man damit, ohne Lauge und Seife nöthig zu haben, waschen und reinigen können. Das gefärbte Zeug soll davon an seiner Farbe gar nicht leiden, und die Wäsche, hauptsächlich alles seidene Zeug, eine gewisse Steife und seinen Glanz behalten.

Das Verfahren dabei wird auf folgende Art angegeben:

Man nimmt Kartoffeln, die inwendig weiß, aber ja nicht roth aussehen, wäscht sie äußerst sauber und reinlich, und schält sie. Alsdann reibt man sie auf einem Reibeisen, preßt das Zerriebene durch ein Tuch oder sehr enges Sieb, und schüttet Wasser darüber. Den Satz, der darin zu Boden fällt, kann man als Stärke oder Mehl gebrauchen. Das Wasser aber dient zu dieser Wäsche. Der Maaßstab, wie viel man Kartoffeln zur Wäsche brauche, kann ungefähr dieser seyn: daß man auf ein Paar seidene Strümpfe 2 Kartoffeln rechnen muß.

Gelegentlich führe ich hier auch an, daß jemand ausfindig gemacht hat, aus gefrornen Kartoffeln, die man gewöhnlich als unnütz wegwirft, einen guten gesunden Zucker zu bereiten. Sie werden gewaschen, in dünne Scheibchen geschnitten, gepreßt und dann gekocht. Den kochenden Saft säubert man zuerst mit Kohlenstaub, hernach verfährt man damit gerade so, als mit Syrup und Zucker, die man raffiniren will. Der Abgang gewährt ein leidliches Futter fürs Vieh, und kann auch zum Düngen gebraucht werden.

Neues Hannöverisches Magazin.

98tes Stück.

Montag, den 7ten December 1801.

Reise durch Hampshire.

New-Forest.

Die waldigte Gegend von Hampshire, die noch jetzt den Namen von New-Forest führet, ruft das Andenken Wilhelms des Eroberers mit allen den schwarzen Gemälden wieder zurück, deren ein barbarisches Zeitalter, in welchem Krieg und Jagd die einzige Beschäftigung war, nur zu viele liefert.

Ich gestehe es gern, daß die in so vielen ältern Geschichtschreibern enthaltene Anklage des kühnen Normannes; er habe, um seiner Leidenschaft für die Jagd ein Genüge zu leisten, den größten Theil von Hampshire verwüsten lassen, mir immer unwahrscheinlich zu seyn deuchte; es schien mir ein Widerspruch mit den ausgezeichneten Eigenschaften dieses Fürsten zu seyn, der durch Muth und Staatsklugheit einen so bedeutenden Platz unter den älteren Beherrschern Englands einnimmt. Die Nachtheile, die aus der Zerstörung einer so fruchtbaren Provinz entstehen mußten, waren eben so bedeutend als unfehlbar, dagegen die Vortheile so geringe, daß beide unmöglich einem so klugen Fürsten entgehen konnten. Allein wieviele Verbrechen hat der Haß der Mönche in jenem Zeitalter nicht den Fürsten angedichtet, die das Unglück hatten, ihr Mißfallen zu erregen.

Zwei neuere Schriftsteller, Gough und Warner, der erste in seiner Ausgabe von Camden und der zweite in seinen topographical remarks haben durch eine sehr sorgfältige Untersuchung diesen Gegenstand in ein helles Licht gesetzt. Zu den Zeiten der Normannischen Invasion, sagen sie, war der Strich Landes, der jetzt New-Forest heißt, eine unfruchtbare und waldigte Gegend, nur von wenigen armen Bauern bewohnt; Wilhelm der Eroberer, dessen Lieblings-

neigung die Jagd war, erwählte sie sich zu seinem Wildgehege; es ist aber sehr falsch, daß er aus dieser Ursache die Kirchen und Schlösser zerstörte und die Bewohner vertrieb. Die erstern waren nicht vorhanden und die letztern behielten ihre Wohnungen, denn die mehrsten Dörfer, die jetzt in dieser Gegend sind, waren schon in jener Zeit vorhanden."

Man muß demnach gestehen, daß die Phantasie dem guten Pope einen argen Streich spielte, wenn sie ihm in dem schönen Gedichte: Windsor Forest sagen läßt:

„The fields are ravish'd from th'industrious swains,
From men their cities, and from gods their fanes;
The levell'd towns with weeds lie coverd over;
The hollow winds thro' naked temples roar;
Round broken columns clasping ivi twin'd;
O'er heaps of ruin stalk'd the stately hind;
The fox obscene to gaping tombs retires;
And savage howlings fill the sacred choirs."

Pope mag sich mit Hume trösten, der in Prosa ungefähr das Nämliche sagt.

Die Mönche sahen in dem unglücklichen Schicksal, das mehrere Verwandte Wilhelms in dem New-Forest erlitten, die Wirkungen der göttlichen Gerechtigkeit zur Strafe für die zerstörten Tempel und Klöster. Richard, Wilhelms ältester Bruder, ein anderer Richard, sein Vetter, und sein eigener Sohn, Wilhelm Rufus, verloren hier ihr Leben durch gewaltsame Zufälle, die durch ihre unbesonnene Jagdlust und durch Unvorsichtigkeit veranlaßt wurden.

Die Art, wie Rufus umkam, ist eben so seltsam, als sie den Geist des Zeitalters charakterisirt. Ein Normann, Sir Walter Tyrret, der ihn auf der Jagd begleitete, schoß seinen Bogen nach einem Hirsch ab; der Pfeil fuhr gegen einen Baum, und traf im Zurückprellen den König, der gleich entseelt vom Pferde fiel. Tyrret entfloh nach Frankreich, wo er sich lange Zeit in einem Kloster verborgen hielt. Ein Bauer, Namens Puckeß, fand den entseelten Körper des Königs und brachte ihn auf einem Karren nach Wincheſter, wo man noch das Grabmal zeigte.

Es ist sehr merkwürdig, daß die Nachkommen dieses Bauern noch in dem Besitze des nämlichen Hauses sind, wohin Rufus gebracht ward. Ich habe den Platz gesehen, wo der König fiel; eine wilde Gegend, so wie Ossian oft die Tummelplätze sei-

ner

ner Helden beschreibt; ich glaubte den Baum zu erkennen, an welchem der Pfeil abprellte. Der gegenwärtige Besitzer des Hauses genießt noch jetzt das seinem Vorfahr ertheilte Recht, von allen Abgaben befreiet zu seyn; er ist so stolz auf seine Geburt, als ein deutscher Edelmann, der seine volle Ahnen zählt, nur immer seyn kann. Der Karren, auf welchem der Leichnam Rufus nach Wincheſter gebracht worden war, ist lange Zeit als ein Heiligthum in der Familie aufbewahrt worden; erst vor wenigen Jahren ward das letzte Ueberbleibsel derselben, eine Runge, durch die Unwissenheit einer Magd verbrannt. Der jetzige Besitzer des Hauses klagte mir dies Unglück mit Thränen in den Augen; sein Kummer war um so größer, weil er es gerne dem jetzigen Könige hätte zeigen mögen, der vor kurzem diese Gegend besuchte.

Das beinahe im Mittelpunkte von New-Forest liegende Schloß zu Lyndhorst, das zu Zeiten der Herzog von Glouceſter bewohnt, ist zum Theil von Wilhelm dem Eroberer erbauet worden. Man sieht noch den alten finstern Saal, in welchem die rauhen Normänner nach den Beschwerlichkeiten der Jagd zechten. Und um die Einbildungskraft vollends in jene Zeiten zu versetzen, hat man hier noch einen Steigbügel, dessen sich Rufus bediente, als jener unglückliche Vorfall sich ereignete, aufbewahrt.

Die Waldungen in New-Forest sind nicht im besten Stande; man hat verabsäumt, in Zeiten durch zweckmäßige Anpflanzungen den Abgang des Holzes zu ersetzen. Ueberhaupt möchte England, das für so viele Künste und Gewerbe ein fruchtbares Feld des Unterrichts ist, dem deutschen Forstmanne keine reiche Erndte gewähren.

Sourhampton.

Das Bild, das das große und prächtige London nothwendig in der Seele eines jeden Fremden erzeugen muß, ist den übrigen Städten Englands sehr nachtheilig. Wenn man die prächtigen Vierecke und die schön gepflasterten und breiten Straßen Londons gesehen hat: so scheint alles übrige klein und eng zu seyn. Die Wahrheit ist, daß England, außer London, zwar sehr viele Städte von mittler Größe, aber nur wenige große und prächtige zählt; es scheint, die große Hauptstadt habe auf Kosten der übrigen die Pracht und den Reichthum der Nation an sich gerissen.

Der alte Name dieser Stadt: Hamtun, wovon in der alten sächsischen Sprache die erste Silbe ein Haus, und die zweite eine Stadt bedeutet, verräth ihren Ursprung. Es ist in der That wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Sachsen sie erbaueten. Ihre Lage an einem sehr

breiten und tiefen Fluß, der zu Landungen sehr bequem ist, macht, daß ihr Name oft in der Geschichte vorkommt. Ein Reisender, der mit der ältern Geschichte Englands genau bekannt ist, befindet sich hier ganz auf klassischem Boden.

Keine Gegend hat in ältern Zeiten mehr von den Anfällen der Dänen, die damals ganz das Seeräuberhandwerk im Großen trieben, gelitten, als diese Küste. Die Art, wie die Dänen den Krieg führten, hat mit der von Homers Griechen vor Troja, viel Aehnliches. Sie liefen mit ihren spitzen, schmalen Fahrzeugen, die wie die heutigen Blankareesischen Fischerböte gewesen seyn mögen, so nahe an die Küsten als möglich, zogen ihre Schiffe aufs Land, und errichteten durch selbige eine Art von Verschanzung, hinter welcher sie sich vertheidigten, wenn sie zum Rückzuge gezwungen wurden. Ihr Endzweck bei ihren Unternehmungen in England war einzig Beute zu machen, daher ließen sie sich oft durch eine Geldsumme abkaufen. König Ethelred zahlte an Swenn und Olave, jedem 16000 Pf., unter der Bedingung, daß sie mit ihren Horden England verlassen sollten. Beide dänische Anführer hielten sich, während das Geld zusammengebracht ward, ruhig in Southampton auf, und erfüllten nachher ihren Vertrag aufs Genaueste. Unter den Anführern der Dänen zeichnet sich vorzüglich Canut, der den Beinamen des Großen erhielt, aus. Die Geschichte hat mehrere Züge von seiner großmüthigen Denkungsart aufbewahrt; der folgende scheint mir eben so außerordentlich als merkwürdig zu seyn.

Die außerordentlichen Thaten, welche er verrichtet hatte, hatten ihm die Bewunderung seiner Krieger in einem solchen Grade zugezogen, daß sie ihn für ein übernatürliches Wesen hielten. Als nun einst ein Schmeichler ihm sagte: daß nichts ihm zu widerstehen vermögend sey, bediente er sich, um diesen übertriebenen Begriff zu zerstören, eines sehr seltsamen Mittels: er ließ unweit Southampton am Ufer des Meers zur Zeit der Ebbe einen Thron errichten, auf welchen er sich setzte, als gerade die Zeit der Flut eintrat. Von diesem Throne beschwur er mit dem Zepter in der Hand die Wellen, nicht weiter vorzugehen. Umsonst, das Wasser stieg immer höher, benetzte erst seine Füße, dann den königlichen Sitz selbst, so daß Canut nur durch Schwimmen sich rettete. „Was vermag der schwache Mensch gegen die göttliche Macht!" sagte Canut zu seinen Schmeichlern, auf den kaum noch sichtbaren Thron hinweisend.

Die Lage von Southampton hat in spätern Zeiten oft veranlaßt, daß diese Stadt zum Sammelplatz der Trup-

Truppen beſtimmt ward, die zu einer auswärtigen Unternehmung eingeſchifft werden ſollten.

Hier war es, wo Heinrich der 5te die ſchöne Armee verſammelte, die bald darauf die berühmte Schlacht von Agincourt gewann; hier war es aber auch, wo kurz vor dem Einſchiffen eine gefährliche Verſchwörung unter mehrern der erſten Officiere derſelben entdeckt ward, die ihm Krone und Leben zu rauben drohete.

Wer kennt nicht die Stelle in Shakeſpeare, wenn er vom Lord Scrope ſagt:

— — „The man that was his bed fellow,*)
Whom he hath cloy'd and grac'd with princely favours;
That he ſhould, for a foreign purſe, ſo ſell
His ſovreigns life to death and treachery."

— — — —

Der kürzlich verſtorbene Lord Delawar errichtete in der Kapelle, wo die Verſchwornen begraben liegen, ein Monument mit der Inſchrift in engliſcher Sprache: Richard, Earl von Cambridge, Lord Scrops von Masham, Sir Tho. Grey von Northumberland, verſchworen ſich, den König Heinrich den 5ten in dieſer Stadt zu tödten, als er im Begriff war, den König Carl VI. von Frankreich anzugreifen, für welche That ſie mit dem Tode beſtraft wurden im Jahr MCCCCXV. — Eine ſonderbare Idee, durch ein Monument eine Handlung zu verewigen, von der die engliſche Nation wünſchen ſollte, das Andenken aus ihrer Geſchichte vertilgen zu können.

Ich habe die Ebene geſucht, wo Heinrichs Lager ſtand; man ſagte mir: die See habe ſie verſchlungen. Auf dem Rathhauſe bewahrt man noch eine ſehr ausführliche Beſchreibung von dem damaligen Aufenthalte Heinrichs in dieſer Stadt im Original auf.

Southampton liegt an einer ſanften Anhöhe, welche Lage zu der auffallendſten Reinlichkeit der Gaſſen vieles beiträgt. Der Itchinfluß berührt den öſtlichen und die Teſe den weſtlichen Theil der Stadt: man kann

*) So ſehr gegenwärtig die princely favour, einen Günſtling zum Beweiſe ſeiner Gnade zum bed fellow zu machen, mit den in England herrſchenden Begriffen, im Widerſpruche ſtehen möchte, ſo wenig war dies in jenen Zeiten der Fall. Noch zu Cromwells Zeiten herrſchte der Begriff, daß es ein beſonderer Beweis von Gewogenheit ſey, jemand mit ſich in einem Bette ſchlafen zu laſſen. Wenn Cromwell einen Krieger vorzüglich gewinnen wollte: ſo nahm er ihn zu ſeinem bed fellow.

kann sich keine bessere Lage zum Seehandel denken; da der vorzüglichste Handel aber nach Frankreich ist, so hat er während dieses Krieges einen empfindlichen Stoß erlitten. Gegenwärtig ist der Haupthandel nach Portugall, Jersay und Guernsay. Die Zahl der Einwohner mag nicht viel mehr als 12000 betragen.

Die Stadt genießt bedeutende Gerechtsame, die sie vorzüglich Carl dem 2ten verdankt. Die Bürger legen einen außerordentlichen Werth auf die Gunst, einem Fremden das Bürgerrecht in ihrer Stadt zu ertheilen; sie sind sehr stolz, den jetzt regierenden König und die mehrsten königlichen Prinzen in dem Namensverzeichniß der Bürger von Southampton aufgezeichnet zu sehen. Einer von den Magistratspersonen sagte mir: Georg der 3te sey jetzt der älteste Bürger; er würde längst eine Stelle im Rathe haben, — setzte er mit einer Miene hinzu, die anzudeuten schien: es ist doch Schade, — wenn er nicht König wäre.

Ein lächerlicher Aufzug beschäftigte auf einen Augenblick meine Aufmerksamkeit. Ein Trupp Werber für die Landarmee hielt einen sogenannten Umzug. Eine Bande Musikanten eröffneten den Zug, darauf folgten einige Unterofficiere, aufs schönste angekleidet, dann Paarweise die Recruten in ihrer bürgerlichen Kleidung, aber mit langen Federn auf den Hüten; andere Unterofficiere schlossen den Zug. So zog das Ganze lachend und singend in den Gassen auf und ab. Auf allen Kreuzstraßen und an den Enden der Gassen ward angehalten, und der an der Spitze seyende Unterofficier las mit lauter Stimme eine Aufforderung zur Annahme von Kriegsdiensten ab. Seine Vorlesung machte wenigen Eindruck, wohl aber die Musik und das lustige Wesen, mit dem der Zug daher marschirte.

Ein mir zur Seite stehender junger Bauer war lange mit sich selbst im Kampfe begriffen; als aber der Zug mit einem lustigen Marsch zum drittenmal vorbeizog, und einer der Werber ihm mit der vollen Flasche winkte, da konnte er nicht mehr widerstehen. Es ist etwas Charakteristisches, daß die Engländer die gewaltsame Werbung für die Flotten erlauben, dagegen aber sie den Landtruppen durchaus nicht zugestehen. Vielleicht halten sie eine Flotte ihrer Verfassung nicht gefährlich; auch trägt die Ueberzeugung wohl nicht wenig dazu bei, daß die Sicherheit von England vorzüglich auf den Flotten beruht.

Southampton River.

Man kann sich keinen schönern Anblick denken, als der Southampton-Fluß, der ehemals Tvisanton hieß,

hieß, gewährt, wenn man vom Hafen ab, längs dieses Wassers in die weite See blickt. Dieser Fluß ist so breit und tief, daß man ihn eher für einen Busen des Meers, als für einen Landstrom hält. Die Stadt Southampton liegt etwa 9 Meilen von der Mündung desselben, und noch 4 Meilen weiter aufwärts ist er für Fahrzeuge von 250 Tonnen schiffbar. Beide Ufer desselben sind bald mit romantischen Aussichten, bald mit freundlichen Landschaften geziert. Eine Menge schön gebaueter Landsitze verschönern die Gegend. Im Hintergrunde zeigt sich in blauer Ferne die Insel Wight, aber nicht deutlich genug, als mehr wie den Umriß von der Wasserfläche zu unterscheiden.

Der Fluß selbst ist mit einer Menge von kleinen Fischerfahrzeugen bedeckt, worin gewöhnlich nicht mehr als ein Mann ist, der von Tages Anbruch an, bis spät am Abend fischt, und obwohl von vielen andern Schiffen umgeben, doch im eigentlichen Sinn ein wahres Einsiedlerleben führt. Wir winkten das zunächst liegende Fahrzeug ans Ufer zu kommen, in der Absicht, daß es uns nach der Insel Wight bringen sollte. Der Fischer machte anfangs viele Schwierigkeiten; ja er schlug es gänzlich ab, als er an meiner Aussprache merkte, daß ich ein Ausländer sey. Erst nachdem ein gerade hinzukommender Bürger von Southampton ihm versichert hatte, daß er uns kenne, willigte er in unser Begehren. Und nun entdeckte er uns die Ursache seiner Weigerung. Vor etwa vier wochen, sagte er, sey er eben so, wie von uns, von zwei Fremden gedungen worden, sie nach der Insel Wight zu fahren; allein mitten auf dem Meere hätten sie ihn mit der Pistole in der Hand gezwungen, sie nach Cherbourg zu bringen. Und da habe es sich denn gezeigt, daß seine Passagiere aus der englischen Kriegsgefangenschaft entsprungene französische Officiere gewesen wären; er habe uns anfangs auch für französische Kriegsgefangene gehalten.

Unsere Fahrt war anfangs sehr angenehm; unser Schiff gleitete sanft auf den Wellen hin. Ich hatte die 1796 bei Faden herausgekommene Karte von Hampshire bei mir; unser Schiffer sagte uns die Namen der verschiedenen Güterbesitzer, deren Landsitze wir von ferne sehen konnten. Er zeigte uns die Thurmspitze von Fawley, einem zwischen den Klippen sehr romantisch liegenden Dorfe, von dessen Bewohnern er behauptete, daß sie im eigentlichen Sinn nur für sich selbst lebten, weil sie so wohlhabend wären, daß sie der übrigen Welt nicht bedürften. Als einen Beweis seiner Behauptung erzählte er uns, daß man zu Fawley die große Revolution, die Carl dem 1ten das Leben kostete, nicht eher erfahren habe,

he, als viele Jahre nach Cromwells Tode.

Wir mochten etwa 5 Meilen von Southampton seyn, als schwarze Wolken den bis dahin so heitern Himmel bedeckten, und unsere Blicke von der Erde aufwärts zogen. Wir werden einen Sturm haben, sagte unser Schiffer mit bedenklicher Miene; eine Aeußerung, die uns besorgt machte, und unsere Furcht ward um so größer, als er mit einer unangenehmen Redseligkeit eine Menge von Geschichten aufkramte, die alle unglückliche Vorfälle, welche kleinen Fahrzeugen, die in dieser Gegend von einem plötzlich aufsteigenden Gewitter überfallen worden wären, zum Gegenstande hatten.

Können wir jenen Thurm, sagte er, noch erreichen, ehe der Sturm uns faßt, so sind wir gerettet. Dieser Thurm, von dem er redete, heißt Calshot Castle; er liegt auf einer kleinen Erdzunge, die da, wo der Southampton-Fluß anfängt, in die See vorgeht. Bis dahin hatten wir ein Seegel geführt, der näher kommende Sturm nöthigte uns aber es einzuziehen. Es mußte nun gerudert werden, wir hatten aber nur einen Schiffer. Was blieb übrig? Wir setzten uns selbst ans Werk. Die Arbeit war ungewohnt, aber die Noth macht alles möglich; wir ruderten emsig und die Anstrengung der eigenen Kräfte ließ uns weniger an die Gefahr denken, der wir ausgesetzt waren.

Noch ehe der Sturm uns völlig erreicht hatte, waren wir der Erdzunge mit ihrem Thurme schon so nahe, daß sie uns einigen Schutz gewährte. Von den oft ins Fahrzeug einschlagenden Wellen ganz durchnäßt, sprangen wir glücklich ans Land, und liefen dem Thurme zu, dessen Besatzung uns gastfrei aufnahm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Den siebenpunktirten Sonnenkäfer (Coccinella septempunctata) aufzubewahren. (S. St. 10. d. Mag. von d. J.)

Man sammle und verwahre diese Käfer, (und noch besser ihre safreichen Larven) in reinem und flüssigem Mohnöle, oder presse aus ihnen den Saft, aber verschließe ihn, um das Ausdünsten oder Vertrocknen zu verhindren, sehr sorgfältig. P. P.

Hannöverisches Magazin.

99tes Stück.

Freitag, den 11ten December 1801.

Reise durch Hampshire.

(Fortsetzung.)

Die Besatzung bestand aus zwei Invaliden, die uns in eine finstere Wachtstube führten, deren Wände durch den Kohlendampf ganz schwarz geworden waren. Man machte ein großes Feuer, das uns zum Trocknen unsrer Kleider sehr willkommen war. Ich blickte von Zeit zu Zeit durch eine Kanonenlücke, die statt Fenster diente, in die See, deren schwarze Wellen sich mit Ungestüm gegen den alten Thurm brachen. Der Sturm tobte fürchterlich. Unsere Freude, ihm so glücklich entgangen zu seyn, war sehr groß. Unsere gutmüthigen Wirthe bewirtheten uns mit Grenaten, die hier von ungewöhnlicher Größe gefangen werden, und wahrscheinlich das Einzige war, das sie an Lebensmitteln vorräthig hatten. Um uns eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen, ward eine Partie Piquet vorgeschlagen; die Karten, die aber eben so schwarz als die Wände aussahen, waren nicht sehr einladend.

Dieser Thurm ward von Heinrich dem 7ten zur Vertheidigung der Mündung des Southampton-Flusses erbauet. Gegenwärtig möchte er aber diesem Zweck wohl nicht entsprechen, wenn er auch wirklich einer Vertheidigung fähig wäre. Dies ist aber schon lange der Fall nicht mehr; denn obwohl unsere Invaliden von einer alten Feldschlange, die sie mit besonderer Ehrfurcht betrachteten, behaupteten, daß sie die französische Küste damit erreichen könnten; so würde es doch eine große Frage seyn, ob ein Feind, der bis hieher vorgerückt sey, von diesem Thurm und seiner Besatzung auch den geringsten Widerstand zu besorgen habe. Der Umstand, daß mit der Commandantenstelle eine ziemliche Einnahme verbunden ist, ist

wahrscheinlich die einzige Ursache, daß man den Thurm nicht schon lange verlassen hat. Der größte Theil des Thurms ist zur Wohnung des Commandanten eingerichtet, der sich hier noch wirklich einige Wochen im Jahre aufhält.

Das Gewitter war vorüber und die See war wieder ruhig. Da wir uns bei unsern Invaliden kein gutes Nachtlager versprechen konnten, so schifften wir uns wieder, obwohl es schon Abend war, ein, und steuerten mit einem günstigen Winde der Insel Wight zu, die nur 5 Meilen von dieser Erdzunge entfernt ist.

Die Insel Wigth.

Die vielen reizenden Beschreibungen, welche ich von dieser Insel gelesen hatte, hatten meine Phantasie aufs lebhafteste gespannt. Nächst der Insel Tinian, wovon wir in Ansons Reisen ein so schönes Gemälde finden, dachte ich mir die Insel Wight als den lieblichsten Fleck der Erde, vorzüglich lag mir folgende Stelle, die ich kürzlich in Warner fand, im Sinn:

„It was my fortune many years ago to be at Newport on a fair day; — — the best mart for best looks and clothes in the rural style. The whole scene was fascination: „orta sola," sprung like Venus from the sea, they seemed all of the Cyprian line; at least there was not an individual that did not appear a descendent of Hebe:

„For health, high circling mantled in their cheeks." — — —

Der Anblick der vielen Lichter, die durch die Dunkelheit der Nacht die ganze Insel erleuchteten, machten das Bild, das ich mir von ihr entworfen hatte, lebhaft; eine nicht unangenehme Musik, die sich in der Ferne hören ließ, vollendete die Täuschung. Als wie auf der Küste von Cypern, betrat ich den Boden.

Wir gingen der Musik nach; sie kam aus dem nemlichen Wirthshause, wo ich die Nacht zubringen sollte. Eine Menge eben von Deutschland angekommener Rekruten, die für das in Westindien dienende 60ste Regiment bestimmt waren, verjubelten hier in wilder Freude ihr Handgeld. Nichts wäre im Stande gewesen, meine Phantasie auf eine so schmerzhafte Art wieder ins Gleis zurückzurufen, als dies lärmende Bachanal. Die Schönen, mit denen sich diese Söhne des Mars herum tummelten, schienen durchaus keine Kinder der Hebe zu seyn, wohl aber erinnerten sie an die einst so berufenen wüthenden Bachantinnen und zwar auf eine sehr unangenehme Art.

Ich mußte länger, als mirs lieb war, in dieser wilden Gesellschaft bleiben, weil das mir bestimmte Zimmer

mer nicht in Ordnung war. Man kann sich keine Versammlung von lasterhaften Menschen denken, als ich hier vereint fand. Es waren mehrere Italiäner, Ungern, Polen u. s. f. unter diesen Rekruten, die mehrsten waren aber leider Deutsche, die schon mehrmals ihre Herren verwechselt hatten, und nun in Westindien ihr Glück suchen wollten, da in Europa keins mehr für sie blühete. Wahrlich das feste Land muß es den Engländern Dank wissen, daß sie es von einer Menge schlechter Mitbürger befreien. Ich nahm mich sehr in Acht, mich als einen Landsmann zu erkennen zu geben, und setzte mich lieber der Gefahr aus, als ein Franzose angesehn zu werden; das Nachtheiligste, das einem Ausländer in England begegnen kann. Ich war froh, endlich die Gesellschaft und den anforingli-chen Wirth verlassen zu können, dessen braune Wangen und dicker Bauch der Güte seines Porters das Wort redeten.

Ich stand am folgenden Morgen lange Zeit an meinem Fenster, unentschlossen, wohin ich zuerst gehen sollte; die ganze schöne Insel, die man mit Recht den Garten von England nennt, lag wie ein ausgebreiteter Teppich vor mir.

Der schöne Fluß Medina theilt die Insel der Breite nach in 2 Theile; der Länge nach läuft eine Kette von sanften Hügeln, die mit kleinen Waldungen bedeckt sind, und durch die häufige Abwechslung von kleinen Thälern die angenehmste Landschaft zeichnen. Man kann sich keinen fruchtbarern Boden denken; auch nicht der kleinste Fleck ist unangebauet. So wie man oft bei prächtigen Gebäuden ein Modell im Kleinen zeigt, so scheint die Natur die Insel Wighe als ein Modell von England gebildet zu haben; freilich ist das Modell, wie billig, etwas verschönert.

Das Blitzen von Gewehren, das ich nach der Seite von St. Helens zu entdeckte, bestimmte meinen Entschluß. Ich ging nach dieser Gegend hin, und stieß auf ein Regiment, das eben im Begriff war, sich zu einer geheimen Expedition, die man gegen die spanischen Besitzungen in Südamerika gerichtet glaubte, einzuschiffen. Das Regiment bestand beinahe ganz aus Freiwilligen von den Militzregimentern; ich besinne mich nicht, jemals gesunder aussehende und kraftvollere Soldaten gesehen zu haben. Obwohl sie sich ihre Bestimmung, wegen der weiten Reise und des ungesunden Climas, als sehr gefahrvoll denken mußten; so war doch alles voller Freude. Man lachte, scherzte und sang. Es ist überhaupt ein Vergnügen, ein englisches Regiment auf dem Marsche zu sehen. Es eilt, wie zum Tanzboden, mit vergnügtem Sinn seiner Bestimmung entgegen, wenn sie es auch in noch so weit entlegene Länder führt. Der Engländer ist an den Gedanken,

nach West- oder Ostindien zu gehen, so sehr gewöhnt, daß eine so weite Reise keinen größern Eindruck auf ihn macht, als wenn der Soldat auf dem festen Lande seine Garnison wechselt.

Den Namen St. Helens führt die an der östlichen Küste, beinahe Portsmouth gegenüber liegende Rhede. Hier liegen die Ostindienfahrer gemeiniglich an, um den zur Passirung des Canals günstigen Wind abzuwarten.

Die Aussicht, die man von hier auf die Rhede von Portsmouth, Spithead und auf die Stadt und den daselbst befindlichen Dockguard hat, ist vielleicht die schönste, die ein Seehafen gewähren kann. Unzählige Schiffe von aller möglichen Art bedecken die unermeßliche Wasserfläche, und die vielen Böte, die in beständiger Bewegung sind, verbinden den Begriff von Thätigkeit mit dem Gefühl dessen, was der Mensch zu leisten im Stande ist. Einige hie und dort hervorragende Spitzen von Mastbäumen versunkener Schiffe führen zugleich auf den schmerzlichen Gedanken, daß die Menschen sich nicht ungestraft die Herrschaft über ein Element zueigneten, das zu bewohnen sie von der Natur nicht bestimmt waren.

Obwohl man sich keinen Anblick denken kann, der sich mehr dazu eignete, den Menschen auf das Gefühl seiner Macht stolz zu machen, als der des mit Schiffen bedeckten Meers; so ermüdet er doch bald wegen seiner Einförmigkeit. Das Auge, das sich nach Abwechslung sehnt, findet nirgends einen Ruhepunkt; die Gegenstände sind sich durchaus ähnlich.

Der Anblick des auf einem der höchsten Berge liegenden alten Schlosses, Carisbrook, das gleichsam die ganze Insel beherrscht, reißte mich, die Seeküste zu verlassen.

Dies alte Schloß, das etwa eine Meile von Newport, der Hauptstadt der Insel, liegt, war schon vor der Römerzeiten vorhanden. Die Römer befestigten es im Jahre 45, und Whitgar bauete es im Jahre 519 wieder neu auf. Richard de Rivers, Earl of Devonshire, veränderte gänzlich die erste Anlage, und seit dieser Zeit diente es zu der beständigen Residenz der Besitzer dieser Insel, bis Edward der 1ste sie von ihrer damaligen Beherrscherin Isabelle de Fortibur kaufte, und den Sitz des Gouverneurs hieher verlegte, der noch jetzt hier wohnt. Ein Ingenieur fügte unter der Regierung der Königin Elisabeth einige moderne Befestigungen hinzu. In neuern Zeiten sind hier einigemal Staatsgefangene aufbewahrt worden. Unter der Regierung Richards des 2ten diente es dem Earl of Arundel zum Gefängniß; auch der unglückliche Carl der 1ste ward hier eine Zeitlang gefangen gehalten.

Das

Das alte Schloß, an dem in so verschiedenen Zeiten gebauet und geflickt worden ist, macht einen sehr sonderbaren Anblick; es eignet sich vollkommen dazu, die Geschichte der Befestigungskunst in ihrer Entstehung und ihrem Fortgange bis zu der Erfindung der Bastione praktisch kennen zu lernen.

Ein alter Franzose, der lange im Dienste des zeitigen Gouverneurs war, und jetzt den Posten vom Schloßverwalter bekleidet, war mein Führer. Obwohl er seit 48 Jahren nur mit Engländern gelebt hatte, so konnte er sich doch nur sehr unvollkommen im Englischen ausdrücken. Ich bezeigte ihm aus Scherz meine Besorgniß, daß noch einige Jahre darauf hingehen möchten, ehe er der englischen Sprache vollkommen Meister seyn würde. Ach, erwiederte er, mit der einem Franzosen eigenen Lebhaftigkeit, sagen sie wenigstens tausend Jahre.

Der Weg, der nach dem Schlosse führte, ist eine Abdachung an der westlichen Seite des Berges, die so sanft ist, daß man hinauf fahren kann. Wir kamen durch einen sehr verfallenen gemauerten Gang bis an einen alten gothischen Thurm, durch welchen der Eingang zum Schlosse geht. Gleich rechter Hand beim Eintritt in den Schloßhof erblickt man einen ganz in Ruinen liegenden Flügel des Schlosses. In diesem Flügel war es, wo der unglückliche Carl gefangen gehalten ward. Man zeigte mir das Fenster, durch welches er entfliehen wollte. Das Gitter, in welchem er stecken blieb, ist noch hinter selbigem befindlich. Die Oeffnung selbst, durch welche er sich hindurch winden wollte, ist so eng, daß ein zwölfjähriger Knabe Mühe haben würde, hindurch zu kommen. Wie groß muß die Sehnsucht dieses Monarchen nach Freiheit gewesen seyn! Gleich neben diesem Zimmer ist eine sehr finstere Kammer, in welcher eine Tochter Carls aus Gram starb. Es macht der freien Denkungsart der Engländer Ehre, daß man diesen Flügel seit der Zeit nicht wieder bewohnte, sondern ihn ganz in Ruinen gerathen ließ.

Die Geschicklichkeit der Engländer, das Innere ihrer Häuser auf die möglichst bequemste Art einzurichten, hat aus den finstern Sälen des alten Schlosses eine sehr geschmackvolle Wohnung für den Gouverneur gebildet. Ein 200 Fuß tiefer Brunnen liefert das nöthige Wasser, das mit einer künstlich eingerichteten Winde herauf gewunden wird, ein Geschäfte, das ein alter Esel lange Zeit versah, der wegen seines hohen Alters eine Merkwürdigkeit der Gegend geworden war. Mein Führer sprach von dem Verluste dieses seines alten Gefährten, mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes. Wir warfen einen Stein in den Brunnen, der, indem er das Wasser be-

berührte, einen sonderbaren Schall verursachte.

Gleich hinter der Wohnung des Gouverneurs steigt man auf einer Treppe 72 Stufen nach dem höchsten Theil des Schlosses, den sogenannten Keep oder Dungeon, hinauf. Dies ist das eigentliche alte Schloß, das die Römer befestigten. Ich habe bei mehrern alten Schlössern einen solchen hoch liegenden Punkt gefunden, deren sich die Alten vermuthlich zu der nemlichen Absicht, als wir unsere Citadellen bedienten, um sich nemlich hieher zu ziehen, wenn der untere Theil vom Feinde genommen war. Dieser Dungeon hat die Gestalt eines abgestumpften Zuckerhuts, und stellt sich von fern dem Auge dar, als wie die Citadelle von Athen abgebildet wird. Der Inhalt der obersten Fläche ist sehr klein; man sieht noch Spuren, daß hier ehemals ein Thurm stand. Es war hier ein Brunnen, der 300 Fuß tief war, den man aber zum Theil verschüttet hat. Diese Citadelle war in ältern Zeiten, vermöge ihrer Lage, nur durch Hunger zu nehmen. Die Aussicht, die man von dieser Höhe hat, ist sehr ausgebreitet.

Hinter diesem Dungeon sind die unter der Königin Elisabeth angelegten Verschanzungen. Da sie von den nahe gelegenen Anhöhen beherrscht werden, so hat man die Werke abgetragen, und sie zu bequemen Sitzen, gleich einem Amphitheater, eingerichtet. Hier versammeln sich jährlich alle Häuserbesitzer auf der Insel, um neue Obrigkeiten zu erwählen. Vor kurzem war auf diesem Platz eine große Feierlichkeit; die bewaffneten Freiwilligen, 3000 an der Zahl, erhielten Fahnen, bei welcher Gelegenheit ein glänzendes Fest gegeben wurde, an welchem fast alle Einwohner Theil nahmen. Ein Maler hat von diesem Vorgange ein Gemälde verfertigt, das zum Andenken auf dem Schlosse aufbewahrt wird.

Ich hatte mir sonst immer die Vorstellung gemacht, wenn ich einen Blick auf die Karte von England warf, daß diese Insel in den Händen eines Feindes, der Meister zur See sey, für England sehr gefährlich werden könnte. Um mich nun durch eine genaue Untersuchung von der Möglichkeit, sie zu behaupten, zu überzeugen, entschloß ich mich, die ganze Küste zu besehen; ich nahm daher einen Schiffer, der mir als ein, der Küste völlig kundiger Mann empfohlen ward, zu meinem Führer, und machte mit der südlichen Küste den Anfang.

Aus den verflogenen Aeußerungen meines Führers merkte ich bald, daß er ein Smuggler (Schleichhändler) sey, und einige Gläser Branntwein machten ihn bald so treuherzig, daß er sich vollständig über sein Geschäft, das viele Schiffer auf der Insel Wigth treiben, ausließ.

Das

Das Handwerk eines Smugglers ist in der That das mühsamste und gefährlichste, das sich denken läßt. Ausser daß sie sich beständig vor der Wachsamkeit der englischen und französischen Küstenbewohner fürchten müssen, ist ihr Gewinn bei den veränderten Preisen oft ungewiß, und sie haben sehr mit den Gefahren der See zu kämpfen, weil gerade die stürmischen finstern Nächte für ihr Geschäft die günstigsten sind. Wenn man alle diese Gefahren in Betracht zieht, so muß man auf die Vermuthung gerathen, daß sich eine Liebhaberei mit in's Spiel mische, etwa derjenigen ähnlich, die den Bauer in Deutschland zu Wilddiebereien veranlaßt.

Mein Führer unterhielt mich auf eine nicht unangenehme Art mit den mancherlei gefährlichen Vorfällen, denen er bei der Treibung seines Handwerks ausgesetzt gewesen sey. Gegen einen Königl. Cutter, der hauptsächlich wegen Verhütung des Schleichhandels auf der Höhe der Insel kreuzte, und den wir eine lange Zeit sehen konnten, hatte er einen unauslöschlichen Haß. Er sagte, der angenehmste Anblick würde ihm seyn, diesen Cutter an der Needles (einem aus dem Meere hervorragenden Felsen) Schiffbruch leiden zu sehen. Ich stellte seine Logik auf eine gefährliche Probe, indem ich die Frage aufwarf: ob er in einem solchen Fall nicht suchen wollte, die Mannschaft zu retten? Anfangs sollten sie alle umkommen, weil sie sich alle freueten, wenn sie einen armen Smuggler packen könnten. Am Ende aber ward er etwas milder, jedoch war für den Lieutenant, der den Cutter commandirt, und den Steuermann keine Gnade, denn diese begnügten sich nicht allein damit, die Smuggler in offener See zu verfolgen, sondern unterhielten auf der Insel selbst geheime Kundschafter, um in Erfahrung zu bringen, wenn einer abfahren wollte.

Ich hielt es nicht meinem Interesse angemessen, die für die Wahrheit errungenen Vortheile weiter zu verfolgen, sondern ließ mir dagegen die Art erzählen, wie die Jäger sich der Meerven, deren man in den Klippen, welche die Insel von Osten nach Westen umgeben, in Menge antrifft, bemächtigen.

(Der Schluß folgt künftig.)

Nützlichkeit gewisser Feldmäuse in einigen östlichen Gegenden Sibiriens.

Wir verwünschen die Feldmäuse, welche unsere Saatfelder verheeren, und sinnen auf Mittel, sie auszurotten. In Daurien und einigen

gen andern Gegenden des östlichen Sibiriens würde ihre Ausrottung Hungersnoth zur Folge haben, und die dasigen heidnischen Völker, welche keinen Ackerbau treiben, besonders die Tunguſen, haben Ursache, für ihre Erhaltung und Vermehrung zu beten.

Es giebt nemlich, wie Pallas erzählt, in jenen Gegenden eine unglaubliche Menge Feldmäuse, welche gleich unterm Rasen geräumige Nester und besondere Vorrathskeller aushöhlen, die sie mit verschiedenen sehr sauber gereinigten Wurzeln zum Wintervorrath anfüllen. Gewöhnlich thun sich zwei dieser Mäuse auf den Winter zusammen, und es ist zu bewundern, wie ein Paar kleine Thiere eine solche Menge Wurzeln aus dem zähen Rasen hervorgraben und zusammenführen können, als man, nach der Versicherung der Reisebeschreiber, bei einem Neste öfters findet. Ein Vorrathskeller enthält oft 8, ja 10 Pfund gereinigter Wurzeln, und solcher Keller sind bei manchem Neste drei, vier und mehrere befindlich. Sie graben ihre Wurzeln oft ziemlich weit vom Neste, und wo sie sich häufig aufhalten, da sieht man überall Grübchen im Rasen, und die Stelle, wo die Wurzel ausgezogen ist; welche sie auf der Stelle von allen Zasern und Erde reinigen und rücklings zum Nest ziehn. Um sich diesen Transport zu erleichtern, höhlen sie von den Oeffnungen ihrer Nester nach allen Seiten in den Rasen kleine Gänge flach aus. Unter den Wurzeln finden sich auch welche von giftigen Pflanzen, die nicht ohne Gefahr von Menschen genoſſen werden können. Die Mäuse aber verzehren sie, und die Tunguſen sagen, daß sie sich damit zuweilen auf ihren Festtagen trunken machten.

Die Industrie dieser Thiere schützt nun, wie schon gesagt, die Bewohner jener Gegenden in der kältesten Jahreszeit gegen den Hungerstod. Den ganzen Winter hindurch essen die Tunguſen von dem Wurzelvorrath, welchen sie den Feldmäuſen auf folgende Weise abnehmen. Im Herbst, wenn die Mäuse ihre Vorrathskeller gefüllt haben, suchen sie ihre Höhlen, welche sie Urgan nennen, auf, erforschen mit dem Fuß oder mit dem Schaufelstiel, wo der Rasen nachläßt, und verfehlen mit dem ersten Schaufelstich selten, das mit weichem Grase gefüllte Nest oder einen Vorrathskeller zu öffnen. Alle verlaſſene Höhlen erkennen sie leicht daran, wenn die kleinen Wege nicht frisch ausgehöhlt, die Erdlöcher nicht gereinigt und keine Spuren von gegrabenen Wurzeln in der Nähe zu sehen sind; und auf solche verwenden sie ihre Bemühung nicht. Den Wurzelvorrath der flüchtigen Maus suchen sie gleich auf der Stelle aus, und sondern die oben gedachten kleinen Tollrüben, die sich durch Farbe und Zähigkeit unterscheiden, von den übrigen sorgfältig ab. Die genießbaren Wurzeln dienen ihnen alsdann nicht allein zur Speise, sondern sie trinken auch Thee davon.

Neues Hannöverisches Magazin.

100tes Stück.

Montag, den 14ten December 1801.

Reise durch Hampshire.

(Schluß.)

Diese Jagd ist mit Gefahr verbunden. Der Jäger bindet sich ein Seil um den Leib, das an einer eisernen Krampe, die in den Felsen eingeschlagen ist, befestigt wird. Er läßt sich bis zu einer gewissen Tiefe herunter, und indem er so gleichsam in der Luft schwebt, schlägt er die Meeven mit einem Stock todt, wenn sie aus ihren, in den Felsenspalten befindlichen Nestern heraus fliegen. Ein Dutzend Meeven geben etwa 1 Pfund Federn, die für 18 Pence verkauft werden, und die Fischer bezahlen 6 Pence für 1 Dutzend dieser Meeven, nachdem die Federn schon abgepflückt sind, um die Krebse damit anzulocken.

Die Insel hat die Figur eines Rombus. Der Flächeninhalt ist 100,000 Morgen (Acres). Die Länge von Osten nach Westen beträgt 23, und die Breite von Nord nach Süd 13 Meilen. Der ganze Umkreis mag etwa 60 Meilen ausmachen.

Nachdem ich meine Tour um den südlichen Theil der Insel vollendet hatte, schien es mir, als wenn ein Feind, selbst wenn er eine, der englischen überlegene Flotte im Canal habe, doch ihren Sitz nicht lange würde behaupten können.

Ein Feind würde nicht ohne große Schwierigkeiten landen können, wenn die Insel, wie jetzt der Fall ist, sich in einigem Vertheidigungsstande befindet. Der beste Platz zum Landen ist Bruding Bay, woselbst ein Fort errichtet ist. Die Südseite, diejenige, welche am ersten einem Angriff ausgesetzt ist, ist mit fast unersteiglichen Felsenklippen umgeben, wovon einige über 1000 Fuß hoch sind. Die

einzige Stelle an der Südseite bis zu dem Needle-Felsen, wo eine Landung möglich ist, wird durch das Sandown Fort vertheidigt. Der übrige Theil dieser Küste ist nur bei sehr ruhiger See für ganz kleine Böte zugänglich. Die Seite gegen England über, oder die westliche, ist dagegen ganz niedrig, und verstattet aller Orten eine Landung.

Dieser Umstand würde aber gerade für einen Feind, der die Insel gegen England behaupten wollte, sehr nachtheilig seyn. Denn er müßte, um sich gegen einen Ueberfall, der jede Nacht ausgeführt werden könnte, zu sichern, die ganze westliche Küste befestigen, die dazu aber gar nicht geeignet ist, und wenigstens eine Besazzung von 20,000 Mann erfordern würde. Er müßte ferner einen grossen Platz rückwärts befestigen, um, wenn die Küstenvertheidigung durchbrochen wäre, sich so lange halten zu können, bis er Hülfe von Haus erhielte. Hiezu findet sich aber keine taugliche Gegend, wenigstens haben die Oerter, welche zunächst an der See liegen, — und diese wären doch wegen der Communication die wichtigsten, — als z. B. Cowes, Yarmouth u. s. f. dazu keine angemessene Lage. Mit den Inseln Jersey und Guernsey findet ein verkehrtes Verhältniß Statt; gerade die Schwierigkeit, welche sich einer Landung von Frankreich aus, vermöge der Beschaffenheit der südlichen Küsten, entgegensetzen, sind die Ursachen, daß sie bis jezt in den Händen der Engländer geblieben sind.

Man hatte im Jahre 1629. die Idee, die Halbinsel Freshwater, auf welcher die Stadt Yarmouth liegt, als einen Zufluchtsort für die Bewohner der ganzen Insel einzurichten, um im Fall eines feindlichen Angriffs sich dorthin ziehen zu können. Da sie nur durch eine schmale Erdzunge mit der Insel selbst zusammen hängt; so würde man sie leicht zu einer vollkommenen Insel haben machen können. Allein ihre Lage ganz am westlichen Ende der Insel würde es dem größten Theil der Bewohner unmöglich machen, sich dahin zu begeben, indem der Feind sie bald würde abschneiden können.

Die Natur scheint England den Besitz dieser schönen Insel haben versichern wollen.

Nachricht

Nachricht
von der Verfertigung des sogenannten Parmesaner Käses.
Von G. Monge. *)

Man verfertiget den Parmesaner oder Lodesaner Käse in großen 60, 80, 100 — 180 Pf. schweren Stücken oder Kuchen, je nachdem die Holländerei viele Kühe hat; doch sind die 60 — 80 Pfund schweren Käse am häufigsten, weil sie mehr Abnehmer finden. Hat ein Pachter entweder für sich oder in Gemeinschaft mit seinem Güterbesitzer 60 — 100 Kühe, so wird bei ihm Käse gemacht. Von den kleinern Grundeigenthümern, die wenig Kühe haben, und die Kosten der Verfertigung in Rücksicht der Concurrenz nicht bestreiten können, vereinigen sich mehrere zusammen, um die Fabrik gemeinschaftlich zu betreiben, oder sie verkaufen die Milch an einen Entrepreneur, welcher für seine eigne Rechnung fabricirt.

Im Mai wird, wenn es warm und überflüßig Milch da ist, alle Tage Käse gemacht; im Winter aber kann die Milch fehlen, und man kann folglich nur alle zwei Tage käsen. Im Sommer rähmt man die Milch vom Vorabend des Morgens früh; die Morgenmilch etwa 3 Stunden nach Mittag, und in eben der Zeit die Abendmilch zum zweitenmale ab. Diese beiden Massen von Milch giebt man zusammen, und fängt dann unmittelbar gleich mit der Operation an.

Die zum Kochen bestimmte Milch wird in einen kupfernen Kessel gethan, welcher an 1000 Pfund halten kann. Dieser ist 3 Fuß 3 Zoll tief, und hat eine klockenförmige Gestalt. Er ist an einem Queerbalken aufgehängt, welcher an einer, auf einem Zapfen beweglichen verticalen Säule befestiget ist, so daß man den Kessel nach Belieben vom Feuer entfernen kann, wenn die Temperatur der Milch hoch genug ist, und hingegen wieder zurück, wenn man die Temperatur aufs neue erhöhen will. Der Heerd bildet eine Art von Ofen, zwischen welchem an den Kessel die Flamme spielen kann. Dieser Ofen ist aber auf der einen Seite abgebrochen, damit der Kessel beim Drehen der beweglichen Säule Platz habe. Der Heerd und der Boden des Kessels selbst sind etwas niedriger als der Erdboden, so daß der Arbeiter mit den Händen nöthigenfalls auf den Grund reichen kann.

Wenn die Milch im Kessel ist, schürt man das Feuer an, um sie zu erwärmen, und ihre Temperatur bis

*) S. Annales de Chimie, Tom. XXXII. p. 287 — 295.

zu ungefähr 40 Grad zu bringen (ich sage ungefähr, denn ich hatte, als ich diese Operation sah, kein Instrument bei der Hand, um die Temperatur zu messen) und man rührt die Milch von unten nach oben um, so daß sich die Temperatur der ganzen Masse gleichförmig mittheilt. Unterdessen daß die Milch warm wird, buttert man den Rahm oder die Sahne aus.

Hat die Milch die gehörige Temperatur erhalten, so rückt man den Kessel vom Feuer weg, und setzt, um sie vor der Wirkung des Feuers zu sichern, einen großen hölzernen Feuerschirm vor, damit die Milch nichts mehr von der Hitze des Heerdes annehme, und die Bewegung im Innern der Masse aufhöre. Man wartet noch 5 oder 6 Minuten, damit die durch die verschiedene Temperatur der Milchschichten verursachte innere Wallung ganz aufhöre. Wenn die Masse durchaus ruhig ist, dann wird sie auf folgende Weise gelabt oder mit Lab (presure) versehen.

Man hat in einem kleinen Gefäß einen Teig, welcher aus Milch, die im Magen des Kalbes geronnen ist, Weizenmehl und Salz besteht, und in Gährung übergegangen ist. Hievon nimmt man ein kleines Stück, so dick wie eine Nuß, thut es in einen Beutel, und wirft es in die Milch im Kessel, wo man es mit der Hand klein rührt. Die Leinwand hält wie ein Haarsieb alle unauflösbaren Materien, welche das Gegohrne enthält, zurück, und wenn im Beutel nichts mehr als diese Theile zurück sind, nimmt man ihn heraus, und rührt die Masse um, damit sich der Lab gleichförmig vertheile. Wenn dieses geschehen, dann läßt man das Ganze in Ruhe, um die Masse still käsen (gerinnen) zu lassen. Während diesem ist man mit dem Schlagen der Butter beschäftigt.

Nach Verlauf von ¾ bis 1 Stunde ist die Milch gekäset; dieses findet man, wenn man die Masse an verschiedenen Stellen der Oberfläche mit einem hölzernen Näpfchen oder Butterspaden (Föten) anschneidet, und zusieht, ob sie ihre Flüssigkeit verloren hat. Alsdann nimmt man den Feuerschirm weg und rückt den Kessel wieder übers Feuer, um die Milch aufs neue zu erwärmen, und ihr eine Temperatur zu geben, die ich auf 50 Grad schätzte. Der Zweck dieser neuen Erhöhung der Temperatur scheint mir der zu seyn, um der gekäseten Milch die Fähigkeit zu geben, sich zusammenzuziehen (se retraire), wovon ich weiter unten reden werde. In der ganzen Zeit, daß sie auf dem Feuer ist, rührt man, um sie zu zertheilen. Die dadurch erhaltene Masse findet man dichter und von einem größern specifischen Gewicht. Man läßt sie ein wenig sich setzen, und gießt ungefähr 1 Quartier Molken ab, damit das Uebrige desto leichter die Temperatur

tur von 50 Grad annimmt. Nachher rührt man beständig, bis daß das Gekäsete (caillé) in sehr kleine Krumen zertheilt worden. Ist die gehörige Temperatur da, so wirft man einige Prisen Safran hinein, welcher dem Käse die beliebte Farbe giebt. Man sagt, daß dieser Safran in keiner andern Absicht gebraucht werde, und daß, wenn die Käse 6 Monate nach der Verfertigung verkauft werden, der Geruch des Safrans gänzlich sich verloren habe.

Auf diesen Umstand schien der vornehmste Arbeiter sein Hauptaugenmerk bei der Arbeit zu richten. Das Kochen macht, daß das Gekäsete nicht nur leichter zusammenhängt, wo es so hart wie Eiweiß wird, sondern daß es auch sich in Masse zusammenzieht. Vielleicht giebt es in dieser Hinsicht eine Gränze, die man erreichen muß, sie aber nicht überschreiten darf; wenigstens ist es gewiß, daß der Arbeiter alsdann die häufigsten Proben macht. Er bringt deshalb von dem Gekäseten etwas zwischen die Hände zusammen, welches, wenn man die Masse beständig umrührt, sich leicht thun läßt. Dieses wird stark gedrückt, und man sieht nun, ob es die gehörige zusammenziehende Eigenschaft erhalten hat. Ist die Substanz im gehörigen Zustande, so rückt man den Kessel vom Feuer, setzt aufs neue den Feuerschirm vor und gießt das Feuer mit Wasser ganz aus.

Wenn man mit dem Rühren aufhört, so setzt sich die gekäsete Milch sehr schnell. Alsdann nimmt man mit großen hölzernen Näpfen fast alle Molken ab, und gießt auf das Uebrige ungefähr 2 Eimer voll kaltes Wasser, um die Temperatur zu erniedrigen, damit der Arbeiter mit den Händen darin arbeiten kann, als welcher nun den Boden des Kessels zu erreichen sucht. In dieser Stellung bringt er das Gekäsete geschwind an die eine Seite des Kessels, und sucht ein Tuch darunter zu bringen. Hierin wird das Gekäsete gesammelt, indem er die 4 Zipfel des Tuchs zusammenfaßt, und so das Ganze hält. Diese Masse ist von einem ziemlich großen Gewicht, und er würde solche nicht unmittelbar herausnehmen können. Um dieses zu erleichtern, schüttet man geschwind alle Molken, die man anfangs abgenommen hatte, wieder in den Kessel, wobei man aber vorsichtig seyn muß, die Hände des Arbeiters, der die Zipfel des Tuchs hält, nicht zu verbrennen. So wie der Kessel nach und nach voll wird, läßt sich die käsigte Masse leicht bis zur Oberfläche desselben heben, und wenn er ganz voll ist, hebt der Arbeiter die Masse mit dem Tuche heraus, und bringt sie in eine runde hölzerne Form, welche keinen Boden hat und auf einem Tische steht.

Diese letztere Procedur erfordert eine große Schnelligkeit und Uebung; denn

denn die zusammenziehende Eigenschaft, die die Masse erhalten hat, macht, daß sie schnell erhärtet, und sie würde, wenn man nicht schnell genug damit umginge, eine schlechte Bildung und Gestalt bekommen.

Wenn die käsige Masse in die Form gebracht ist, hat der Käse schon etwas von Gährung. Man kann ihn ziemlich stark mit den Händen zusammendrücken, ohne daß die Figur sich eindrücken und Spuren daran zu sehen sind. Er wird immer härter, und läßt, ohne weitere äußere Eindrücke, den größten Theil der darin noch vorhandenen Molken durch eine natürliche Zusammenziehung von sich. Vermöge dieser würde auch die Masse eine beinahe sphärische Gestalt erhalten; um den Käse aber dahin zu bringen, die platte Gestalt, welche bequemer ist, anzunehmen, bedeckt man ihn mit einem runden Stück Holz, welches mit einem großen Stein beschwert wird. In diesem Zustande läßt man ihn eine Nacht, wo er sich abkühlt, die Molken absetzt, und die Gestalt bekömmt, welche er nach dem Erkalten behalten soll.

Den andern Tag bringt man auf eine der platten Seiten des Käses eine Schicht Salz; den Tag darauf kehrt man ihn um, und streuet auf die andere platte Seite ebenfalls eine Schicht Salz, und dieses setzt man wechselsweise etwa 40 Tage lang fort, bis daß das Salz nicht mehr schmelzt. Der Zweck dieser Operation scheint nicht nur, um den Käse zu salzen, sondern auch um ihn trocken zu machen, d. h. die Quantität Molken herauszuziehen, die in dem Moment, da die geronnene und noch warme Milch sich zusammenzog, nicht ausgedrückt worden.

Wenn der Käse nach etwa 40 Tagen die gehörige Güte erhalten hat, und zum Verkauf tüchtig ist, schält man mit einem biegsamen Messer die auf der Oberfläche befindliche weiche und dünne Kruste ab, so daß der Käse durchgehends bloß und die Oberfläche vollkommen glatt ist. Nachher lackirt man ihn, so zu sagen, mit einem dünnen Ueberzug von Leinöl; zuletzt giebt man der convexen Oberfläche bloß eine rothe Farbe von Pflanzensäften, und der Käse ist zum Verkauf fertig.

Die noch im Kessel befindliche Molken enthält noch viel Gekäsetes, und sogar käsigte Theile, die noch nicht geronnen sind, die man aber nicht wegwerfen muß. Man bringt den Kessel wieder aufs Feuer, thut frisches Lab hinein und erhält eine käsigte Masse, die man in der Haushaltung consumirt. Die nach dieser zweiten Operation übrigbleibende Molken dient zur Nahrung fürs Federvieh.

J. G. L. Blumhof.

Aufforderung an Unterrichtete über die Schaafpocken.

Es haben sich in den südlichen Gegenden der hiesigen Lande seit dem abgewichenen Sommer unter verschiedenen Schaafheerden die sogenannten Pocken oder Blattern gezeigt, welches Uebel noch gegenwärtig in dieser Gegend Fortschritte macht, obwohl bis jetzt bei weitem noch nicht alle benachbarte Schäfereien davon ergriffen sind, und ist in denjenigen Heerden, welche die Pocken überstanden haben, im Ganzen etwa ½ und etwas darüber ein Opfer derselben geworden.

Wenn gleich nun dieses Uebel bei weitem nicht so bösartig und gefährlich ist, als die Seuche unter dem Hornvieh, so scheint es doch allerdings von der Wichtigkeit zu seyn, daß eine nähere und allgemeinere Kenntniß desselben zum Besten des Landes sehr zu wünschen wäre.

Diejenigen, welche von dieser Schaafkrankheit unterrichtet sind, und selbige genau zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, insbesondre erfahrne Landwirthe, würden sich daher sehr verdient machen, ihre Kenntnisse über den Ursprung, den Gang und die Verbreitung dieses Uebels, so wie auch über die etwanigen sicheren Präservative und Mittel gegen dasselbe — worüber in diesen Blättern, so viel dem Einsender bekannt ist, wenigstens die neueren Erfahrungen nicht enthalten sind — hier mitzutheilen, und zwar mit besonderer Rücksicht auf die bisher noch nicht einstimmig beurtheilten beiden Fragen:

Ob die Schaafpocken wirklich eine absolute Seuche sind, oder nur eine Krankheit der Schaafe, die an und für sich von der Art nicht ist, aber durch Unvorsichtigkeit, schlechte Wartung oder Behandlung dieser Thiere, und sonstige zusammentreffende Umstände bösartig und schnell um sich greifend werden kann?

und

Ob die Ansteckung und Ausbreitung dieser Schaafblattern nur durch unmittelbare Communication mit den inficirten Heerden, oder auch auf entferntere Art Statt finde?

Einige

Einige Bemerkungen über den Essig.

(Aus den westphälischen Beiträgen.)

In einigen westphälischen Gegenden werden folgende Sorten Essig gebraucht, als: 1) der rheinische, und 2) der französische Weinessig, welche beide Sorten die theuersten sind; 3) der Cyder- und 4) der Lingische Essig, die nur halb so theuer sind, wie die beiden ersteren. Der Cyderessig wird in Bremen von süßen Früchten und Branntwein, und der Lingische aus gemischtem Korn gemacht. Diese vier Sorten sind weiß, und haben bloß die Essigsäure. Eine 5te Sorte ist der Wiedenbrückische Essig, und wird derselbe zu Wiedenbrück und in der umliegenden Gegend von Gerstenmalz gemacht. Derselbe ist braun, und hat einen hitzigen und pikanten Geschmack. Die hohen Preise des spanischen Pfeffers, Gallians, langen Pfeffers, Bartramswurzeln sind wohl schuld, daß dieser Essig nicht mehr so hitzig ist, als ehemals; wie indessen diese Gewürze im Preise fallen, so ist zu vermuthen, daß solche dazu wieder genommen werden dürften. Es sind aber diese Zuthaten sehr schädlich, besonders weil der Essig oft in Fiebern gebraucht wird.

Die obrigkeitliche Vorsorge dürfte also dahin mit zu richten seyn, den Gebrauch jener Mittel bei der Essigbrauerei zu untersagen. Eben so schädlich, und daher zu verbieten, ist der Gebrauch der messingenen Hähne in den Essigfässern, deren sich die Krämer oft bedienen; denn wenn jemand Essig verlangt, und das Maaß unter den messingenen Hahn gehalten wird, welcher mehreren Grünspan enthält, so ist es leicht, daß sich dieser damit vermischt. Wie oft mag daher mancher Arbeiter des Abends gesund vom Felde gekommen seyn, welcher, weil er Salat mit solchen Essig gegessen, sich dadurch eine Colik zugezogen und darauf gestorben ist.

Wie man untersucht und erfährt, ob Leinwand mit schädlichem Kalkwasser weiß gebleicht sey.

Man darf nur den einen Theil der gebleichten Leinwand mit Wasser anfeuchten und ihn wieder trocknen lassen. Zieht sich ein röthliches Rändchen als Gränzlinie zwischen der trocknen und eingeweichten Leinwand, so ist man betrogen.

Neues Hannöverisches Magazin.

101tes Stück.

Freitag, den 18ten December 1801.

Auszug aus dem Tagebuche einer Reise nach dem Brocken, von zwei Freunden, im August 1801.

Erwarten Sie ja nicht zu viel, theurer Freund, da sie meine Bemerkungen von unserer letzten Harzreise verlangen. Sie wissen ohnedem, daß unsere Reise den Brocken nicht zunächst betraf, und wir also diesen merkwürdigen Berg nur gleichsam im Vorbeigehen besuchen konnten. Daher kann ich Ihnen weder botanische noch mineralogische Beobachtungen darüber mittheilen, und Sie müssen nun für diesmal mit einigen allgemeinen Reisebemerkungen vorlieb nehmen.

Wir wählten den Weg von Wernigerode hinauf, theils weil er der beste ist, und theils weil wir beide in diesem Orte Geschäfte hatten. Wir sahen uns daselbst zuerst nach einem sichern Brockenführer um. — Von Wernigerode bis auf dem Brocken, welches etwa 4 gute Stunden sind, giebt man dem Führer, wenn er etwas zu tragen hat, 1 Rthl. preuß. Geld; unbepackt bekömmt er natürlicherweise etwas weniger. Der Weg, welchen der jetzt regierende Hr. Graf von Stollberg-Wernigerode mit vielen Kosten bis oben auf die Spitze des Brockens anlegen lassen, geht bis an die Mitte dieses Berges fast immer durch hohe Hölzung.

Ungeachtet hier die Natur an manchen Stellen dem Kunstfleiß sehr große Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg gelegt hat, so sind sie doch alle glücklich gehoben, und es ist nun nach vieler Anstrengung ein Werk vollbracht, was Christian Friederichs Namen noch bei der spätesten Nachwelt verewigen wird. Diese Kunststraße — denn man kann diesen durch ungeheure Granitfelsen und unwegsame Forsten mühsam gebahnten Weg im eigentlichen Sinne so nennen — windet sich schlangenförmig

nig immer bergan, sobald man aus dem Thore von Wernigerode kommt. Man trift auf dieser ganzen Tour nur zwei Oerter, oder vielmehr einzelne Höfe an, nämlich das Forsthaus zum Ehrenfelde und weiter hinauf die sogenannte Pleßburg, ein einzelnes Wohnhaus im Walde, wobei aber auf einen Flintenschuß weit ein Gräfliches Jagdschloß gleiches Namens liegt. Bis hieher rechnet man die Hälfte des ganzen Brockenweges.

Wir erquickten uns hier etwas durch einige Flaschen guten Wernigeröder Schloßbiers, welches hier nebst sonstigen Erfrischungen immer zu haben ist. In dem hiesigen Forstrevier wurde vor einigen Jahren der letzte Wolf durch den jungen Grafen Ferdinand, zweiten Sohn des regierenden Grafen, erlegt, nachdem dieses Raubthier in der umliegenden Gegend großen Schaden angerichtet hatte. Dieses Ereigniß ist auch durch eine über der Thür des Wirthshauses aufgehängte Tafel mit einer deutschen Inschrift verewigt worden. —

Von hier windet sich die Kunst- oder Brockenstraße immer im Gehölz unter allmähligem Ansteigen an dem unter dem Brocken liegenden Gebirge hinauf, und man sieht diesen Berg nicht eher, als bis man seinem Gipfel ziemlich nahe ist. Auf beiden Seiten liegen ungeheure Granitblöcke, die zum Theil mit Pulver gesprengt sind, um sich durch sie den Weg zu bahnen, und der Weg selbst ist ganz eben und bequem, so daß man ihn bis oben auf den Gipfel des Brockens reiten und fahren kann.

Noch wichtiger ist für den Reisenden, der den Brocken besteigen will, die Erbauung des neuen Wirthshauses auf der Spitze desselben. Das alte Wirthshaus auf der sogenannten Heinrichshöhe a) war in der That viel zu klein und zu unbequem, um die oft so zahlreichen Brockengäste alle fassen zu können. Wie mancher, der bereits von dem beschwerlichen Marsche hinauf ermüdet, bis auf die Haut durchnäßt hier ankam, und nach einem warmen Ofen und schützenden Obdach seufzte — mußte sich oft auf den Heuboden einquartiren, da die einzige große geheizte Stube bereits besetzt und ihm da kein anderes Plätzchen, als sich allenfalls eine kurze Zeit zu wärmen, vergönnt war! Der jetzt regierende Herr Graf hat dem Be-

a) Dieses, welches jetzt leer steht, wird gegenwärtig ausgebauet und wohnbar gemacht, um noch auf den Fall, wenn es im obern neuen Hause von Fremden zu voll werden sollte, hier die übrigen logiren zu können. Das dabei sonst befindliche Gräfl. Jagdhaus ist abgebrochen, und die Steine davon sind zum Bau des neuen Hauses benutzt. Das sogenannte, 1736 erbauete Wolkenhäuschen oben auf dem Gipfel, steht noch.

Bedürfnisse der Wanderer durch ein in der That kostbares und prächtiges Gebäude b) abgeholfen, wo jeder Fremde aufs billigste und möglichst bequemste aufgenommen wird, welches auch überdem die schönste und höchste Aussicht gewährt.

Dieses Haus, welches eine Länge von 120 Fuß hat, und worin über 11 Zimmer an jeder Seite enthalten sind, wurde im Sommer 1799 und 1800 ganz massiv erbauet. Die Mauern sind 5 Fuß dick, und von dem auf dem Gipfel des Brockens vorhandenen Stein, dem Granit, aufgeführt. Das Haus ist mit Schindeln, die roth angestrichen sind, gedeckt. Die ganze Anlage des Gebäudes ist vortrefflich, und das Ganze zeugt, daß keine Kosten dabei gespart sind. Auch laufen dieselben auf 12000 Rthl. Es ist mit hinlänglicher Stallung für eine beträchtliche Anzahl Pferde versehen. Es befinden sich in jedem Zimmer 2 einschläferne Betten, davon jedes aus einer Matratze zum Unterbette und einer ganz guten Decke besteht.

Alles dieses ist, nebst den übrigen zu einer Auberge gehörigen Ameublement, nebst Silberzeug, Tischdecken u. s. w. auf Gräfl. Kosten angeschafft und die Wirthschaft selbst wird für Rechnung desselben administrirt.

Man bekömmt daselbst recht gutes Essen, Kaffee ꝛc., und kann auch Wein, Punsch, Chokolade, Liqueur u. dgl. um billigen Preis haben. Ein Bette kostet incl. Logis für jede Person die Nacht einen halben Thaler. Dies scheint freilich etwas viel, wenn man aber bedenkt, wie viele Kosten und Aufopferungen nöthig waren, ehe die jetzige Anstalt zu Stande gebracht werden konnte, so wird man dieses in einer solchen Gegend und unter solchen Umständen nicht zu viel finden. Und wie mancher Brockenreisende bezahlt nicht gern für seine Bequemlichkeit und für gute Aufwartung und Behandlung diese Paar Groschen mit Vergnügen, da nunmehr ein jeder den Brocken ohne die mindeste Gefahr bereisen kann.

Der Wirth ist ein gefälliger guter Mann, welcher seine Gäste nicht nur schnell und pünktlich bedient, sondern sie auch, so viel er kann, mit den Merkwürdigkeiten seiner Region bekannt macht. Er hat schon vorigen ganzen Winter auf dem Brocken gewohnt; wie er uns aber sagte, so will er nicht wieder oben bleiben, weil der Winteraufenthalt mit zu vielen

b) Zu einer Idee von diesem neuerbaueten Gasthause auf dem Brocken dient die ihrer Zeichnung nach sehr getreue Abbildung davon, welche im K. Ch. Intell. Comtoir zu Hannover auf einem Bogen illuminirt für 12 Rthlr. zu haben ist.

Schwierigkeiten, in Hinsicht des vielen Schnees und der Kälte verbunden sey. Einige Tage vor unserer Ankunft hatte ihm seine Frau einen Sohn gebohren — also ein Eingebohrner des Brockens im eigentlichen Verstande. —

Für diejenigen, welche hier sowohl astronomische Beobachtungen anstellen, als die schöne Ansicht des Unter- und Aufgangs der Sonne in vollem Maaße genießen wollen, ist in der Mitte des Hauses ein runder Thurm aufgeführt, welcher etwa 15 Fuß über das Dach hervorragt, und oben offen und ganz platt ist. Man hat oben einen steinernen Sitz rings an der Mauer des Thurms, in dessen Mitte ein fester marmorner Tisch steht. — Das ganze Gebäude ist mit einem Blitzableiter nach Reimarusschen Grundsätzen versehen.

Die Aussicht von diesem Thurm, theuerster Freund, geht über alle Beschreibung. Wir versammelten uns hier am Abend, um die Sonne untergehen zu sehen. Es war schönes heiteres Wetter, und das herrliche Phänomen zeigte sich unsern staunenden Blicken in seiner ganzen Majestät. Wir erblickten die sich ihrem Untergange nähernde Sonnenscheibe ungewöhnlich groß, und wie groß war unser Erstaunen, als wir die letzte Hälfte derselben *auf einmal* verschwinden sahen.

Weil man nicht oft Gelegenheit hat dieses schnelle Verschwinden der halben Sonnenscheibe zu beobachten: so erklärte ich meinen Begleitern diese Erscheinung, so gut ichs vermogte, aus dem erhabenem Standpunkte des Beobachters in und über dem Dunstkreise, aus den Gesetzen der Strahlenbrechung und der sich darauf gründenden Lehre von dem scheinbaren und wirklichen Auf- und Untergange der Sterne, wovon man in allen astronomischen Lehrbüchern hinlängliche Nachricht findet. —

Nachdem die Sonne untergegangen war, eilten wir von unserm Observatorio wieder zum warmen Ofen zurück, denn die Luft war so kalt, daß wir es bei Betrachtung unsers herrlichen Gegenstandes kaum aushalten konnten, ungeachtet es im Lande ein wahrlich schöner und stiller Abend war.

In Rücksicht des Aufgangs der Sonne waren wir am folgenden Morgen (den 11ten August) nicht ganz so glücklich. Dunkle Wolken, die sich in Osten gesammelt hatten, entzogen sie uns gerade in dem Moment ihres Aufgangs zum Theil; doch hatten wir noch das Vergnügen, ihre Vorläuferin, die schöne Morgenröthe zu sehen. Nach und nach klärte sich der Himmel auf, und über dem Brocken war kein Wölkchen zu sehen.

Gern hätte ich auch noch das Schauspiel eines Gewitters auf dem Brocken mit angesehen, besonders da die Gewitterwolken nicht höher ziehen als die Spitze des Brockens ist, vielmehr unter und neben ihr weggehen; aber dieser Wunsch wurde nicht erfüllt. So viel bemerkte ich noch, daß es des Morgens beim Aufgange der Sonne, etwa kurz vor 4 Uhr, um ein gut Theil kälter war, als den Abend vorher, so daß wir es auf dem Thurm nicht aushalten konnten, sondern uns unten vor die Hausthür stellen mußten, um des Schutzes der Mauer gegen die kalten Winde zu genießen.

Wenn man bedenkt, wie wenig schöne Tage diesen Sommer auf dem Brocken gewesen sind, wovon die Klagen so vieler Reisenden in dem neuesten Brockenstammbuche zeugen, so waren wir in dieser Rücksicht noch recht glücklich. Wir hatten weder Nebel noch Regen, und konnten folglich sehr weit in das umliegende Land hineinsehen. Ja, Freund, die Aussicht von diesem höchsten Standpunkte Deutschlands ist in der That ungeheuer.

Man übersieht hier mit einem Blick einen Theil des Wernigerödischen, Halberstädtischen, Magdeburgischen Anhaltischen, Thüringischen, Braunschweigischen, Lüneburgischen und Hessischen, alles wie auf einer Landkarte zusammengedrängt. Die Elbe bei Magdeburg sahen wir mit bloßen Augen sehr deutlich wie einen Silberfaden sich durch die unabsehbaren Ebenen dahin schlängeln. Nur Schade, daß wir kein Dollondsches Fernrohr bei der Hand hatten, um alle diese schönen Ansichten noch mehr zu verdeutlichen. Sollte ich aber noch einmal den Brocken zu bereisen Gelegenheit haben, so will ich mich auf diesem Fall besser vorbereiten, und wenigstens ein gutes Fernrohr mitnehmen; es verlohnt sich wahrlich der Mühe. Wie es heißt, wird der Herr Graf von Wernigerode einige Fernröhre oder Tubi hinaufschaffen lassen, welches für die Brockenreisenden eine wahre Wohlthat seyn würde. — —

Oben auf dem Brocken zwischen der Heinrichshöhe und dem neuen Wirthshause ist eine große Torfstecherei, woraus der Torf in dem neuen Gasthause zur Feurung consumirt wird. Man hat auch schon vor vielen Jahren den Torf vom Brocken auf dem Gräflichen Eisenwerke zu Schierke zum Eisenschmelzen anzuwenden gesucht, aber mit wenigem Vortheil, so daß man die ganze dazu gehörige Anstalt von Trockenhäusern und Torföfen zum Verkohlen desselben hat eingehen lassen.

Das Brockenwasser ist sehr klar und kühlend. Wir labten uns oft während des Hinaufsteigens aus den allenthalben hervorrieselnden Quellen

und

und Bächen desselben. Nur muß man beim Trinken sehr vorsichtig seyn, weil man sich sonst leicht Erkältungen zuziehen kann. Ueberhaupt rathe ich jedem, sich oben auf dem Brocken möglichst warm zu halten, und sich den streichenden Zugwinden nicht zu sehr auszusetzen.

Das Haupt oder der Gipfel des Brockens ist ganz kahl und es wachsen nur einige Alpenkräuter, verschiedene Arten Orchis u. Lichen Island. in großer Menge. Die Brockenbirke (Betula nana) fanden wir nur an einer einzigen Stelle; sie bleibt sehr klein. Eben diese wächst auch auf den sogenannten Alpen oder Fyällen zwischen Schweden und Norwegen, besonders an den Gränzen von Dalarne. Der Botaniker findet auf dem Brocken für sein Herbarium mehrere seltene Pflanzen und Cryptogamisten und der Mineralog ein weites Feld zu geognostischen Untersuchungen.

Die Höhe des Brockens ist sehr beträchtlich. Sie beträgt nach Silberschlags Rechnung 582½ Toisen, oder 3496 Pariser Fuß über der Meeresfläche. Von dieser Höhe können Sie sich leicht einen Begriff machen, wenn Sie solche mit der Höhe eines Ihnen bekannten hohen Kirchthurms vergleichen wollen. Uebrigens finden Sie in Herrn Lasius vortrefflichen Werke über die Harzgebirge hierüber vollständige Nachricht.

Es gehen nach dem Brocken mehrere Wege, nämlich von Ilsenburg, Schierke und Wernigerode, von denen aber der letzte, welchen wir nahmen, der beste ist. Wöchentlich geht zweimal eine Brockenpost mit zwei Maulthieren, die Lebensmittel u. dgl. hinaustragen müssen. Ueberhaupt ist die ganze Anstalt lobenswerth, und jeder Brockenreisende muß den guten Fürsten, durch dessen väterliche Fürsorge er hier so viele Bequemlichkeiten genießen kann, dankbar dafür segnen!

Weil wir nach Harzeburg wollten, so mußten wir vom Brocken herab unsern Weg über das sogenannte Brockenfeld oder dem Abhang des Brockens auf das Torfhaus oder den sogenannten Borkenkrug zu nehmen. Dieser Weg, welcher sehr bruchigt, und wegen der vielen vom Wasser ausgehöhlten Löcher, wo man oft von einem Granitstück auf das andere springen muß, äusserst mühsam und gefährlich ist, wurde von uns glücklich zurückgelegt.

Wir nahmen auf dem Borkenkruge ein Frühstück und ließen uns den Weg nach Harzeburg beschreiben. Einige hier befindliche Bergleute sagten uns aber, daß es von hier auch einen Weg nach der Oker selbst gäbe, und weil dieser, ihrer Aussage nach, beinahe ein Paar Stunden näher als der nach Harzeburg war, so entschloß sich die Gesellschaft dazu. Da unser Bote, der den Weg eben so wenig als wir kannte,

kannte, aber nicht genau auf die Merkmahle deſſelben geachtet hatte, ſo geriethen wir bald zu weit links und kamen nach einem mehrſtündigen Umherlaufen in der Irre endlich bei einer Eiſenſteinsgrube an, wovon uns der daſelbſt arbeitende Bergmann nach der nahe dabei liegenden Altenauer Eiſenhütte brachte.

Unſer Reiſeplan nach der Oker und nach Goslar war alſo vereitelt. Aus Unzufriedenheit verabſchiedeten wir hier unſern Boten und gingen ſo nach Clausthal, weil dies nun für uns der kürzeſte Weg war. Hier trennte ſich die Brockengeſellſchaft. Mein Freund und ich ſetzten unſere Reiſe über Grund nach Seeſen fort, wo auch wir uns trennten.

Meine Reiſe von Seeſen über Gandersheim, Lamſpringe, Bodenburg, Salzdetfurth, Hildesheim nach Hannover, enthält eben nichts, was Sie beſonders intereſſiren könnte.

Ich bin u. ſ. w.

J. G. L. Bl.

Merkwürdige Naturerſcheinung bei einem Pferde.

Der Stallmeiſter, Veterinarius und Roßſchaudirector Sebald in Ulm hat folgende merkwürdige Naturerſcheinung bekannt gemacht:

Ein in Ulm geſtandenes Müllerpferd, ſchon etwas bei Jahren, ſehr groß und ſtark, ein Wallach, erkrankte vor kurzem ſehr ſchnell (in 4 Jahren, ſo lange es der Eigenthümer hatte, das erſtemal) an einer Kolik mit Leibesverſtopfung. Die Kunſt, ſogleich durch innerliche und äußerliche zweckmäßige Mittel beſchäftigt, das Uebel zu heben, mußte, da die Krankheit ſtündlich zunahm, das Pferd den 3ten Tag ſein Leben enden ſehen.

Sebald traf den Patienten in dem Zeitraume der Höhe an, d. h. Hals und Flanken ſchwitzten ſchon, der Leib war äußerſt aufgetrieben u. geſpannt, der Puls geſchwind, der Athem kurz und ſchnell, die Augen funkelten, der Patient duldete nunmehr, indem er ſich nur noch hier und da nach der Flankengegend umſah, ſtille und ſtehend, behielt kein Klyſtier bei ſich und wollte bei dem unbedeutendſten Kopfaufrichten, beim Medicinreichen erſticken; kurz, das Thier fiel bald hernach und wurde hierauf in Anweſenheit vieler Zuſchauer ſeirt, wobei man im Darmkanal, und zwar im Blind- und Grimmdarme, 134

nach

Steine von verschiedener Größe und Formen zerstreuet vorfand. Der größte noch im Blinddarme ruhig liegende Stein, der an Größe einer mittelmäßig großen Kegelkugel gleicht, so glatt wie polirt und von dunkler Farbe ist, wiegt zu jedermanns Verwunderung nicht mehr als 3 Pfund 25 Loth. Der 2te hat die Größe einer großen Mannsfaust, ist rauh und uneben, zeigt, wie sich die Steine durch Schichtchen bildeten, wiegt 1 Pf. 17 Lt. und lag im Kolon, wo er nicht mehr weiter konnte, da die Verstopfung eine örtliche Entzündung veranlaßte, den Darm an der Stelle, ohne übrigens in den hohlen Leib zu fallen, durchbohrte und eigentlich das Pferd tödtete. Der 3te in der Größe eines mittelmäßigen Apfels, lag zwischen diesen beiden, und wiegt 24 Lt. 3 Qt. Die übrigen 131 Steine lagen mit den Exkrementen gemischt im Blinddarme, sind sämmtlich etwas breit geformt und ungleich an Größe, Dicke und Schwere. Alle zeigen indeß sehr deutlich in ihrer Mitte einen kleinen Anfangspunkt, um den sich die übrige Steinmasse angeschlossen hat. Ihr Gewicht beträgt zusammen $7\frac{1}{2}$ Lt. und ihre Farbe gleicht, wie ihre Form, so ziemlich den im Wasser liegenden Kieselsteinen; nur daß man an diesen keinen Anfangspunkt bemerken kann. Sämmtliche Steine besitzen also kaum ein Drittel des Gewichts, welches wahre Steine von dieser Größe gewogen haben würden. Daß die beim Mahlen von den Mühlensteinen sich abgeriebene fein pulverisirte Steinmasse, die sich mit den Kleien und dem Nachmehle vermischt und den Müllerpferden gewöhnlich zur Nahrung gereicht wird, die Ursache zur Erzeugung dieser Steine abgegeben hat, weil sie der zu träge, zu unempfindliche Darmkanal nicht jedesmal gleich mit den Exkrementen, bevor sich dieser Steinstaub in der Quantität aufsammelte, wieder fortgeschafft hat, darf wohl nicht erst erinnert werden.

So selten übrigens bei Pferden Steine im Darmkanale angetroffen werden, so hat man doch der Fälle mehrere aufzuweisen. Sebald selbst besitzt einen solchen von einem vor mehreren Jahren in Schlesien gefallenen Müllerpferde, welcher beinahe 7 Pfund wiegt. Der Oberstutenmeister Hartmann zu Marbach auf dem Würtembergischen Hauptgestüt hat einen dergleichen von beinahe 13 Pf. Aber fast immer trift man nur einen Stein an, und deshalb scheint dieser hier erzählte Fall der einzige in seiner Art zu seyn.

Hannöverisches Magazin.

102tes Stück.

Montag, den 21ten December 1801.

Ueber die Wanderungen der Heringe.

Eine Widerlegung der deshalb bisher allgemein angenommenen Hypothese.

Von S. B. Noel aus Rouen,
Verfasser mehrerer Aufsätze, den Seefischfang Frankreichs betreffend.

(Aus dem Französischen.)

Es ist eine in der Naturgeschichte der Fische durchgängig angenommene Meinung, daß mehrere Arten derselben, zu gewissen Zeiten, die an den Nordpool gränzenden Meere verlassen und Haufenweise nach süßern Gewässern hinziehen. Dahin rechnet man verschiedene Arten oder Varietäten der Seehunde, den Dorsch, die Makrelen, den Stockfisch, Hering und andere.

Gehe man die naturhistorischen Schriften von den Fischen durch, so findet sich überall die Annahme obiger Behauptung. Seit Belon und Rondelet bis auf Bloch, welcher zuletzt diesen interessanten Zweig der Naturgeschichte bearbeitet hat, trifft man kaum einen einzigen Schriftsteller, einen einzigen glaubwürdigen Beobachter an, welcher nicht das Nämliche versichert hätte.

Ohne Zweifel haben diese weder untersuchen wollen, wie weit die Analogie, welche die Vögel der nördlichen Gegenden, in den Ursachen ihrer jähr-

*) V. d. V. gegenwärtige Abhandlung ist zum Theil ein Auszug aus einem weitläuftigen Werke über die einheimische und auswärtige Heringsfischerei vom 10ten Jahrhundert an bis auf unsere Zeiten; ein mit vieler Mühe entwickeltes Resultat mehrjähriger Nachsuchungen in verschiedenen Sammlungen von Akten, Karten, Gesetzen u. s. w., der nördl. Völker Europens.

jährlichen Wanderungen darbieten, auf die Bewohner des Wassers anwendbar sey; noch auch bedacht, daß wenn wirklich für letztere überwiegende Ursachen existiren, dieselben allen Fischen dieser Meere gemein seyn würden, deren Bau und Lebensart sie nicht bestimmt, da zu leben und zu sterben, wo sie ihr Daseyn erhielten, oder, daß selbige wenigstens bei weit mehreren Fischarten sich äußern würden.

Der Zweck derjenigen Bemerkungen, welche ich gegenwärtig der Reihe nach entwickeln werde, ist nicht, voreilig eine Meinung zu verwerfen, welche, ich gebe dies zu, so lange als auf sichere Erfahrungen beruhend betrachtet werden muß, bis erwiesen seyn wird, daß Irrthümer deren Stützen waren. Meine Absicht ist nur, die Zweifel zu rechtfertigen, welche der Theorie dieses angenommenen Systems so lange entgegen stehen, bis deren Richtigkeit durch triftigere Beweise dargethan seyn wird.

Es ist eine in der Naturgeschichte zum Gesetz gewordene Meinung: daß der Hering von Norden komme; daß ein ungeheurer Zug dieser Fische die tiefen, durch eine ewige Eisdecke geschützten, bis unter den Nordpol sich erstreckenden Schlünde verlasse, um gleich einer belebten Insel mitten durch die Nordsee unsern weit südlichern Meeren zuzueilen.

Einer andern Meinung zufolge, welche aus ersterer entstanden ist, soll die Hauptkolonne unter einer gewissen Breite sich trennen; ein Theil derselben gegen Westen, nach den Küsten von Amerika; der andere ost-süd-ostwärts gegen Europa hin ziehen, und einige Tage vor der Frühlingsnachtgleiche bei Island anlangen. Diese zweite Abtheilung kömmt nun, wie man sagt, ohne sich weiter zu theilen, vor dem letzten Tage bei den shetländischen Inseln an. Hier, wo sie auf Land stößt, und mitten zwischen Inseln sich verwickelt sieht, soll, wie versichert wird, eine nochmalige Trennung Statt finden, und hierauf ein Theil derselben längst der Küste von Schottland und England sich fortziehen und westlich gegen Norwegen, Schweden, Dänemark und so weiter sich verbreiten; während der andere seinen Weg gegen Süden ununterbrochen fortsetzt und das gegen Abend gelegene Meer von Schottland, Island und so weiter mit Heringen anfüllt.

Obigen allem fügt man endlich hinzu, daß diese Fremdlinge des Eismeers, nachdem sie die nördlichen französischen Küsten vorbeigezogen sind und gelegentlich in allen Meeren, welche sie passiren, geleicht haben, auf einmal nach dem kürzesten Tage verschwinden sollen. Dies ist nämlich diejenige Zeit, wo sie zu ihrem eigentlichen Aufenthalte unter dem Polareise zurückkehren, um aus diesem im

nächsten

nächstfolgenden Jahre die bewundernngswürdige Wandernng nach alter Weise aufs neue anzutreten; oder zu welcher sie sich, andern Schriftstellern zufolge, in den atlantischen Ocean verlieren.

Vorangeführte Meinung zu prüfen, fange ich bei Island an. Wenn es wahr wäre, daß die Heringe jährlich aus den Polarmeeren heraufstiegen, müßten die Meerbusen eben genannter Insel, vorzüglich die nördlich gelegenen, während den Monaten des eigentlichen Zuges, durchaus mit Heringen angefüllt seyn; welches man aber noch nie beobachtet hat, im Gegentheil sind sogar Beispiele eines nur mäßigen Fanges hier schon ungemein selten. a)

Grönland, welches von Island nicht sehr entfernt ist, hat eben so wenig; inter rarissimos numerandus est, sagt Fabricius, b) welcher in den mitternächtlichen Bayen der Colonie Friedrichsheal einige Züge sah.

Wenn der Hering, wie man behauptet, aus den Eismeeren käme, und, nachdem er das Nordcap passirt, an den dänischen, lappländischen und norwegischen Küsten vorbeizöge, müßten die Norden zunächst liegenden Meerbusen dieser Länder am ersten von ihnen besucht werden, man würde die allmählige Fortschreitung des Zuges, von Norden gegen Süden, bis zu dem gewöhnlichen Ziel der jährlichen Wanderungen beobachten. Aber wie läßt sich jene allgemein angenommene Meinung mit folgenden, durch Augenzeugen bestätigten Thatsachen reimen?

Leem sagt c): der Hering kömmt zuweilen während den Wintermonaten nach Lappland, da er doch dem Wege zufolge, welchen er machen soll, hier zu Anfang des Frühlings in weit größerer Menge, als zu irgend einer andern Jahrszeit, sich einfinden müßte. Friis zeigt, dem obigen Zeugnisse beipflichtend, in einer weitläuftigen Schrift d) über den Fang der Heringe durch die nördl. Erdbewohner, wie sehr dieser an den Küsten von Salten, Nummedal und Helgeland, dem Zufall unterworfen sey, und zwar

1) weil die Heringszüge oft bloß in die nördlichen Meerbusen kämen, ohne die südlichen zu besuchen;

a) Moers forsog til en Islandsk naturhistorie, 82. 83. Olaffens Reise igiennen island. I. 587.

b) O Fabricius fanna groenl. 182.

c) Knud Leems beskr. over Finnmerk Lapper. 315.

d) Friis afhandl. om fisk i Nordland etc. 191.

2) weil sie sich zuweilen, von den Küsten entfernt, tief im Meere aufhielten; oder

3) sich zu Zeiten bloß in den mittäglichen Meerbusen zeigten.

Zugleich fügt Friis die Bemerkung hinzu, daß während dem Zeitraum, in welchem er schrieb, erst seit wenigen Jahren der Hering in förmlichen Zügen die mitternächtlichen Küsten Norwegens und Lapplands besucht habe.

Was ich von eben genannten Seeländern gesagt habe, gilt auch von den schwedischen Küsten.

Der Hypothese zufolge, wo der Hering von Norden herkommen soll, müßten die Scheeren oder die Fischereien von Stromstadt und Marstrandt von selbigem früher besucht werden, als Gothenburg. Allein eine lange Reihe von Jahren und fast gar nicht von einander abweichende Beobachtungen haben das Gegentheil dargethan. Ein Gleiches gilt von denjenigen dänischen Küsten, welche längst dem Kategat und westlich von der Spitze von Skazen an, bis Kiel und weiter hin liegen.

Indem ich von diesen Bemerkungen zu Beispielen, welche uns die schottländischen Küsten und die Hebriden an die Hand geben, übergehe, finde ich viele Umstände und noch weit positivere Thatsachen, welche das angenommene Wanderungssystem der Heringe widerlegen.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß zu Lochfine, zu Argyllschire in Schottland gehörig, der Fang dieser Fische gegen den ersten Junius anhebt wenn man meistens weder in dem Canal, welcher die lange Insel von der Küste der westlichen Berge trennt, noch an den Ufern anderer Inseln, die dem Cap Wrath südlich liegen, einen dieser Fische gesehen hat. Ungefähr zu eben der Zeit fängt der Heringsfang auf der Insel Man an, welche ziemlich weit gegen Süden hin liegt. Er findet hier selbst schon zu der Zeit Statt, wenn der angenommene große Heringszug kaum die Höhe der shetländischen Inseln erreichen kann; und wo man in den dortigen Meerengen oder Zwischencanälen, welche doch die Heringe, wenn sie, wie behauptet wird, von Norden kämen, passiren müßten, noch keinen ihrer Züge wahrgenommen hat.

Die östliche Küste von Schottland liefert ähnliche Beispiele; denn zu der Zeit, wo der Hering der Hypothese zufolge, auf der Höhe der schottländischen Inseln eintrifft, sehen die Bewohner der Aberdeenschen Küste keinen solchen Fisch, während dessen die mehr nach Süden hin gelegenen Bayen, z. B. die von Buchaneß, dergestalt mit Heringen angefüllt sind, daß man mit kleinen Netzen eine große Menge derselben fangen kann.

Dies

Dies geht so bis Eymouth fort, einen Fischort, welcher noch weiter als der von Buchaneß gegen Mittag hin und in einer noch weit größern Entfernung von den shelländischen Inseln liegt; die Heringsfänger fangen dort schon an zu fischen, wenn dieser Fisch bei letztgenannten Inseln sich kaum zum erstenmal blicken läßt.

Obigen, durch wiederholte Beobachtungen bestätigten Beweisthümern kann man noch diejenigen hinzufügen, welche uns Murray's Bucht an die Hand giebt. Indem diese eine Wand darstellt, welche dem Wege, den die Heringe, in Gemäßheit der angenommenen Hypothese, von Norden nach Süden nehmen sollen, gerade entgegensteht, so sollten die Küsten dieser Bucht deren Lauf hemmen; welches man aber noch nie beobachtet hat. Das westliche Ufer derselben, der Posten zu Invern ß und die Bay von Cromarty, welche die besten Fischereien dieser Küsten seyn müßten, haben so wenig Heringe, daß man es nie versucht hat, eine Fischerei von einiger Wichtigkeit daselbst zu etabliren. Die Caithnesche Küste gewährt einen völlig ähnlichen Anblick. Das Land bildet hier von südwest gegen nordost gleichsam eine lange Widerstandskette. Man sollte daher glauben, daß in den Meerbusen dieses Ufers die Heringe, welche auf ihrer Wallfahrt von Norden gegen Süden hier nicht weiter kommen können, zurückgedrängt werden müßten, indem die zuerst angelangten Züge durch die nachfolgenden gleichsam bis auf den Grund gepreßt würden. Allein jährliche Erfahrung zeigt, daß der Sommerfang (gerade diejenige Zeit, wo der Hering, der herrschenden Meinung zufolge, an diesen Gestaden anlangen müßte) fast für nichts zu rechnen ist, und die beste Fischerei erst zwischem Herbst und Winter Statt findet.

Irland bietet durchaus ähnliche Beispiele dar, und es zeigen sich in der Berechnung der Entfernung und der Zeit der periodischen Ankunft der Heringszüge, welche letztere ich noch immer als von Norden kommend betrachte, gleiche Widersprüche.

In den Jahren 1782. und 1783. war der beste Fang im Winter, wogegen er für die Jahre 1784. und 1789. im Sommer Statt hatte. Die irländischen Fischer von Donnegol, Sligo, so wie diejenigen von Svillybucht und Inverbay, haben eine Menge Bemerkungen gemacht, von welchen schon die geringere Anzahl darzuthun vermag, daß die Erscheinung der Heringe an diesen Küsten bloß zufällig sey, statt dessen solche, wie die Verfechter des Wanderungssystems behaupten, gewiß und unveränderlich seyn soll.

Wenn der Canal, welcher Frankreich und England trennt, und die Küsten dieser beiden Länder bespühlt, nicht

nicht eine gleiche Folge ähnlicher Beobachtungen darbietet, so muß man sich erinnern, daß hier die Heringe nicht zwischen Inseln, Felsen, Bayen, engen Buchten u. s. w., wie es längst den vorangeführten Küsten der Fall ist, sondern im tiefen Gewässer, mitten im Canal gefangen werden; und daß dieser Umstand es nicht erlaubt, die Bewegungen derselben mit der erforderlichen Zuverlässigkeit und Beharrlichkeit zu verfolgen.

Indessen muß ich doch bemerklich machen, daß Heringszüge, welche, Beobachtungen zufolge, aus Westen kamen, längst den Küsten von Morbihan und beim Ausfluß der Loire (zu Zeiten mehr südlich) in der nämlichen Jahrszeit eintrafen, zu welcher dieser Fisch sich bei der Insel Man und den schottländischen Inseln zeigt; obgleich die Breiten dieser drei Punkte, die übrigens ungefähr gleiche Länge haben, sehr verschieden sind.

Zum Ueberfluß will ich den angeführten Thatsachen noch einige Bemerkungen hinzufügen, welche in gegenwärtiger Hinsicht nun wenig zu erörtern übrig lassen sollen.

Wenn die Heringe von Norden kämen, würden sie bei ihren Ankunft von gleichem Vermögen und gleicher Güte, kleine und Große unter einander vermischt seyn, wie die jungen und alten Schwalben bei ihren jährlichen Wanderungen.

Wie geht es zu, daß oft ganze Heringszüge bloß aus großen oder lauter kleinen Individuen bestehen?

Woher kommt es ferner, daß da, wo förmlich eingerichtete Heringsfischereien bestehen, man sich noch nicht über die Frage vereinigen können: ist der zuerst ankommende Hering größer oder kleiner u. s. w., als der nachfolgende?

Man gehe nach Gothenburg, um von den schwedischen Fischern zu hören, daß derjenige Hering, welcher in den ersten 15 Tagen nach seiner Erscheinung in ihren Scheeren gefangen wird, für den besten und fettesten gehalten wird. In Schottland entgeht den Fischern die Bemerkung nicht, daß zu Loch-fine der Hering im Sommer viel fetter sey als im Winter; zu Loch-duih hingegen gerade das Gegentheil Statt finde, obgleich beide Gewässer unter einer Breite liegen; in Nordland, daß die Heringe im Sommer zu Zeiten so fett sind, daß die Einwohner dieselben nicht fangen mögen, weil sie zu viel Salz erfordern; in Irland, daß zu Sully dieser Fisch im Sommer, zu Donnegot hingegen im Winter am fettesten sey; in Holland, daß die zuerst ankommenden Heringe die magersten sind, und so weiter.

Wie lassen sich aber diese Thatsachen mit dem angenommenen Wanderungssystem vereinigen?

Ich

Ich habe bisher meine Beispiele bloß den nord- und schottländischen Meeren entlehnt, allein diese sagen nur wenig gegen diejenigen, welche uns die Küsten des baltischen Meeres darbieten; wo alle Zeugnisse jenes System widerlegen; wo der Strömming, eine kleine Art des Heringes, in den finnländischen und bothnischen Meerbusen einheimisch ist; wo die große Art dieses Fisches, Sill, welche in der Nordsee und den brittischen Gewässern gefangen wird, gleichfalls zu Hause gehört; wo endlich die Polizeiverfügungen, welche auf den Fang dieser Fische Bezug haben, dessen anerkannten ununterbrochenen Aufenthalt im baltischen Meere schlechterdings voraussetzen. Und welches Gewicht erhält das Angeführte vollends durch die Beobachtungen achtungswerther Männer, die es nicht unter ihrer Würde hielten, sich mit diesem Gegenstande der Naturgeschichte zu beschäftigen?

Verschiedene im Jahr 1785 gemachte und nachher bekannt gewordene Beobachtungen ergeben überzeugend, daß in der Mevenbucht, der westlichen schottländischen Küste zwischen Levis und der großen Strecke von Stornonway auf Europa-Point, die Heringe von Süden gegen Norden ziehen.

In dem nemlichen Jahre befanden sich Aberdeensche Fischer zu Anfang des Fanges auf der Höhe von Girdleneß, zwischen einem Heringszuge, welcher seinen Weg gerade nach Norden zu nahm. Im Jahr 1783. beschäftigte sich westlich von Colonsay (eine der Hebriden) eine Rothsayſche Fischerbarke mit einem Zuge, welcher mit bewundernswürdiger Schnelligkeit gegen Norden hinsteuerte; und englische Reisende, die 1789 von Liverpool nach Douglas fuhren, sahen Züge, welche den nemlichen Weg nahmen, d. h. von Süden nach Norden gingen.

Der berlinische Naturforscher Bloch, welcher sich gleichfalls mit der Naturgeschichte des Herings beschäftigt hat, nimmt keinen Anstand, zu behaupten, daß der Hering zu Zeiten gegen Norden ziehe; und endlich hat Olaſſen, in seiner schon angeführten Reise durch Island e) ausdrücklich behauptet, daß in den nördlichen Buchten dieser Insel entweder gar keine, oder höchstens kleine, unbedeutende Haufen einheimischer Heringe angetroffen würden; hingegen die mittäglichen und westlichen, zum Beispiel Schneefialdnes und Bergarfjord dieselben in großer Menge enthielten.

Der Hering findet sich überall an der Spitze von Oeſiard, woraus man, wie Olaſſen bemerket, schließen muß, daß dieser Fisch in den südlichen Buch-

e) Olaſſens Reiſe ig. Islaxd. I, 224. 358.

Buchten oder Bayen Islands, vorzüglich hause.

Eine einfache oder zusammengesetzte Sache, aus welcher eine richtige oder muthmaßliche, in allen Theilen stets gleichförmige Wirkung entspringt, setzt eine Unüberwindlichkeit der Principien des bewegenden oder bestimmenden Einflusses voraus, welcher keine Ausnahme gestattet.

(Der Schluß folgt.)

Mittel, leicht Brunnenwasser zu finden.

In dem Unterricht, eingefriedigte Wildbahnen anzulegen und zu erhalten ꝛc. von A. W. Graf von Mellin, Cap. 9. S. 41, findet sich ein Vorschlag, der mir der Bekanntmachung auch vermittelst dieser Blätter sehr werth scheint:

Man nimmt einen neuen, wohlglasurten irdnen Topf, thut ungelöschten Schwefel, Grünspann und weißen Weihrauch von jedem 5 Loth, wohl pulverisirt, in denselben, deckt ihn mit 5 Loth verlorner Schaafwolle zu, wiegt ihn genau, gräbt ihn bei trockner Witterung einen Fuß tief in die Erde, und schüttet den aufgeworfenen Boden über den Topf her.

Nach Verlauf von 24 Stunden gräbt man ihn wieder aus, und wiegt ihn aufs neue. Hat er an Gewicht abgenommen, so ist gar kein Wasser zu finden; hat er aber zugenommen, so findet man bei 2 Loth Zunahme das Wasser 75 Fuß tief, bei 4 Loth 50, bei 6 Loth 37½, bei 8 Loth 25, und bei 10 Loth 10½.

Hannöverisches Magazin.

103tes Stück.

Freitag, den 25ten December 1801.

Ueber die Wanderungen der Heringe.

(Schluß.)

Der Hypotheſe zufolge, wo die Heringe jährlich die nördlichen Schlünde des Eismeeres verlaſſen ſollen, müßte mithin

1) das ganze, in den Tiefen zu einer einzigen Geſellſchaft vereinigte unermeßliche Heer dieſer Waſſerbewohner einer unwandelbaren Ordnung der Natur unterworfen ſeyn, und dem unwiderſtehlichen Inſtinkt folgen, welcher ſie in ſüdlichere Breiten, in ſüſſere Gewäſſer, unter mildere Himmelsſtriche führte.

2. Würde die ganze Maſſe dieſer Fiſche, indem ſolche, gleich den Hebräern, auszöge, um die für ſie beſtimmte Gegend aufzuſuchen, aus Individuen beſtehen, welche weder an Geſtalt und Größe, noch in den Verhältniſſen der Theile unter ſich Verſchiedenheiten oder Abänderungen unterworfen wären.

3. Müßte die Einförmigkeit im Ganzen, eine beſtändige Identität in den jährlichen Zeiten der Auswanderung, dem Aufenthalte und Rückzuge zur Folge haben, völlig wie bei den Zugvögeln; und dieſe durch die Erfahrung aufgeklärte Wirkung, die Fiſcher aller Nationen auf die vortheilhafteſte Art des Fanges geleitet haben, indem der durch Thatſachen und Beiſpiele ſo lange geübte Beobacheungsgeiſt dergleichen nothwendig hervorbringen müßte.

Allein 1) giebt es beſtändig Heringe unter den nördlichſten Breiten, da Olaffen den Boar-Seid einen Frühlingshering für einen in dem Isländiſchen Meerbuſen einheimiſchen Fiſch erklärt, und an den Oſod'ſchen und Tysfjord'ſchen Geſtade des dänſchen, ſtets einige beſtändig ſich daſelbſt aufhaltende Heringshaufen angetroffen werden.

2. Weit davon entfernt, daß das Ganze in seinen Individuen diejenige unabänderliche Uebereinstimmung der Form, des Verhältnisses der Theile u. s. w. zeigen sollte, (welche bei Annahme des Wanderungssystems schlechterdings zugestanden werden muß) giebt es fast keine Jahrszeit, keinen Fischerort, welche nicht eine oder mehrere Verschiedenheiten dieser Fische aufwiesen, von denen man doch behauptet, daß sie die nemlichen seyen, zusammen wohnen und reisen sollen u. s. w.

Der Hering, welcher sich an den Küsten von Grönland befindet, ist, den Nachrichten des Fabricius zufolge, sehr klein; a) es ist eine Art Strömming des Baltischen Meers. Auch ihn betrachte ich als einen in den Grönländischen Meeren hausenden Fisch; eine Beobachtung, die gleichfalls für den Lappländischen Hering gilt. b)

Hunderte dieser Fische, welche man jährlich zu verschiedenen Zeiten an der Norwegischen Küste fängt, haben noch weit deutlichere charakteristische Unterscheidungszeichen. Die Benennungen Straale – sild, Goate – sild, Stor – sild u. s. w. zeigen solche hinlänglich an. Die beiden erstern sind eine kleine Art des Herings, und werden während dem Sommer gefangen; der Stor – sild hingegen ist von einer ansehnlichen Größe, hat ein weißes, saftiges und fettes Fleisch, und dessen Fang hat vom Anfang des Winters bis gegen den Frühling Statt.

Jedoch fehlt der Hering auch ausser den beiden genannten Zeiten nicht. Zu Drontheim z. B. dauert der Fang dieses Fisches 8 Monate durch, und wenn während dieser Zeit eine Unterbrechung desselben Statt findet, so gründet letztere sich nicht in der Ursache, daß der Hering sich von diesen Küsten entfernt hätte, sondern er wird bloß wegen des Fanges der Mucränen ausgesetzt, weil dieser für die Drontheimschen Fischer weit einträglicher ist.

Aus dem allen schließe ich, daß mehrere Arten oder Varietäten des Herings in den Norwegischen Meeren zu Hause gehören, daß die Fischer solche nach den Abweichungen ihrer Größe und Gestalt mit verschiedenen Namen belegen, und daß sie zu mancherlei Jahrszeiten, sowohl im Winter als im Sommer den Bayen oder Buchten sich nähern.

Dieselben Umstände finden bei der Erscheinung des Herings an den westlich liegenden Schwedischen Küsten, bei Cattegat, statt. Nur kurz berühre

a) Fabricius fauna Groenl. 182.

b) K. Leems beskrivelse over finm. lapper etc. 323.

re ich die Beispiele und Beweise, welche die Gothenburgischen Gestade, die Küsten von Dännemark und Niederdeutschland gewähren, um diejenigen, welche die westlichen Inseln Schottlands darbieten, und die zugleich den in Norwegen gemachten Beobachtungen zur Bestätigung dienen, desto weitläuftiger auseinander zu setzen.

In den kleinern Busen der Schottländischen Küste und der Westerninseln zeigen sich während den Sommermonaten und selbst bis im Herbst so von einander unterschiedene Heringszüge, als man bei dem System der jährlichen Wanderungen schwerlich glauben würde, wenn nicht Augenzeugen eine Menge Beispiele davon aufgestellt hätten.

Es geschieht sehr oft, sagt einer von ihnen, daß dieser oder jener Busen von einem Zuge der größten Heringe besucht, aber auch bald wieder verlassen wird, um einem andern Zuge von der kleinsten Sorte Platz zu machen, oder daß ein Zug der größten Heringe eine Bucht allein einnimmt, während andere von der kleinern Art dieser Fische alle benachbarten anfüllen.

In der Bay von Oban, z. E. der Insel Kerrera gegenüber, zeigte sich 1784. mitten im Sommer ein Zug großer magerer Heringe. Diese blieben daselbst 12 Tage, verschwanden dann schnell, und man sah sie in dem nemlichen Jahre an der Küste nirgends wieder. Zehn Tage darauf wurde jener Zug durch einen andern ersetzt, der aber weit schwächer war und aus kleinern Heringen bestand, wovon 1200 Stück nöthig waren, um eine Tonne zu füllen, statt dessen von erstern 700 zureichten. Dieser letztere Zug blieb gleichfalls nur einige Wochen.

Während der nemlichen Zeit und an der nemlichen Küste besetzte ein Zug der größten und vortrefflichsten Heringe die Urnbucht, welcher ebenfalls mit Fischen von mittelmäßiger Größe abwechselte, dergleichen sich auch in Kraigniſchbucht zeigten, während daß ein anderer, noch aus weit kleineren Individuen bestehender Zug, deren 1800 auf die Tonne gingen, sich neben dem Fort William und in den mehr nördlich gelegenen Gewässern aufhielt.

Kämen die Heringe, wie man behauptet, aus dem Eismeere, so würden sie sich der Größe und Gestalt nach u. s. w. im Allgemeinen gleichen. Allein in der Hinsicht machen die Fische in Swillybucht in Irland eine bemerkenswerthe Ausnahme; denn diese sind stets weit fetter, als die von Killybegs, ungefähr in dem Verhältniß wie 5 : 8. Die Heringe, welche Finebucht liefert, sind bei weitem größer als diejenigen von Beaulie, welches nördlich von Ingverneß liege; beide verhalten sich wie 3 : 9. Die

Fische der Buchten Urn und Duich haben einen breiten vorstehenden Bauch, sind kurz, der Rücken ist breit und eher etwas hohl als ganz gerade. Die Heringe der Revischbucht ähneln gewissermaaßen dem Lachs, sind viel lebhafter und stärker als die übrigen, haben runde, große und schwarze Augen. Und so unterscheiden sich noch mehrere Arten.

3. Wenn der Hering wirklich von Norden käme, so würden die jährlichen bestimmten Zeiten ihres Zuges, ihres Aufenthalts und Abzuges, die Erfahrung der europäischen Fischer zu einem solchen Grad der Zuverläßigkeit gebracht haben, wobei das Resultat und der Ertrag des Fanges weit weniger dem Zufall unterworfen, weniger ungewiß wäre. So hätten z. B. die Matrosen, welche sich mit dieser Arbeit beschäftigen, längst bemerken müssen, daß es vortheilhafter sey, die Netze unter einem rechten Winkel dem Zuge entgegen zu stellen, als selbigen eine damit parallel laufende Richtung zu geben, d. h. wenn ein Zug von Norden gegen Süden hinzöge, so müßte das in der Richtung von Osten nach Westen ausgeworfene Netz einen weit ergiebigern Fang gewähren, als das von Norden gegen Süden aufgestellte; denn im erstern Fall ginge der Hering geradezu in's Garn; im andern schwärmte er längs den Seiten des Netzes herum, bis er sich endlich zufällig in selbigem verstrickte. Allein nie sah ich, wenn ich dem Heringsfange auf unsern französischen Schiffen beiwohnte, daß man sich um alles dieses im mindesten bekümmert hätte; die Matrosen warfen das Netz ohne Unterschied nach allen vier Weltgegenden aus, je nachdem Wind oder Fluth aufs Schiff wirkten. Läßt sich aber wohl bezweifeln, daß, wenn sie je beobachtet hätten, eine gewisse Stellung der Netze sey vorzüglicher als die andere, sie nicht trachten würden, Wind und Gang der Fluth, in Bezug auf den Weg, welchen man die Heringe nehmen läßt, gehörig zu benutzen, und sich ihrer Netze nach einem gewissen festen Plan zu bedienen, welchen die lange Erfahrung als den vortheilhaftesten bestätigt hätte?

Wenn endlich die Theorie der Wanderung der Heringe auf eine Reihe nicht zu bezweifelnder Beobachtungen gegründet wäre, müßten die Holländischen, Flandrischen und Schottländischen Buysen, welche auf der Höhe von den Shetländischen Inseln fischen, anfänglich möglichst nach Norden zu laufen, um den Hering auf seinem Wege aufzufangen. Allein kaum haben diese Schiffe dessen Ankunft auf ihrem Sammelplatze bei Brassa-Sound oder Lervick wahrgenommen, als selbige sofort weiter südlich gehen, um auf der Höhe von Stonhaven und Peterhead zu fischen, ohne sich unterweges irgendwo aufzuhalten; und falls der Heringszug, welchen sie verfolgen, ihnen wegen

Sturm

Sturm oder sonst entwischt, zerstreuen sie sich, weit davon entfernt, immer weiter gegen Süden zu fort zu steuern, nach allen Seiten hin, je nachdem ein jeder seinen Raub am ersten wieder zu finden denkt.

Göttingen. F. M.

Ueber Steinkohlen und deren Untersuchung.

Die Steinkohlen als zweckmäßiges Surrogat des in neuern Zeiten immer theurer gewordenen Holzes, als Brennmaterial gebrauchen zu können, war schon lange der Wunsch des größeren Theils im Publikum. Und nicht wenig sind der Häuser, wo man es nicht bloß bei frommen Wünschen gelassen, sondern sich zweckdienlichst dazu eingerichtet hat. Aber auch deren Anzahl ist nicht gering, die Versuche anstellten, und ihre Rechnung nicht dabei fanden. Zum Theil, weil ihre Oefen und sonstigen Feurungsanstalten unrichtig gebauet, und daher den Zutritt der Luft zu wenig zuließen; andern Theils, weil ihre Kohle nicht das war, was sie hätte seyn sollen.

Alle Steinkohlensorten enthalten nemlich in ein und demselben Volumen mehr brennbaren Stoff, als ein gleiches Volumen Holz; bedürfen daher auch eine verhältnißmäßige größere Masse Luft zu ihrer Zerstörung und der daraus entspringenden Feuerbildung.

Wo man also hierauf nicht gehörig Rücksicht nimmt, und den Luftstrom im Verhältniß der zur Feurung nöthigen Steinkohlen vermehrt, wird man vergebens erwünschte Resultate hoffen, sondern sich immer und ewig über allzuschnelles Verschlemmen der Oefen, Ofenröhren und Schornsteine beschweren, und daraus die mannichfaltige Unanwendbarkeit der Steinkohlen als Feurungsmittel behaupten.

Aber auch dann, wenn man auf alles das Rücksicht genommen, was zur zweckmäßigen Construction der Feurungsanstalten gehört, wird man oft in Versuchung gerathen, den Holzbrand der Steinkohlenfeurung in Rücksicht des Debits vorzuziehen, wenn nemlich der Gehalt der Kohle nicht der ist, der er seyn sollte.

Dieserhalb erlaube ich mir hier dem größern Publikum eine Anleitung zur vorläufigen Prüfung der Steinkohlen mitzutheilen, die zwar auf chemischen Grundsätzen beruhet; aber doch von jedem, ohne gerade Chemiker zu seyn, verrichtet werden kann.

Ich

Ich schöpfte hiezu besonders aus des Herrn Lampadius trefflicher Abhandlung über diesen Gegenstand, dessen Versuche ich mehrmalen wiederholte.

Man hat hiebei besonders Rücksicht zu nehmen: auf den Gehalt der Steinkohlen an Bergtheer oder Asphaltmasse, den des reinen Kohlenstoffs und des am Ende der Einäscherung zurückbleibenden erdigten Rückstandes.

Zuförderst verschaffe man sich hiezu ein Paar kleine Schmelztiegel, deren Mündungen in einander passen, und bohre in den Boden des obern, der als Deckel dient, eine kleine Oeffnung. Dann fülle man den untern mit der genau gewogenen, vorher gut getrockneten und gröblich zerstoßenen Quantität Steinkohlen, und decke ihn mit dem umgekehrten durchbohrten Tiegel zu. Die so zubereiteten Tiegel werden nun, nachdem die Fugen da, wo sie in einander gestellt, mit Lehm verklebt, und das Loch im Boden des obern Tiegels offen gelassen, dem Glühfeuer in einem gutziehenden Windofen ausgesetzt, und mit der Verkohlung der darin befindlichen Steinkohlen so lange angehalten, bis keine entzündbaren Dämpfe mehr entweichen. Nach Beendigung dieses läßt man die Tiegel erkalten und erforscht das Gewicht der als Rückstand gebliebenen Coaks *) um den Verlust an Bergtheer oder Asphaltmasse zu erfahren.

Waren die Steinkohlen gut, die man der Untersuchung unterworfen hat, so werden die erhaltenen Coaks gehörig zusammengebacken, eine schwarze glänzende Farbe angenommen haben, und ihr Volumen größer geworden seyn. Die Coaks werden nun gröblich zerstoßen, und entweder in dem nemlichen offenen Tiegel oder in einem gutgebrannten thönernen Scherben bis zur gänzlichen Zerstörung der Kohle geglühet. Man erkennt dies daran, daß die Asche alsdann eine weißgraue oder auch wohl röthliche Farbe angenommen. Die Asche wird nun genau gewogen, und ihr Gewicht, abgezogen von dem der verbrannten Coaks, giebt als Differenz den reinen Kohlengehalt der untersuchten Steinkohlen an.

Zu einer vollendeteren Zerlegung wäre nun die fernere Untersuchung der Asche noch übrig, um demnächst darnach ihren technischen oder ökonomischen Nutzen zu bestimmen. Aber eine solche Analyse bedarf eines, mit dem Ganzen der Chemie Vertrauten, und eine Anleitung hiezu möchte hier wohl am unrechten Orte stehen.

Leicht

*) So nennt man in England die auf eine ähnliche Manier im Großen abgeschwefelten oder abgetheerten Steinkohlen.

leicht scheint es mir übrigens, nach den Resultaten einer solchen Prüfung, wie die oben angeführte, den Werth einer Steinkohlensorte zu diesem oder jenen Zweck in voraus zu bestimmen.

Natürlich ist nicht jede Kohle für alle Feurungsanstalten gleich passend; so daß z. B. eine an Asphalt reichhaltige Kohle, im Vergleich mit einer andern hieran ärmeren Sorte, allerdings bei einem angemessen angebrachten Luftstrom eine größere Flamme verspricht und mehr Wärme verbreitet. Aber sie wird auch leicht durch häufiges Rußabsetzen die Dampfkanäle verschlemmen, wenn der möglichst anzubringende Luftstrom nicht hinreicht, den gesammten brennbaren Stoff zu zerlegen und damit Flammen zu bilden.

Wem aber auch diese Art, den Werth der Steinkohlen zu bestimmen, zu weitschweifig scheinen sollte, u. wer sich bloß damit begnügen wollte, die Verhältnisse der wärmegebenden Kräfte von einigen Steinkohlensorten zu wissen, der würde auf folgende Weise sehr leicht zum Zweck gelangen.

Er dürfte nur gleiche Mengen der in Frage stehenden Steinkohlensorten auf einem und dem nemlichen Windofen verbrennen, darauf ein, mit einer zuvor genau gewogenen Quantität Wasser angefülltes Gefäß zum Abrauchen setzen, und nach gänzlicher Verbrennung der Kohlen durch das Gewicht des nicht verdampften Wassers, die Masse des verdunsteten bestimmen. Die verdunsteten Wassermassen werden sich hier bei gleichen Mengen der verbrannten Steinkohlen verhalten, wie ihre, (der Steinkohlen) Wärme erzeugenden Kräfte; und daher eine Steinkohle um so reichhaltiger an brennbarem Stoff zu schätzen seyn, ein je größeres Quantum Wasser man hat dabei verdunsten können.

L. Schaake.

Hannover.

Mittel gegen die Feldmäuse.

In einer Herzogl. Sachsen-Meinungenschen Verordnung vom 29sten October 1801. ist folgendes Mittel gegen die Feldmäuse empfohlen. Es sind, heißt es, zwar hie und da in öffentlichen Blättern Vertilgungsmittel angegeben worden, mit welchen jeder, bei dieser Sache nicht gleichgültige Landmann Versuche machen kann; allein außerdem, daß Schulkinder hinter dem Pfluge hergehen, und die aus ihren Höhlen gepflügten Mäuse todtschlagen, und auf die Saaläcker und Wiesen Weiden-

denbügel und Baumäste gesteckt werden, auf welche sich Krähen u. Eulen bequem setzen können, um diesen Thieren aufzulauern, scheint folgendes Vertilgungsmittel eine vorzügliche Empfehlung zu verdienen, da es von Sachverständigen für probat erkannt wird.

Man nimmt zwei Nößel oder Kärtchen Gerstenmehl, vermischt dies mit einem Pfunde weißer Nießwurz und acht Loth Läusekraut, welches beides sehr fein pulverisirt wird, verwandelt es mit einem halben Pfunde Honig und einem halben Nößel Milch zu einem Teig, und macht aus dieser Masse erbsengroße Kügelchen, die man in die Mäuselöcher wirft; die Mäuse fressen diese Speise mit Begierde, werden davon blind und sterben.

Surrogate der Bierhefen.

Im Monthly Magazine vom Jahr 1800. sind zwei Mittel zum Ersatz der Bierhefen angegeben, die der Bekanntmachung werth scheinen. Das erste besteht darin: Man zerdrückt 1 Pfund gekochte Kartoffeln, mischt dazu 4 Loth Küchenzucker oder Syrup, und 2 Eßlöffel voll gute Bierhefen. Wenn man dies an einem warmen Orte 24 Stunden gähren läßt, so wird man 1 Maaß sehr gute Hefen erhalten.

Das andere Mittel ist noch einfacher: Man thut etwa eine mäßige Obertasse oder ein gutes Weinglas voll zerstoßene Erbsen in einen reinen Topf, gießt 1 Nößel kochendes Wasser darauf, und setzt den Topf ungefähr 12 Stunden lang auf den warmen Ofen oder sonst an einen warmen Ort. Nach Verlauf dieser Zeit findet man auf der Oberfläche des Wassers die schönsten Hefen. Je wärmer der Ort ist, wohin man den Topf stellt, desto eher werden die Hefen vollkommen.

Beide Surrogate sollen, wie nach angestellten Versuchen versichert wird, bei allen Arten von Backwerk vollkommene Dienste leisten, bei dem Bierbrauen hingegen nicht anwendbar seyn.

Hannöverisches Magazin.

104tes Stück.

Montag, den 28ten December 1801.

Uebersicht der allgemeinen Armenpflege des K. Ch. Armencollegiums zu Hannover von Michaelis 1800. bis 1801.

Mögte der allgemein wiederkehrende Friede, das bedeutendste, wohlthätigste Geschenk, womit die allgütige Vorsehung in dem ersten Jahre des angetretenen neuen Jahrhunderts, die Menschheit beglücken konnte, und welches jedes menschenfreundliche Herz mit innigstem Danke verehrt, bei seinen mannigfaltigen Segen, die er über die Erde, auch insonderheit über unser Vaterland und hiesige gute Stadt unfehlbar verbreiten wird, auch unsern Armen-, Verpflegungs- und Versorgungs-Anstalten vorzüglich gesegnet seyn, daß wir nicht nur das bisherige Gute erhalten und fortwirken, sondern auch manches besseres erreichen und einrichten können, wofür der Wunsch und das Bestreben in dem Herzen manches edlen menschenfreundlichen Hannoveraners liegt, wozu aber das Vermögen dem bisherigen Fond der Armenanstalten ermangelt.

Ein allgemeines Armen-Krankenhaus, stetige Wartung und Ernährung armer kraftloser Kranken auf ihren Kranken- und Sterbebetten, hinreichende physikalische Pflege und Erziehung armer Kinder, ehe ihre Kräfte des Körpers und des Geistes dahin gereifet sind, um in allgemeinen Armen-Erziehungsanstalten mit Nutzen für sie aufgenommen werden zu können, sind einige von diesen, unserm Herzen wichtigen, aber unsern Kräften bisher nicht ausführbar gewesenen Wünschen, und wir glauben gegenwärtig den rechten Zeitpunkt zu finden, wo wir unserm verehrten und geschätzten Publikum, neben demjenigen, welches wir, durch sein Vertrauen, durch seinen Beirath und Beihülfe unterstützt, bisher leisten konnten und geleistet haben, auch dasjenige bemerklich machen müssen, was wir noch zu leisten wünschen: es scheint uns, daß dieses eben sowohl als jenes dem Publikum von uns vorgelegt werden müsse. Es ist auch hierbei keinesweges unsere Absicht, die Aufmerksamkeit desselben dadurch von demjenigen Guten abzuleiten, wobei wir bisher die Ausführbarkeit seinem reichlichen wohlthätigen Mitwirken hauptsächlich verdankten: denn unsere Armen können deren keines entbehren, und wir haben noch neuerlich, kurz vor Ablauf des zurückgelegten Jahrhunderts und bald nach dem Antritt des neuen, zwei edle wohlthätige Mitglieder unsers Publikums durch den Tod verlohren, bei deren Abgang unsere Armenanstalten einen Verlust von mehr als zween Hundert Thalern jährlich leiden. Wir halten uns um so mehr verpflichtet,

dieses zu sagen, je häufiger der Andrang auswärtiger, zum Theil sogar ausländischer Aufforderungen an die bekannte Wohlthätigkeit unsers Publikums ist: da doch unstreitig, nach Staats- und Religionsgrundsätzen, die dürftigen Mitglieder unserer Commüne uns zunächst stehen, und den unmittelbarsten Anspruch auf unsere Wohlthätigkeit haben.

Unter den menschenfreundlichen Wohlthaten, womit unser Publikum die einheimischen Armenanstalten, nach dem gedruckten Verzeichniß der Einnahme in dem zurückgelegten Rechnungsjahre unterstützte, verdient dasjenige ansehnliche Vermächtniß einer besondern, rühmlichen, öffentlichen Erwähnung, wodurch die allhier verstorbene Demoiselle Jahns unsere geheime Armen mit Ein Tausend Thaler in Pistolen beglückte; Fünf Hundert Thaler wurden, nach dem Wunsche ihres Haupterben, und größtentheils nach dessen menschenfreundlichen Vorschlägen, unter dieselben, in verhältnißmäßigen Summen, auf einmüthigen Beschluß des Armencollegiums vertheilt; Fünf Hundert zu Capital belegt, wovon die Zinsen alljährlich eben dieser Armencasse werden zugewandt werden. Von den Jahren an, wo die göttliche Vorsehung Sie mit einem ansehnlichen Vermögen beglückte, war Sie eine der vorzüglichsten Wohlthäterinnen sowohl unserer öffentlichen als auch geheimen Armen, und die Summen, welche Sie am Abend ihres Lebens mehreren hiesigen Armen- und gemeinnützigen Anstalten vermachte, sind im Ganzen von dem Belang, daß Ihr billig nach Böttchern die erste Stelle in den Jahrbüchern unserer wohlthätigen Menschenfreunde unter Privatpersonen im abgewichenen Jahrhundert gebühret.

Die gegenwärtigen menschenfreundlichen Herren Aerzte, welche die unentgeldliche Medicinalpflege besorgen, bemühen sich rühmlichst, durch Verordnung möglichst einfacher Arzneimittel die Möglichkeit der Erweiterung der so wohlthätigen Armen-Medicinalanstalt zu erleichtern, wozu von den hiesigen drei Apotheken durch die möglichst billigen Preise alle thunliche rühmliche Beförderung, dermahlen geleistet wird.

Der überzeugendste Beweis davon ist die Vergleichung der Kranken Anzahl des letzteren Rechnungsjahrs

1167 Personen

mit dem Kostenertrage für Arznei und chirurgische Hülfe

1488 Thl. 32 ngr. – pf. Cass. M.

Eine wohlthätige Gesellschaft hat im verflossenen Jahre wieder, wie in dem vorhergehenden, der dürftigen Classe hiesiger Einwohner auf Alt- und Neustadt, darin sich menschenfreundlich angenommen, daß überhaupt über 40 Personen, und darunter 15 von den unter unserer nähern Obhut stehenden Registerarmen, in Hinsicht des Unterhalts, Quartiers und Fuhrlohns bei dem Limmer Schwefelbade frei gehalten worden sind.

Für dieses alles sey den Wohlthätern der Armen der herzlichste Dank geweiht.

Uebrigens wird bei dem hiesigen Armenwesen nach folgenden Grundsätzen gehandelt:

Diejenigen, welche sich auf eine beglaubte Art als Arme qualificiren, erhalten eine Unterstützung an Gelde; keinem der hiesigen Armen wird eine höhere Unterstützung als 2 Thaler monatlich an baarem Gelde verwilliget. Dagegen wird den Kranken freie Cur und Medicin gegeben. Die armen Schulkinder erhalten nebst freier Schule, Bücher, auch Kleidung, sobald sie zur Schule gehen. Wem es an Arbeit fehlt, dem wird Gelegenheit zum Verdienst geschaffet. Nothdürftige Reisende bekommen, da

die

die Straßenbettelei nicht geduldet wird *), eine nothdürftige Gabe von den Armenanstalten, zur Fortsetzung ihrer Reise. Rechnet man hiezu die beträchtlichen Kosten des im Jahre 1779 angelegten Arbeits- und Erziehungshauses, worin bereits 1108 Personen theils erhalten sind, theils noch erhalten werden; so wird man einräumen müssen, daß zur Bestreitung aller dieser Ausgaben ansehnliche Summen nöthig sind, deren Belang dadurch nothwendig sehr vermehrt ist, daß durch die im Jahre 1784. in der ganzen Stadt angeordneten Armenväter zeitiger und häufiger die Armendirection von den Bedürfnissen der Nothleidenden benachrichtigt wird, und die allgemeine Armenmedicinal- und chirurgische Pflege, nebst dem damit verbundenen Kostenaufwand für Arzneien, zum Besten dürftiger Kranken dadurch sehr erweitert ist, daß mehrere Herren Aerzte nach den sieben Districten der Stadt, in welche man diese unentgeldliche Arzneipflege vertheilt hat, die Aufsicht über die Kranken unter der Armuth führen, und eben dadurch, die Wohlfahrt des Dürftigen sorgfältiger wahrgenommen wird.

Da von allen Classen der Armen vorzüglich zwo der ganz besondern Aufmerksamkeit und Vorsorge der Armendirection bedürfen, nemlich die Classe der Kranken und die der unerzogenen Kinder, weil diese beide die Hülflosesten und Hülfebedürftigsten sind; so hat man die Unterstützung dieser beiden Classen ansehnlich erweitern müssen, hiernach ist der Ertrag der Arzneikosten

*) Um das sogenannte Fechten und Betteln, so weit es durch öffentliche Anstalten möglich ist, zu verhüten, werden solchen einpassirenden reisenden Fußgängern, von welchen dergleichen zu besorgen ist, folgende Warnungszettel an den Thoren, von dem wachthabenden Unterofficier, nach Untersuchung ihrer Kundschaften und Passe, und Einzeichnung ihres Namens, unter der Bedeutung mitgetheilt, dieselben bei ihrer Abreise, an dem Thore, wo sie auspassiren, wieder abzuliefern;

Warnungszettel für Handwerker:

Vorzeiger dieses von gebürtig, und von Profession ein ist dato zum Thore hereinpassirt, und demselben, jedoch daß er sich alles Bettelns und Fechtens bei harter Gefängnißstrafe bei Wasser und Brodt enthalte, nirgends anders als auf der Herberge seiner Profession logiere, den Abend von Michaelis bis Ostern nach 5 Uhr, von Ostern bis Michaelis nach 6 Uhr, nicht mehr von der Herberge ausgehe, zween Tage zu seinem Aufenthalt hieselbst verstattet. Im Fall er aber binnen solcher Frist keine Arbeit allhier bekommen sollte, so hat er sich alsdenn ohne längeren Aufenthalt, und zwar bei Vermeidung nachdrücklicher Strafe, sofort von hier wieder weg zu begeben, zuförderst aber diesen Zettel von dem Herbergsvater unterschreiben zu lassen, und solchen in dem Thore, wo er herauspassirt, wieder zurück- und abzugeben.

Für andere:

Empfängern dieses wird bei Gefängnißstrafe verboten, in hiesiger Stadt fechten und betteln zu gehen.

Auf den Straßen sind unter der Aufsicht des Armenobervogts und dessen Gehülfen Armenvögte nach bestimmten Revieren der Stadt, zur Wahrnehmung der Bettelei und Einführung der dabei betretenen vertheilt. Für jede Einführung, deren in diesem Jahre 117 vorgefallen sind, wird eine Belohnung von Sechs Mariengroschen aus der Armencasse den Unterbedienten, ausser ihrem übrigen Gehalt, bezahlt. Die Eingeführten werden der Armendirection zum Verhör und Bestrafungsverfügung sistiret, und in der Wohnung des Armendirectoriums ist von Morgens 6 bis Abends 10 Uhr ein Armenvogt gegenwärtig, um die in einem Privathause etwa angehaltene Bettler, auf geschehene Anzeige, abzuholen.

Im Jahre	1795.	– 1344	Thl.	8	mgr.	6 pf.
= =	1796.	– 1344	=	8	=	6 =
= =	1797.	– 1036	=	20	=	4 =
= =	1798.	– 1335	=	24	=	5 =
= =	1799.	– 1593	=	4	=	– =
= =	1800.	– 1674	=	3	=	4 =
= =	1801.	– 1488	=	32	=	– =

und die

a) der Alimentation armer Kinder unter 2 Jahr alt:

Im Jahre	1795.	— 180	Thl.	6	mgr.
= =	1796.	— 131	=	9	=
= =	1797.	— 84	=	18	=
= =	1798.	— 40	=	12	=
= =	1799.	— 51	=	15	=
= =	1800.	— 49	=	24	=
= =	1801.	— 58	=	6	=

b) so wie der nothdürftigen Kleidung sämmtlicher armer Kinder bis zur Confirmation derselben:

Im Jahre	1795.	– 665	Thl.	27	mgr.	1 pf.
= =	1796.	– 798	=	13	=	7 =
= =	1797.	– 699	=	30	=	3 =
= =	1798.	– 794	=	2	=	4 =
= =	1799.	– 871	=	22	=	3 =
= =	1800.	–1066	=	25	=	7 =
= =	1801.	– 964	=	17	=	5 =

Durch diese letztere Vorsorge wird nicht nur für den physikalischen Wohlstand der Kinder gesorgt, sondern auch den wirklichen und Pflege-Aeltern der Vorwand der Nachsicht bei den Schulversäumnissen der Kinder benommen.

Die Einrichtung der hiesigen wöchentlichen Sammlung auf Bücher ist diese: die ganze Stadt Hannover, Alt- und Neustadt, ist in 92 Districte von 15 bis 20 Häusern, so wie deren Lage es rathsam gemacht, abgetheilt. Ein jeder District sammelt unter sich, statt der montägigen Büchsen, nach diesem Buche; und das Armendirectorium wünscht, daß so, wie in andern großen Städten es mit Nutzen geschiehet, auch hier die Sammlung nach der Reihe, von dem Hausherrn, oder Hausinhaber, zum Besten der Armuth, selbst besorgt werde. Bei Behinderung des einen oder andern übernimmt der Nachbar die Sammlung. Sollten aber auch dabei Schwierigkeiten eintreten, so wird das Armendirectorium dafür sorgen, daß die Sammlung geschehe. Der Betrag der wöchentlichen Sammlung wird an den Armenregistrator Warnecke abgeliefert, und der Empfang von ihm im Sammlungsbuche wöchentlich quitirt. Ein jeder, sowohl Hausherr als Miethsmann, zeichnet, oder läßt durch den Sammler in das Buch zeichnen, wie viel er gegeben. Der Ertrag dieser Sammlungen ist gewesen:

Im Jahre	1783.	– 6633	Thl.	24	mgr.	– pf.
= =	1784.	– 6675	=	21	=	– =
= =	1785.	– 6137	=	14	=	3 =
= =	1786.	– 5990	=	5	=	7 =
= =	1787.	– 5895	=	23	=	7 =
= =	1788.	– 5449	=	18	=	4 =
= =	1789.	– 5300	=	5	=	3 =
= =	1790.	– 4978	=	17	=	1 =
= =	1791.	– 4921	=	13	=	1 =
= =	1792.	– 4781	=	8	=	2 =
= =	1793.	– 4681	=	9	=	7 =
= =	1794.	– 4420	=	16	=	– =
= =	1795.	– 4189	=	6	=	1 =
= =	1796.	– 4341	=	25	=	3 =
= =	1797.	– 4663	=	29	=	– =
= =	1798.	– 4808	=	22	=	4 =
= =	1799.	– 4872	=	9	=	– =
= =	1800.	– 4628	=	15	=	7 =
= =	1801.	– 4592	=	13	=	3 =

Alle zur Verbesserung der Armenanstalten gereichende, thunliche Vorschläge werden der Armendirection von jedem, insonderheit aber von den bestellten Armenvätern, willkommen seyn, welchen letztern man, wenn sie es begehren, über die Verwendung der Armengelder jederzeit nähere Auskunft zu geben bereit ist, auch gegenwärtig die Bilanz der Einnahme und Ausgabe der Hauptarmencasse, von Michaelis 1800. bis 1801. beigefügt wird.

Das Armendirectorium hieselbst.

Verzeichniß der Armenväter der Alt- und Neustadt Hannover, mit den beigefügten Nummern der Distrikte.

A. In der Altstadt.

Leinstraße.

1) Hr. Bürgercorporal Sachse.
2) " Hofjuwelirer Wilhelmi.
3) " Registrator Prieser.
4) " Schneidermeister Bertmann.
5) " Kaufmann Parmann, jun.
6) " " Detert.
7) " " Prieser.
8) " Gerichtschr. Staffregen.
9) " Materialieninspector Borchers.
10) " Senator Schmidt
11) " Bürgercorporal Schick.
12) " Buchbinder Liebermann.
13) " Hofgürtler Bökeler.
14) " Bürgercorporal Masch
15) " " Buchholt.
16) " Schneideramtsmeister Marxhausen.

Köbelingerstraße.

1) Hr. Chirurgus Schmath.
2) " Maueramtsvorsteher Schilling.
3) " Bürgercorporal Schnäbel.
4) " Hockenamtsvorsteher Stolze jun.
5) " Krameramtsvorsteher Schädler.
6) " Bürgercorporal Mezler.
7) " Schneidermeister Masloh.
8) " Bürgercorporal Voß.
9) " Schusteramtsvorsteher Grewe.
10) " Diaconus Parmann, sen.
11) " Schneidermeister Kleßer.
12) " Schusteramtsmeister Albrecht.
13) " Rusmeister Hunstock.
14) " Hokenamtsvorsteher Beuermann.
15) " Tischler Rotermund.
16) " Uhrmacher Sebaum.
17) " Klempner Just jun.

Marktstraße.

1) Hr. Cammerarius Schär.
2) " Bürgercorporal Strübel.
3) " Kaufmann Stakemann.
4) " Diaconus Seger.
5) " Bürgercorporal Große.
6) " Kaufmann Hildebrand.
7) " Schneider Grobe.
8) " Schusteramtsmeister Beckmann.
9) " Stadtchirurgus Mohrmann.
10) " Registrator Meyer.

Aegidienneustadt.

1) Hr. Hofgerichtsassessor Isfland.
2) " Soltmann.
3) " Bürgercorporal Jüchling.
4) " Tischler Frischgesell.
5) " Büchsenschäfter Reiff.

Osterstraße.

1) Hr. Bürgercorporal Stolze.
2) " Hufschmidt Mannegold.
3) " Braukuecht Warneke.
4) " " Schmidt
5) " Sattleramtsvorsteher Narten.
6) " Maurergeselle Meyer.
7) " Tischler Homeyer.
8) " Braumeister Lampe.
9) " Kramer Wolters.
10) " Bürgercorporal Ahrens.
11) " Senator Wedekind.
12) " Zimmergeselle Ahrens.
13) " Diaconus Droste.
14) " Hokenamtsgenosse Hofmann.
15) " Holkurferschmidt Krüger.
16) " Brauverwalter Bode.
17) " Brauergildevorsteher Wägener.

B. In der Neustadt.

Lange Straße.

1) Hr. Schatzeinnehmer Haase.
2) " Zinngießer Taberger.
3) " Hofschuhmacher Wetzig.
4) " Knochenhauer Walter.

Wallstraße.

1) Hr. Schusteramtsmeister Seegers.
2) " Nagelschmiedeamtsmeister Witzke.

Bockstraße.

1) Hr. Kaufmann Tacke.
2) " Bürger Wynecke.

Bergstraße.

1) Hr. Schneideramtsmeister Bertram.
2) " Goldschmiedeamtsvorsteher Eckard.

Bäckerstraße.

1) Hr. Diaconus Meyer.
2) " Kaufmann Hornemann.
3) " Hokenamtsvorsteher Mensing.
4) Hr. Senator Hätzel.
5) " Gastwirth Wolperding.

Calenbergerstraße.

1) Hr. Negociant Langerfeld.
2) " Kaufmann Bünning.
3) " Stadtchirurgus Hischbeck.

Brandstraße.

1) Hr. Hofbauschmidt Otten.
2) " Hofofensetzer Lüders.
3) " Schmidt Seelmeyer.
4) " Königl. Koch Belleville.
5) " Knochenhauer A. M. Schneemann jun.

Kleine Duvenstraße.

1) Hr. Zeugschmidt Pelz.

Große Duvenstraße.

1) Hr. Hildebrand.

Rothe Reihe.

1) Hr. Diaconus Wedekind.

Bi- über Einnahme der Hannöveriſchen Armencaſſe,

Einnahme.	In Caſſenmünze Rthlr.	gr.	pf.
I. Ueberſchuß von vorigem Jahre —	372	30	7
II. Einkünfte:			
1) aus Caſſen,			
A. Seiner Königl. Majeſtät,			
1. aus der Rentcammer, — —	600	—	—
auſſerordentlicher Zuſchuß — —	400	—	—
2. aus der Kloſtercaſſe — —	600	—	—
auſſerordentlicher Zuſchuß — —	100	—	—
3. aus der Invalidencaſſe — —	240	—	—
4. = = Kriegscaſſe — —	200	—	—
5. = = Licentſtrafcaſſe — —	50	—	—
6. = = Hofküchſtube wegen des Fürſtenhofes —	52	—	—
B. Calenbergiſcher Landſchaft — —	200	—	—
C. Cämmerei,			
a. der Altſtadt — —	50	—	—
b. der Neuſtadt — — —	20	—	—
2) an eingegangenen Capitalien — —	933	12	—
3) an Zinſen — — —	370	4	2
4) aus Sammlungen,			
A. aus denen nach der Landesherrlichen Armenordnung eingeführten 92 Allmoſenbüchern —	4592	13	3
B. in Kirchen — — —	783	10	7
C. aus Büchſen in Jahrmärkten, Wirthshäuſern und ſonſt — — —	22	15	4
D. beim großen Umgang der Armen Oſtern und Michaelis — — —	450	7	—
5) an Hausmiethe — — —	40	18	—
6) an wiedererſtattetem Schulgelde bürgerl. Kinder —	259	17	4
7) an wiedererſtatteten Auslagen für Bücher	36	2	6
8) Insgemein, aus einzelnen milden Zuflüſſen, und verwechſelter ſchlechter Silber- und Kupfermünze —	469	14	—
9) an Reſtanten —	44	28	6
Summa der Einnahme —	10886	30	7
Hievon die nebenſeitige Ausgabe ab mit —	10418	13	4
Iſt in dieſem Jahre Ueberſchuß —	468	17	3

lance und Ausgabe von Michaelis 1800. bis dahin 1801.

Ausgabe.	In Cassenmünze Rthlr.	gr.	pf.
I. Vorschuß vom vorigen Jahre — — —	—	—	—
II. Austheilungen an Arme: welche theils monatlich, theils wöchentlich geschehen.			
1) an einheimische:			
a. im Civil, an 311 Personen — —	3418	3	—
b. im Militair, an 59 Personen — —	675	9	—
2) an Durchreisende — — — —	129	24	—
III. Auslagen für Arme:			
1) Zuschuß an das Arbeitshaus — — —	100	—	—
2) zu Verpflegung und Erziehung 107 armer Kinder	884	18	—
3) Schulgeld für 237 arme Kinder — —	262	19	—
4) für Kleidung — — —	964	17	5
5) = Bücher — — —	50	20	
6) = Arznei und chirurgische Hülfe, 1167 Personen —	1488	32	
7) Begräbnißkosten — — —	58	12	—
8) behuf Unterhaltung der eingeführten 117 Bettler, und Belohnungen der Armenvögte, die sie eingeführt haben — — —	80	7	4
IV. Zur Erhaltung der Verfassung der Armenanstalt:			
1) Besoldung:			
a. für fünf Mitglieder des Collegiums, 2 Rechnungsofficialen und 2 Armenbücheraufseher, —	648	—	—
b. für 2 Obervögte, 1 Pensionairobervogt und 10 Armenvögte — — —	696	—	—
2) Belohnungen an 15 Aufseher und 15 Träger der Büchsen beim halbjährigen Umgange der Armen, — — — —	20	—	—
3) Copialien — — — —	14	27	—
4) Schreibmaterialien — — —	31	—	—
5) Insgemein, worunter die aus den Kirchen und sonst bei der Armencasse eingegangene, jedoch nach der Absicht der Wohlthäter sofort an dürftige Personen wieder verabreichte milde Gaben, ausserdem auch die wegen der dem K. Armencollegio zustehenden beiden Häuser vorgefallenen Reparationskosten ꝛc. mit begriffen sind —	236	4	3
V. Bei Capit. worunter 500 Thl. in Golde von Dem. Jahns	560	—	—
VI. Wiederbezahltes Capital — —	100	—	—
Summa der Ausgabe —	10418	13	4

Vergleichung der Einnahme und Ausgabe gegen voriges Jahr.

In der Einnahme sind plus:

An eingegangenem Capital	—		790	=	—	=	— =
= Zinsen	—		4	=	28	=	7 =
= Sammlungen aus Kirchen	—		22	=	9	=	6 =
Aus den Umgängen	—		174	=	1	=	5 =
An erstattetem Schulgelde	—		7	=	22	=	4 =
Insgemein	—		291	=	6	=	6 =
		Summa	1289 Thl.		33 gr.		4 pf.

Dagegen sind minus:

An Ueberschuß	—	512 Thl.	18 gr.	5 pf.			
Aus den Almosenbüchern	—	36	=	2	=	4 =	
= Büchsen in Jahrmärkten ꝛc.	—	14	=	—	=	7 =	
An Hausmiethe	—	17	=	—	=	— =	
Für Bücher	—	13	=	25	=	1 =	
				593	=	11	= 1 =

Abgezogen, bleibt in Einnahme plus — 696 Thl. 22 gr. 3 pf.

In der Ausgabe sind plus:

An Civilarme	—		694 Thl.		19 gr.		— pf.
Für Verpflegung armer Kinder	—		141	=	30	=	— =
= Begräbnißkosten	—		22	=	9	=	— =
= Büchsenträger	—		10	=	—	=	— =
= Schreibmaterialien	—		10	=	15	=	— =
an belegten Capital	—		560	=	—	=	— =
= bezahlten Capital	—		100	=	—	=	— =
		Summa	1539 Thl.		1 gr.		— pf.

Dagegen sind minus:

An Militairarme		11 Thl.	3 gr.	— pf.			
= Durchreisende		33	=	19	=	4 =	
= das Arbeitshaus		407	=	35	=	6 =	
= Schulgelde	—	57	=	14	=	— =	
Für Kleidung	—	102	=	8	=	2 =	
= Bücher	—	3	=	—	=	2 =	
= Arznei und chirurgische Hülfe		185	=	7	=	4 =	
= Unterhaltung der Bettler	—	34	=	15	=	— =	
= Copialien	—	21	=	8	=	4 =	
Insgemein	—	81	=	33	=	3 =	
				938	=	1	= 1 =

Verglichen bleibt plus Ausgabe — 600 Thl. 35 gr. 7 pf.

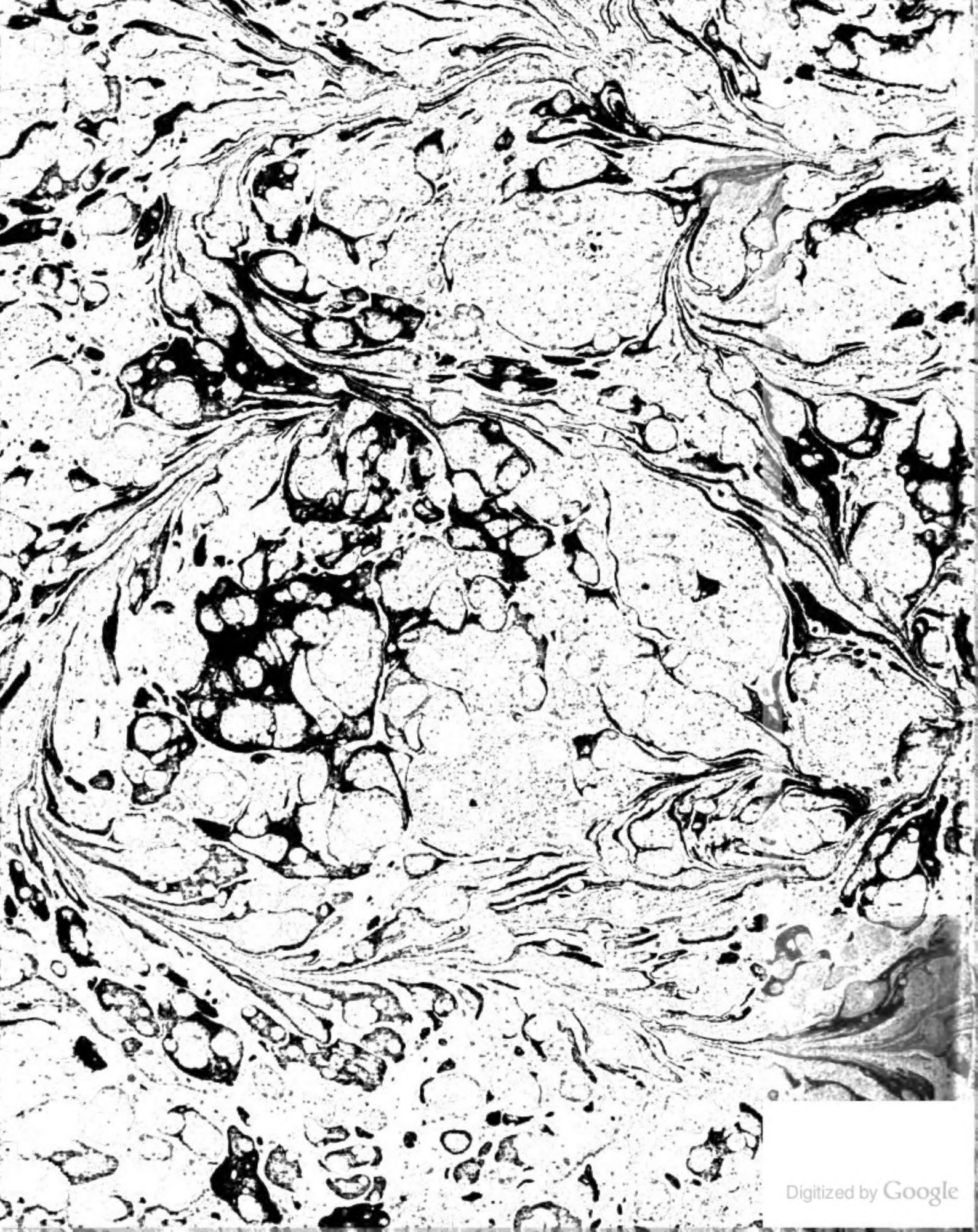
Das Plus der Ausgabe von dem Plus der Einnahme abgezogen, bleibt plus Einnahme — 95 Thl. 22 gr. 4 pf.

Rechnet man hiezu den Ueberschuß des vor. Jahrs ad — 372 = 30 = 7 =

So beträgt der diesjährige Ueberschuß, wie in der Bilance — 468 Thl. 17 gr. 3 pf.

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

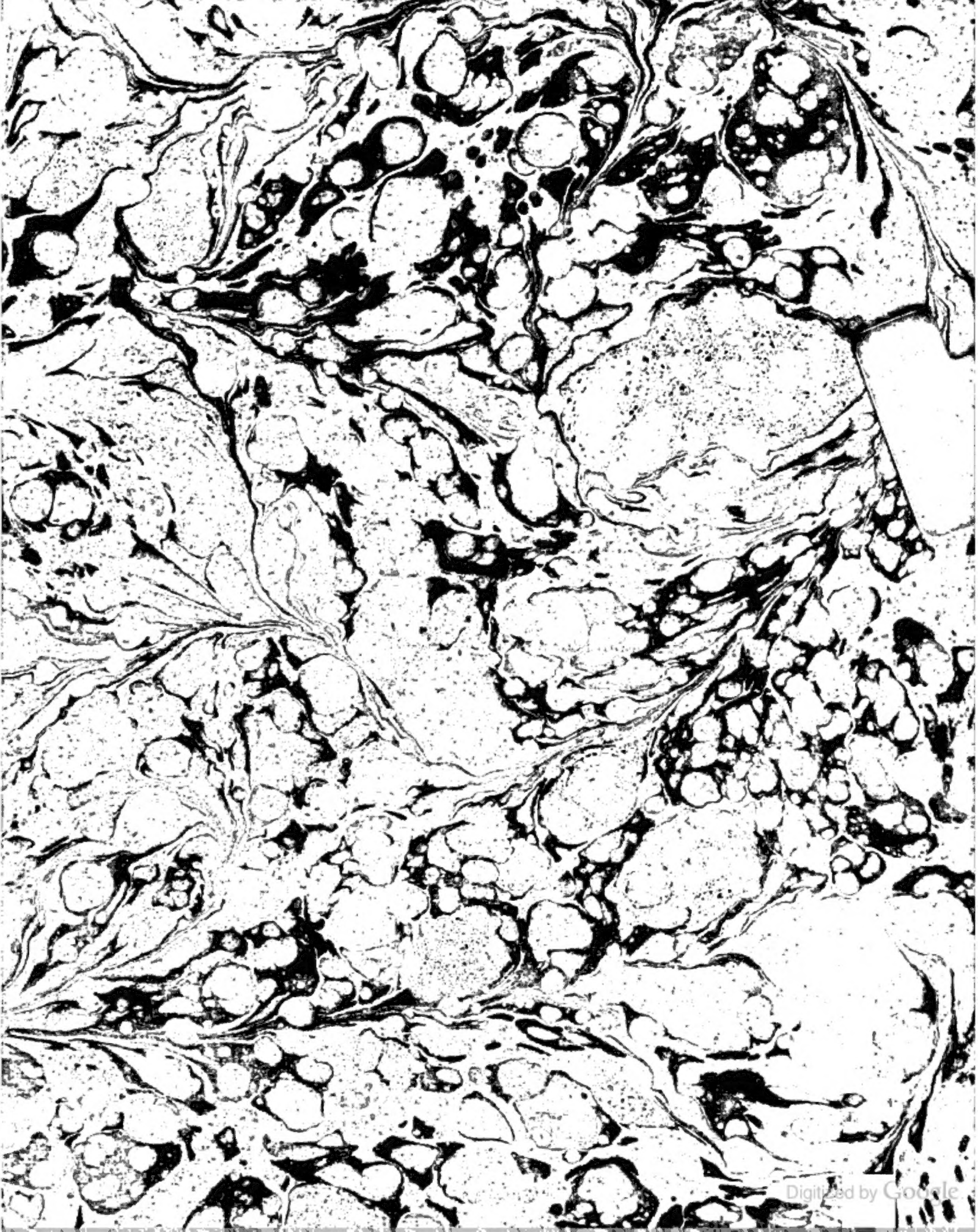

Digitized by Google

image
not
available